This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sci 85.48

Bot. Apr. 1896

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 13 May, 1894
13 Apr, 1895

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher
Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff,**

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

Neue Folge. IX. Serie.

Heft 193—216.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1895.

725-40
~~VIII .175a~~
Sci 85.48

1894, Nov 12 —
1895, April 13.
Library

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
193.	**Meyer, Christian,** Die unehrlichen Leute in älterer Zeit...	1— 38
194.	**Metzger, Emil,** Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.....	39— 76
195.	**Müller, P.,** Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.....	77—120
196.	**Uhle, Theodor,** Walther von der Vogelweide	121—168
197.	**Graffunder, P.,** Traum und Traumdeutung.....	169—206
198.	**Steinschneider, Moritz,** Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung	207—240
199.	**Weniger, Ludwig,** Die Dominikaner in Eisenach.....	241—284
200.	**Krebs, Wilhelm,** Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung. Mit 8 Abbildungen	285—322
201.	**Rover, J.,** Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung...	323—368
202.	**Lunge, Georg,** Das Zeitalter des Stahles..... ...	369—402
203.	**Scheleutz-Ahlgreen, Hermann,** Kosmetik.....	403—440
204.	**Thuemmel, Conrad,** Ueber die südslavische Guslaren-Epik..	441—480
205.	**Alsberg, M.,** Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit, sowie deren muthmaßliche Ursachen. Mit 4 Abbildungen....	481—512
206.	**Lange, Conrad,** Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie	513—562
207.	**Martius, F.,** Ueber Nervosität	563—594
208.	**Beuder, Hedwig,** Luise von François.....	595—630
209.	**Frobenius, Leo B.,** Die Geheimbünde Afrikas	631—658
210.	**Seiler, Friedrich,** Die Heimath der Indogermanen	659—694
211.	**Marx, Th.,** Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares	695—722
212.	**Schultze, Ernst,** Lavoisier, der „Begründer der Chemie“ ...	723—760
213.	**Stade, Paul,** Breslau, ein Schutzwall gegen das Slaventhum	761—796
214.	**Spelter, P.,** Das Wandern der Pflanzen	797—832
215.	**Reineck, Carl,** Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst.....	833—892
216.	**Schulteß, Karl,** Die sibyllinischen Bücher in Rom	893—948

VIII. 173
HARVARD COLLEGE
MAY 1894
LIBRARY.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 193.

Die unehrlichen Leute in älterer Zeit.

Von

Dr. Christian Meyer

in München.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Aus dem Strafen- und Gefängnißwesen Nordamerikas.

Rückblick auf eine Studienreise von **Dr. P. G. Aschrott.**

Preis Mk. 1.—.

In die Gefängnisse von Nordamerika führt uns Dr. Aschrott. Da drüben das Straf- und Gefängnißwesen, rein vom praktischen Bedürfniß geleitet, noch in fortwährender Entwickelung ist, da das Strafrecht in den einzelnen Staaten sich unterscheidet und eine noch größere Verschiedenheit bei der praktischen Durchführung Platz greift, so ist es ein buntschillerndes Bild, das der Verfasser malt. Wir ersehen daraus, daß bei all den rohen Auswüchsen nordamerikanischer Justiz, wie sie die Presse häufig mittheilt, doch manche Einrichtung in manchem Staat geradezu musterhaft und des eingehenden Studiums werth ist. (Litteraturblatt.)

Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England.

Nebst einem Anhange: Vorschläge zur Reform der juristischen Ausbildung in Deutschland.

Von **Dr. P. G. Aschrott.**

Preis Mk. 1.—.

„Besseres Ineinandergreifen von Theorie und Praxis" ist das Schlagwort, mit welchem gleich so vielen anderen der Verfasser an die brennende Frage der Reform des juristischen Unterrichts in Deutschland herantritt. Brennend ist die Frage nachgerade nicht zum geringen Theil deswegen, weil mit der rapid wachsenden Zahl der Rechtsbeflissenen, welche die Jurisprudenz als Brotstudium betreiben, der auf so vielen anderen Gebieten des modernen Lebens allmächtige Satz: „Zeit ist Geld" auch auf die stagnirenden Zustände des Rechtsstudiums in Deutschland seinen zersetzenden Einfluß zu äußern begonnen hat. Auf die Heimath jenes Satzes, auf das Land der Praxis im eminenten Sinne, richtet der Autor des vorliegenden, in der juristischen Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrages den vergleichenden Blick, indem er eine gedrängte Skizze der Entwickelung des englischen Universitätsstudiums und insbesondere des von diesem in der Entstehung und Fortbildung getrennten juristischen Bildungsganges entwirft und dabei die grundlegenden Unterschiede zwischen den kontinentalen und englischen Bildungseinrichtungen und Zwecken scharf hervorhebt. (Gerichtssaal.)

Die unehrlichen Leute
in älterer Zeit.

Von

Dr. Christian Meyer
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Faßt man unsere heutige Gesellschaftsordnung ins Auge, so fällt alsbald gegenüber derjenigen der alten Zeit eine scharf abweichende Thatsache auf, die wir als einen der Kardinalsätze der modernen sozialen Errungenschaften zu betrachten berechtigt sind: ich meine den gleichmäßigen Schutz des Gesetzes, dessen sich alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu erfreuen haben, dessen sogar auch Diejenigen theilhaftig sind, welche sich durch verbrecherische Handlungen irgend welcher Art außerhalb des Rechtes gesetzt haben. Es giebt heutzutage keine Gesellschaftsklassen mehr, welche schon durch ihr bloßes Dasein, ohne durch rechtswidriges Handeln sich gegen die gesellschaftliche Ordnung aufgelehnt zu haben, aus dem Kreise der schutzberechtigten Gesellschaft ausgeschlossen sind. Mit solchen sozialen Mißbildungen gründlich aufgeräumt zu haben, ist eines der hauptsächlichsten Verdienste der sogenannten Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts. Gerade weil die Verfechter derselben mit Waffen des Geistes und der höheren Bildung gegen die überkommenen sozialen Zustände ankämpften, hat sich die Umbildung derselben zwar nur langsam, aber sicher und gründlich vollzogen, und es ist eine durchaus nicht zutreffende Behauptung, wenn man das Hauptverdienst daran der mehr äußerlich und gewaltthätig wirkenden französischen Revolution von 1789 zuschreibt. Sie hat nur vollendet und abschließende Form gegeben, nachdem die Neubildung in der öffentlichen Meinung und vielfach auch in der äußerlichen

Gestaltung schon Jahrzehnte vorher begonnen hatte. Wie wäre dies auch anders möglich, da bloß äußerliche Mittel geistige Bewegungen — und zu diesen gehören die sozialen Umgestaltungen in einem besonders hervorragenden Sinne — zwar unterstützen, aber niemals hervorrufen können, wie es umgekehrt ebenso richtig ist, daß solche Bewegungen nur sehr schwer und langsam ohne Zuhülfenahme äußerer Gewalt, durch rein geistige Mittel, sich verdrängen lassen. Wie der einzelne Mensch und die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft eine Mischung von Geist und Materie, Idealismus und Realismus ist, so vollzieht sich auch das Wachsen und Werden des Einzelnen sowohl als die geschichtliche Entwickelung der ganzen Menschheit unter dem Einflusse theils idealer, geistiger, theils materieller, mechanischer Bildungsfaktoren. Beide Elemente ergänzen sich gegenseitig: die äußere Gewalt — die freilich vorwiegend sich wieder auf innere geistige Motive wird stützen müssen, wenn sie einen nachhaltigen Erfolg erzielen will — beschleunigt und vollendet den Prozeß gesellschaftlicher Neubildungen, welche die vorausgeeilte höhere Bildungsstufe Einzelner begonnen hat. Niemals dagegen vermochte erstere allein andere als bloß ephemere geistige Umgestaltungen ins Leben zu rufen; wo ihr dies einmal scheinbar gelungen ist, hat — ich erinnere nur an die josephinischen Reformen in Oesterreich — ein Zufall das ganze Gebäude in Trümmer geworfen. Und wenn eine spätere Zeit wieder an solche angeknüpft hat, so hat sie dies nur unter Zuhülfenahme der geistigen Bewegungsfaktoren thun können, wenn nicht überhaupt infolge jenes gewaltthätigen Eingreifens die Möglichkeit einer Reform für lange Zeit hinaus verloren gegangen ist.

Als ein charakteristisches Merkmal unseres Jahrhunderts wird man in erster Linie die Auflösung des alten Ständebegriffes hinstellen dürfen. Zwar ist dieser Prozeß noch nicht völlig zum Abschluß gebracht, aber die Konturen des Bildes

sind doch schon so sehr verwischt und die Linien desselben so ineinander übergegangen, daß das alte Bild kaum mehr erkennbar ist; noch wenige Jahrzehnte weiter, so werden auch diese letzten Reste der früheren ständischen Gliederung der Gesellschaft verschwunden sein. Gerade auf diese aber baute sich die Möglichkeit eines Ausschlusses ganzer Gesellschaftsklassen aus der Gesellschaft selbst aus. Wie jeder Stand in sich selbst abgeschlossen war und seine genau bestimmten und ihm durch die übrigen Stände garantirten Rechte genoß, so mußte es schließlich auch eine Anzahl Menschen geben, die man nicht unter diesen oder jenen Stand subsummiren konnte, die also außerhalb der ständischen Gliederung, d. h. nach damaliger Auffassung überhaupt außerhalb der Gesellschaft standen. Es wäre dies an und für sich noch kein erschwerender Umstand gewesen, wenn nicht eben das Rechtsgefühl der damaligen Zeit Leute, welche keiner anerkannten Korporation angehörten, nun auch sofort als ausgeschlossen von dem gesetzlichen Schutz und der standesgemäßen Ehre betrachtet hätte. Es ist eine durch die ganze alte Gesellschaftsgeschichte durchgehende Anschauung, daß der Einzelmensch für sich gar nichts gilt, sondern Anerkennung, Schutz und Ehre erst dadurch findet, daß er sich nicht nur einer Gemeinschaft anschließt, sondern auch mit seinem gesamten Thun und Treiben in derselben aufgeht. Bis ins Kleinste hinab regelt jene die einzelnen Seiten der Existenz des Mitgliedes; von dessen Geburt bis zu seinem Tode ist dessen ganzes äußeres Handeln nicht nur, sondern auch seine gesamte Denk- und Anschauungsweise durch einen förmlichen Kodex gesellschaftlicher Regeln eng begrenzt und bestimmt. Nur soweit er innerhalb dieser ihm gezogenen Schranken sich bewegt, hat er Anspruch auf Anerkennung und Schutz seitens der Korporation und des Staatsganzen, das direkt nicht mit dem Einzelnen verkehrt, sondern nur ein mittelbares, durch das Medium der Korporation gehendes Verhältniß

zu demſelben hat, wenn überhaupt die Geſamtheit zahlloſer größerer und kleinerer, untereinander nur loſe verbundener Gemeinſchaften ein Staatsweſen genannt werden darf. Wer aus dem Gemeinſchaftsverbande austritt oder wer von Anfang an keinem ſolchen angehört, iſt, vom geſellſchaftlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht mehr vorhanden und ſteht außerhalb des Rechtes und der Ehre der Geſellſchaft, d. h. iſt – vogelfrei.

Es iſt nun eine Thatſache von der ſchwerwiegendſten Bedeutung, daß der Eintritt in eine ſolche Genoſſenſchaft durchaus nicht ein freier Willensakt des Einzelnen geweſen iſt. Wäre dies der Fall geweſen, ſo wäre nicht abzuſehen, warum nicht Jedermann ſich beeilt hätte, Schutz und Anſehen einer Korporation ſich zu verſchaffen. Von unehrlichen Leuten würde dann die Kulturgeſchichte nichts zu berichten haben. Vielmehr war jener Eintritt in den Schutzverband irgend einer Genoſſenſchaft wenigſtens in der ſpäteren Zeit auch wieder nur ein Recht, das der Betreffende nur unter beſtimmten Vorausſetzungen erwerben konnte. Urſprünglich mag dies allerwärts anders geweſen ſein und der Beitritt einem Jeden offen geſtanden haben; ſpäterhin aber haben ſich die einzelnen Kreiſe abgeſchloſſen und die Aufnahme an mehr oder minder beſchwerliche Bedingungen geknüpft oder auch ganz unmöglich gemacht. Wir werden daher auch in den früheren Jahrhunderten, wie überhaupt keine engere ſtändiſche Gliederung, ſo namentlich auch keinen engherzigen Abſchluß der Unterabtheilungen der Stände, eben unſerer Genoſſenſchaften, bemerken, während ſpäterhin dieſer Korporationsgeiſt ſich bis zur Verzerrung ausgebildet hat. Warum nun jener Ausſchluß gerade dieſe und jene Klaſſe von Menſchen traf, darüber läßt ſich ein allgemeines Motiv nicht ausfindig machen, es ſei denn, daß wir ſagen wollen, daß die Geſellſchaft in ihrem Berufe etwas Unehrliches ſah; warum aber der betreffende Beruf an-

stößig erschien, das hat fast bei jedem Einzelnen seine besondere Bedeutung.

Theilen wir die vogelfreien Leute der alten Gesellschaft in solche ein, welche sich durch eine rechtswidrige Handlung außerhalb des Schutzverbandes, dem sie bisher angehört, gesetzt haben, und in solche, welche schon durch ihre bloße Existenz, ohne irgendwie durch ihr Handeln die Rechtsordnung zu gefährden, aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind, so tritt uns schon bezüglich der erstgenannten Klasse in der Anschauungsweise der älteren Zeit gegenüber der modernen Rechtsanschauung der prinzipielle Unterschied entgegen, daß diese letztere auch den schwersten Verbrecher noch als ein Glied der menschlichen Gesellschaft betrachtet und demgemäß schützt und ehrt, soweit nicht dieser Schutz und diese Ehre ihm durch richterliches Erkenntniß abgesprochen worden ist. In der alten Zeit war das gerade Gegentheil der Fall. Da konnte der Schutz gegen die eigenmächtige Justiz jedes anderen Gesellschaftsgliedes nur dadurch einigermaßen erlangt werden, daß sich der Verbrecher sofort nach begangener That freiwillig dem Gerichte stellte und sich zu allem dem erbot, was der Beleidigte — entweder das Gericht oder der thätlich Betroffene oder die Familie desselben — als Sühne forderte. Entfloh er, so fiel er in die Acht, d. h. in den Zustand völliger Rechtlosigkeit, wo ihn Jeder ohne weitere Prozedur wie einen tollen Hund todtschlagen durfte, ohne dadurch gegen das Strafgesetz zu verstoßen. Der Geächtete war eben kein Mensch mehr, er war aus der menschlichen Gesellschaft und ihrer gegenseitigen Schutzgarantie ausgeschieden. Ja, diese Rechts- und Friedlosigkeit ging so weit, daß auch Diejenigen, welche dem Geächteten Schutz gewährt oder ihn nicht ergriffen hatten, wenn sie ihn antrafen, oder späterhin Fürbitte für ihn einlegten, mit einem Worte in irgend eine Berührung mit demselben getreten waren, in die gleiche Strafe verfielen. Gerade dieser letzte

Umstand, das Verbot des Verkehrs mit dem Rechtlosen, begegnet uns durchgängig bei den rechtlosen Leuten der alten Zeit, und zwar gleichgültig, ob diese der ersten oder zweiten Klasse der von uns gemachten Eintheilung angehören: nicht nur die Berührung mit dem Geächteten, auch diejenige mit dem Nachrichter z. B. genügte, um den Betreffenden ebenso frieb- und rechtlos zu machen. Zwar nicht der Rache jedes einzelnen Gesellschaftsmitgliedes, wohl aber derjenigen des Beleidigten wurde der Verbrecher preisgegeben, wenn er nicht seinen Frieden mit diesem machte. Der Schutz der Gesellschaft war dann nur ein einstweiliger gewesen; er dauerte so lange, als man glauben konnte, daß der Verbrecher nicht aus seiner Genossenschaft ausgestoßen würde. Und dabei ist es ein weiterer Beleg für unsere Annahme eines innigen Zusammenhanges des Einzelindividuums mit dem zugehörigen Kreise, daß sogar ein so eminent öffentliches Interesse, wie die Strafverfolgung während des ganzen Mittelalters, fast ausschließlich in die Hand der den Beschädigten zunächst stehenden Korporationen — meist der Familie im weiteren Sinne — gelegt war. Wenn sich dies auch für den Fall, daß der unmittelbar Beschädigte faktisch nicht mehr in der Lage ist, seinen Sühneanspruch selbst verfolgen zu können (z. B. bei Todtschlag), damit genügend erklären läßt, daß daneben die Erben, wie in die Vermögensrechte, so auch in die Pflichten des Erblassers eintreten, so reicht auch diese Erklärung nicht aus, wenn der Beschädigte z. B. am Leben geblieben und vollkommen befähigt ist, das ihm widerfahrene Unrecht zu verfolgen. Hier müssen wir vielmehr ein neben dem Racherecht des ursprünglich Beleidigten hergehendes gleichberechtigtes Recht auf Sühne auf Seiten der Sippe, der engsten und ursprünglichsten Form der mittelalterlichen Genossenschaft, annehmen, wenn wir nicht überhaupt das erstere nur als einen Ausfluß des letzteren, die Einzelperson auch hier lediglich als

eine Art Mandatar der beleidigten Genoſſenſchaft auffaſſen wollen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier den tiefen Unterſchied der alten und modernen Rechtsanſchauung bezüglich der Behandlung der durch eigenes rechtswidriges Handeln aus der Geſellſchaft ausgeſtoßenen Elemente noch weiter verfolgen. Prägnanter noch iſt jener Gegenſatz bei der zweiten von uns gekennzeichneten Perſonenklaſſe, derjenigen, welche durch ihr bloßes Daſein außerhalb des ſtändiſchen und korporativen Schutzverbandes ſtehen, mit anderen Worten, recht- und friedlos oder, wie ein ſehr bezeichnender Volksausdruck lautet, vogelfrei ſind. — Auch hierbei wird ſich wieder eine natürliche Abtheilung derſelben dadurch ergeben, daß die Einen lediglich durch zufällige Umſtände (wie Geburt, Beruf) in jene Sonderſtellung gedrängt werden, während die Anderen nicht ganz ohne eigenes Zuthun ſich des Anſpruches auf Schutz und Ehre begeben haben, wenn freilich dieſes Zuthun, wenigſtens nach moderner Anſchauung, bei weitem nicht hinreicht, die Betreffenden als außerhalb des Rechtes ſtehend zu betrachten.

Beginnen wir mit der erſten Abtheilung, ſo ſtoßen wir innerhalb der alten Geſellſchaftsklaſſen ſofort auf eine Reihe von Berufsarten, welche den ſie Betreibenden aus der menſchlichen Geſellſchaft ausſchließen. Als ehrlos machend wurden vor allem diejenigen Hantirungen angeſehen, welche ſich mit der Exekution verhängter Lebens- und Leibesſtrafen befaßten. Hierher — gehört zuvörderſt der Scharfrichter. Die Anſichten der Volksmeinung über dieſen wechſeln nach Zeit und Ort. In den orientaliſchen Despotien ſtanden die Scharfrichter im höchſten Anſehen und waren die ſteten Begleiter ihrer Herren. Noch heute befindet ſich in Konſtantinopel das Gemach des Henkers im Serail, und das Thor, das zu ihm führt, heißt Bab-us Selam, Pforte des Heils. Anders im griechiſchen Alterthum

Hier wurde der Henkerdienst von Sklaven verrichtet. Bei den Juden dagegen gab es keinen eigenen Scharfrichter. Die wichtigste Hinrichtungsart, die Steinigung, erforderte die Theilnahme des ganzen Volkes, und erst in späterer Zeit traten an dessen Stelle die Aeltesten und Priester. Von einer Anrüchigkeit des Nachrichterdienstes kann also hier keine Rede sein. Den höchsten Grad der Infamie genoß der Scharfrichter dann wieder im alten Rom. Er durfte nicht innerhalb der Bannmeile der Stadt wohnen, mußte besondere Kleidung und ein Glöckchen tragen, damit Jedermann beim Schall desselben der Berührung des Unreinen ausweichen konnte. Und Cicero bemerkt einmal, daß eine Versammlung durch den bloßen Eintritt eines Scharfrichters entweiht werde. Zur Kaiserzeit wurde sein Gewerbe zu den officia abjecta, ministeria sordida gerechnet. Es übten dasselbe aus die spiculatores (spiculum, Lanzenspitze), eine Art von Gladiatoren. In Deutschland wurde die Ausführung der Todesurtheile bis in das 13. Jahrhundert herein durchaus nicht als entehrend angesehen. In der vorchristlichen Zeit finden wir bei den deutschen Stämmen keinen Scharfrichterdienst. Die Hinrichtungen — und zwar mittelst Aufknüpfens an eine heilige Eiche — wurden durch die Priester vollzogen, in deren Hand auch wohl das Rechtsprechen lag; sie war ein integrirendes Element, der letzte Akt desselben. Die christlichen Priester weigerten sich nun allerdings solcher Dienste, schon aus dem Grunde, weil Blutvergießen ihnen die Satzungen ihres Standes untersagten, aber die Arbeit des Hinrichtens wurde vorerst deshalb noch nicht ehrlos machend. Tief in das Mittelalter hinein geschah die Justifizirung der zum Tode verurtheilten Verbrecher durch ehrbare Personen. Unter den Karolingern ruhte sie in der Hand der Schöffen, als der Urtheilsfinder, deren jüngster — daher der Name Nachrichter — in der Regel den Delinquenten vom Leben zum Tode zu bringen hatte, eine

Sitte, die sich, wie allbekannt, bis in die Zeit der westfälischen Fehmgerichte forterhalten hat. Jeder Fehmrichter hatte das Recht und die Pflicht, den verurtheilten Verbrecher, wo er ihn traf, an dem nächsten besten Baum aufzuhängen. An vielen Orten lag der Nachrichterdienst dem jüngsten Bürger oder Familienvater einer Gemeinde oder auch dem Frohnboten ob, dem ehrbaren Diener des Gerichts, der das Fürgebot, die Ladung der Parteien besorgte und dem Richter bei Hegung des Gerichts assistirte. Auch der Ankläger und sein nächster Verwandter hatten da und dort mit eigener Hand den armen Sünder aus der Welt zu schaffen — ein Ausfluß der Blutrachepflicht, der Solidarität der Familie im Guten und Bösen.

Im Laufe der Zeit mag es nun zunächst dahin gekommen sein, daß der mit der Ausführung der Todesurtheile beauftragte Schöffe oder Frohnbote nicht selbst Hand anlegte, sondern hierfür einen Stellvertreter hatte. Mit dem römischen Recht war auch das römische Scharfrichterinstitut nach Deutschland gekommen. Zunächst in die größeren Städte. Hier mußte man, im Hinblick auf die sich häufenden Hinrichtungen, die Anstellung eines eigenen Scharfrichters als nothwendig ins Auge fassen. Es würde dies an und für sich noch kein Grund gewesen sein, den Scharfrichter in die Klasse der ehrlosen Leute herabzustoßen, wenn nicht ein doppelter Umstand dazu getreten wäre, der sich schlechterdings nicht mit den geläufigen Begriffen von Ehre und Anstand vertrug. Einmal die Unfreiheit der ersten gewerbsmäßigen Scharfrichter und sodann ihre Befassung mit der Abdeckerei. Daß sich zu dem Berufe eines Scharfrichters ein freier Mann nicht wohl hergab, das hing weniger mit der Arbeit des Hängens und Köpfens zusammen — da wir ja gesehen haben, daß dies nach der Auffassung der Zeit den Ausführenden keineswegs entehrte — als vielmehr mit der Berufsmäßigkeit dieser Hantirung. Ein Gewerbe aus der Justifizirung

seiner Mitmenschen zu machen, sich dafür bezahlen zu lassen, das widerstrebte dem Unabhängigkeitssinn unserer Altvordern. Dazu kam, daß mit dem römisch-kanonischen Inquisitionsprozeß zugleich der nothwendige Apparat von Folterwerkzeugen und qualifizirten Todesstrafen seinen Einzug in Deutschland hielt. Daumen- und Beinschrauben, der gespickte Hase, der Schwefelfaden, der Halskragen, der spanische Stuhl in der Folterkammer, Staupbesen, Säcken, lebendig Begraben und Pfählen, Rädern, Hängen, Köpfen, Verbrennen, Viertheilen, Zungenausreißen auf dem Richtplatz — solch Handwerk forderte die ganze Kraft des Menschen heraus und setzte abgehärtete, empfindungslose Nerven und technische Fertigkeit voraus. So mußte sich der Henkerdienst zu einem förmlichen Gewerbe herausbilden. Daß sich zu einem solchen Dienst anfangs nicht leicht Jemand bequemen mochte, liegt auf der Hand. Man mußte verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe unter der Bedingung erlassen, daß sie sie an ihren Kollegen vollzogen. Im besten Fall mußte man sich mit entlaufenen Leibeigenen oder flüchtig gegangenen Verbrechern genügen lassen. Der Ehrenmakel dieser ersten berufsmäßigen Scharfrichter verblieb natürlich ihren Kindern, von denen die ältesten Söhne meist das Geschäft des Vaters fortsetzten. Durch das hinzugetretene Abdeckereigeschäft steigerte sich die Unehrlichkeit der Inhaber. Abdecker hat es jedenfalls schon vor Einführung der berufsmäßigen Nachrichter in Deutschland gegeben. In den Städten hatten dieselben meist zugleich die Reinigung der Kloaken zu besorgen — so namentlich in Augsburg — eine Kumulation von Geschäften, gegen die sich das Gefühl des freien Mannes wie gegen etwas Entmenschlichendes sträubte. In der Regel wurden die Scharfrichter von jetzt an durch kaiserliche oder landesherrliche Privilegien und sogenannte Freibriefe geschützt und ihnen die Abdeckereigeschäfte auferlegt. So heißt es noch in einem aus dem Jahre 1619

ſtammenden Privileg wörtlich alſo: „Der Scharfrichter muß alle Gefängniſſe und andere unſaubere Oerter in unſerer fürſtlichen Reſidenz reinigen, wie auch nicht weniger das umgefallene Vieh von unſern Forwerken wegſchaffen und andere mehr onera und Beſchwerden tragen.“

In den kleineren Städten und auf dem Lande blieben daneben die älteren Einrichtungen noch theilweiſe in Wirkſamkeit. Zu Buttſtädt im Weimarſchen enthauptete noch 1470 der älteſte Blutsverwandte des Ermordeten deſſen Mörder. In Friedland knüpfte vorzugsweiſe der Beſtohlene den Dieb ſeiner Habe an den Galgen. In einigen fränkiſchen Städten lag das Blutamt dem jeweiligen jüngſten Ehemann ob. In Dithmarſchen vollzog die Hinrichtung der Kindesmörderinnen der älteſte Mann ihrer Familie. Ja ſogar Frauen legten in einzelnen Fällen Hand an den zum Tode Verurtheilten. Dem wegen Nothzucht zu Richtenden wurde ein geſpitzter Eichenpfahl aufs Herz geſtellt; alsdann trat die gemißhandelte Frau heran und vollführte mit einem Hammer die erſten drei Schläge auf den Pfahl, worauf der Gerichtsdiener die Exekution zu Ende brachte. Namentlich vollſtreckte da, wo kein Scharfrichter war, die Gerichtsgemeinde ſelbſt das Urtheil. So brachten die dithmarſchiſchen Bauern den proteſtantiſchen Märtyrer Henrich van Zütphen ſelbſt ums Leben, da das Land keinen Scharfrichter hatte. In Jütland, wo der gleiche Fall vorlag, führten die Bauern den auf einen Wagen geſtellten Dieb unter den Hängebaum und legten ihm den Strick um den Hals; dann mußte jeder Hardesmann oder Vollbauer der Gemeinde den Strick anrühren, worauf man die Pferde mit Steinen bewarf, daß ſie mit dem Wagen ausriſſen und den Dieb am Baum hängen ließen. Im Dithmarſchen henkten und köpften die Vorſteher und Richter der Kirchſpiele. Andere Dorfgemeinden betrachteten es noch in ſpäteren Zeiten als ihr werthvolles Vorrecht, ihre

Verbrecher selbst justifiziren zu dürfen, wie die Wiesenbrunner im fränkischen Amt Castell, welche ihre Diebe selbst an den Baum knüpften, wobei alle Einwohner an den Strick griffen, zur Konstatirung des wohlbewahrten Dorfrechts. Und selbst dort, wo später ein Scharfrichter gehalten wurde, trat dann, wenn er verhindert war oder seine Kraft allein nicht ausreichte, die Verbindlichkeit der Gemeinde zur Hülfeleistung wieder ein. Gaben doch selbst vornehme Beamte ein Beispiel, daß Hängen und Köpfen sich ganz wohl mit der vollen Ehre und Würde vertrug. In Flandern versah der erste Prätor den Nachrichterdienst, in Reutlingen der jüngste Senator oder Stadtrath. Im Bisthum Worms waren die Bürgermeister gehalten, dem Scharfrichter Leiter und Rad zu reichen. Ja selbst fürstliche Personen scheuten nicht vor eigenhändigen peinlichen Exekutionen zurück! Von Herzog Heinrich von Mecklenburg wird berichtet, er habe mit so vielem Fleiße das Unkraut der Buschklepperei ausgerottet, daß er selbst in den dichtesten Wäldern und sumpfigsten Schlupfwinkeln die Raubgesellen aufgesucht habe, um sie stracks persönlich abzustrafen, weshalb er niemals ohne einen Vorrath tüchtiger, am Sattelknopf hängender Stricke ausgeritten sei. Ertappte er dann seinen Mann, so fertigte er selbst die Schlinge, that sie dem Kerl um den Hals und sprach das Urtheil: „Du most mi dorch den Ring kieken!“ Ein Vaterunser ließ er ihn noch beten, dann zum nächsten Baum geschleppt, die Schlinge an den Ast gehängt, das Pferd unter dem Räuber weggezogen, und vollzogen war die Justiz. Selbst aus den Kirchen holte er die Verbrecher, denn das Gotteshaus, so sagte er, sei keine Räuberhöhle. Nicht einmal beichten ließ er sie, das Vaterunser sei für solche Buben genug, meinte er; sie stürben dann immer noch besser, als wenn sie im Mordkampfe erschlagen würden, oder als die armen Kaufleute, die meuchlings von ihnen umgebracht wären. Daher bekam er als Ehrentitel

den schönen Beinamen „der Henker" (suspensor). Eines ähnlichen Rufes erfreute sich Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg (um 1430), welcher wegen einer Beinverkrümmung den Beinamen „Scheevbeen" führte. Ein alter Geschichtsschreiber meldet von ihm: Der Herzog hatte einen gar großen Eifer zur Gerechtigkeit und war gestrenge gegen die Uebelthäter, die er auf allen Wegen und Stegen aufsuchte, im Busch und Moor und wilder Haide. Wenn er einen Straßenräuber betraf, so that er selber den Halfter seines Pferdes ihm um den Hals, band ihn an den nächsten Baumast und ließ dann das Pferd unter ihm wegziehen. Und wegen dieser Streifereien hieß er auch: „Herr Ott von der Haide". Noch viel später begegnen uns gelegentlich, wenn auch nicht mehr gefürstete Häupter, so doch Personen vornehmen Standes als Henker. Ein englischer Edelmann war es, der, um die Schmach von dem Haupte seines Königs abzuwenden, durch gemeine Henkershand sein Leben zu verlieren, tief vermummt die schreckliche Exekution an Karl I. Stuart vollzog, und noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man in den Zeitungen von einem neuen Sport englischer Gentlemen lesen, wonach diese im Lande herumzogen und sich von den Scharfrichtern für hohe Summen ihre blutigen Funktionen abtreten ließen.

Das Amt des Scharfrichters wurde übrigens nicht nur als ein entehrendes, sondern auch als ein sündhaftes angesehen. Es geht dies beispielsweise aus einem Schreiben des Heilbronner an den Ulmer Rath aus der Mitte des 15. Jahrhunderts hervor, in welchem es bezüglich eines vom ersteren entlassenen Scharfrichters heißt, derselbe habe sich in seinem Amte, Wandel und Wesen züchtiglich gehalten, sei aber nun durch Einsprache des heiligen Geistes von seinem sündhaften Amte zur Buße und Besserung berufen worden, hiezu habe der Bischof von Würzburg ihm eine offene Buße auferlegt; diese habe er auch noch in

Heilbronn begonnen, er wolle aber jetzt den heiligen Stuhl in Rom besuchen, um sich daselbst durch demüthige Reue Ablaß seiner Sünden zu erwerben. Und in der Instruktion des Frankfurter Nachrichters vom Jahre 1646 heißt es: Der Rath wolle diesen fortan nicht mehr für jede einzelne Hinrichtung bezahlen, sondern ihm jede Woche, er möge richten oder nicht, einen Gulden geben, damit der Rath nicht an der auf dessen Geschäften ruhenden Schuld mitbetheiligt, sondern der Züchtiger allein der Diener der Gerechtigkeit sei. Auch der Vorgänger des damals angestellten Nachrichters hatte sein Amt mit der Erklärung niedergelegt, daß er wegen desselben in schweren Sünden gegangen sei und Gott bitte, ihm darum barmherzig zu sein.

Der entehrende Charakter des Nachrichteramts erhellt daraus, daß der Inhaber nicht nur nirgends in das Bürgerrecht aufgenommen wurde, sondern ihm auch untersagt war, am geselligen Leben Anderer theilzunehmen. Schon äußerlich kennzeichnete ihr vor anderen Leuten eine besondere Kleidung, die er selbst dann nicht ablegen durfte, wenn er sein Amt niedergelegt hatte. Meist bestand diese Kleiderauszeichnung in farbigen Lappen am Rockärmel und Armloch des Mantels. Die Berührung des Nachrichters entehrte den Berührenden. Man mied seinen Umgang und floh seine Nähe. In der Kirche war weitab von den Plätzen der übrigen Mitchristen die Stelle, wo er das schöne Wort von der Nächstenliebe vernahm, das ihm allein nicht galt. Bei Austheilung des heiligen Abendmahles stand er abgesondert allein und trat als der Letzte an den Tisch des Herrn; fiel er krank zu Boden, keine Hand rührte sich, ihn aufzuheben; starb er, so mochten seine Leute sehen, wo und wie sie ihn in der Stille verscharrten. Es gehört zu den vielen Naivetäten der mittelalterlichen Rechtsanschauung, dem Vollstrecker der Gerechtigkeitspflege, die mit bewußter Absicht zu einer so blutigen gemacht

worden war, dafür gleichsam zum Sündenbock eigener Schuld zu machen. Selbstverständlich war er auch von allen Zünften und Gilden ausgeschlossen. Als diese Ausschließung durch die Reichsgesetze für ganze Klassen von Personen aufgehoben, diese daher für rechtsfähig erklärt wurden, blieb der Scharfrichter nach wie vor dieser Wohlthat verlustig. Die juristische Rabulisterei und die Volksstimme wollten dies sogar so weit ausgedehnt wissen, daß, wer eines Scharfrichters Witwe oder Kinder heirathet, unfähig wurde zur Verwaltung eines Ehrenamtes. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb ein namhafter Jurist eine Dissertation unter dem Titel: „Rechtliche Entscheidung der Frage, ob ein candidatus theologiae, welcher sich mit eines Scharfrichters Wittwe verlobet und von solcher Verlobung nicht wieder abgehen will, zu dem ihm bestimmten geistlichen Amt dieserhalb den Rechten nach für unfähig zu halten sei?"

Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Nachrichter der damaligen Zeit meist der rohesten Klasse der Gesellschaft angehörten und ihr Amt demgemäß auch mit ausgesuchter Brutalität ausgeübt haben werden. Als der Hamburger Scharfrichter Rosenfeld die Massenhinrichtung der Störtebekerschen Piraten mit dem Schwerte vollzog (um 1402) und dabei in seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute stand, freute er sich einer solch riesigen Bethätigung seines Berufes. Und als der am Richtplatz in corpore versammelte Rath ihm ein höflich theilnehmend Wort über seine enorme Anstrengung sagte, da hohnlachte er wild und äußerte spöttisch, er habe noch Kraft genug, um augenblicks auch den ganzen weisen Rath abzuthun — welche Apostrophirung dieser sehr übel genommen haben soll. Furchtbar aber äußerte sich auch die Wuth des Pöbels, wenn der Scharfrichter bei der Exekution einmal einen Fehler beging. Zu dem an sich gerechtfertigten

tiefen Mitleid der Zuſchauer mit dem armen Sünder geſellte ſich die Verachtung, der Haß gegen den gefürchteten Henker, den das Volk vogelfrei glaubte, ſobald er nur die geringſte Ungeſchicklichkeit ſeines Amtes zeigte. Und doch lag es ſo nahe, daß auch in die ſonſt ſo eiſengepanzerte Bruſt des Nachrichters bei der Exekution ein Funken menſchlichen Mitleids fiel, der das Auge oder den Arm desſelben erzittern machte. Immer und überall haben die Scharfrichter daher darauf beſtanden, daß den Delinquenten die Augen verbunden wurden. Wo ſie trotzdem fehlſchlugen, da ſahen ſie ſich der grauſamſten Volksjuſtiz verfallen, gegen welche ſie keine obrigkeitlichen Schutzmaßregeln zu ſchützen vermochten. Dieſe letzteren beſtanden namentlich in der Ertheilung ſicheren Geleits an den Nachrichter und in dem Ausrufen des Friedens für denſelben, d. h. in einer Verkündigung der Verantwortlichkeit eines Angriffes auf ihn. Andererſeits ſuchte man ſich auch des Nachrichters durch einen von ihm zu leiſtenden Eid, deſſen Formel uns in der Bamberger Halsgerichtsordnung aufbewahrt iſt, zu vergewiſſern, ihm eine Art von Verantwortlichkeit aufzubürden; er mußte daher nach geſchehener Vollſtreckung eines Todesurtheils den Richter fragen, ob er mit ihm zufrieden ſei. „Item“ — ſo beſagt Art. 98 der Carolina — „wann dann der Nachrichter fragt, ob er recht gericht hab, ſo ſoll derſelbig Richter ungefehrlich auf dieſe Meynung antworten: So Du gericht haſt, wie Urtheyl und Recht geben hat, ſo laß ich es dabei bleiben.“ In der Mark Brandenburg hatte man ſtatt deſſen die Formel: „Herr Richter, hab' ich recht gerichtet? — Du haſt recht gerichtet, wie Urtheyl und Recht gegeben hat, wie es der arme Sünder verſchuldet hat!“ Darauf replizirte der Scharfrichter: „Davor danke ich Gott und meinem Meiſter, der mich dieſe Kunſt gelernet hat.“

Die Dienſteinnahmen der Scharfrichter waren meiſt ſehr beträchtlich, da — wie bereits bemerkt — zu ihren Obliegen-

heiten nicht bloß das eigentliche Hinrichten der Delinquenten, sondern auch noch andere entehrende und darum gut bezahlte Prozeduren gehörten. Hierher gehört das Reinigen des Hochgerichts, das Abnehmen der Leichen der Gehenkten oder das Wiederaufhängen derselben, wenn sie abgefallen oder von fremder Hand abgeschnitten worden waren, das Begraben derselben im Felde, die Exekution der Selbstmörder, das Hinauspeitschen der zu schimpflicher Verbannung Verurtheilten, das Ertränken und Erschlagen der frei umherlaufenden Hunde, die Aufsicht über die liederlichen Dirnen u. a. Nach dem Vorgange des römischen Rechtes, welches dem Scharfrichter als Emolument die pannicularia, d. h. die Kleider und kleineren Sachen des Delinquenten, zuwies, gestattete man dem Nachrichter die Aneignung dieser Vermögensstücke der Hingerichteten, sowie der während der Tortur Verstorbenen und der Selbstmörder. Zu diesen Einnahmen traten noch die Erträgnisse der Abdeckerei u. s. w. Die vielen Streitigkeiten indes, die im Laufe der Zeit über das Maß der Gebühren entstanden, sowie die veränderte Rechtsanschauung ließen ein jährliches Fixum, sowie die genaue Angabe der Kosten für die einzelnen Leistungen als nothwendig erscheinen. Die peinlichen Gerichtsordnungen namentlich des 16. Jahrhunderts enthalten darüber ganz detaillirte Bestimmungen. Die brandenburgische Gerichtsordnung setzt für jede Hinrichtung 3 Gulden fest, jedoch soll dem Henker Holz zum Brennen und das Rad zum Rädern geliefert werden. Für das Aushauen mit Ruthen, das Abschneiden der Ohren, Ausreißen der Zunge, Ausstechen der Augen, Abhauen der Finger, und zwar für jede einzelne dieser Verrichtungen erhält er einen halben Gulden, dasselbe für die Anwendung der Folterwerkzeuge. 1670 werden die Einnahmen des Revaler Scharfrichters folgendermaßen aufgeführt: 50 Thaler Salarium nebst Amtswohnung und Feuerung, 8 Tonnen Malz, 8 Tonnen Roggen, 4 Tonnen Hafer, 5 Thaler Heugeld und

alle vier Jahre eine neue vollständige Kleidung nebst Scharlachmantel; ferner 1 Thaler für jede Hinrichtung, Tortur und Ausstreichen am Pranger. In betreff der Abdeckerei: für die Wegbringung eines großen Aases 1/2, eines kleinen 1/4 Thaler, für Kloakenreinigung mit Karre und zwei Pferden jedesmal 4 Thaler, 1 Stübchen spanischen Weins und genugsam Hafer. Noch einträglicher war die Hamburger Scharfrichterei, nämlich (abgesehen von den erheblichen Gebühren rücksichtlich aller peinlichen Verrichtungen) freie Wohnung — Winters in der Frohnerei am Marktplatz, Sommers in der Abdeckerei am Galgenfeld —, sodann ein Salarium von 600 Mark aus der Gerichtskasse, ein reichliches Kostgeld für die ihm überantworteten Delinquenten, weiter 600 Mark aus der Kämmerei für Wegschaffung aller Viehkadaver von den Gassen und aus den Kanälen; für dieselbe Arbeit aus den Privathäusern 1 Thaler fürs Stück; für jede Nachtarbeit nach Accord; ferner den Ertrag einer ihm zuständigen Hausammlung, Frohnspflicht genannt, die selbstredend von allen Pflichtigen verwünscht und dann auch im Jahre 1732 vom Rathe mit einer jährlichen Zahlung von 500 Mark abgelöst wurde. Ferner empfing der Scharfrichter für Beschaffung des unehrlichen Begräbnisses eines Selbstmörders eine Gebühr von 10 Thalern. Daneben war er von allen sog. bürgerlichen Lasten, wie auch vom Kopfgelde befreit. Auch im Besitze der Kruggerechtigkeit befand er sich an manchen Orten, da es doch eine Stätte geben mußte, wo die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgeschlossenen einen geselligen Vereinigungspunkt fanden, der obendrein der Polizei die Aufsicht über das vagirende Gesindel erleichterte.

Gleich entehrend wie die Hantirung des Meisters wurde natürlich auch die ihm durch seine Knechte (Stöcker, Schinder) gethane Hülfeleistung betrachtet, wie auch die Familienangehörigen desselben aus der Gesellschaft der übrigen Menschen ausgestoßen

waren. Der Scharfrichter konnte nur wieder die Tochter oder Schweſter eines ſolchen heimführen. Seine Söhne nahm kein Handwerksmeiſter in die Lehre. 1627 weigerte ſich in Erfurt ein Metzger der Aufnahme eines Lehrknaben, „weil ſeines Vaters Schwager dem Schinder in die Verrichtung gegriffen", d. h. ein Pferd abgehäutet hatte. Allerdings ſetzte ein Reichsbeſchluß von 1731 feſt, daß die Nachkommen des Schinders von der dritten Generation an nicht mehr von den ehrlichen Gewerben ausgeſchloſſen ſein ſollten, und ein kaiſerliches Patent von 1772 verordnete, daß die Kinder des Waſenmeiſters als ehrliche Leute anzuſehen ſeien: einen praktiſchen Erfolg haben aber dieſe Erlaſſe nicht gehabt. Um jede Berührung mit dem ſo Geächteten möglichſt zu vermeiden, baute man ihnen eigene, von den Wohnungen der übrigen Menſchen weit abliegende Häuſer; das Verlaſſen derſelben oder ihres nächſten Umkreiſes war ihnen verboten, oder wenn ſie auch die Stadt betreten durften, ſo war ihnen hierfür eine beſtimmte Zeit- und Raumgrenze vorgeſchrieben. Alle Scharfrichtereien ſtanden beim Volke als Wohnſtätten überirdiſchen Grauens, als Schauplätze geſpenſtiſcher Spukereien in großem Reſpekt. Wer nicht mußte, beſuchte ſie gewiß nicht; nur die Sorge für ein krankes Kind oder Hausthier konnte ſolchen Beſuch veranlaſſen, der aber nie bis ins Allerheiligſte vordrang. Denn der Scharfrichter übte neben ſeiner eigentlichen Kunſt noch eine allerdings nur ſtillſchweigend geduldete, darum aber nicht weniger beanſpruchte ärztliche Praxis aus. Sein Wiſſen in allerlei Zweigen der Naturkunde mußte ihn dazu veranlagen, zumal in einer Zeit, die eine wiſſenſchaftliche Heilkunde noch nicht kannte, und der geheimnißvolle Nimbus, der ihn auch in den Augen der gebildeten Geſellſchaftsklaſſen umgab, konnte dieſe Anziehungskraft nur ſteigern. Berühmt und reich wurde der Scharfrichter zu Paſſau, welcher im Jahre 1611 zuerſt den Kriegern des damaligen Erzherzogs

Matthias einen Talisman gegen Hieb, Stich und Schuß verkaufte: kleine, mit fremdartigen Charakteren bedruckte Zettelchen, welche man an der Stelle, wo das Herz gegen die Rippen pocht, tragen mußte. In ganz Europa war dieses Geheimmittel unter dem Namen der Passauer Kunst bekannt. Der Scharfrichter zu Pilsen verstand sich auf das Gießen nie fehlender Freikugeln, wieder andere auf das Festmachen gegen alle Waffen, ja sogar gegen Feuer und Wasser. Den vom Scharfrichter gehandhabten Geräthschaften wohnte in den Augen des gemeinen Volkes eine geheimnißvolle Zauberkraft inne. Hierher gehören die Stücke und Splitter des Stäbchens, welches über dem armen Sünder gebrochen und ihm vor die Füße geworfen wurde. Ferner der Daumen gehenkter Diebe und jene wunderbare Wurzel, die tief in der Erde beim Rabenstein wächst und aus den letzten Thränen unschuldig Gerichteter entsprießt: wer die glücklich aus der Erde zog, ohne durch den dabei erschallenden Wehelaut todt hinzufallen oder wahnsinnig zu werden, der besaß in dieser Wurzel ein wunderbares Zaubermittel. Das bei Enthauptungen dem Halse entspringende und sofort warm getrunkene Blut galt als Mittel gegen die Epilepsie. Bei der im Jahre 1812 zu Neustadt im hessischen Odenwald stattgehabten Hinrichtung einiger Raubmörder stand ein Henkersknecht bereit, um jedesmal, wenn ein Kopf fiel, von dem fontaineartig emporsteigenden Blut ein Glas voll aufzufangen, welches dann von den anwesenden Patienten ausgetrunken wurde.

Aus einer gewissen Verwandtschaft mit dem Scharfrichter erklärt sich das Vorurtheil, das gegen die Gerichts- und Polizeidiener beim Volke herrschte. Auch diese waren ursprünglich ganz ehrliche Leute. Wie wenig schimpflich ihre Hantirung war, das geht aus der allgemeinen Bürgerpflicht zur Assistenz in Nothfällen hervor. Erst später, als sich eine Trennung der Gerichtsboten in solche für Straf- und in solche

für Civilsachen vollzogen hatte, wurde der erstere Dienst allmählich für schimpflich erachtet, und zwar um so mehr, als man ihn nun häufig an unfreie Leute verlieh, wodurch er einen knechtischen Anstrich erhielt. Der Verkehr derselben mit Verbrechern und Gesindel aller Art, wie die natürliche Abneigung freier Menschen gegen alles Haschen, Greifen, Anzeigen u. s. w. mußte jenes Vorurtheil noch weiter steigern und die Diener der strafenden Gerechtigkeit bald in eine Linie mit ihren Kollegen von der Richtstatt bringen.

Hierher gehört auch die Unehrlichkeit der Gassenkehrer, Feldhüter, Zöllner, Todtengräber, Thürmer, Bettelvögte und Nachtwächter. Die beiden erstgenannten Klassen können ursprünglich nur wegen ihrer zum Theil schmutzigen, jedenfalls niedrigen und geringfügigen Dienstleistungen mißachtet gewesen sein; daneben wahrscheinlich auch noch deshalb, weil die letzteren zumeist von verkommenen, den Gemeinden zur Last liegenden Subjekten besorgt wurden. Uralt ist der Ehrenmakel der Zöllner. Ihre grobe Unredlichkeit läßt sie schon zur Zeit Christi in einem so ungünstigen Lichte erscheinen, daß es für eine Entehrung galt, mit ihnen zu Tische zu sitzen. Neben ihrer Unredlichkeit war es wieder der angeborene Widerwille des Volkes gegen die mit der Zöllnerei verknüpfte Spionage, was die Zöllner um ihre Reputation brachte. In betreff der Todtengräber war es wohl mehr das natürliche Grauen der Menschen vor allem, was mit den Todten zusammenhängt, was zur Verkennung jenes Berufes Anlaß gegeben hat. Die Thürmer mögen vielfach um deswillen für unehrlich gehalten worden sein, weil man häufig die Beaufsichtigung fester Thürme den Scharfrichtern übertrug, welche den Dienst durch einen Knecht versehen ließen. Anderwärts dienten solche Thürme als Haftlokale, und ihre Hüter gehörten dann als Schließer und Gefängnißwärter zu den mißachteten Gerichtsdienern. Bei den Bettelvögten ist es wieder

der Zusammenhang mit der strafenden Justiz, der jene in der Achtung ihrer Mitmenschen herabsetzte, und dasselbe ist bei den Nachtwächtern wenigstens da der Fall, wo diese auch zum Diebsfangen gebraucht wurden. Wo dies nicht geschah und die Nachtwächter trotzdem in üblem Rufe standen, da war sicherlich immer mit dem Nachtwächterdienste ein anderer für unehrenhaft erachteter Dienst (z. B. der eines Hirten) vereinigt.

Von den unehrlichen Diensten kommen wir jetzt zu den unehrlichen Gewerben. Diese unterscheiden sich von jenen nur darin, daß sie die sie Betreibenden nicht gerade ehrlos machen, ihnen aber doch einen Makel an ihrer Ehre anhängen. Zu diesen gehören z. B. die Bader und Scherer, die Abortreiniger, die Hirten, Schäfer und Müller, die fahrenden Spielleute und Gaukler, die liederlichen Dirnen u. a. Bei den Badern, Scherern und Abortreinigern ist wohl die Rücksicht auf ihren unsauberen Erwerbszweig maßgebend gewesen. Die Pflege eines anderen als des eigenen Körpers galt durchgängig für anrüchig — wiederum ein Beweis der naiven Rechtsanschauung der alten Zeit, — da diese Diejenigen, welche aus der Reinlichkeitspflege ein Gewerbe machten, aus dem Kreise ehrbarer Leute ausschloß, obschon sie dieser Pflege, wie keine andere Zeitperiode, obgelegen hat. Schon Tacitus rühmte von den Germanen, daß sie sich jeden Morgen badeten und dies als das erste Geschäft des Tages ansahen. Im Mittelalter waren die Badestuben ein sehr wichtiges, geradezu als unentbehrlich angesehenes Requisit des äußeren Lebens. Zugleich waren sie damals, wie jetzt die Kaffeehäuser und anderes und wie es in Ungarn und den Süddonauländern die Bäder noch heutzutage sind, öffentliche Anstalten zur Unterhaltung und zum Vergnügen. Sogar Dörfer hatten ihre Badestuben. Jeder Handwerksmann pflegte am Sonnabend ein Bad zu nehmen. Auch wenn ein Gläubiger seinen Schuldner

gefangen halten ließ, war er an manchen Orten gesetzlich verpflichtet, ihm von Zeit zu Zeit ein Bad geben zu lassen. Der den Badehaltern anklebende Ehrenmakel rührt nun daher, daß es in diesen öffentlichen Badestuben nicht immer anständig zuging. Das nach unseren Begriffen Anstößigste war die dabei vorkommende Mischung der Geschlechter. Im früheren Mittelalter war das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter durch kirchliche Gesetze verboten; seit den Kreuzzügen aber setzte man sich über dieses Verbot hinweg. Häufig war auch die Bedienung in den Badestuben eine weibliche, wobei die Bademägde zumeist nur mit einem Hemde bekleidet waren. Bekannt ist auch die Bedienung der badenden Gäste auf Ritterburgen durch Jungfrauen und die, freilich fabelhafte, Geschichte von der Rettung des nackten Königs Wenzel durch eine Bademagd. Noch im 16. Jahrhundert erzählt uns Hans von Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten, wie einmal, als er der badenden Herzogin von Liegnitz aufwartete, „eine Jungfrau, Katharina genannt, stabennackend rauskam, heißt mich, ihr kaltes Wasser bringen". An Bacchanalien und Orgien mag es in diesen Badestuben daher nicht gefehlt haben, so daß dieselben, was ihren guten Ruf anlangt, nicht viel vor Freudenhäusern voraushatten. Daß z. B. Agnes Bernauer, bevor sie von Herzog Albrecht von Bayern entführt wurde, Bademagd war, hat dem Vater des Letzteren das grausame Vorgehen gegen die Unglückliche leichter und in den Augen der Mitwelt entschuldbarer gemacht, als wenn diese eine Bürgerstochter gewesen wäre, wie man früher fälschlich angenommen hat.

Das Reinigen der Aborte wurde da und dort für so ehrschädigend angesehen, daß Niemand sich zu diesem Geschäfte hergeben wollte und der Obrigkeit nichts übrig blieb, als den Henker damit zu beauftragen. Und für die ursprüngliche strenge Hofhörigkeit der Straßburger Weinwirthe des früheren Mittel-

alters spricht kein Zeugniß so zuverlässig und beredt, als daß sie noch im 12. Jahrhundert verpflichtet waren, die Aborte des Bischofs stets rein zu halten. — Von den Hirten und Schäfern sagt ein altes Sprüchwort: „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder", was vermuthlich darauf hindeutet, daß die ersteren an ihren verendeten Thieren Abdeckerdienste verrichteten, was allein schon genügte, sie bei ihrer Umgebung anrüchig zu machen. Dazu kam ihre große Dürftigkeit und unkriegerische Lebensart, verbunden mit der ihnen meist anklebenden Unfreiheit. Die Hirten wohnten in eigenen Häuschen außerhalb des Dorfes, eine Einrichtung, die sich in manchen Gegenden Deutschlands noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch das eigenthümliche schweigsame Wesen und Treiben dieser Leute, ihr Ruf, daß sie im Besitze von Geheimmitteln und Wahrsagekünsten seien, der ihnen bis zum heutigen Tage den Ruf „kluger, weiser Leute", d. h. von Zauberern und Hexenmeistern eingetragen, mag zu jener Ehrenminderung beigetragen haben. Durch die Reichsgesetze von 1548 und 1577 wurden sie allerdings ehrlich gesprochen, doch mußte noch im Jahre 1731 diese Ehrlichsprechung neuerdings eingeschärft werden. Dreißig Jahre vorher waren auch die Schweineschneider durch kaiserliches Reskript für ehrliche Leute erklärt worden. — Warum die Müller zu den nicht makellosen Leuten gerechnet wurden, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich war es jene mit dem Namen „Moltern" bezeichnete Manipulation, mittelst welcher sich dieselben ungebührliche Antheile des ihnen anvertrauten Getreides anzueignen verstanden. Schon zu Karls des Großen Zeit waren daher Müllerssöhne von allen geistlichen Aemtern und Würden ausgeschlossen. Darin mag auch der in manchen Gegenden übliche Brauch, daß die Müller die Galgenleitern zu liefern hatten, seine Erklärung finden.

Bei den übrigen von uns namhaft gemachten Erwerbszweigen kommt dann neben der Verächtlichkeit derselben bereits

die kriminelle Seite in Betracht. Namentlich wirkt hier die unſtete Lebensweiſe, das beſtändige Hin- und Herziehen dieſer Leute ungünſtig auf die öffentliche Meinung über dieſelben. Das Mittelalter mit ſeiner feſt an dem eigenen Boden haftenden Seßhaftigkeit empfand kein Bedürfniß, über den engſten Lebenskreis hinaus fremde Verhältniſſe und Zuſtände kennen zu lernen. Urſprünglich galt nur Derjenige, welcher auf eigenem Grund und Boden ſaß, für völlig frei, wie umgekehrt nur der freie Mann befähigt war, Grundbeſitz zu erwerben. Und nur der Freie genoß damals die volle Ehre. Späterhin hat ſich dieſe ſtrenge Anſchauung allerdings dahin gemildert, daß Grundbeſitz nicht mehr die alleinige Bedingung der echten Freiheit ſei, daß daneben auch der auf fremdem Grund und Boden Sitzende der gleichen Freiheitsrechte theilhaftig ſein könne, wenn nur ſeine Leiſtungen gegen den Grundeigenthümer keinen hörigen Charakter hatten. Immerhin war von der früheren Anſchauung ſo viel zurückgeblieben, daß Leute, deren Beſitz lediglich in einer geringen Fahrhabe beſtand, geringer geſchätzt wurden. Auch das darf nicht überſehen werden, daß die Geſchloſſenheit und Gebundenheit der mittelalterlichen Gewerbe keinen Genoſſen neben ſich aufkommen ließ, der nicht zu einem beſtimmten Ortsverbande gehörte. Wer ſein Gewerbe frei, d. h. außerhalb des zünftiſchen Verbandes betrieb, mochte das Gewerbe und die Führung desſelben auch noch ſo anſtändig ſein, hatte kein Anſehen in den Augen der Geſellſchaft. Verſchloß man einem ſolchen auch nach Möglichkeit durch eine Reihe oft der kleinlichſten und engherzigſten Präventivmaßregeln den einheimiſchen Markt, ganz konnte man doch den Gewerbebetrieb ſolcher unzünftigen Leute nicht hindern und rächte ſich nun für das Mißverhältniß, daß dieſe durch keine Zunftſchranken eingeengten Elemente ihre Waren ebenſo an den Mann bringen konnten, dadurch, daß man dieſelben in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen verſuchte.

Recht bezeichnend existirt für alle unzünftigen Leute der Ausdruck „fahrende Leute", bereits mit einem starken Anklang des Unregelmäßigen und Unordentlichen ihres Wandels, der an und für sich der anständigste, demjenigen der privilegirten Gesellschaft völlig gleiche sein kann, in der Meinung der letzteren aber nothwendig ein schlechter sein muß. So oft wir das Beiwort „fahrend" einem Namen vorgesetzt finden, können wir versichert sein, daß damit regelmäßig etwas Verächtliches ausgedrückt werden soll. Die Bezeichnung „Schüler" z. B. weist auf einen Lehrjungen eines gelehrten Meisters hin, der Beisatz „fahrender Schüler" bezeichnet jene übel berüchtigte Klasse von einer Stadt zur anderen ziehender, nur nominell dem Studium, in Wahrheit ganz anderen Dingen, wie Betteln, Stehlen u. a., sich widmender junger Leute. „Fräulein" ist ein hoch auszeichnendes Epitheton der unverheiratheten Frauensperson, „fahrendes Fräulein" dagegen bedeutet eine der Unzucht gewerbsmäßig ergebene Person.

Alle diese fahrenden, d. h. ohne festen Wohnsitz frei umherziehenden Leute gehören nicht zu der Gesellschaft, entbehren des Schutzes und der Rechte derselben, die nur die Zugehörigkeit zu einer anerkannten Genossenschaft einbringt. Das schloß jedoch nicht aus, daß ihnen, falls nur dadurch der Stadt irgend ein Vortheil erwuchs, der Schutz der Obrigkeit zu theil wurde. So waren beispielsweise die liederlichen Dirnen in Augsburg insofern vogelfrei, als an ihnen keine Nothzucht — ein sonst mit Lebendigbegraben bestraftes Verbrechen — begangen werden konnte. Trotzdem erscheinen sie andererseits wieder durch eine Reihe Anordnungen geschützt, die freilich, wenn man näher zusieht, nicht in ihrem Interesse, sondern lediglich in dem des Publikums getroffen sind, oder aber auch so verstanden werden können, daß sie nicht einer Person, sondern vielmehr einer kostbaren Sache, an deren Erhaltung viel gelegen ist, gewidmet sind,

gerade wie man z. B. ein edles Zuchtthier mit besonderer Fürsorge zu behandeln pflegt. Und es ist dies ein weiterer Beleg für den naiven Sinn des Mittelalters, daß es die Existenz nicht nur, sondern auch die Aufpflege der liederlichen Dirnen als ein Bedürfniß gelten ließ, dieselben aber zum rohesten Abschaum der Menschheit hinab verbannte und jedem Versuche, sich daraus emporzuarbeiten, eine unübersteigbare Schranke vorschob. So waren die Augsburger „fahrenden Fräulein" der Aufsicht und Pflege des Henkers unterstellt, der über alle sie betreffenden Angelegenheiten richtete und dafür von einem jeden wöchentlich zwei Pfennige erhielt; weiter hatte er darauf zu achten, daß dieselben zu keiner Zeit, weder des Tages noch des Nachts, die eigentliche Stadt betraten; fand man sie darinnen, so schnitt man ihnen die Nase aus dem Kopfe.

Den größten Prozentsatz zu der Klasse der unehrlichen Leute lieferten die sogenannten Spielleute. Unter diesen Begriff fielen nicht nur die fahrenden Musikanten und Bänkelsänger, sondern auch die Komödianten und Gaukler aller Art, namentlich die im Mittelalter so häufig vorkommenden Kämpfer und Fechter. Die ursprüngliche Unehrlichkeit dieser Personen ergab sich aus ihrer Standeslosigkeit, welche in ihrem Mangel fester Wohnsitze begründet war. Um sich ihre Subsistenz zu erfingen, zu erspielen, mußten sie umherwandern; nirgendwo seßhaft, konnten sie keiner bestimmten Genossenschaft angehören. Ihr hieraus folgender Ehrenmangel wurde aber noch gemehrt durch die Mißachtuug ihres Gewerbes. Nicht etwa aus einer Geringschätzung der Kunst als solcher. Hochgeehrt war der Kämpfer, der freiwillig Gut, Blut und Leben fürs Vaterland in die Schanze schlug oder in den Schranken des Turniers um den Siegespreis aus schöner Frauenhand stritt. Wer dagegen um schnöden Lohn für eine fremde Sache kämpfte oder mit des Lebens tiefem Ernst ein possenhaftes Spiel trieb zu Anderer

Kurzweil und dergestalt des edlen Kampfes höchste Ziele, Vaterland und Ehre, travestirte, wurde tief verachtet. Dichtkunst, Gesang und Saitenspiel waren schon zur Zeit Hermann des Cheruskers in hohem Ansehen, auch die spätere Minnesängerperiode und ihr Nachhall, der Meistersang, bestätigen es, wie hingebend Poesie und Musik im deutschen Mittelalter gepflegt wurde, wenn sie erschienen als Ausdruck freier Herzensstimmung, zur Ehre Gottes, des Vaterlandes, seiner Helden und edler Frauen. Wer aber aus der schönen Gottesgabe eine milchende Kuh machte, der wurde verachtet. In einer solchen Entäußerung der eigenen innerlichen Willensfreiheit, in dem Spielen mit dem Ernste, dem Darstellen unempfundener Gesinnungen und Affekte glaubte man ein Aufgeben der Manneswürde erblicken zu müssen. Die Ehrlosigkeit der Spielleute steigerte sich fast bis zur Rechtlosigkeit. Sie konnten nicht als Schöffen zu Gericht sitzen, nicht als Zeugen die volle Glaubwürdigkeit beanspruchen, nicht durch einen bloßen Reinigungseid eine wider sie erhobene Anklage entkräften. Höchst merkwürdig war die Art und Weise, wie Spielleute für ihnen zugefügte Injurien Genugthuung erhielten. Man gab ihnen nämlich den Schatten ihres im Sonnenschein gegen die Wand gestellten Beleidigers insoweit preis, als sie diesem Schattenbilde einen Schlag an den Hals geben durften, worauf dann die ihnen zugefügte Unbill gesühnt war. Dem beleidigten Lohnfechter bot man „den Blick von einem blanken Kampfesschilde gegen die Sonne", was wohl so zu verstehen ist, daß er an seines Widersachers Spiegelbilde in ähnlicher Weise Genugthuung nehmen durfte. In späterer Zeit milderte sich die alte strenge Auffassung dadurch, daß ein Theil dieser Spielleute in den Städten seßhaft wurde und ein anderer Theil durch Eintritt in landesherrliche Dienste sich Achtung zu erwerben verstand, während freilich die Unehrenhaftigkeit ihrer herumvagirenden Kollegen fortbestehen blieb. Eine der ältesten Reichspolizei-

verordnungen verfügt, daß alle Schalksnarren, Pfeifer, Spielleute, Landfahrer, Singer und Reimensprecher eine besondere, leicht erkennbare Kleidung tragen sollten, damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten und von ihrer Gemeinschaft absondern könnten.

Während dann spätere Reichsgesetze die Pfeifer und Trompeter, also die hauptsächlichsten damaligen Tonkünstler, für ehrlich erklärten, reden sie noch mit unverhohlener Verachtung über das leichtfertige Volk, „so sich auf Singen und Reimensprechen leget und darin den geistlichen wie den weltlichen Stand antastet, nämlich also, daß sie bei den Geistlichen Uebles singen von den Weltlichen und bei den Weltlichen Aergerliches von den Geistlichen". Alle diese Sänger wurden als fahrende Leute zu den Schalksnarren geworfen und mit diesen nur dann geduldet, wenn sie in Fürsten- oder Herrendienst standen. Das Gesetz fügt hinzu: „item soll den Weibspersonen hinfüro das Springen verboten sein", worunter natürlich nicht das züchtige Tanzen im geselligen Kreise, sondern das gewerbsmäßige Ballet- und Seiltanzen zu verstehen ist, das man als unehrbare Schaustellung verbieten zu müssen glaubte. Dagegen bildeten die Trompeter und Paukenschläger durch ganz Deutschland eine Art Verbrüderung. Ihre festen Bestallungen, ihr Kriegsdienst bei der hochgeehrten Reiterei, ihr Dienst an den landesherrlichen Höfen oder bei den Magistraten der Reichsstädte gaben ihnen ein hervorragendes Ansehen, so daß sie auf die Pfeifer und Spielleute des Fußvolkes herabsahen und den Thurmwärtern und Nachtwächtern keine Trompete, sondern nur das Horn gönnen wollten. Kaiser Ferdinand II. verlieh ihnen im Jahre 1630 ein eigenes Privilegium, in dem ihnen die allmähliche Purifikation ihrer Regimenter von untüchtigen Subjekten, die sich in den Wirren des großen Krieges eingeschlichen hatten, und die Besetzung der Stellen mit Personen ihrer Korporation zugesagt, auch ihre

Satzungen in betreff ihrer Lehrjungen und anderer zunftartiger Einrichtungen bestätigt wurden. Makellos ehrliche Geburt von Eltern ehrlicher Herkunft und redlichen Wandels war Grundbedingung der Aufnahme für die Lehrlinge. Zu Gunsten dieser Trompeter- und Paukerzunft wurde den Thürmern das Trompetenblasen nur erlaubt auf ihren Thürmen, wie den Komödianten nur bei ihren Gaukelspielen, keineswegs aber bei ehrlichen Hochzeiten, Kindtaufen und Gelagen, und der Kriegs- und Hofdienst blieb Thürmern wie blasenden Komödianten strenge verschlossen. Dagegen verwillküren sich alle ehrlichen Trompeter und Pauker, niemals mit Thürmern und Gauklern zusammen zu blasen, und erklären, „begebe sich ein ehrlicher Trompeter von der Kunst dennoch auf einen Thurm oder zu den Komödianten, so soll er der Kunst gänzlich beraubet sein". Eine kursächsische Verordnung von 1650 bestätigt den letztgedachten Inhalt dieses Privilegs, „weil auch in Sachsen der Mißbrauch eingerissen, daß Unberechtigte sich nicht mit Dem begnügten, was ihnen gestattet, sondern bei allen Festen, Jahrmärkten, Kirmessen u. s. w. Posaunen bliesen, als ob es Trompeter wären, und sich der Trompeten mit allerlei Ueppigkeit und Leichtfertigkeit bedienten, wodurch der ehrliche Trompetenschall zum höchsten gemißbrauchet werde".

Auch die Pfeifer in den Städten thaten sich allmählich zu geregelten Korporationen zusammen und schieden sich so von den fahrenden, unehrlichen Spielleuten ab. Man nannte sie gewöhnlich „Kunstpfeifer". In den großen Reichsstädten errichteten sich die Magistrate aus ihnen häufig eine Art Hofkapelle, genannt Rathsmusikanten, welche sich besonderer Privilegien zu erfreuen hatten. Daneben genossen diejenigen Pfeifer, welche im Kriegsdienste dem Fußvolke beigeordnet waren, alle Ehre des Kriegerstandes. Mit dem Aufblühen der Kirchenmusik in den protestantischen Städten gelangten dann auch die Organisten und Kantoren zu Ehre und Ansehen.

Schon oben haben wir vorübergehend des zahlreichen liederlichen Gesindels gedacht, das sich in den Städten des Mittelalters unstet herumtrieb. Eine Besserung dieser unsicheren und unsittlichen Zustände brachte erst das 16. Jahrhundert mit seiner erstarkenden Polizeigewalt und der Kirchenreformation mit sich. Von da an hörten die Städte auf, Sammelpunkte des liederlichen Gesindels zu sein. Das letztere zog sich jetzt mehr und mehr auf das platte Land zurück, wo es für sein Treiben sowohl in der hier noch wenig entwickelten Polizei als in der allverbreiteten Unbildung und Roheit den nöthigen Nährboden und Stützpunkt fand. Die rücksichtslose Strenge, mit welcher nach dem Bauernkriege namentlich der schwäbische Bund gegen das Landvolk verfuhr, vermehrte die Zahl dieser Leute bedeutend. Einen großen Prozentsatz dieser vagirenden Bettler bildeten die entlassenen Landsknechte, die zuerst unter Maximilian I. auftauchten und von da ab das ganze 16. Jahrhundert hindurch eine wahre Landplage, namentlich für die ländliche Bevölkerung, geworden sind. Zu einer wahrhaft furchtbaren Höhe wuchs aber die Zahl dieses Gesindels während und nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Auch die Raubkriege Ludwigs XIV. und der spanische Erbfolgekrieg brachten immer neue Scharen solcher Landstreicher hervor. Ja, die allgemeine Gefährlichkeit derselben stieg jetzt dadurch höher, daß sich häufig solche einzelnen Vaganten zu ganzen großen, oft mehrere hundert Köpfe starken Banden zusammenthaten, die sich in den Wäldern verschanzten und von hier nicht nur die Landstraßen unsicher machten, sondern häufig ganze Ortschaften überfielen und ausplünderten.

Ganz besonders war Schwaben der Tummelplatz dieses Gaunerthums. Die vielen Territorien und der Reichthum derselben an Wäldern und Schluchten mußten die Ausbreitung solcher Banden mächtig befördern. Der erste Umstand war natürlich einer energischen gemeinsamen Verfolgung der Land-

ſtreicher äußerſt hinderlich, wie er andererſeits es denſelben ermöglichte, ſich immer wieder neue Legitimationspapiere zu verſchaffen. Der letzte Umſtand dagegen gewährte ihnen Schlupfwinkel in reicher Zahl. Beſonders der Schwarzwald und die engen Thäler der rauhen Alp waren ein beliebter Sammelplatz der Gauner. Die Bauern, ſowie die Beamten waren meiſt zu feige, bei der Verfolgung der Banden ihrer Pflicht nachzukommen, ja manche hielten es aus Gewinnſucht heimlich mit ihnen. Noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts zeigt ſich keine weſentliche Beſſerung der öffentlichen Sicherheit, ja es fallen ſogar gerade in dieſe Zeit jene noch heute im Munde des Landvolkes fortlebenden Räuberbanden des Sonnenwirths — bekanntlich von Schiller in ſo ergreifender Weiſe in ſeiner Erzählung „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" verwerthet — des Konſtanzer Hans, des großen Bayer Sepps, des bayeriſchen Hieſels, der Hafners Lieſel und der Schleiferbärbel. Erſt das 19. Jahrhundert mit ſeiner Umgeſtaltung der territorialen Verhältniſſe des deutſchen Reiches, der Schaffung großer, einheitlich regierter Staatskörper, namentlich einer ſtarken Militär- und Polizeimacht, hat jener Landesplage die Exiſtenzbedingungen unterbunden.

Um hier noch einiges über die Lebensart und die ſonſtigen Verhältniſſe dieſer aus der Geſellſchaft ausgeſtoßenen Menſchenklaſſe beizufügen, ſo ſei vorerſt bemerkt, daß ſie ſich aus Angehörigen faſt aller Länder Europas zuſammenſetzte. Neben den Eingebornen des Landes waren die Franken, Bayern, Elſäſſer und Schweizer die zahlreichſten, aber auch die Pfalz, Tirol, Oeſterreich, Böhmen und Sachſen, ſelbſt Frankreich und Italien ſtellten ihr Kontingent. Meiſt waren es die Abkömmlinge von Bettlern und Landſtreichern, die in die Fußſtapfen ihrer Erzeuger traten, doch treffen wir unter ihnen auch Söhne des Bürger- und Bauernſtandes, die dem väterlichem Hauſe entlaufen

waren; auch abgedankte Soldaten lieferten manchmal einen ſtarken Prozentſatz. Ihren Namen Gauner oder Jauner leitet man von einem hebräiſchen Worte für „betrügen“, Gau, ab. Sie ſelbſt nannten ſich Tſchor, Krochumer und Cannoger. Die einzelnen Gauner führten neben ihrem Geſchlechtsnamen noch einen Geſellſchafts- oder ſog. Spitznamen, welchen ihre Kameraden ihnen beilegten. Derſelbe beſtand aus einem Vornamen mit irgend einem Beiſatz, welcher ſich bezog auf ihre Abſtammung (Hafners Lieſel), ihren Geburtsort (der Sulzer Jörgle, der Villinger Kaſpar), ihren Volksſtamm (der Bayer Sepp, der Tiroler Hans), das Gewerbe ihres Vaters (der Schultoni, des krummen Spielmanns Claus), oder ihrer ſelbſt (der Schleifer-Toni, der Hafen-Kaſpar), auf ihre körperlichen Eigenſchaften (der ſchöne Franz, der einäugige Joſef, der kropfige Siegmund, der ſchwarze Toni, der geräucherte Simon [von ſeiner Magerkeit]) u. ſ. w. Nach der Art und Weiſe, wie ſie ihr Räuberhandwerk trieben, wurden ſie in verſchiedene Klaſſen getheilt: in Schrendefeger (Stubenräumer), welche nachts die Häuſer plünderten, Scheinſprenger und Schranzirer, welche ihre Plünderungen bei hellem Tage verübten, Gſchockgänger, welche auf den Jahrmärkten ſtahlen, Bimuffer und Kißler (Taſchendiebe), betuchte, ſtille Kochemer und Kochmooren, welche nächtliche Einbrüche verübten, gemeine und Staatsfelinger (Quackſalber und Medikaſter), Freiſchupper (falſche Spieler), Markkißler und Markediſer (falſche Geldwechſler) und Reißer (Falſchmünzer). Selten beſchränkte ſich der Einzelne auf eine Gewerbsart, meiſt trieb er deren mehrere, wie die Gelegenheit ſich gerade gab. Um die Polizeibehörden über ihre eigentlichen Zwecke zu täuſchen, betrieben ſie nebenbei ein erlaubtes Gewerbe, das ihnen jedoch das freie Umherziehen geſtatten mußte, z. B. Keſſelflicken, Korbmachen, Hauſiren u. a. Auch zogen ſie, um Aufſehen zu

vermeiden, nur einzeln oder mit wenigen Genossen umher, standen aber miteinander immer in solcher Verbindung, daß, wenn sie eine größere Unternehmung ausführen wollten, stets schnell eine größere Anzahl beisammen war. Ihre Hauptthätigkeit fiel in das Frühjahr, den Sommer und den Herbst; im Winter, wo die Wege meist unzugänglich waren, zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, die sie stets so wählten, daß sie im Falle einer Verfolgung rasch aus einem Territorium in das andere gelangen konnten. Nach diesen Winterasylen theilte man sie auch in Wäldler und Aelpler ein; die ersteren lebten ausschließlich von Raub und Diebstahl, während die letzteren sich daneben auch auf den Bettel legten. Der erstere Bezirk umfaßte das südwestliche Schwaben bis tief in die Schweiz hinein und das Land auf beiden Seiten des Oberrheins, der letztere das übrige Schwaben bis nach Franken und dem Odenwald zu. Ein gemeinsames, wenn auch noch so loses Band umschlang alle diese einzelnen Gruppen, und wo einmal rasches Zusammenhandeln sich nothwendig erwies, da waren sie auch Alle stets zur Stelle und ordneten sich willig den Befehlen ihres frei gewählten Oberhauptes unter. Im übrigen zogen sie Freiheit und Ungebundenheit manchen äußeren Vortheilen, die sich ihnen bei einer strammen Disziplin geboten haben würden, vor. Ihr Privatleben war das treue Abbild ihres unsteten Berufes. Schon frühzeitig schloß der junge Gauner eine Ehe, da er zu kleinen ökonomischen Bedürfnissen einer weiblichen Hand bedurfte. Den Ausschlag bei der Wahl gab dann nicht etwa körperliche Schönheit, sondern angeborene List und Behendigkeit — Eigenschaften, die das Weib zur treuen Gefährtin des Mannes, wenigstens beim Rauben und Stehlen, machten. Eine gesetzliche Form bei der Eingehung solcher ehelichen Verbindungen verschmähten sie meistens, daher auch diese sich, rasch wie sie geschlossen wurden, wieder lösten. Die Kinder wurden von

früheſter Jugend an zur Gaunerei herangebildet und entzogen ſich dem Einfluß der Eltern, ſobald ſie Kraft genug in ſich fühlten, um ſich ſelbſt fortzubringen. Die meiſten wuchſen ganz ohne Unterricht auf und blieben daher auch des Leſens und Schreibens unkundig; dagegen wurde auf die Ausbildung körperlicher Fähigkeiten ſtarkes Gewicht gelegt. Zum Verkehr unter ſich bedienten ſie ſich einer eigenen Sprache, die ſie die jeniſche nannten und die ein ſonderbares Gemiſch verſchiedener Idiome und von den Gaunern ſelbſt erfundener Worte war. Vorherrſchend war die deutſche Sprache, welcher ſie auch Deklination, Konjugation und Konſtruktion nachbildeten und aus der ſie manche Wörter unverändert, nur mit anderer Bedeutung, aufnahmen. Außer der deutſchen ſteuerte die hebräiſche, franzöſiſche, italieniſche, lateiniſche Sprache und die der Zigeuner aus ihrem Wortſchatze bei. Daneben war noch eine Zeichenſprache im Gebrauch. Dieſe beſtand, wenn Der, dem ſie etwas mittheilen wollten, gegenwärtig war, aus Blicken, Geberden und Bewegungen des Körpers, und aus beſonderern Charakteren, wenn ſie Abweſenden eine Nachricht geben wollten. Zu dieſem Zwecke führte Jeder ein willkürlich gewähltes Wappen, einen ſog. Zinken. Wenn er nun einem Abweſenden ſeinen jeweiligen Aufenthaltsort anzeigen wollte, ſo zeichnete er mit Bleiſtift, Kreide oder Kohle ſeinen Zinken an die Wand oder Thür des Hauſes oder ſchnitt ihn in einen Balken desſelben oder in einen naheſtehenden Baum. Wenn er fortzog, bezeichnete er durch einen vom Zinken rechts oder links ausgehenden Strich die Richtung ſeines Weges und, wenn er Geſellſchaft bei ſich hatte, durch Ringe und Zacken ſeine Genoſſen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien
gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Furella.

Mit dem Bildniß Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet Mk. 16.—, gebunden Mk. 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medicin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant. (Hamburger Fremdenblatt. 1893. Nr. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. Nr. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlußfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muß den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues großes Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne daß man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbständig wird verwerthen können, ohne die Schlußfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile des Werks rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, daß wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen." Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesundere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. (Deutscher Reichsanzeiger. 1893. Nr. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmäßig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. Nr. 5 u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Abonnements-Einladung.

Die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach**,
beginnt mit dem vorliegenden Hefte ihren

29. Jahrgang, Neue Folge, IX. Jahrgang.

(Heft 193—216 umfassend.)

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennig.

Gleich seinen Vorgängern wird auch der neue Jahrgang eine Reihe interessanter Arbeiten aus der Feder bewährter Männer der Wissenschaft bringen; jedoch soll fortan mehr als bisher Bedacht genommen werden, auch Fragen, welche jeweilig im Vordergrunde des Interesses stehen, in der Sammlung zu behandeln.

In dem IX. Jahrgang werden u. a., Abänderungen vorbehalten, erscheinen:

Christian Meyer (München), Die unehrlichen Leute in älterer Zeit.
Emil Metzger (Stuttgart), Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.
Conrad Thümmel (Görlitz), Ueber die südslavische Guslaren-Epik.
Hedwig Bender (Eisenach), Luise von François.
E. Lange (Greifswald), Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie.
Moritz Steinschneider (Berlin), Ueber Bildung, und der Einfluß des Reisens auf die Bildung.
M. Alsberg (Kassel), Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit, sowie deren muthmaßliche Ursachen. Mit Abbild.
Ludwig Weniger (Weimar), Die Dominikaner in Eisenach. Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters.
Wilhelm Krebs (Berlin), Kraft- und Prachtentfaltung der Erdatmosphäre. Mit Abbild.
P. Müller (Bern), Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.
J. Nover (Worms), Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung.
Carl Schulteß (Hamburg), Ueber die sibyllinischen Bücher in Rom.

In 28 Jahrgängen der Sammlung sind bereits 672 Hefte erschienen.

Die Serie, 24 Hefte umfassend, kostet 12 Mk., also jedes Heft nur 50 Pf.

Die Serien I.—XX. (Jahrgang 1866 bis 1885, Heft 1—380) und N. F., Serie I.—VIII. (Heft 1—192 umfassend) sind nach wie vor zum Subskriptionspreis, Serie I., à Mk. 13.50 geh., Mk. 15.50 gebunden in Halbfranzband, Serie II.—XX. und N. F. I.—VII. à Mk. 12.— geh., à Mk. 14.— in Halbfranzband gebunden, durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder die Verlagshandlung zu beziehen.

Die „Sammlung" bietet Jedem die Möglichkeit, sich über die **verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen**, und ist vorzüglich geeignet, den **Familien, Vereinen etc.** durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders **hervortretenden wissenschaftlichen Interessen** unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge** und erforderlichenfalls durch Abbildungen erläutert.

Ausführliche Verzeichnisse über den Inhalt der Sammlung sind von jeder Buchhandlung und der Verlagsanstalt unentgeltlich und postfrei zu beziehen.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

VIII. 173²

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

HARVARD COLLEGE
MAY 12 1894
LIBRARY.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 194.

Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.

Von

Emil Metzger,

weiland in Stuttgart.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der „Deutschen Roman-Zeitung" u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schrifttums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. Dr. **Schwicker** widmet dem Werke in der „**Allgemeinen Zeitung**" (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Der Zukunftskampf
der weißen und der gelben Raſſe.

Von

Emil Metzger,
weiland in Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Ein flüchtiger Blick auf eine Bevölkerungskarte der Erde zeigt uns, wie ungleich die Bewohner unserer Planeten vertheilt sind. Im Verhältniß zur ganzen Oberfläche sind weite Räume nur leise von der Farbe angehaucht, andere Stellen sind tief dunkel gefärbt. Vielleicht ist die tiefere Farbe, durch welche wir gewöhnt sind, eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung auszudrücken, eine Anspielung auf das menschliche Elend, welches ja naturgemäß mit der größeren Zunahme der Bevölkerung sich auch vermehren muß.

Unter diesen dunklen Stellen beschäftigt uns jetzt eine vor allen anderen, die, ebensotief wie das Herz von Europa gefärbt, an den Gestaden des Stillen Oceans, beinahe um den halben Umfang der Erde von uns entfernt, sich befindet. Trotz des räumlich großen Abstandes, durch welchen das Land, welches sie vorstellt, von uns getrennt ist, scheinen seine Bewohner bestimmt zu sein, in nicht allzuferner Zeit einen höchst bedeutenden Einfluß in dem großen Völkerkonzert der Welt, in dem der weißen Rasse nun schon jahrhundertelang die führende Stimme zugetheilt ist, zu erlangen, ein Einfluß, der sich möglicherweise auch auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse geltend zu machen bestimmt sein wird.

Es ist das alte viel genannte China, welches trotzdem die frühere Abgeschlossenheit, in der es sich lange zu erhalten ver-

ſtanden, zum Theil aufgehört hat, in weiteren Kreiſen immer noch nicht die verdiente Beachtung findet, vielleicht, weil die Augen der Meiſten durch uns näher liegende Vorgänge, durch die im eigenen Hauſe ſich immer ſtärker entwickelnde Gefahr zu ſehr in Anſpruch genommen ſind.

Auch bei uns wird es enge und immer enger, und Mancher, der ſeine Umgebung ruhig und prüfend betrachtet, fragt ſich beſorgt: „Was ſoll das werden?“ Jeden Tag nimmt unſere Bevölkerung zu, jeden Tag beinahe ſehen wir eine neue Maſchine in Thätigkeit treten, und jeder neue Tag beinahe macht es manchem kräftigen Arme, manchem ſcharfen und entwickelten Geiſte ſchwer und immer ſchwerer, die Thätigkeit zu finden, deren er bedarf, um für ſich und die Seinen wenigſtens ſo viel zu erwerben, als nöthig iſt, um das bloße Leben weiter zu friſten. Es iſt wahr, jeder neue Tag eröffnet auch neue Hülfsquellen, aber alte vertrocknen. In unruhiger Bewegung ſchwankt die Wage unſerer wirthſchaftlichen Zuſtände auf und nieder — doch eins ſcheint ſicher: der Wettbewerb verſchärft ſich immer mehr, und die Zeit ſcheint nicht mehr ferne zu ſein, wo wir uns die täglichen Lebensbedürfniſſe aus fremden Erdtheilen werden holen müſſen, wenn nicht etwa die Chemie im ſtande ſein wird, auf noch wohlfeilerem Wege Konkurrenzartikel herzuſtellen.

Es iſt aber nicht die Zunahme der Bevölkerung allein, die es um uns her ſo enge macht: beinahe noch ſchlimmer iſt es, daß auch der Einzelne immer mehr Raum zu gebrauchen anfängt, was ja durch die allgemeine Bewegung, die ihm nicht ruhig und ſtill an ſeinem Platze auszuharren erlaubt, leicht erklärt wird; daß auch die Bedürfniſſe in viel ſtärkerem Maße gewachſen ſind, als die Entwickelung und die Erwerbsfähigkeit zugenommen haben. Das ſind Vorgänge, welche Manchen ernſt ſtimmen, der vielleicht glaubt, daß jeder gegen ſie geführte

Kampf vergebens, jede Warnung fruchtlos ist, daß alles, was man dagegen unternimmt, nur ein Beruhigungsmittel ist, welches bloß auf kurze Zeit dem leidenden Körper Linderung zu bringen, ihn aber nicht mehr zu heilen vermag.

Wie es werden wird, wir wissen es nicht! Wird ein neuer Exodus die Ueberbevölkerung wegführen, wird ein Ausbruch elementarer Gewalten Entsetzen und Vernichtung verbreiten, wird ein furchtbarer Zusammenstoß der Völker stattfinden und wie das Unwetter an einem heißen Sommertage in furchtbarem Ausbruch die schwüle Atmosphäre reinigen, so daß kommende Geschlechter in reiner Luft wieder frei aufathmen können?

Und in anderen Theilen der Welt sieht es ähnlich aus; noch drückender, noch schwüler ist dort, nach unseren Begriffen, die Atmosphäre, und dabei ungesund; sollte sie sich je mit der unsrigen vermischen, ohne daß dabei ein wohlthätiger Ausbruch stattfinde, so würde unsere Athmung in noch weit höherem Grade unterdrückt werden, als es uns die Entwickelung unserer eigenen Verhältnisse zu verheißen scheint. Wohin wir auch unseren Blick in die Ferne schweifen lassen, wir beobachten an vielen Stellen ähnliches; überall richten sich die menschlichen Bestrebungen — wo die Kultur so hoch gestiegen ist, um von solchen in weiterem Sinne sprechen zu können, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, da ja an vielen Stellen schon der Ellbogenraum zu mangeln anfängt. Wir wollen uns nur erinnern, welche Fortschritte die indischen und arabischen Kaufleute in dem jetzt so viel genannten Afrika gemacht haben, und so angenehm es uns seiner Zeit gewesen ist, unsere Flagge, unseren Handel nach fremden Ländern zu tragen, so befremdet, ja entrüstet sind wir heute, wenn wir irgendwo auf eine fremde Konkurrenz stoßen, die uns vielleicht noch manche Unannehmlichkeiten bereiten kann. Am meisten aber werden wir eine solche, in größerem Maßstabe wenigstens, von den Chinesen zu fürchten

haben, und da diese Frage, welche den Gegenstand der vorliegenden Zeilen ausmacht, eine sehr reiche ist, wollen wir ohne weiteres auf dieselbe eingehen, allerdings ohne Aussicht, sie an dieser Stelle zu erschöpfen; nur wenige, möglichst bezeichnende Züge wollen wir hier hervorheben, wobei wir uns vielfach an die weiter unten erwähnten Schriften von Prof. Fried. Ratzel und Dr. J. Singer anschließen.

Daß eine jetzt noch unübersehbare Gefahr aus dem Osten droht, steht bei allen Denjenigen fest, welche mit den Verhältnissen Chinas, sei es durch Studium, sei es dadurch, daß sie den Chinesen an der Arbeit gesehen haben, bekannt sind. Einen höchst interessanten Beitrag zu dieser Frage lieferte vor einiger Zeit Dr. J. Singer in einer kleinen Schrift „Ueber soziale Verhältnisse in Ostasien. Vortrag im K. K. Handelsmuseum zu Wien 1888." Er schrieb dort u. a.: „So lange die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft ausschließlich dem wirthschaftlichen Gesetze des Waarenaustausches unterworfen ist, wird die abendländische Welt durch die Konkurrenz Ostasiens gefährdet, wenn nicht mit der Chinesirung bedroht sein"; um dann fortzufahren: „Man halte diese Befürchtung für keine Studirstuben-Marotte! Diese Befürchtung wird von allen Denen ernstlich getheilt, die durch ihre Berufsarbeit zum Vorpostendienst im industriellen Wettkampfe mit China berufen sind." Dieser Gedanke wird jetzt nicht zum ersten Male geäußert; seit Jahren schon haben ihn Männer ausgesprochen, welche den verschiedensten Berufsarten angehören, und doch haben, im ganzen genommen, nur wenige Personen länger bei demselben verweilt, und noch weniger, wie vorher erwähnt, diese Zukunft ernstlich ins Auge zu fassen versucht. Wir wollen an dieser Stelle nun auf diesen Punkt etwas näher eingehen, wobei es die Absicht nicht ist, ein vielleicht in nebelhafter Ferne schwebendes Zunkunftsbild zu zeichnen, sondern nur die Umstände

so darzustellen, wie sie unserer Ansicht nach thatsächlich sind, um demnächst anzudeuten, was wir als eine Folge derselben in nicht zu ferne liegender Zeit zu erwarten haben werden.

Wir wollen zunächst die Zustände in China selbst, soweit sie für die vorliegende Frage in Betracht kommen, etwas näher ins Auge fassen. In manchen Theilen des Landes ist die Bevölkerung so dicht aufeinandergedrängt, daß sie nicht den geringsten Ellbogenraum zu besitzen scheint; im eigentlichen China leben durchschnittlich 95, stellenweise aber 400 Menschen auf dem Quadratkilometer. Durch ihren Fleiß, ihre Intelligenz machen sie es trotzdem möglich, ihren allerdings vielfach mehr als bescheidenen Unterhalt, zum Theil selbst durch Ackerbau, zu gewinnen. Die Frage, wie dies Leben sich gestaltet, wie es kommt, daß das Volk äußerlich so ruhig dahinlebt, kann hier nicht im einzelnen ausgeführt werden. In ihrem gesellschaftlichen Leben haben sie in gewissem Sinne manches vor uns voraus; sie glauben, im Besitz der höchsten Vollkommenheit zu sein, und dies Gefühl, welches, beiläufig bemerkt, allen Völkern eigen ist, bringt für sie wenigstens das Gute, daß es ihnen eine gewisse wohlthuende Ruhe giebt, während wir dagegen, obwohl wir überzeugt sind, daß keine absolute Vollkommenheit unter der Sonne wohnt, derselben doch unser ganzes Leben hindurch nachjagen, wodurch unsere ganze Art etwas Unstetes erhält, was uns in den Augen der Chinesen sicherlich nicht zum Vortheil gereicht. Ferner muß daran erinnert werden, daß sie sehr bedürfnißlos und dabei arbeitsam sind. Ihre Aristokratie, bisher ausschließlich die des Geistes und der Wissenschaft, scheint jetzt, allerdings sehr zu ihrem Nachtheil, dem Einfluß der Plutokratie zu verfallen.

Das ausgeprägte Familienleben, die Mildthätigkeit der Chinesen sind sehr hoch zu schätzen. Ihre heiligen Bücher predigen eine Sittenlehre, gegen die nichts einzuwenden ist, die

Sünden und Laſter, die wir bei ihnen verabſcheuen, ſind zum allergrößten Theil die Vergehen Einzelner und werden durch die Moral der Chineſen ebenfalls verdammt; das furchtbare Laſter des Opiumgebrauches, denn zu einem Laſter iſt dieſer Genuß bei den Chineſen zum Theil geworden, danken ſie den Europäern. Religiös und politiſch wenig erregbar, entbehren ſie jedes Zuges von Idealismus. (Einige weitere Eigenſchaften werden wir ſpäter, wenn von ihrer techniſchen Befähigung die Sprache iſt, noch anführen und dann auch einige Mittheilungen über Lohnverhältniſſe machen.) Trotzdem die Bevölkerung ſehr zahlreich iſt, begünſtigt die Regierung die Auswanderung durchaus nicht. Sie vermag die Nothwendigkeit nicht zu erkennen, daß die Landeskinder außerhalb der Grenzen des himmliſchen Reiches ein Feld für ihre Thätigkeit ſuchen, da in einzelnen Theilen des eigenen, ſo ausgedehnten Landes noch Raum für Millionen von Menſchen vorhanden iſt. Durch den Taipingaufruhr ſind ausgedehnte, fruchtbare Landſtriche verödet; in der Mongolei, in der Mandſchurei, im chineſiſchen Turkeſtan giebt es allerdings noch genug jungfräulichen Boden, der nur der fleißigen Hand harrt, welche die in ihm noch ruhenden Schätze erſchließen und nutzbar machen ſoll; doch nicht die Rückſicht allein auf die Ueberbevölkerung in manchen Theilen des eigenen Landes, auch politiſch-militäriſche Rückſichten gebieten, die Koloniſation der vorhin genannten Theile des Reiches nicht aus den Augen zu verlieren. Zudem haben, wie Marquis Tſeng in ſeinem viel genannten, 1887 in der Asiatic Quarterly Review erſchienenen Aufſatze ausdrücklich hervorhebt, die ausgewanderten Söhne des Reiches der Mitte in der Außenwelt keine ſo freundliche Behandlung erfahren, als daß eine von väterlicher Fürſorge für ihre Kinder erfüllte Regierung es gern ſehen könnte, wenn ſie in die Fremde ziehen und noch viel weniger ſich veranlaßt fühlen, dieſelben in die Wüſte zu den grauſamen Barbaren hinauszuſtoßen.

Gewiß würde eine ſolche beſſere Vertheilung im eigenen Lande, wie die Regierung zu beabſichtigen ſcheint, nach unſeren Erfahrungen wenigſtens, auf ſehr große Schwierigkeiten ſtoßen. Bei uns kann man ja auch die Auswanderung nur zum kleineren Theile auf Uebervölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes zurückführen, zum größten Theile beruht ſie auf ganz anderen Urſachen; auch bei uns ſehen wir ausgedehnte Landſtriche, welche noch der Bearbeitung harren, und doch ſehen wir Tauſende von Menſchen der Heimath den Rücken wenden, um drüben über dem Meere ein neues Vaterland zu ſuchen. Zudem wird die Entwickelung der Induſtrie und des Verkehrs auch in China viele Hände frei machen, die nothgedrungen in andere Bahnen werden einlenken müſſen, und dieſe Bahnen werden nicht immer ſo zugänglich ſein, daß nicht auch die Chineſen den Blick auf die Fremde richten ſollten. Auch Ereigniſſe anderer Art können dazu beitragen, daß ein dichtgedrängter Menſchenſtrom über die Grenzen des Reiches hervorquillt, den weder die Regierung des eigenen Landes, noch die der Nachbarländer aufzuhalten im ſtande iſt. Dies wird z. B. der Fall ſein, wenn Elementarereigniſſe eintreten, welche die Exiſtenz im eigenen Lande unmöglich machen; ſo haben wir vor nicht gar zu langer Zeit den Bericht von einer furchtbaren Hungersnoth vernommen, welche China heimſuchte, und gegen die einzutreten Menſchenkräfte beinahe vollkommen ohnmächtig ſind. Derjenige Theil der von einer ſolchen Geißel heimgeſuchten Millionen, welcher nicht die Plätze aufzuſuchen im ſtande iſt, wo ſich ihm Nahrung bietet, wird eben in elender Weiſe zu Grunde gehen müſſen, denn dieſen Maſſen Nahrungsmittel zuzuführen vermag man, namentlich auch wegen der Unvollkommenheit der Verkehrsverhältniſſe, nur in ſehr beſchränktem Maße. Gegen eine ſolche Uebermacht vermag keine Menſchengewalt etwas, und wenn von einem ſolchen Ereigniß Millionen betroffen werden, wird auch, je nach Umſtänden, ein

größerer oder kleinerer Theil dieser Millionen in die benachbarten Gebiete einströmen, wie es ihre Voreltern in früherer oder späterer Zeit gethan haben.

Wir wenden uns jetzt zu den Wanderungen der Chinesen, durch welche sie im Laufe der Zeit sich über einen ansehnlichen Theil der Erde verbreitet haben. Im ganzen hat die Ausbreitung über die benachbarten Gebiete recht ruhig und langsam stattgefunden; einen größeren Exodus sah die Welt im 13. und im 16. Jahrhundert. Ueberall, wo sie eingedrungen sind, haben sie sich mit der Bevölkerung zu vermischen gesucht und ihr den eigenen Charakter immer mehr und mehr aufgeprägt. Fassen wir diese Art der Auswanderung zunächst etwas näher ins Auge. Die Vorgänge, die wir dort beobachten, können in mancher Hinsicht als gute Lehre für die Zukunft dienen. Zunächst müssen wir uns erinnern, daß der Chinese kein Idealist, und weder politisch noch religiös erregbar ist; es fehlen bei ihm also alle diejenigen Ursachen, ihn zur Auswanderung zu bestimmen, welche in uns näher liegenden Verhältnissen insofern eine große Rolle spielen und noch mehr gespielt haben, als durch dieselben am meisten zur Schaffung lebenskräftiger Kolonien beigetragen wurde, nämlich zur Gründung solcher Volkspflanzungen, deren von einem idealen Gedanken getragene Bewohner im sechsten Grade geeignet sind, den Kampf mit den Mühen und Kümmernissen des täglichen Lebens, fest Schulter an Schulter geschlossen, zu bestehen. In weitaus den meisten Fällen ist es bei dem Chinesen, wie jetzt auch beinahe immer bei uns, der Kampf um die materiellen Güter des Lebens, welcher ihn zu dem Entschlusse bringt, sein Glück in der Fremde zu versuchen, einem Entschluß, der ihm nicht leicht wird, denn er liebt die Stätte, wo seine Voreltern begraben sind. Das ist von jeher so gewesen; schon vor mehr als 1000 Jahren bestand die Auswanderung, und sie besteht auch in gleicher Art

weiter; die Geſchichte derſelben wollen wir übrigens hier nicht verfolgen, ſondern nur das Ergebniß in allgemeinen Zügen feſtſtellen.[1] Wohin wir jetzt im ſüdöſtlichen Aſien den Blick wenden, ſei es auf das feſte Land oder auf die Inſeln des malayiſchen Archipels, wir finden die Söhne des himmliſchen Reiches da eingebürgert; daß ſie im ſtrengen Sinne des Wortes ſeßhaft geworden ſeien, kann man nur von einem verhältnißmäßig kleinen Theile der Auswanderer behaupten. In manchen Ländern bilden ſie eine ſtark wechſelnde Bevölkerung, deren einzelne Mitglieder größtentheils, wenn ſie ihren Zweck erreicht und ſich genügenden Beſitz erworben haben, nach der Heimath zurückkehren, allerdings aber ſofort durch andere Landsleute erſetzt werden. Zum Theil bilden ſie auch, ſowohl an der Grenze des eigenen Landes, als auch in entfernteren Gegenden, Miſchraſſen, welche zuweilen in ihrem Aeußeren, beinahe immer aber hinſichtlich ihrer übrigen Eigenſchaften, den echten Chineſen täuſchend ähnlich ſehen, wie z. B. in Holländiſch-Indien.

In Annam, in Siam, in Burma dringen ſie unaufhörlich, aber geräuſchlos vor; letzteres Land wird vielleicht der Schauplatz ſein, wo zuerſt ein ſcharfer Kampf entbrennt. In einzelnen Gebieten, wie auf der Nordküſte von Borneo, dauert der Infiltrationsprozeß, wie Frank Hatton es nennt, ſchon ſeit mehr als 12 Jahren fort. Formoſa haben ſie im eigentlichen Sinne des Wortes koloniſirt und ſind dabei in einer Weiſe vorgegangen, die gewiß mit Rückſicht auf den erzielten Erfolg die weiteſte Nachahmung verdient. Die Verſuche, welche ihre Staatsmänner oder gar ihre Soldaten zur Ausbreitung des Gebietes gemacht haben, haben keinen Erfolg gehabt, wohl aber haben die chineſiſchen Ackerbauer, die Krämer, die Hauſirer und Gewerbtreibenden in dieſer Hinſicht Ausgezeichnetes geleiſtet, und fortwährend noch

[1] Vergl. Die chineſiſche Auswanderung von Dr. Friedr. Ratzel. Breslau 1876.

fordern ihre Leiſtungen die Bewunderung heraus.[1] Ihr Verfahren bei der Koloniſirung Formoſas war ein ſo eigenthümliches, daß es wohl etwas näher ins Auge gefaßt zu werden verdient. Zunächſt erbauten ſie feſte Niederlaſſungen an geeigneten Stellen der Küſte; ins Innere wagten ſie ſich nur ſehr zögernd und ausnahmsweiſe nur nahmen ſie den feindlichen Eingeborenen ein Stück Land mit Gewalt weg; letzteres geſchah nur ausnahmsweiſe durch Leute, die Neulinge in der Koloniſation waren, durch neuankommende Koloniſten, welche ihre Landsleute im Beſitze der Ebenen und Thäler ſahen und ſelbſt dort keine paſſende Stelle mehr finden konnten. Die Neuangekommenen waren daher genöthigt, weiter ins Innere vorzudringen, um, ſei es durch Gewalt, gewöhnlich aber durch Verträge, das, was ihnen paſſend ſchien, zu erwerben. Zuweilen, jedoch nur ſelten, kam und kommt es zum Kampfe; meiſtens ziehen die einzelnen Beſitzer oder die Bewohner ganzer Dörfer es vor, einen friedlichen Stamm dafür zu bezahlen, daß er ihre Arbeiten gegen die Angriffe eines kriegeriſchen Nachbars ſichert. Das wirkſamſte Mittel aber, welches angewendet werden kann, um ſich zu ſchützen, iſt die Vereinigung mit eingeborenen Frauen; heißt es in weſtlichen Ländern: cherchez la femme, um die Urſache einer Streitigkeit zu ermitteln, dort ſucht man die Frau, um den Frieden zu ſtiften. Natürlich findet man die Chineſen im Pandämonium Hinterindiens, in Singapur, man findet ſie in den Staaten von Malakka, in den neuentſtandenen Kolonien Sumatras, wenn ſie auch in den drei zuletzt genannten Landſchaften eigentlich nicht den ganz freien Einwanderern, ſondern den Kulis, die wir gleich näher ins Auge faſſen wollen, angehören. In Singapur allein wandern ihrer jährlich etwa 17000 ein. Dieſe Kuli- und Kontraktsauswanderung — zwei

[1] Ratzel, a. a. O.

Sachen, die, so enge sie mit einander verbunden sind, man jedoch nicht miteinander verwechseln darf, und die wir später, wenn über die Entwickelung der Frage gesprochen wird, näher erörtern werden — müssen auch hauptsächlich auf den Einfluß der Europäer zurückgeführt werden.

Die Thatsache, daß letztere, insofern sie reinen, unvermischten Blutes sind und nicht nur dem Namen oder dem Wortlaute des Gesetzes nach ihrer Rasse zugezählt werden, auf die Dauer keine Feldarbeit in den Tropen verrichten können, stand lange schon fest, ehe sie in unseren Tagen wieder zu vielerlei Auseinandersetzungen Veranlassung gegeben hat, und das Bedürfniß, geeignete Arbeiter für die Thätigkeit innerhalb der Wendekreise zu gewinnen, wuchs mit der zunehmenden Entwickelung, mit der immer größeren Ausdehnung der dort angelegten Plantagen. Sowie Las Casas in der menschenfreundlichen Absicht, das Los der grausam unterdrückten Indianer zu erleichtern, den ersten Anlaß zu dem Negerhandel in seiner allergrausamsten Gestalt gegeben hat, einem Handel, mit dem verglichen dasjenige, was heute von Sklavenjagden in Afrika berichtet wird, kaum in die Schranken treten kann, so haben wieder andere Menschenfreunde schon im Anfange dieses Jahrhunderts, und zwar waren es Söhne des humanen Englands, den Gedanken ausgesprochen, die Nachkommen Hans an die Stelle der armen Schwarzen treten zu lassen.

In größerem Maßstabe fand dieser Gedanke erst zu Anfang der vierziger Jahre Verwirklichung, theils in der Form des eigentlichen Kulihandels, bei dem die Auswanderer sich verpflichteten, eine Reihe von Jahren zu dienen, theils als Auswanderung unter Kontraktverhältniß, bei der sie im allgemeinen nur die Passage abzuverdienen hatten, im übrigen aber Herren ihrer Handlungen blieben. Neben den Söhnen Chinas waren es besonders die Eingeborenen der englisch-indischen Besitzungen, die man

heranzuziehen suchte. Jahrelang hat man die Chinesen in der einen oder der anderen Art hinausgeführt in die Fremde, um dort ihre Arbeitskraft auszunutzen; in den meisten Fällen ist schon nach sehr kurzer Zeit der Rückschlag gekommen, ist man ihrer überdrüssig geworden, und hat man sie mit roher Hand zurückgestoßen; in manchen Ländern sucht man sie jetzt ganz auszuschließen, in anderen begegnet man ihnen mit Mißtrauen; wieder in anderen betrachtet man sie mit gleichgültiger Miene, in wenigen nur sieht man sie gerne erscheinen oder unterstützt ihren Zuzug.

Es ist gewiß für Den, der unbeeinflußt vom Rassenhaß, oder gebrauchen wir ein milderes Wort, von Rassenabneigung, diese Erscheinung einer, wenn auch nur flüchtigen, Untersuchung unterwirft, nicht schwer, die Ursache zu entdecken. Es ist eben das alte Lied: auch der gelbe Mann hat seine Schuldigkeit zum Theil schon gethan, auch der gelbe Mann kann gehen! Mag man sich hierbei auch noch so tief in den Mantel der sittlichen Entrüstung einhüllen gegenüber aller der Unsittlichkeit, die man den Chinesen zuschreibt und diese als Vorwand gebrauchen, sich der lästig gewordenen Fremden zu erwehren, so wird sich Niemand, der die Sache vorurtheilsfrei ins Auge faßt, hierdurch täuschen lassen. Man bekämpft die Chinesen einfach, weil man, sei es auf Grund der Erfahrung, sei es nur instinktmäßig, die Ueberzeugung erlangt hat, daß im Kampfe ums Dasein der gelbe Mann seinem weißen Bruder überlegen ist, wenn wenigsteus Sonne und Wind gleich vertheilt sind, d. h. der erstgenannte in seinem Thun und Treiben nicht durch beschränkende Gesetze eingeengt ist. Wo letzteres der Fall ist, d. h. da, wo die Rassen- und Klassenunterschiede schärfer hervortreten, und der Weiße durch seine Farbe auch äußerlich in der Gesellschaft eine höhere Stufe einnimmt, wo der gelbe Mann nicht neben, sondern unter ihm steht, da ist man im allgemeinen nicht so von Haß gegen ihn

erfüllt, oder zeigt es wenigstens nicht so offen; andererseits macht der Mann mit den mandelförmigen Augen, wie ihn Marquis Tseng nennt, sein Geschäft, in dem er dem besten der Weißen weit überlegen ist, ganz ohne Geräusch.

Doch fassen wir zunächst die Entwickelung dieser Frage näher ins Auge. Die Abschaffung des Negerhandels hatte in einzelnen, und nicht am wenigsten in den England gehörigen Kolonien einen vollständigen Umsturz des Bestehenden in Aussicht gestellt; im Osten und im Westen, auf Mauritius und auf den Antillen, wie in Guyana, drohte Mangel an Arbeitskräften und hiermit den Pflanzern der Untergang. Zunächst glückte es, im britischen Indien Arbeiter zu gewinnen, doch bald machte die damals noch bestehende indische Compagnie dem grausamen Spiele ein Ende; nicht nur den fremden, sondern auch den englischen Pflanzern wurden bei der Anwerbung von Kulis Schwierigkeiten bereitet, wenn sie im Gebiete der Gesellschaft die Reihen ihrer gelichteten Arbeiter ergänzen wollten. Bald daher fielen die Augen sowohl in den spanischen als in den englischen Kolonien auf die Söhne des himmlischen Reiches, die für diesen Zweck sehr geeignet zu sein schienen. Agenten traten unter der zahlreichen Bevölkerung von Fokien, von Kwang-si und der anderen südlichen Seeprovinzen auf; am meisten waren sie in Hongkong und den fünf damals geöffneten Häfen thätig. Anfänglich zeigten die Chinesen wenig Lust, ihr Vaterland zu verlassen, formell war überdies die Auswanderung verboten, und es war damals noch nicht so zur Gewohnheit geworden, das Gesetz zu übertreten, wie dies jetzt der Fall ist.

Die bei den ersten Werbungsversuchen gemachten Erfahrungen ermuthigten zur Fortsetzung; die Unterhändler verdoppelten ihren Eifer, die bestochenen chinesischen Beamten schlossen beide Augen; das Beispiel einzelner Auswanderer, die mit Geld in der Hand zurückkamen, reizte zur Nachahmung. So kam es, daß die

Chineſen ſich in immer größerer Zahl zur Auswanderung nach fremden Ländern verlocken ließen. Je mehr der Kulihandel an Ausdehnung gewann, um ſo mehr wuchſen die mit demſelben verbundenen Mißbräuche. Der Chineſe, welcher den Werbern Gehör ſchenkte, wurde eine Ware; von dem Augenblicke, daß er das Handgeld angenommen hatte, diente er als Spielball der Laune eines Jeden, mit dem ſein unglückliches Geſchick ihn in Berührung brachte. Die Gräuel des Sklavenhandels wiederholten ſich in jeder Geſtalt. Der Habſucht der Agenten zum Opfer, den groben Scherzen der Matroſen ausgeſetzt, war der Mann mit den mandelförmigen Augen einfach rechtlos. Erſtere wollten noch an der knappen Ration Thee und Reis, die ihm zu ſeinem Unterhalte gereicht wurde, verdienen; dem Anderen, dem Matroſen nämlich, der im allgemeinen ſehr gutmüthiger Natur iſt, wahr John Chinaman im beſten Falle ein Gegenſtand des Erſtaunens und der Verwunderung; nicht einmal ſein Zopf war der Bemannung der Schiffe, auf denen die menſchliche Ladung verführt wurde, heilig. Wenn das Schiffsvolk ſich einen gnädigen Scherz erlaubte, wurden die Zöpfe einfach zuſammengebunden; war dasſelbe rauheren Gemüthes, ſo fiel manche dieſer Zierden der Söhne des himmliſchen Reiches der Schere oder dem Meſſer als Opfer. Doch was auf der einen Seite als bloßer Scherz betrachtet wurde, empfand die andere Partei ſchmerzlicher, als ſelbſt manche andere, in europäiſchen Augen viel rohere, Mißhandlung geweſen wäre. Daß die Chineſen nun trotz der ihnen angeborenen, an Feigheit grenzenden Scheu vor allem, was ihnen überlegen iſt, ſich endlich empörten und zur Wiedervergeltung ſchritten, daß an Bord dieſer modernen Sklavenſchiffe Aufruhr und Mord keine Seltenheiten waren, darüber kann man ſich um ſo weniger wundern, als ſich unter den Kulis, von denen hinreichende Körperkraft als einzige Eigenſchaft verlangt wurde, das verworfenſte Geſindel, der

Ausschuß der den Europäern geöffneten Häfen — und das will gewiß viel sagen — befand. Blutige Katastrophen blieben nicht aus, welche ihren Widerhall in Europa, wie in Amerika, aber auch in China fanden. Der Kulihandel kam in Verruf, einzelne Mächte, auch China selbst, verboten denselben. Gleichwohl hatten die weißen Agenten Arme nöthig; ihre Agenten verdoppelten ihre Anstrengungen, und mit schönen Versprechungen bethörten sie neue Opfer. Doch in mancher Beziehung trat Verbesserung ein; man fing an, die Agenten zu überwachen, und sorgte wenigstens einigermaßen, daß das, was den Kulis versprochen war, auch gehalten wurde. Namentlich war das auf englischer Seite der Fall, während man sich auf amerikanischer Seite von jeher, wenigstens der Form nach, dem Kulihandel sehr abgeneigt gezeigt hat. Auf die Einzelheiten dieses traurigen Handels brauchen wir hier um so weniger einzugehen, als derselbe in seiner rohesten Gestalt seit mehr als 10 Jahren der Geschichte anzugehören scheint.

Trotz der vielen Mißbräuche, welche damit verbunden waren, hatte die Auswanderung und der Dienst als Kuli Manchem Vortheil gebracht, das durch die Auswanderer gegebene Beispiel reizte Viele zur Nachahmung und lockte sie nach fernen Ländern. Noch mehr war dies der Fall, als die Nachricht von den Goldfunden in Kalifornien auf reichen Erwerb in jenem Wunderlande hoffen ließ. 1849 begann der Exodus, und nur ein Jahr später waren die Chinesen dort so zahlreich vertreten, daß sie bei dem 1850 erfolgten Tode des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Taylor, eine Beileidsadresse an den Kongreß einschickten und bei dem Begräbnisse durch eine Deputation vertreten waren. Wiewohl die Mehrzahl der Chinesen dort aus freien Auswanderern bestand, wurden sie doch im Kreise der Minenarbeiter nur mit Widerwillen gesehen, und dieser Widerwille war meist da am stärksten, wo ihre in Wahrheit schlechten Eigenschaften

vielleicht gar nicht einmal mit ihrer Umgebung in besonders grellem Widerspruche standen. Durch diese Abneigung ließen sie sich aber nicht stören; es kam ihrer eine immer größere Schar, bis man sich ihrer endlich vor nicht gar langer Zeit durch recht kräftige Maßregeln zu entledigen gesucht hat.

Die Vorgänge in Australien, die Schritte, die man dort vor kurzem gegen die Chinesen gethan hat, sind noch in frischer Erinnerung, als daß es nöthig wäre, lange bei denselben zu verweilen; als ein Kuriosum erwähnen müssen wir aber, daß ähnliche Scenen schon vor mehr als 30 Jahren dort stattgefunden haben. Damals schon sah man Anti-Chinesen-Meetings, und damals schon wurden die folgenden Punkte berathen: 1. Erlauben es die bestehenden Verträge, den Chinesen eine englische Kolonie zu verschließen? 2. Hat die Regierung von Viktoria das Recht, den Verkehr zwischen den Häfen dieser Kolonie und denen Chinas einzuschränken? 3. Welchen Einfluß könnte die Ausschließung von Chinesen für die in China lebenden Engländer haben? 4. Würde eine solche Maßregel auf die Handelsbeziehungen zwischen Australien und England einerseits und China andererseits zurückwirken? 5. Was wäre zu thun, um einen Ausgleich zwischen Weißen und Chinesen herbeizuführen und die Harmonie zwischen beiden Rassen zu heben?

Als eine Merkwürdigkeit möge erwähnt sein, daß ein Chinese dort die Sache seiner Landsleute mit solchem Geschick vertrat, daß die Handelskammer von Melbourne sich auf ihre Seite stellte und gegen jede etwa wider die Chinesen zu treffende Maßregel erklärte. Bekanntlich hat ihnen das auf die Dauer wenig genutzt.

Diese neuere Periode in der Geschichte der chinesischen Auswanderung haben wir etwas ausführlicher besprochen, weil an sie gerade wir unser Zukunftsbild anknüpfen wollen.

Selbst da, wo sie am meisten gehaßt waren, mußte man den Chinesen ein in vieler Beziehung günstiges Zeugniß geben;

ſogar die Amerikaner, die ſie in Kalifornien kennen lernten, geben zu, daß ſie ruhig und fleißig ſind und nicht trinken. Ein eigenthümlicher Zug iſt es, daß gerade bei den Goldgräbern, im Weſten ſowohl als im Oſten, die Heimathsliebe ſo ſtark entwickelt iſt, daß ſie ſo ſchnell wie möglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren ſuchen, während dieſer Zug bei Denen, welche Gewerbe oder Landbau treiben, weniger ſcharf hervortritt. Die letzteren ſuchen, allerdings häufig nur vorübergehend, ſich ein neues Heim zu gründen, indem ſie ihre Sitten und Gewohnheiten dorthin, wo ſie ſich niederlaſſen, übertragen und ihre eigene Sprache beibehalten. Allerdings wird den chineſiſchen Kulis eine Menge von Vorwürfen gemacht. In ihrem Beſtreben, möglichſt viel zu erwerben, leben ſie dicht zuſammengepfercht, mehr wie das Vieh, als wie Menſchen, verſagen ſich beinahe jeden Genuß, um zu ſparen; nur ihren Laſtern bringen ſie Opfer: ſie fröhnen dem Spiel, dem Opium und der Wolluſt. Die Schilderungen, die aus San Francisco zu uns kamen, waren wirklich zum Theil ſchaudererregend. „Wenn ſie nicht freiwillig wegbleiben, muß man ſie mit Gewalt entfernen", war der allgemeine Ruf. Daß dieſe ſittliche Entrüſtung, welche gegen ſie geäußert wurde, nicht gerade immer allzutief empfunden war, iſt oben ſchon angedeutet; die Sache hat aber noch eine andere Seite, die bereits G. Rohlfs im „Ausland" 1876 hervorgehoben hat. Wenn man doch ihren Ausſchreitungen ernſtlich entgegenzutreten beabſichtigt, ſo muß man einfach durch die Geſetze gegen ſie zu wirken ſuchen, natürlich aber auch ſorgen, daß die Geſetze nicht nur gegeben, ſondern auch befolgt werden. Wie iſt es möglich, fragt Rohlfs, daß man klagt, in San Francisco ſeien Frauen öffentlich verkauft worden, wenn doch der Sklavenhandel dort verboten iſt? Dem könnte man übrigens noch beifügen, daß ähnliches in anderen Ländern auch heute noch vorkommt, daß ſelbſt heute noch die Arbeitskontrakte farbiger Arbeiter öffentlich

verſteigert werden und in Auſtralien ſogar engliſche Goldgräber ihre europäiſchen Frauen gegen Bezahlung an Chineſen abgetreten haben; ob letzteres öffentlich geſchehen, vermögen wir allerdings nicht anzugeben. Wenn aber derartige Geſetzesübertretungen, die man verhindern will, dennoch begangen werden, ſo kann dies nur geſchehen, wenn man zuläßt, daß die Chineſen einen Staat im Staate bilden, und da das Geſetz wenigſtens dies ſicherlich nicht beabſichtigte, ſo läßt es ſich nur dadurch erklären, daß die Obrigkeit zur Ausführung der Geſetze zu ſchwach war, und daß die Chineſen den gegen ſie genommenen Maßregeln Hinderniſſe in den Weg zu legen wußten, welche wohl mit Ausnahme weniger Fälle, wo offener Widerſtand ins Spiel kam, hauptſächlich darauf zurückzuführen ſind, daß ſie es verſtanden haben, die Werkzeuge des Geſetzes in ihr Intereſſe zu ziehen. Wirklich ſcheinen ſie in dieſer Beziehung eine ganz erſtaunliche Gewandtheit zu beſitzen, und dieſer Umſtand verdient ganz beſondere Berückſichtigung, wenn wir weiter unten betrachten, was eine Berührung mit ihnen uns wohl bringen würde.

Die Frage der Zukunft iſt eine doppelte: die wirthſchaftliche und die kulturelle; hinſichtlich beider haben wir zu unterſcheiden den Einfluß derjenigen Chineſen, welche in ihrem eigenen Lande fortleben, die wir auch möglicherweiſe dort aufſuchen werden (wodurch nothwendigerweiſe neue Beziehungen angebahnt werden müßten), und dann derjenigen, welche in die Welt, möglicherweiſe bis zu uns, hinausſtrömen. Eine ſtrenge Trennung dieſer verſchiedenen Geſichtspunkte würde zwecklos ſein, da ſie ja nicht einzeln zur Geltung kommen, ſondern in ihrer Geſamtwirkung ſich fühlbar machen werden.

Wie wir wiſſen, iſt durch die fremden Völker die Abgeſchloſſenheit, in der China ſich ſo lange gefallen, zum Theil mit Gewalt gebrochen worden, und ſie haben ſich dort den Eintritt an verſchiedenen Stellen mit den Waffen zu erzwingen

verstanden. In seinem jetzigen Zustande kann dies Verhältniß nicht auf die Dauer bestehen. Einmal hat China im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre Nutzen gezogen aus den Erfahrungen, welche ihm aufgezwungen worden sind; es wird also voraussichtlich bemüht sein, seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß es wenigstens im eigenen Hause so zu leben vermag, wie es will, während in dieser Beziehung den Fremden bis jetzt ein unverhältnißmäßig großer Einfluß gestattet oder von ihnen erzwungen war. Die Berührung, die bis jetzt mit den Fremden stattgefunden hat, müssen wir etwas näher ins Auge fassen, denn nur dadurch wird der tiefe Haß erklärlich, der im ganzen fernen Orient gegen die weißen Männer besteht.

Wenn man ehrlich sein will, muß man gestehen, daß diese Seiten der Geschichte des 19. Jahrhunderts eine Schande für dasselbe sind und, wenn es dessen noch bedarf, recht deutlich beweisen, daß sehr viel von dem, was über christliche und allgemeine Menschenliebe gesagt und geschrieben wird, soweit es wenigstens das Leben und den Verkehr der Völker und Nationen betrifft, nur zu den Redeblumen gerechnet werden muß. Eine trockene Aufzählung der Vorgänge wird genügen. Wir haben da zuerst den Opiumkrieg (1840—42), der ausbrach, als der Kaiser von China die Einfuhr dieses Narkotikums im Jahre 1839 verboten hatte und seinen Unterthanen den Gebrauch desselben bei Todesstrafe untersagte. Aber die englischen Kanonen predigten das Evangelium der Menschenliebe, wie es die Engländer auffaßten, gar zu kräftig, und seit jener Zeit wird das Gift an die Chinesen verkauft; es bringt den Aposteln der Humanität jährlich etwa 150 Millionen Mark ein, aber das Volk wird verdorben. Es fühlt dies selbst, es ist vom Hasse erfüllt gegen seine Verderber, besitzt aber nicht Kraft genug, sich den Genuß freiwillig zu versagen. Aber mit Recht erwidert der Chinese dem Missionar, der ihn bekehren will: „Was, Ihr, die Ihr

uns vergiften, uns zu Grunde richten wollt, Ihr kommt her, um uns Menſchenliebe zu predigen und um uns die Tugend zu lehren?" Die Engländer ſind ja in dieſer Hinſicht bekannt genug, obwohl auch andere Nationen um kein Haar beſſer zu ſein ſcheinen. Man zwang die Chineſen, die Häfen zu öffnen, den Fremden allerlei Vorrechte einzuräumen, die ſie tief ſchmerzlich und mit einer Bitterkeit empfinden, der einzelne von ihnen wiederholt Ausdruck gegeben haben. Die Unzufriedenheit gegen die Fremden dauerte fort, und ſelbſt während des Taipingaufruhrs ſuchte die chineſiſche Regierung ſich derſelben zu entledigen. Es kam zum Kriege gegen Frankreich und England, der erſt 1860 beendet wurde und, namentlich infolge der Plünderung des Sommerpalaſtes, eine traurige Erinnerung in China hinterlaſſen hat. Endlich führte die Beſetzung von Tonking und das Protektorat von Annam (1882) zum Kriege mit Frankreich, der erſt 1885 beendet wurde. Die Chineſen haben die Lehren, die ſie aus dieſen Vorgängen ziehen konnten, nicht unbenutzt gelaſſen und ſcheinen den Weg, den ſie ſich vorgezeichnet haben, und der durch den Wunſch, ihre Selbſtändigkeit möglichſt zu bewahren, eingegeben iſt, mit echt chineſiſcher Zähigkeit zu verfolgen.

Unabhängigkeit von den fremden Barbaren wird die Loſung ſein, und daß man ſich nicht damit begnügen wird, ihnen das Vordringen zu wehren, ſondern ihnen manchen Abbruch zu thun verſuchen wird, iſt nur zu menſchlich. Allerdings begünſtigt man im allgemeinen den Fortſchritt im Reich der Mitte ſehr wenig — augenblicklich z. B. iſt der Eiſenbahnbau wieder einigermaßen in Frage geſtellt worden —, doch hat man ſich an den Verbrauch europäiſcher Erzeugniſſe gewöhnt, und wenn nun auch der Bedarf im Verhältniß zur Zahl der Bewohner ein verſchwindend kleiner iſt, ſo werthet er doch in abſoluten Zahlen immerhin eine ganz hübſche Summe, wovon allerdings der dritte

Theil an Opium. Dieſer Bedarf muß alſo, wenn man ſich gegen die Fremden abſchließen will, im Lande ſelbſt gedeckt werden; außerdem aber ſind die Chineſen viel zu gute Beobachter und zu gewandte Rechner, um ſich nicht zu ſagen, daß ſie manche dieſer Erzeugniſſe, welche ſie jetzt von den Weißen beziehen, recht gut ſelbſt herſtellen können, ſobald ſie nur die Fabrikation ſelbſt erlernt haben werden. Daß ſie, wenn ſie Gelegenheit haben, ſich mit einem techniſchen Verfahren bekannt zu machen, dasſelbe auch bald ſich aneignen, iſt für Den, der ſie bei der Arbeit geſehen hat, keine Frage. Gelingt es ihnen, ſich in dieſer Beziehung von uns unabhängig zu machen, ſo wäre der Verluſt der verhältnißmäßig nicht gar großen Kundſchaft allerdings unangenehm genug, vielleicht aber gar nicht einmal der größte Nachtheil. Schlimmer wäre es, daß infolge der geringen Anſprüche des chineſiſchen Arbeiters man dort zu Preiſen würde arbeiten können, gegen welche eine europäiſche Konkurrenz einfach unmöglich wäre und die ſich bald auch in anderen Ländern in unangenehmer Weiſe fühlbar machen würde; wahrſcheinlich würde man dann aber die immer mehr ſich entwickelnde Induſtrie auch auf die Verfertigung anderer Erzeugniſſe ausdehnen und ſo nach und nach die Konkurrenz eine immer größere werden. Der Lohn eines chineſiſchen Lohnarbeiters im Dienſte eines immer übertheuerten Europäers beträgt ohne Verpflegung 3—4 Tael monatlich (15—20 Mark, alſo 60 Pfg. per Tag). Qualifizirte Arbeiter finden nur einen um ein geringeres höheren Lohn, da die gelehrigen und anſtelligen Chineſen jedes beſſer rentirende Berufsgeſchäft ſchnell überfluthen; im Dienſte eines Chineſen erhält der gewöhnliche Arbeiter nur $^1/_2$—$^3/_4$ Tael im Monat (d. h. 9—13 Pfg. täglich) und die Koſt. Dazu kommt, daß der Chineſe als das Ideal einer menſchlichen Arbeitsmaſchine gilt, nicht allein, weil er gleichförmig wie eine Maſchine, ſondern weil er gleichzeitig intelligent

arbeitet.[1] Dieſes Wort, ein Ausſpruch des berühmten Geographen von Richthofen, verdient volle Beachtung, wenn es ſich um Beurtheilung der Ausſichten handelt, welche ſich uns für die Zukunft eröffnen. Die Transportkoſten des Rohmaterials werden vielfach geringer ſein, wenn dasſelbe nach China, als wenn dasſelbe zu uns transportirt wird. Alles dies ſind Faktoren, welche, wie bereits bemerkt, die chineſiſche Mitbewerbung auf dem Weltmarkte zu einer ſehr gefürchteten machen werden.

Wenn aber China überhaupt eine nennenswerthe Induſtrie aufzuweiſen haben wird, wenn es Gebrauch macht von unſeren Fortſchritten, unſeren Erfindungen und dieſelben auf ſein eigenes Gebiet überträgt, ſo werden Millionen frei, und trotz aller Regierungsmaßregeln wird ein Theil dieſer Millionen ſich mit um ſo größerer Gewalt über die benachbarten Gebiete verbreiten, je größer der Druck iſt, unter welchem der Strom hervorquillt.

Kann aber China nicht, ſo wie es zu wünſchen ſcheint, ſich abſchließen, ſo wäre es ſehr möglich, daß zunächſt der umgekehrte Fall einträte und der europäiſche Einfluß dort, ſei es ſelbſt auf gewaltſamem Wege, ſich ſehr verſtärkte. Ein Stillſtand iſt jetzt nicht mehr möglich, und wenn dort der Fall eintritt, daß manche noch beſtehende Schranke fällt, wenn der weiße Mann da frei und unbeſchränkt vordringt und ſich dort häuslich einrichtet, ſo wird es nicht ausbleiben, daß er ſeine Induſtrie dorthin mitbringt, daß er nicht mehr die fertigen Waren dorthin ſchickt, ſondern die Verfertigung dorthin verpflanzt, wo er wohlfeile Arbeitslöhne findet und in mancher Branche das Arbeitsmaterial mehr in der Nähe hat, oder doch wohlfeiler beziehen kann.

Allerdings liegt hierin auch eine traurige Ausſicht für die Zukunft; doch die immer ſchärfer werdende Konkurrenz wird dazu zwingen, von jeder günſtigen Gelegenheit, die ſich bietet,

[1] Dr. Singer, a. a. O.

Gebrauch zu machen, ohne daß man der Gefahr, daß man ſchlafende Geiſter wachrufe, Rechnung tragen kann. Wie ſich dieſe Verhältniſſe auch geſtalten mögen, es kann nicht ausbleiben, daß, in welcher Weiſe die eben beſprochene Frage auch gelöſt wird, immer mehr Chineſen das eigene Land verlaſſen werden; man denke hierbei weniger an eine Völkerwanderung, an ein plötzliches Hervorbrechen in gewaltigen Heereszügen, ſondern ihr Vordringen wird, ähnlich wie wir es ſchon kennen gelernt, ein ganz allmähliches ſein, es ſei denn, daß man den Verſuch macht, demſelben durch Gewaltmaßregeln Schranken zu ſetzen, was unter Umſtänden die Kataſtrophe beſchleunigen könnte. Augenblicklich iſt die große Maſſe der Auswanderer, fünf Millionen etwa, auf den Raum zwiſchen Hinterindien und der Weſtküſte Amerikas vertheilt; wenige nur haben in den Jahrzehnten, welche vergangen ſind, ſeitdem es ohne große Schwierigkeiten möglich iſt, China zu verlaſſen, den Weg bis zu uns hinaus gefunden; möglicherweiſe wird das in den nächſten Jahren anders werden. Nicht nur gewinnen die Chineſen, namentlich wenn ſie nicht unter den beengenden Formen des eigenen Landes leben, ſehr an Bildung und erhalten damit einen weiteren Blick, ſondern die leichtere Verbindung mit entfernten Ländern, die unſere verbeſſerten Transportmittel gewähren, wiſſen auch ſie zu benutzen und für ſich auszubeuten. Zudem mehren ſich neuerdings die Stimmen, welche ihre Verwendung als wohlfeile Arbeitskraft in Europa, ja ſelbſt in Deutſchland befürworten.

Was ſie uns bringen werden, lehrt die bisherige Erfahrung. Thätig, gelehrig, zähe begnügt ſich der Chineſe mit dem geringſten Lohne. Auch in San Francisco haben ſie gegen einen Tagelohn von 15 Dollarcent, alſo etwa 60 Pfg., nicht gezögert, die ſchwerſte Arbeit zu verrichten, Arbeit auf ſich zu nehmen, zu der ſich kein Weißer finden wollte, um nur dieſen kargen Lohn zu gewinnen, von dem wir kaum begreifen können, wie er namentlich unter

dortigen Verhältniſſen auch nur genügen kann, um das bloße, nackte Leben weiter zu friſten. Und doch iſt dies nicht nur der Fall, ſondern der Chineſe verſteht es, ſelbſt von dieſem geringen Betrage (in anderen Ländern iſt der Lohn übrigens noch geringer) ſogar noch etwas übrig zu halten, und, ſobald ihm dies gelingt, iſt er auf dem Wege, ſein Glück zu machen.

Um dies verſtehen zu können, muß man wiſſen, wie genügſam der Chineſe iſt, wenn es noth thut, während er, wenn ſeine Mittel es erlauben, den Freuden der Tafel und anderen Vergnügungen nicht abhold, überhaupt kein Geizhals im Geiſte Harpagons iſt. Schreiber dieſer Zeilen hat auf Java manchmal Gelegenheit gehabt, die Laufbahn eines neu angekommenen Chineſen, eines ſogenannten Singkehs, zu beobachten; ſchon die Unkenntniß der Sprache macht es einem ſolchen unmöglich, in der erſten Zeit ſelbſtändig aufzutreten. In den meiſten Fällen tritt er dann als Kuli gegen einen Tagelohn von 25 Cents hell (= 42 Pfg.) bei einem Landsmanne ein, der als Hauſirer mit allerlei Waren durch das Land zieht. Von dieſem geringen Einkommen bleiben wenigſtens 10 Cents (17 Pfg.) unberührt und werden ſorgfältig aufgehoben, bis unſer Singkeh nach Ablauf einiger Monate ſich in der neuen Umgebung genugſam zu Hauſe fühlt, um ſein Glück auf ſeine eigene Hand zu verſuchen. Natürlich, daß es dies im Handel thut — das ſcheint das Ideal eines jeden Chineſen zu ſein —; ſeine wenigen Sparpfennige, vielleicht auch mitgebrachtes Geld, liefern ihm ſein Betriebskapital. Die wenigen Waren, die er anfänglich anſchaffen kann, trägt er ſelbſt durch das Land; nimmt er ſpäter einen oder mehrere Träger an, ſo iſt dies ein Beweis, daß das Geſchäft florirt; ſobald er ſelbſt keine Laſt mehr auf die Schultern nimmt, ſondern nur die Aufſicht über die Träger führt, kann man ſicher ſein, daß er auch anfängt, ſich als Kapitaliſt zu fühlen, und ſo fährt er fort, ſich ſeine Zukunft zu ſchmieden,

wobei er fortwährend das vernünftige Verwaltungsprinzip vor Augen hält, von jedem Einkommen, sei es groß oder klein, einen Ueberschuß zu erzielen.

Geborene Diplomaten, verstehen sie es meisterlich, die Umstände und die Schwächen der Menschen, unter denen sie leben, zu benutzen; oben, als wir von ihren ungesetzlichen Handlungen sprachen und die Ansicht G. Rohlfs' anführten, haben wir bereits auf diesen Punkt hingewiesen. Wie sie sich ihres Einflusses auf weniger civilisirte Völker bedienen, gehört nicht hierher; doch auch unter civilisirten Völkern werden sie, insofern man dies nicht, solange es noch Zeit ist, ihnen durch Gewalt unmöglich macht, sich einen behaglichen Platz zu sichern, ein warmes Nest zu bauen verstehen. Durch ihre natürlichen Anlagen scheinen sie zu Arbeitern in der ganzen Welt bestimmt zu sein; diejenigen, denen es glückt, höheres zu erreichen, sind vortreffliche Zwischenhändler, die sich, wenn alles gut geht, zu wirklichen Kaufleuten emporarbeiten. Was ein solches Element, voll von Verstand und Energie, unter unseren doch so schwierigen Verhältnissen bedeutet, liegt auf der Hand. Wird man, wenn einmal der entscheidende Augenblick gekommen ist, sie ganz ausschließen können? Ich zweifle daran! Wie wir oben schon sagten, könnte man dadurch die Katastrophe beschleunigen und auch Veranlassung zu Repressalien geben; dann aber dürften, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, der das Nächstliegende ausschließlich berücksichtigt, zu viele Interessen sich dem widersetzen. Das Interesse der Bauunternehmer, der Fabrikanten, der Industriellen wird für sie sprechen und, wenn sie können, ihre Verwendung befürworten. Erstere müssen ja die niedrigsten Preise bedingen, um mit Erfolg konkurriren zu können, während die Anforderungen von Tag zu Tag sich steigern. In England hat man vor Jahren schon die Einführung chinesischer Arbeiter vorgeschlagen, um ein Gegengewicht gegen die Arbeiterstrikes zu

haben, und oben wurde schon darauf hingewiesen, daß man ähnliche Pläne auch schon in Deutschland angeregt hat. Und je mehr China selbst erwacht, je mehr es thätig ist, seine Kräfte zu stärken, desto schwieriger würde ein vollständiger Abschluß unsererseits sein.

Außer manchen anderen Nachtheilen, die wir zum Theil noch näher kennen lernen werden, würde ein derartiges Vordringen namentlich den haben, daß die Chinesen, die im allgemeinen, wie wir schon gesehen haben, nicht seßhaft werden, Raubbau höherer Art treiben würden, d. h. es würden immer neue Scharen kommen, die größtentheils mit ihrem Erwerbe nach längerer oder kürzerer Zeit in ihr Vaterland zurückkehren würden; allerdings nur eine Wiedervergeltung für das, was die weißen Männer seit langer Zeit gethan haben, aber für uns immerhin unangenehm genug.

Wichtiger noch in mancher Beziehung scheint die Frage im Lichte der Kulturentwickelung. Wenn es auch bei dem Mangel an Beschäftigung, der bei uns in so trauriger Weise eintreten wird, ohne erhebliche Veränderung in den bestehenden Verhältnissen, uns jetzt ganz undenkbar erscheint, daß eine zahlreiche chinesische Arbeiterbevölkerung bei uns thätig wäre, selbst wenn sie sich mit den allerniedrigsten Arbeiten begnügte, so müssen wir doch auch diesen Fall ins Auge fassen. Zweifellos wäre, selbst wenn es uns glückte, für die frei gewordenen Hände andere Beschäftigung zu finden, doch mit einem solchen Zustande eine große Gefahr verbunden. Zu einer Rassenvermischung würde es allerdings anfänglich kaum kommen. Bis jetzt scheint die Berührung, welche zwischen Weißen und Chinesen stattfindet, noch so oberflächlicher Natur, daß sie zuerst wohl zu einer solchen nicht führen wird, obschon, abgesehen von dem oben erwähnten Verkaufe von Frauen an chinesische Goldgräber, vereinzelte Fälle vorgekommen sind, daß einer der Männer mit den

mandelförmigen Augen durch eine Tochter des Weſtens gefeſſelt worden iſt und ihre Hand, möglicherweiſe auch ihr Herz, davongetragen hat. Auf die Dauer aber würde die Wirkung der anhaltenden, engeren Berührung nicht ausbleiben können; je inniger der Verkehr wird, je länger er anhält, deſto größer würde die Vermiſchung werden. Immer weiter wird dies um ſich greifen und das Schreckbild der Chineſirung in bedrohliche Nähe bringen. Ganz ähnliche Vorgänge haben früher die Kolonien der Phönizier, der Griechen und der Römer zu verzeichnen gehabt, und ähnliches werden auch alle anderen Völker erfahren, welche in ſolche Lage kommen. Zeit und Perſonen haben einen Wechſel erfahren, die Sache ſelbſt bleibt, und in unſerer Zeit muß ſich ſolcher Einfluß verſtärken, da die Berührung vervielfacht, die Artsveränderung in ſo hohem Maße beſchleunigt iſt.

Doch ſelbſt ſolange dieſer Fall nicht eintrete, wenn eine ſcharfe Scheidewand beſtehen bliebe und eine ſtrenge Kaſtenbildung ſtattfände, müßte die höhere Raſſe verkümmern, wenn ihr die Grundlage, auf der ſie ſich entwickelt hat und immer weiter entwickelt, genommen würde. Unſere Verhältniſſe können in dieſer Hinſicht mit einem Baume verglichen werden. Wenn wir auch zunächſt gewöhnt ſind, an die duftigen, farbenreichen Blüthen, an den kühlenden Schatten, den uns das Blätterdach gewährt, vielleicht auch an den knorrigen Stamm, der uns einmal zufällig als Lehne gedient, zu denken, ſo ſollten wir doch nie vergeſſen, daß es die Aeſte und Zweige ſind, die jene tragen, und daß nichts von alledem, was uns erfreut, beſtehen würde, wenn nicht die dem Auge verborgenen Wurzeln mit ihren Tauſenden von Faſern dem Baume die Nahrung zuführten, ohne die er nicht beſtehen und ſeinen Zweck erfüllen kann. Traurig würde es mit unſer Kultur ausſehen, wenn wir, einerlei, wieweit, die unteren Klaſſen der Geſellſchaft ganz entfernen, und durch eine andere Grundlage, die uns ferner ſteht, erſetzen könnten

oder wollten; denn die Grundlage unserer jetzigen Entwickelung sind die, welche immer neue, in der Arbeit erstarkte Kräfte dem Organismus zuführen, der ohne sie dem, wenn auch langsamen, Untergange geweiht sein würde. Wenn aber früher oder später eine wirkliche Rassenvermischung, in welchen Grenzen denn auch einträte, so steht es wenigstens unserer Ansicht nach fest, daß die Chinesen sehr viel von uns empfangen können; eine andere Frage ist die, was sie uns geben werden. Die Antwort liegt, wenn wir uns dessen erinnern, was vorher zu ihrer Charakteristik angeführt wurde, ziemlich nahe.

Das materielle Leben ist für sie der Inbegriff ihres ganzen Denkens und Trachtens; über dasselbe hinaus kennen sie nichts. Spielt bei uns die geistige Empfindung, die ihnen ganz abgeht, manchmal eine zu große Rolle, hat sie namentlich schon Manchen veranlaßt, sich in die Tiefen einer Metaphysik zu verlieren, aus denen kein Ausweg mehr zu finden ist, so ist doch der Grundgedanke dieser Empfindung der göttliche Funke, der den Menschen in unseren Augen erst zum Menschen im höheren Sinne des Wortes macht, ist das Grundprinzip jeder edlen Handlung. Für den Chinesen giebt es nur diese eine Welt; nie haben sie bessere Hoffnungen, bessere Erwartungen gehegt, nie hat ein Gesetzgeber ihnen ein höheres Ziel vor Augen gestellt; ein weiter Kreis von Wanderungen und dann das Ende, das Nichts! Eine solche Lebensauffassung schließt eine große Gefahr in sich; ohne das Bewußtsein einer anderen Zukunft, ohne den Gedanken, daß der Mensch noch zu etwas anderem, nach diesem manchmal so elenden Leben bestimmt ist, nach diesem Leben, von dem der Prediger sagt: Unser Leben währt siebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" ohne einen solchen Gedanken versiegt die Quelle vieler edler Gefühle. Selbst da, wo diese Hoffnungen eine weniger bestimmte Form annehmen,

ja sogar, wo man sie leugnet, und dennoch, sei es auch nur in unbestimmter Gestalt empfindet, sind sie die Quelle aller Gedanken, aller Handlungen, welche den Menschen über das materielle Leben zu erheben vermögen. Wenn ein solcher Idealismus nicht in unser Leben eintritt, wenn dieser Grundzug nicht alles durchdringt, wird auch die edelste Moral durch die menschlichen Leidenschaften auf die Dauer abgeschwächt und immer mehr auf den Hintergrund gedrängt werden. Dem Einzelnen, der mit sich selbst gerungen hat und mit sich selbst eins geworden ist, mag sie vollkommen genügen, den Massen kann sie es, wenigstens auf die Dauer, unmöglich. Liest man die Moralvorschriften, welche ihre Religionslehrer den Chinesen gegeben haben, so wird man von Ehrfurcht durchdrungen, und doch wird die Unsittlichkeit, die wir bei ihnen und bei den Japanern beobachten können, von keinem anderen Volke übertroffen. Wenn diese Millionen von Menschen, sei es auch erst nach längerer Zeit, unter uns treten, diese Menschen, für welche das eigene Ich mit seinen materiellen Interessen das höchste ist, was sie kennen, so muß man gerade für unsere geistigen Güter die größten Befürchtungen hegen. Unsere äußere Kultur steht nicht auf so thönernen Füßen, daß sie den Anprall einer solchen Völkerwoge, selbst wenn sie sich plötzlich über uns ergießen sollte, was, wie schon gesagt, kaum zu erwarten sein wird, zu fürchten hätte; wir sind im Gegentheil wohl berechtigt, dieselbe für reich genug zu halten, um ihren Segen auch auf weniger begünstigte Menschenkinder ausstreuen zu können. Aber das Gefühl für das Höhere ist auch bei uns schon abgeschwächt und wird fortwährend noch schwächer, in einer Zeit, in der so viele unter uns durch die Vernachlässigung geistiger Genüsse, durch den Vorzug, den sie dem materiellen Leben geben, durch die Anforderungen, welche der Kampf ums Dasein jetzt schon stellt, bereit sind, den Ankömmlingen in dieser Hinsicht wenigstens

ein inniges Verſtändniß entgegenzubringen und ſich ſo von vornherein zu Bundesgenoſſen eines ausgedehnten Materialismus zu machen, eines Materialismus, welcher dann ſeine Herrſchaft über den größten Theil der bewohnten Erde auszuüben beſtimmt ſein könnte. Es würde zu weit führen, den eben ausgeſprochenen Gedanken nach allen Richtungen hin durchzuführen, begnügen wir uns daher mit einem einzigen Beiſpiele. Nehmen wir den Sinn für die Künſte, die den Gedanken des Großartigen und Schönen zum Ausdruck bringen, ein Gefühl, welches nur im Herzen einiger wenigen, bevorzugten Raſſen wohnt und bei uns auch ſchon ſehr abgeſchwächt erſcheint, wenn wir es mit demjenigen vergleichen, welches die Herzen und den Geiſt der Griechen und der Römer erfüllte; wenn wir die antike neben die moderne Kunſt ſtellen. Im allgemeinen ſcheint eine ſchnelle Vorwärtsbewegung auf induſtriellem Gebiete, wenigſtens nach dem Beiſpiele Amerikas zu urtheilen, den Künſten kein Glück zu bringen, und die Menſchen, welche zunächſt an den Erwerb denken, beſitzen in den meiſten Fällen nur ausnahmsweiſe ein für die Kunſt empfängliches Gemüth. Was ſollen uns die Chineſen auf dieſem Gebiete bringen, welchen Einfluß ſollen ſie haben? Sie, die uns das Groteske, aber nicht das Großartige, ſtatt des Erhabenen nur das Materielle und außerdem ihren bis ins Kleinliche getriebenen Erwerbsgeiſt, den Gedanken einer beſchränkten Sparſamkeit zuführen, unter uns heimiſch machen, ja uns zwingen würden, denſelben ebenfalls zu unſerem Lebensführer zu wählen. Und ſo iſt es auf allen anderen Gebieten, die von dem immer ſchwächer werdenden Idealismus getragen werden.

Daher ſcheint manches dafür zu ſprechen, daß in der einen oder der anderen Art ein Wendepunkt gekommen iſt, vielleicht das Ende der jetzigen Periode unſerer Kulturentwickelung. Wie Hermann Lotze in ſeinem Mikrokosmus ausgeführt hat, ſtehen

ſich zwei Auffaſſungen des Lebens der Menſchheit gegenüber, deren eine an einen dauernden Fortſchritt glaubt, der aber durch die andere geleugnet wird. Letztere ſieht in der Geſchichte nur einen Kreislauf, höchſtens eine Verſchlingung von Kreiſen veränderlicher Faktoren, aber kein Fortſchreiten in gerader Linie nach beſtimmtem Ziele. Was ſpäter geſchieht, iſt für ſie nur eine Wiederholung deſſen, was früher ſchon geweſen iſt; ſie rechnet nicht auf den Ertrag, den das Menſchenleben für künftige Geſchlechter abwirft, während die zuerſt erwähnte Anſicht, wenn ſie auch das, was der Einzelne erlebt, nicht für nutzlos erklärt, doch das Hauptgewicht darauf legt, was die Handlungen des Einzelnen und was die Ereigniſſe für die Nachwelt bedeuten, inwiefern durch ſie der Fortſchritt der Menſchheit gefördert worden iſt. Wird nun, wenn es zur Begegnung mit den Chineſen kommt, dies den Abſchluß eines Kreiſes, wird es nur einen Ruhepunkt oder gar einen Rückſchritt auf der Bahn der Entwickelung bedeuten, um ſpäter zu erneuertem Fortſchritt zu führen? Die Beantwortung dieſer Frage glauben wir ſchon in Obigem angedeutet zu haben, denn daß unſere Kultur bei einer Berührung mit den Chineſen die Vollkommenheit in demſelben Maße einbüßen muß, als ſie ihr Reich ausdehnt, ſcheint nach dem Geſagten ziemlich ſicher. Es ſcheint ſo, aber die menſchliche Berechnung trügt oft, wie uns die Geſchichte, wie uns die Natur ſo deutlich zeigt. Wenn der Schatten der Erde vor den Mond tritt, oder wenn der letztere, der treue Begleiter unſeres Planeten, dem menſchlichen Auge den Anblick des Tagesgeſtirns entzieht, dann ergreift wilde Angſt den Naturmenſchen, welcher vielfach glaubt, das letzte Stündlein der Erde mit allem, was ſie trägt, habe geſchlagen, und doch, nach wenigen Minuten oder Stunden, leuchtet das bleiche Licht des Mondes in altem Glanze, wärmen und befruchten der Sonne Strahlen den Boden aufs neue, und es zeigt ſich, daß alle Angſt umſonſt geweſen. Doch

nicht so weit brauchen wir zu suchen, auch unsere eigene Geschichte bietet uns Beispiele genug von der Kurzsichtigkeit der Menschen. Es ist jetzt ungefähr 900 Jahre her, da herrschte allgemeines, großes Entsetzen; unsere Voreltern überblickten ihren engen Horizont, der für sie die Welt bedeutete und an dem sie bald die Morgenröthe des tausendsten Jahres erscheinen zu sehen erwarteten. Des tausendsten Jahres! Ein schrecklicher Gedanke für sie, denn sie glaubten, daß dieses Jahr den Untergang der Welt bringen würde. Und doch haben sie diesen Schrecken überlebt; die Welt ist nicht untergegangen, und seither hat die Erde wieder beinahe tausend Jahre lang ihre altgewohnte Bahn durchlaufen, und Regen und Sonnenschein sind einander gefolgt. Das kann uns als Beispiel dienen. Heute, wo wir noch durch eine ziemliche Spanne Zeit von der Vollendung des zweiten Jahrtausends entfernt sind, glauben wir ebenfalls, eine drohende Gefahr vor uns zu sehen, eine Gefahr, die ja in ihrem jetzigen Kreislaufe schon drei verschiedene Perioden zu verzeichnen hat. Soweit unsere Wissenschaft reicht, sind wir nicht im stande, ein äußeres Zeichen anzuweisen, welches auf den physischen Untergang der Welt hinweist, aber es erhebt sich eine furchtbare Wolke, welche die geistige Arbeit von Jahrtausenden in tiefen Schatten zu hüllen bestimmt scheint. Sollen wir glauben, daß dies sich erfüllen wird? So drohend uns die Gefahr erscheint, so wissen wir doch, daß alle unsere Weisheit trügerisch ist. Von welcher Art der Geschichtsbetrachtung wir auch ausgehen mögen, die Antwort ist dieselbe. Ob wir die theistische, die rationalistische, die naturalistische Auffassung zu Grunde legen — ich zähle sie auf in der Ordnung, wie sie nach einander entstanden sind —, ist dabei ziemlich gleichgültig. Welche dieser drei Ansichten, die immer noch nebeneinander fortbestehen, die richtige ist, wird wohl nie endgültig ausgemacht werden; es ist eben eine Wiederholung der Geschichte von den

drei Ringen. Mag auch die erſte, die theiſtiſche Geſchichtsbetrachtung, in dem Verlaufe der Ereigniſſe die Handlungen einer zielbewußten höchſten Kraft ſehen, eine Kraft, welche dieſelben nach ihren dem Menſchen unbekannten Zwecken leitet oder die rationaliſtiſche Auffaſſung den letzteren in den Mittelpunkt verſetzen, indem ſie der theiſtiſchen Auffaſſung diametral entgegentritt und die Entwickelung der menſchlichen Geſchichte als das Ergebniß der Arbeit des freien Menſchengeiſtes anzieht, dabei auch glaubt, durch die Vernunft dem Menſchen ſeine Wege und ſeine Ziele anweiſen zu können, mag endlich die dritte, die naturaliſtiſche, Auffaſſung den Menſchen als unfreien Theil der ganzen Natur betrachten und die Naturgeſetze zu erforſchen ſuchen, nach denen ſich die Entwickelung der Menſchheit in vorgezeichneten Bahnen bewegt, es iſt einerlei. Ob höhere Hand, ob Naturgeſetz, ob menſchliche Vernunft in Verbindung mit Unberechenbarem, das Weſen ſelbſt der Vorgänge bleibt für alle menſchliche Vernunft verborgen, und die Ueberraſchungen, die uns bereitet werden, ſind zahlreich. Es würde zu weit führen, dieſen Gedanken für die drei verſchiedenen Auffaſſungen hier durchzuführen, es wäre aber auch überflüſſig, das zu thun, denn im ganzen würde die Durchführung nur dem Ausdrucke nach verſchieden, der Sache ſelbſt nach aber ziemlich dieſelbe ſein. Wir begnügen uns daher dieſer Frage nur vom Standtpunkte der älteſten, der theiſtiſchen, Auffaſſung aus näher zu treten. Von demſelben aus darf man wohl behaupten, daß es nicht die menſchliche Vorſicht iſt, welche das Geſchick beſtimmt und leitet; über ihr ſteht die höhere Vorſehung; in ihrer Hand ruht die Zukunft, und ihr Eingreifen hat noch nie in der Geſchichte gefehlt, wenn es noth that. Plan und Zweck des großen Gebäudes, von dem unſere Mutter Erde nur ein kleiner Theil iſt, kennen wir nicht; wir ſelbſt können uns kaum mit den Bauleuten vergleichen, und in dieſer, nach unſeren Begriffen ganzen, großen Maſſe von Unwiſſenden,

giebt es nur wenige Auserwählte, die Philoſophen, die Geſchichtsſchreiber und die Dichter, denen der große Baumeiſter des Weltalls erlaubt hat, Jedem nach ſeiner eigenen Weiſe, einen Blick auf den Weg zu werfen, den entlang er die Menſchenkinder führt. Sie ſehen ſich um und bewundern den Bau, durch deſſen Verſtändniß ſie ihren Geiſt erleuchtet glauben, und und dann meinen ſie auch, zu ſehen, was vielleicht noch zu thun wäre, aber ſie vertrauen doch dem großen Baumeiſter, der es bis dahin gut gemacht hat; ſie wiſſen zu gut, daß, ebenſo wie alle Menſchen, auch ſie dem Irrthum unterworfen ſind; ſo iſt es geweſen, und ſo wird es immerdar ſein, ſolange die Welt beſteht.

Welcher Art der Auffaſſung wir aber auch beitreten mögen, eins iſt unſer Aller Pflicht, nämlich Jeder ſollte auf dem Platze, auf den er geſtellt iſt, ausharren, ſolange er kämpfen kann, und ſollte bis zu dem Augenblicke, wo die Entſcheidung kommt, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Pflicht erfüllen.

Dazu gehört aber auch die Verpflichtung, nach Mitteln zu ſuchen, eine Gefahr, die wir erkannt zu haben glauben, nach Kräften abzuwenden; denn nicht blindlings ſollen wir der Vorſehung vertrauen, ſondern von den Fähigkeiten und Gedanken, die ſie uns gegeben, nach Möglichkeit den beſten Gebrauch zu machen ſuchen. Mit Bezug auf den drohenden Zuſammenſtoß der weißen und der gelben Raſſe ſcheint ſich ein Ausweg zu bieten. Raum genug hat die Erde, um noch Hunderte und Tauſende von Millionen zu faſſen und zu ernähren, wenn alle dieſe Menſchen im ſtande ſind, in den noch ſpärlich bevölkerten tropiſchen und ſubtropiſchen Gebieten zu leben und zu gedeihen.[1] Das kann die gelbe, das kann die ſchwarze Raſſe. Beide verſtehen es;

[1] Siehe unſeren Aufſatz in „Aus allen Welttheilen", Oktbr./Novbr. 1889 „Kaiſer Wilhelmsland und ſeine Zukunft."

den Acker zu bauen; erstere besitzt auch eine höhere Intelligenz, welche sie für die Pflege der Industrie geschickt macht, die ja, wie wir oben gesehen haben, manchmal sich dahin wird verpflanzen müssen, wo sie ihre Rohprodukte in der Nähe wird beschaffen können, wo sie die niedrigsten Arbeitslöhne zu bezahlen haben wird. Die weiße Rasse gedeiht nur unter einem gemäßigten Himmel, vermag nur dort ihre ganze Arbeitskraft zu entwickeln; in der Tropenzone kann sie nur unter sehr günstigen Bedingungen thätig sein, welche es ihr möglich machen, durch ihre Lebensweise dem Einflusse des Klimas zu begegnen. Sie würde dort als Lehrerin der gelben und der schwarzen Rasse auftreten können; selbst alle Arbeit zu verrichten, ist sie nicht im stande. So vermöchten die drei lebenskräftigen Rassen, die schwarze, die gelbe und die weiße, unter Führung der letzteren ein Weltreich zu bilden, in dem jede Rasse eine ihr passende Stelle finden könnte, ohne daß auf lange hinaus die Gefahr eines heftigen Zusammenstoßes uns drohend anstarrte, und dabei könnte doch wieder jede Rasse ihre Eigenart und ihre eigenthümliche Kultur nicht nur bewahren, sondern auch weiter entwickeln, und könnte sich das, was die anderen gewirkt, zu nutze machen. Es würde Berührung, aber kein Kampf eintreten, und die weiße Rasse namentlich könnte infolge der Hebung des materiellen Wohlstandes an ihrer eigenen Ausbildung ungestörter fortarbeiten, als dies heute der Fall ist.

Wird die Kolonialbewegung, deren Berechtigung mehr und mehr anerkannt wird, sich über das nächstliegende zu erheben und ein wirklich großes Ziel ins Auge zu fassen im stande sein? Denn ein großes Ziel wäre es sicherlich, nicht nur der Noth im eigenen Hause, sondern auch der Gefahr, die aus den Nachbarhäusern droht, auf absehbare Zeit abzuhelfen. Geschieht dies nicht, so wird früh oder spät eine Berührung, eine theilweise oder vollkommene Vermischung der Rassen eintreten müssen, die

zur Vernichtung wenigstens eines Theiles der am höchsten entwickelten Kulturvölker führen und das, was übrig bleibt, in neue, von den bisherigen ganz verschiedene Bahnen lenken würde. Dies weiter zu verfolgen, kann jetzt unsere Absicht nicht sein, das zunächst Liegende, Greifbare ist schon wichtig genug, und die in Bezug hierauf hier angeregten Fragen dürften in nicht gar zu ferner Zeit permanent auf der Tagesordnung erscheinen; werden es vielleicht auch die Aelteren von uns nicht mehr erleben, so wird möglicherweise der jüngeren Generation der Kampf um das Dasein sehr dadurch erschwert werden.

Bolan, Dr. H. Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschn. ..... M. 1.—

Breitenbach, Dr. W. Das Deutschthum in Südbrasilien „ 1.—

— Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte ..... M. 1.20

Buchner, H. Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten u. über Acclimatisation ..... M. —.80

Deckert, E. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern ..... M. —.75

Engler, Oberstlieutenant G. Kolonniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten ..... M. 1.60

Heitz, Prof. Dr. Ursachen und Tragweite der nordamerik. Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft M. 1.20

Jansen, C. W. Holl. Kolonial-Politik in Ostindien „ 1.—

Kapp, Fr. Ueber Auswanderung ..... „ —.75

Metzger, Emil. Vierzig Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien ..... M. 1.20

Metzger, Emil. Europäische Ansiedler in Niederländisch Ostindien ..... M. —.60

Oehlmann, Dr. E., Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien abzulenken? ..... M. —.60

Paul, E. Die Zukunft unseres Handels ..... „ 1.—

Pfannschmidt, Dr. Die Entwickelung d. Welthandels „ —.80

Raab, Der alte und der neue Kongostaat ..... „ 1.60

Simonsfeld, Dr. H. Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. v. Holtzendorff. 2. Aufl. ..... M. 1.—

Stade, P. Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Wanthätigkeit der Menschheit ..... M. —.80

Topf, Prof. Dr. H. Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela ..... M. 1.—

Trentlein, Prof. P., Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General-Gouverneur des Sudan. Mit einer Karte ..... M. 1.20

v. Waltershausen, Sartorius Frhr. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika M. 1.—

Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.

Von

Emil Metzger,
weiland in Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 195.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Von

Dr. P. Müller,

Professor in Bern.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. **E. Laas.**

Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. **Dr. Fr. v. Holtzendorff.**

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von **Hedwig Bender.**

Preis Mk. 1.40.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von **Dr. Ludw. Schwerin.**

Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von **H. Hetzel,** Prediger.

Preis Mk. —.60.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von **Dr. K. Bruchmann.**

Preis Mk. —.60.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von **Dr. Erich Bußler.**

Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimar. Musenhofes.

Von **Dr. Paul Weizsäcker.**

Preis Mk. 1.—.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm.

Von **Alice Bousset.**

Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter.

Von **Gustav Reinsch.**

Preis Mk. —.75.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Aus einem Cyklus von populär-wissenschaftlichen, vom Lehrkörper der Berner Hochschule gehaltenen Vorträgen.

Von

Dr. P. Müller,
Professor der Gynäkologie an der Universität Bern.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Mit raſchen Schritten eilen wir dem Ende unſeres Jahrhunderts zu. „Fin de siècle“ tönt uns von allen Seiten und in verſchiedenen Tonarten entgegen. Dieſe banal gewordene Phraſe, welche der Wende des Jahrhunderts eine beſondere Bedeutung beilegt, hat eine gewiſſe Berechtigung. Mit Recht weiſt man auf die gewaltigen politiſchen Veränderungen hin, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts ſich abſpielten. Durch die Renaiſſance und die Reformation wurde der mittelalterliche Menſch zum modernen umgeſtaltet. Die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts hat uns die franzöſiſche Revolution und mit ihr die Befreiung des Individuums aus den Feſſeln des abſoluten Staates gebracht. Der Wende unſeres Jahrhunderts ſcheint eine ungleich wichtigere Aufgabe von dem Geſchicke zugewieſen zu ſein: der Beginn der Löſung der ſozialen Frage! Dem freigewordenen Menſchen eine menſchenwürdige Stellung in der umzugeſtaltenden Geſellſchaft zu geben — das iſt das Problem, welches unſerer Generation in der nächſten Zeit zur Löſung vorliegt.

Die Aufgabe, welche dem Ende des vorigen Jahrhunderts zufiel, hat dieſelbe ohne folgenſchwere Eruptionen nicht zu erfüllen vermocht. Wollen wir hoffen, daß die Löſung der ſozialen Frage — ſo drohend und unheilverkündend auch die Gewitterwolken am politiſchen Horizont ſich erheben — auf friedliche und der Menſchheit zum Heile gereichende Weiſe erfolge.

Unter den sozialen Bestrebungen, welche alle Schichten der Gesellschaft jetzt bewegen, ist wohl als eine der wichtigeren die Frauenfrage zu betrachten. Es fragt sich, ob die Stellung, welche die Frau in der menschlichen Gesellschaft jetzt einnimmt, als eine gerechte, der Frau würdige und dem allgemeinen Wohl entsprechende angesehen werden darf, oder ob nicht, unseren jetzigen Anschauungen von Menschenwürde und Menschenrechten entsprechend, wie auf anderen Gebieten des sozialen Lebens, so auch hier tief eingreifende Veränderungen eintreten sollten.

Die Frauenbewegung macht sich nach verschiedenen Richtungen hin geltend. Es ist hier nicht möglich, alle ausführlicher zu besprechen, nur eine derselben muß hier näher berührt werden: es betrifft dies die Stellung der Frauen im Erwerbsleben. Eine größere Selbständigkeit und Freiheit wird in dieser Richtung allseitig gefordert, und hiermit hängt auch die weitere Forderung einer freien Berufswahl zusammen. Mit diesem letzteren Probleme ist eine weitere Frage verbunden: ob nämlich die Frau auch zu den sogenannten wissenschaftlichen Berufsarten befähigt und berechtigt sei. Da aber diese letzteren bis jetzt nur durch Universitätsstudien erreicht werden können, so fragt es sich dann weiter, ob die Frau auch zum Studium an den Hochschulen zugelassen werden soll oder nicht. Besonders interessirt uns hier das Studium und die Ausübung der Medizin durch die Frau: ist doch die Medizin dasjenige Fach, von dem man allgemein annimmt, daß es wohl für die Frauen am meisten passe und zu welchem Studium auch am meisten die Frau sich hingezogen fühlt.

Man wird es begreiflich finden, daß einem Lehrer der Medizin diese Frage sehr nahe geht: am meisten dem Gynäkologen. Sein Beruf erfordert freilich nur eine genaue Kenntniß der somatischen Verhältnisse des Weibes; allein als einseitig müßte er bezeichnet werden, wenn er sich nur hierauf beschränken und seine Aufmerksamkeit nicht auch den geistigen und moralischen

Intereſſen der Frauenwelt zuwenden würde. Ein akademiſcher Lehrer, der außerdem bereits beinahe zwei Decennien an einer Hochſchule wirkt, bei welcher die Frauen unbeſchränkt zum Studium zugelaſſen werden, und der auch glaubt, für dieſe Verhältniſſe offenes Aug' und Ohr zu haben, iſt wohl auch befähigt und berechtigt, über dieſe Frage des Studiums der Medizin durch die Frauen frei und offen ſein Urtheil auszuſprechen. Nur um Eines bitte ich, nämlich von vornherein um Entſchuldigung: das Thema bringt es leider mit ſich, Verhältniſſe zu berühren, deren Kenntnißnahme nicht für Jeden angenehm iſt, und den dichten Schleier von Dingen zu lüften, die für gewöhnlich nicht der Gegenſtand öffentlicher Diskuſſionen ſind. Wenn ich nicht die richtige Form hierbei finden ſollte, ſo bitte ich, mir wegen der beſonderen Schwierigkeit der Darſtellung Indemnität zu ertheilen.

Die erſte Frage, die ſich jedem Denkenden bei dieſer, die weiteſten Kreiſe beſchäftigenden Bewegung aufdrängt, welche in den letzten Jahrzehnten in Wort und Schrift in der eingehendſten Weiſe beſprochen wurde, welche auch in verſchiedenen Parlamenten, beſonders im deutſchen Reichstage, faſt nicht mehr von der Tagesordnung verſchwindet, iſt wohl die: Welche Urſachen liegen wohl dieſer Bewegung zu Grunde, und welche Motive beſtimmen wohl die Frau zu dem Verlangen, einen ſo ganz ungewöhnlichen Weg, namentlich den des Univerſitätsſtudiums und ſpeziell den des Studiums der Medizin, zu betreten? Die Träger dieſer Bewegung rekrutiren ſich aus verſchiedenen Kreiſen. In erſter Linie ſind es jene für Frauenemanzipation ſchwärmenden Perſonen, welche, unbekümmert um die Schranken, welche die Natur nun einmal gezogen hat, eine vollſtändige Gleichſtellung der Frau mit dem männlichen Geſchlechte verlangen. Ihnen ſchließt ſich in neuerer Zeit die ſozialiſtiſche Partei an, welche, ähnlichen Tendenzen huldigend und auch in der Frauenfrage unerreichbar erſcheinenden Zielen nachjagend, ebenfalls die gleiche Forderung in ihr Parteiprogramm

aufgenommen hat. Ihnen ging ſchon voraus jene Bewegung mehr aus den bürgerlichen Kreiſen, welche, auf realerem und ſoliderem Boden ſich bewegend, mehr vom mancheſterlichen Standpunkte aus, vorläufig nur eine größere Freiheit der Frauen auf ökonomiſchem Gebiete verlangt. Dieſer ökonomiſche Standpunkt iſt es auch, von dem aus das Frauenſtudium, wenn nicht einzig und allein, ſo doch vorzugsweiſe beurtheilt werden muß.

Die Umgeſtaltung, welche in den civiliſirten Ländern in den letzten Jahrzehnten, hervorgerufen durch verſchiedene Faktoren, im ſozialen Leben vor ſich gegangen iſt, hat zur Wirkung gehabt, daß ſich das numeriſche Verhältniß zwiſchen verheiratheten und unverheiratheten Perſonen, und zwar weſentlich zu Ungunſten des weiblichen Geſchlechtes, verſchoben hat. Während nämlich unter den Neugeborenen das männliche Geſchlecht an Zahl vorwiegt, indem auf 100 Mädchen 106 Knaben kommen, findet man in einer ſpäteren Zeit durch die größere Sterblichkeit der Knaben ganz andere Verhältniſſe, indem ſchon vom 15. Lebensjahre an das weibliche Geſchlecht, in Europa wenigſtens, das männliche an Zahl überwiegt und im ſpäteren Lebensalter das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geſchlechte gerade umgekehrt ſich geſtaltet: das weibliche überwiegt an Zahl das männliche! Schon durch dieſen einfachen Umſtand iſt einer großen Anzahl von Frauen die Möglichkeit genommen, in die Ehe einzutreten und dadurch die ihr von der Natur angewieſene Pflicht als Mutter und Erzieherin der Kinder zu erfüllen. Beſtreiten wird Niemand, welche Anſicht er auch in der Frauenfrage habe, ob er die Frau als ein dem Manne untergeordnetes Weſen anſehe, oder ob er für die weitgehendſte Emanzipation der Frau ſchwärme, daß der Frau von der Natur dieſe Aufgabe als Mutter und Erzieherin in erſter Linie zufalle. Noch bedenklicher aber wird das numeriſche Mißverhältniß zwiſchen Mann und Frau durch die in neuerer Zeit immer mehr zunehmende Ehe-

losigkeit der Männer. Dieser letzteren Erscheinung liegen verschiedene Ursachen zu Grunde. Man schuldigt sich ja in diesem Punkte gegenseitig gern an. Die Männer werfen den Frauen „Mangel an häuslicher Erziehung und zu luxuriöse Lebensweise“ vor, um den Cölibat zu rechtfertigen, die Frauen nennen die Männer „blasirte Egoisten“! Der wichtigste und bei Vielen der ausschlaggebende Grund ist unbestritten der, daß es in neuerer Zeit für den Mann immer schwieriger wird, rechtzeitig eine solche ökonomische Position zu erringen, um einen eigenen Haushalt gründen zu können. Hat er selbst kein Vermögen, so glaubt derselbe sich oft verpflichtet, seine Ehe durch die Mitgift der Braut auf eine solidere Basis stellen zu müssen; fehlt aber einem Mädchen diese Mitgift, so tritt für sie die Möglichkeit, in den Stand der Ehe zu treten, bei allen geistigen, moralischen und körperlichen Vorzügen ganz bedeutend zurück. Dadurch ist bei uns die Zahl der unverheiratheten Frauen in den letzten Jahrzehnten unverhältnißmäßig gestiegen. In Nordamerika, in Australien und den überseeischen Kolonien dagegen, wo durch die starke Einwanderung das männliche Geschlecht theilweise bedeutend überwiegt, ist deshalb auch die Zahl der alleinstehenden Frauen viel geringer. Daher ist dort die Möglichkeit einer Eheschließung eher gegeben, und tritt deshalb die Frauenfrage weniger in den Vordergrund. In Europa dagegen ist die Zahl der einzelstehenden Frauen in den letzten Jahrzehnten um ein Beträchtliches gestiegen, indem in manchen Ländern durch Kriege, in anderen Ländern wieder durch starke Auswanderung, in manchen Ländern durch beide Ursachen zugleich eine nicht unbedeutende Verminderung der Männerzahl eingetreten ist. So überwiegt in der Schweiz die weibliche Bevölkerung die männliche um beinahe 60000 Köpfe, in Deutschland um beinahe eine Million! Wenn aber auch nicht alle ledigen Frauen als ökonomisch unselbständig betrachtet werden können, so wächst doch mit der Abnahme der Ehe die Zahl der

unversorgt stehenden Frauen um ein ganz Beträchtliches. Diese Zahl der letzteren wird noch vermehrt durch die nicht geringe Anzahl von Witwen, welche durch den Tod des Mannes ihren Ernährer frühzeitig verloren haben und für die Kinder selbst Sorge tragen müssen, sowie auch auf der anderen Seite durch die nicht geringe Anzahl von verheiratheten Frauen, welche bei der Untüchtigkeit der Männer für ihre und ihrer Familie Leben und Unterhalt selbst aufkommen müssen.

Was geschieht nun aber mit dieser großen Anzahl von Frauen, die auf ihren eigenen Erwerb angewiesen sind? Am besten daran sind noch die ledigen aus den unteren Bevölkerungsklassen, indem dieselben meist ohne alle weitere Schulung und Vorbereitung durch der Hände Arbeit ihren Unterhalt finden. Ist das Los derselben auch kein beneidenswerthes, so ist doch ihr Lebensunterhalt, wenn auch manchmal ein kümmerlicher, so doch gesichert. Auch die Möglichkeit, eine Ehe einzugehen, ist hier bei den bescheideneren Anforderungen eines solchen Hausstandes und bei der Erwerbsthätigkeit beider Eheleute weniger ausgeschlossen.

Was geschieht aber mit jenen ledig gebliebenen Frauen aus den höheren und aus dem Mittelstande? Jener Klasse, welche sich durch Verallgemeinerung der Bildung, auch aus den anderen Volksschichten in unserer Zeit immer mehr und mehr vergrößert? Jenen, deren Eltern nicht mit Glücksgütern gesegnet sind und denen kein reiches Erbe zugefallen? Ihr Los ist ein minder günstiges. Zu schwerer Arbeit sind dieselben körperlich nicht tauglich. Auch ihre Bildungsstufe macht ihnen dies unmöglich, abgesehen davon, daß in manchen Ländern Vorurtheile und Sitten es ihnen verbieten. In ihren Familien können dieselben auch nicht mehr so, wie in der guten alten Zeit, der veränderten sozialen Verhältnisse halber, so häufig wie früher Aufnahme finden; sie sind angewiesen, auf eine andere Weise, außerhalb

der Familie, ſich eine Exiſtenz zu ſchaffen, wenn dieſelben es nicht vorziehen, wie es leider in den höheren Bevölkerungsklaſſen vorkommt, nach außen zu den Schein einer beſſeren Lebensweiſe aufrecht zu erhalten, zu Hauſe aber am Hungertuche zu nagen. Wohl dem Lande, wo derartige ſchroffe Unterſchiede der verſchiedenen Bevölkerungsklaſſen mit ihren Vorurtheilen nicht exiſtiren, und wo das gebildete Mädchen keine Schande darin findet, nicht allzu wähleriſch in der Berufsart, ſich ſelbſtändig und ehrlich durch das Leben zu ſchlagen. Wir begegnen denſelben bereits auf Arbeitsgebieten, die früher nur von dem Manne beſorgt wurden: in Magazinen, Bureaux, Verkehrsanſtalten ꝛc. ꝛc. ſind dieſelben bereits eingedrungen und haben theilweiſe den Mann verdrängt. Eine große Anzahl findet als Lehrerinnen und Erzieherinnen in ihren verſchiedenen Abſtufungen Brot und Beſchäftigung. In neuerer Zeit iſt auch die Krankenpflege hinzugekommen, wo auch Mädchen aus den gebildeten Klaſſen eine ebenſo paſſende als ehrenvolle Beſchäftigung finden. Aber trotz alledem bleibt noch ein großer Prozentſatz von unverheiratheten, gebildeten Frauen übrig, die manchmal bei unzureichender und unpaſſender Beſchäftigung mit großen Entbehrungen ihr Leben friſten müſſen. Gerade aber dieſe Tauſende und abermals Tauſende ſind es, welche Einlaß zu den höheren Schulen und zu den Univerſitäten ganz energiſch verlangen.

Nicht immer iſt es aber nur das liebe Brot, das ſie zu dieſem Streben veranlaßt, ſondern es kommt noch ein weiteres Motiv, ein edleres, hinzu! Für viele ledige Frauen iſt es gewiß kein angenehmes Gefühl, ſich ſagen zu müſſen, ihre eigentliche Beſtimmung verfehlt zu haben. Viele derſelben glauben ſich verpflichtet, auf eine andere Weiſe der Menſchheit ſich nützlich erweiſen zu müſſen. Sie wollen kein unnützes Glied der menſchlichen Geſellſchaft ſein. Sie wollen eine ihren geiſtigen Fähigkeiten und ihrem Bildungsgrade entſprechende Beſchäftigung

finden. Dieſen ledigen Frauen iſt nicht damit gedient, daß wir Männer ihnen mit dem wohlfeilen Satze entgegentreten: „Die Frau iſt naturgemäß nur für das Haus, für die Familie beſtimmt.“ Mit Recht erwidern ſie darauf, daß man ihnen doch die Familie ſchaffen ſoll; wenn nicht, ſo gebe man ihnen wenigſtens das Recht, auf eine andere Weiſe dem Menſchengeſchlechte nützlich zu ſein. Solchen Frauen gegenüber kann man auch nicht mit dem Einwurf kommen, daß weibliche Würde und Anmuth dem Weibe gewiſſe geiſtige Beſchäftigung verbieten. Mit Recht weiſen ſie darauf hin, daß wir Männer doch nichts dagegen haben, wenn die Frauen ſich mit Arbeiten beſchäftigen, die manchmal ſehr wenig mit der weiblichen Körperkraft und auch der Moral in Einklang zu bringen ſeien, Arbeiten, die weder der natürlichen Beſtimmung, noch der Würde des Weibes entſprechen. Dieſen Frauen, deren allgemeine Bildung nicht ſelten der der Männer gleichkommt, und die ſich durch Ausübung der Heilkunde nützlich machen wollen, kann man nicht zurufen: Tretet doch ein in den niederen Dienſt Lucina's! Mit Recht rufen ſie zurück: Warum laßt ihr eure oft wenig talentirten Söhne, ſtatt ſie mit Ach und Krach durch Gymnaſium und Univerſität durchſchleppen zu laſſen, nicht ſofort — Heilgehülfe werden? In einer Zeit, wo man ſo gern über die manchesterlichen Lehren der freien Ausnutzung der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten den Stab bricht, muß man doch ſagen, daß dieſe Lehre ihre Berechtigung für derartige Frauenbeſtrebungen nicht verloren hat. Mit Recht zeihen uns die Frauen der Brutalität, mit der wir unſere Stellung als Alleinherrſcher im Staate ausnutzen und die Frauen aus den verſchiedenartigſten Motiven von dem Kreis unſerer Beſchäftigungen, den wir aber natürlich ſelbſt gezogen haben, fernhalten. Es iſt dieſes mit dem natürlichen Rechte und der Vernunft nicht in Einklang zu bringen, wenn wir den Frauen die freie Berufswahl, wozu auch das

Ergreifen einer wiſſenſchaftlichen Berufsart gehört, verſagen, es ſei denn, daß nicht andere, wichtigere Gründe dagegen ſprechen.

Zu dieſen letzteren Gründen gehört aber die oft gehörte und zäh aufrechterhaltenene Behauptung, daß die Frau zur Medizin weder Talent noch körperliche Kraft beſitze. — Gehen wir darauf etwas näher ein!

Das Studium und die Ausübung der ärztlichen Kunſt iſt bis in die neuere Zeit als eine männliche Beſchäftigung angeſehen worden. Es wird ſich deshalb fragen, ob dieſe Anſchauung richtig iſt, oder nicht. Es wird ſich fragen, ob auch die Frau im Stande iſt, das Studium der Medizin in gleicher Weiſe wie der Mann mit Erfolg zu betreiben und die ärztliche Thätigkeit in gleicher Weiſe wie der Arzt auszuüben. Als vor drei Jahrzehnten die Frage nach dem Frauenſtudium einen dringenderen Charakter annahm und die Frauen an den Pforten der Hochſchulen die Zulaſſung energiſch forderten, iſt lebhaft pro und contra erörtert worden, ob die weibliche geiſtige Fähigkeit zum Univerſitätsſtudium und ſpeziell zu dem Studium der Medizin hinreiche, oder ob bei der geiſtigen Eigenart derſelben, dieſes Studium bei den Frauen mangelhaft ſich geſtalten müſſe. Die Waffen in dieſem bis jetzt ſtets fortdauernden Kampfe hat man hauptſächlich der Anthropologie entnommen. Die Gegner des Frauenſtudiums heben hervor, daß das Gehirn, alſo das Organ der Intelligenz, bei der Frau ein geringes Gewicht und Umfang beſitze, infolgedeſſen auch nicht zu einem höheren Studium wie das der Medizin hinreiche.

Mit vollem Recht hat man aber darauf hingewieſen, daß die geiſtigen Fähigkeiten nicht von der Größe der Gehirnmaſſe abhängig wären. Zum Beweiſe aber, wie wenig es auf die Quantität von Gehirn ankäme, hat man neben manch Anderem

auf Völkerſchaften hingewieſen, deren Hirngewicht wenig von dem der civiliſirten Völker differire und die trotzdem in der Intelligenz weit zurückſtünden. Auf der anderen Seite hat man auch feſtgeſtellt, daß es nicht wenige Männer von hervorragender geiſtiger Begabung gegeben habe, deren Gehirngewicht unter das der Frauen geſunken war. Mit Recht hat man darauf aufmerkſam gemacht, daß es nicht nur auf die Quantität des Gehirns an und für ſich ankommt, ſondern auf die Beſchaffenheit derjenigen Gehirntheile, von denen wir ſicher wiſſen, daß ſie den geiſtigen Prozeſſen vorſtehen und bei denen man bis jetzt eine Differenz im Bau bei beiden Geſchlechtern noch nicht nachweiſen konnte. Auch die neuere Phyſiologie läßt vorſichtigerweiſe nie die Intenſität geiſtiger Prozeſſe von einer größeren oder geringeren Gehirnmaſſe allein abhängig ſein; ſie verhält ſich den früheren Annahmen gegenüber meiſtens ſkeptiſch und zurückhaltend.

Auch in der Erfahrung, die wir tagtäglich machen können, iſt dieſer Skeptizismus ſehr gerechtfertigt. Wir kennen kleine Männer, deren Gehirngewicht das Mittelgewicht der Frau nicht überſchreiten kann, mit hoher Intelligenz ausgeſtattet, was man von großgeſtalteten Männern mit entſchieden großem Gehirn keineswegs immer ſagen kann. Auch die verſchiedene Entwickelung des vorderen Schädeltheiles, welche gerade dem Hirnabſchnitte entſpreche, in den wir die Intelligenz verlegen, hat man beſonders hervorgehoben. Er ſoll beim Manne ſtärker ausgeſprochen ſein, während dieſe Partie bei den Frauen weniger entwickelt ſei. Allein auch die Schlüſſe, welche man aus den Schädelformen zieht, ſind — wenn es ſich nicht um größere Mißgeſtaltung handelt — hinfällig. Denn ſehen wir uns in einem größeren Kreiſe von Männern um, ſo finden wir, daß hinter der zeusähnlichen ſtark gewölbten Stirn nicht immer Geiſtesblitze hervorleuchten, während das Gehirn hinter der flachen Stirn der Sitz einer energiſchen, geiſtigen Thätigkeit

ſein kann. Mit Recht hat man auch noch darauf hingewieſen, daß das Gehirngewicht nicht an und für ſich entſcheidend ſei, ſondern nur in Beziehung zum Körpergewicht im Ganzen; und da läßt ſich zu Gunſten der Frauen ſagen, daß das Gehirn im Vergleich zu dem Gewicht der übrigen Theile des Körpers ſogar etwas ſtärker entwickelt ſei, als beim Manne. Das Reſultat dieſer ſeit Jahrzehnten ſich hinziehenden gelehrten Erörterungen iſt keineswegs den Frauen ungünſtig, obwohl für unſere Frage auch keineswegs entſcheidend.

Die Gegner des Frauenſtudiums, welche die geiſtige Inferiorität des weiblichen Geſchlechtes zu beweiſen ſuchten, waren meiſt Theoretiker, welche bei ihren Erörterungen und Schlüſſen zwei weitere Erkenntnißquellen, nämlich Geſchichte und Erfahrung, meiſt außer Acht ließen. Ich glaube aber, daß man auf die Reſultate der beiden Letzteren einen viel größeren Werth, als auf die anthropologiſchen Gründe legen muß. Daß es zu allen Zeiten Frauen von hoher Intelligenz und großer Thatkraft gegeben hat, die energiſch in die Geſchicke der Menſchheit in gutem und böſem Sinne eingegriffen haben, braucht kaum erwähnt zu werden. Daß es in verſchiedenen Epochen der Geſchichte auch hochgebildete, ja gelehrte Frauen gab — ich weiſe nur auf die Renaiſſancezeit hin — iſt ja ebenfalls allſeitig bekannt. Weniger allſeitig bekannt iſt jedoch, daß es faſt zu allen Zeiten weibliche Aerzte gegeben hat, und daß eine gewiſſe Anzahl derſelben ſich nicht bloß in praktiſcher Beziehung, ſondern auch in der Litteratur einen Namen erworben hat. Allein — ſo könnte man einwenden — dies würde nicht ſehr viel beweiſen, da dieſe letzteren nur als ſeltene Ausnahmen zu betrachten ſeien, während das Gros der weiblichen Aerzte das Durchſchnittsniveau nicht erreichte. Allein mit Recht muß darauf hingewieſen werden, daß dem weiblichen Geſchlechte in früheren Zeiten die Bildungsſtätten für den vorbereitenden Unterricht ebenſo wie für die

medizinischen Studien selbst größtentheils verschlossen waren. Die Kenntnisse mußten sehr häufig auf ungewöhnlichem Wege erlangt werden, während die männlichen Aerzte mit diesen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen hatten. Es ist deshalb unmöglich, aus den Leistungen aus früherer Zeit einen Vergleich zwischen den beiden Geschlechtern zu ziehen.

Es ist ferner von den Gegnern des Frauenstudiums darauf hingewiesen, daß auch in der neueren Zeit die Leistungen der Frauen auf dem Gebiete der medizinischen Litteratur nicht zahlreich seien, und dort, wo etwas Hervorragenderes geleistet worden sei, die Inspiration des Lehrers nicht verkannt werden könnte. Allein auch dieses Argument ist nicht ganz richtig. Die Zeit, seit der die Frauen in größerer Anzahl sich dem Studium der Medizin widmen, ist viel zu kurz, und es geht auch, was ausdrücklich betont werden muß, vielen Frauen derjenige Grad der Vorbildung ab, welcher für rein wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der Medizin nothwendig erscheint. Denn mit geistigen Fähigkeiten allein sind höhere wissenschaftliche Aufgaben nicht zu lösen: es gehört hierzu eine gewisse geistige Schulung, welche, wie gesagt, zum großen Theil den weiblichen Studirenden bis jetzt fehlte. Was aber den Werth der Dissertationen anlangt — auch diese sind herangezogen worden —, so will ich darüber schweigen; die männlichen Dissertationen sind bekanntlich auch nicht immer ausschließliches geistiges Eigenthum ihrer Verfasser. — Wenn ich eine beinahe zwanzigjährige Erfahrung zu Hülfe nehme, so muß ich bekennen, daß ich eine größere Anzahl weiblicher Studirender getroffen habe, welche die Medizin ebensogut in sich aufzunehmen im Stande waren, wie die männlichen Studirenden. Wenn auch der Prozentsatz ein viel geringerer ist, als bei den männlichen Medizinern, so sind daran eben Verhältnisse schuld, welche wir später noch berühren werden. Ich halte

deshalb es nicht für gerechtfertigt, die Medizin für eine Wissenschaft zu erklären, welche nur der männlichen Intelligenz zugängig sei. Und wenn auch die geistige Begabung des Weibes etwas schwächer sein sollte, als die des Mannes — was ja immer noch zu beweisen wäre —, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Frau nicht Medicin studiren könnte. Es ist ja nicht richtig, was der Altmeister Goethe sagt: „Der Geist der Medicin sei leicht zu fassen." Die Medizin hat ja besonders, wenn man auch noch die naturwissenschaftlichen Vorstudien hinzurechnet, eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie die anderen Zweige der Wissenschaften, welche auf den Universitäten gelehrt werden weit übertrifft. Auch an Tiefe steht sie denselben keineswegs nach. Aber auf der anderen Seite ist sie doch keine Wissenschaft, die nur den hervorragendsten Geistern zugängig ist, ebensowenig wie die anderen auf Universitäten betriebenen Disciplinen. Es giebt selbstverständlich auch in der Medizin Gebiete, zu deren Durchforschung eine weit über das Mittelmaß hinausgehende Begabung erforderlich ist. Aber eine genaue Kenntniß dieser Gebiete ist für den praktischen Arzt nicht nothwendig. Es genügt zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit ein gewisses, wenn auch nicht geringes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, welches meiner Meinung nach unter gewissen Umständen von einer intelligenten Frau auch erlangt werden kann.

Eine andere Frage ist jedoch die, ob die Frau nach Absolvirung ihrer medizinischen Studien auch zur Ausübung der ärztlichen Praxis geeignet sei. Hier kommt nicht nur, wie beim Studium der Medizin die geistige Fähigkeit, sondern auch die körperliche Beschaffenheit in Betracht.

Wie bereits gesagt, halten wir die Frau nicht für ungeeignet, das Studium der Medizin zu betreiben, wir glauben auch, daß dieselbe die nothwendigen Kenntnisse in sich aufnehmen könne, aber damit ist nicht alles geschehen: es gehört weiter noch

hierzu die geiſtige Fähigkeit, dieſe erworbenen Kenntniſſe in der Praxis zu verwerthen. Die Aufſuchung der Krankheitsurſachen, die Feſtſtellung der Diagnoſe und Prognoſe, Auffindung und Auswahl bei dem Heilverfahren u. ſ. w. erfordern geiſtige Prozeſſe, denen nicht Jeder ohne Weiteres gewachſen iſt. Auch dieſe Eigenſchaft wird von mancher Seite lebhaft dem weiblichen Geſchlechte abgeſprochen. Ich bin nicht ganz der gleichen Meinung. — Man wirft hier Dinge zuſammen, die entſchieden nicht zuſammengehören. Man verwechſelt nicht ſelten hier die Fähigkeit, eine Wiſſenſchaft praktiſch zu verwerthen, mit der Fähigkeit, wiſſenſchaftlich ſelbſt thätig zu ſein. Die erſtere Eigenſchaft, nämlich die Bethätigung der wiſſenſchaftlichen Berufsart, kann bei Jemandem in hohem Grade vorhanden ſein, während der nämlichen Perſönlichkeit die zweite, nämlich die Kultivirung der Wiſſenſchaft ſelbſt, mehr oder weniger abgeht. Nun iſt aber die Medizin eine Wiſſenſchaft, deren Studium von der größeren Anzahl ihrer Jünger nicht als ſolche um ihrer ſelbſt willen betrieben wird, ſondern nur Mittel zum Zweck iſt; die Ausübung des wiſſenſchaftlichen Berufes iſt denſelben Hauptſache; die Forſchungen auf rein wiſſenſchaftlichem Gebiete liegt denſelben keineswegs ob. Gewiß über 80% ſämtlicher Aerzte denkt nicht im Mindeſten daran, durch wiſſenſchaftliche Leiſtungen zum Fortſchritte der Medizin beizutragen. Sie halten, und zwar mit vollem Rechte, ihre Miſſion für erfüllt, wenn ſie durch ihre praktiſche Thätigkeit der leidenden Menſchheit nützlich ſich erweiſen. Ebenſowenig wie der Geiſtliche, Juriſt und Philologe haben dieſelben Muße und Gelegenheit, ihre Wiſſenſchaft durch eigene Forſchungen zu bereichern. Man kann auch von denſelben nicht mehr verlangen. Denn das iſt ſchon bei dem praktiſchen Arzte eine ſchwere Aufgabe, auf der Höhe der Wiſſenſchaft zu bleiben; d. h. die Reſultate der Wiſſenſchaft, die ja beſonders in neuerer Zeit raſch aufeinander-

folgen, ja sich geradezu überstürzen, in sich aufzunehmen und dieselben für die Praxis zu verwerthen. Nur ein kleiner Bruchtheil giebt sich mit den Forschungen selbst und mit litterarischen Bestrebungen ab. Von der Frau sollte man deshalb billigerweise auch nicht mehr, als von jedem praktischen Arzte, verlangen. Ich bin der Meinung, daß eine von Haus aus talentirte, gut vorbereitete und mit den wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattete Frau bei Ausübung der ärztlichen Thätigkeit geistig das Gleiche leisten könne, wie der Arzt. Unsere Psychologen behaupten zwar, daß der Frau das logische Denken abgehe, welches dem Manne eigen sei, daß bei ihr die geistigen Prozesse mehr instinktiv sich vollzögen, d. h. daß dieselbe auch ohne weitere große Gedankenprozesse zumeist doch das Richtige träfe. Dieses ist nun aber eine Eigenschaft, welche man beim Arzte hochschätzt. Man spricht häufig „von einem Arzte mit praktischem Blick" und versteht darunter, daß derselbe ohne weitere Umschweife aus einzelnen, manches Mal nicht sehr hervorragenden Erscheinungen die Krankheit rasch erkenne und auf gleiche Weise die richtige Behandlung träfe. Dieses wäre demgemäß ein Vorzug, welchen die Frau sogar vor den männlichen Aerzten voraus hätte.

Uebrigens hier entscheidet gewiß nicht die graue Theorie, — auch wieder nur die Erfahrung! Leider sind wir Lehrer der praktischen Medizin nicht in der Lage, aus dem geistigen Verhalten und Auftreten weiblicher Studirender am Krankenbette einen Schluß zu ziehen auf ihre spätere Geschicklichkeit in der Krankenbehandlung. Auch aus den Konsultationen mit weiblichen Aerzten kann man sich bis jetzt kein Urtheil bilden, da die Zahl derselben in der Schweiz auffallenderweise noch eine recht kleine ist. Wir sind deshalb, was die Thätigkeit der Frau als praktischer Arzt anlangt, auf fremde Urtheile angewiesen. Leider sind diese nicht ganz unparteiisch — Sympathie oder Gegnerschaft sind sehr häufig nur allzu deutlich in denselben

ausgesprochen. Urtheile von Laien sind — es muß dies offen bekannt werden — nur mit Vorsicht aufzunehmen: wissen wir ja nur zu genau, wie häufig hierbei nebensächliche Dinge eine wichtige Rolle spielen. So liest man z. B. sehr häufig von dem kolossalen Andrange, welchen manche weibliche Aerzte in größeren Städten haben sollen. Von manch' anderem, wie z. B. dem Reiz der Neuheit, abgesehen, weiß der Kenner ärztlicher Verhältnisse ganz genau, daß nach der Ausdehnung der Praxis nicht immer und nicht ausschließlich die Tüchtigkeit des Arztes bemessen werden darf. Ich habe deshalb versucht, mir Urtheile zu verschaffen aus einem Lande, das über eine größere Anzahl weiblicher Aerzte verfügt, die schon seit längerer Zeit der Praxis obliegen, nämlich aus Rußland. Ich will hier nur zwei derselben, von sehr kompetenten und völlig unabhängigen Männern herrührend, erwähnen. Der eine wirft den Frauen etwas Oberflächlichkeit, Schablonenhaftigkeit und Unselbständigkeit vor, während der andere bei mehr kollegialem Verkehr zu einem viel günstigeren Urtheil gelangt. Also auch hier, wie man sieht, keine Uebereinstimmung! Da bleibt nun nichts anderes vor der Hand übrig, als der Zukunft das Urtheil zu überlassen.

Eine weitere, ebenso wichtige Frage ist die, ob auch die körperliche Beschaffenheit der Frau sich für die Ausübung des ärztlichen Berufes eigne. — Man muß hier meines Erachtens nach zwei Dinge auseinanderhalten, und zwar die Fragen: 1. Ist die weibliche Konstitution stark genug, um einen Beruf, der auch schwere Anforderungen an die körperlichen Kräfte stellt, auszuüben? und 2. Steht ihre physische Beschaffenheit als Frau nicht dieser Thätigkeit im Wege?

Was nun den ersteren Punkt anlangt, nämlich die körperliche Kraft, so muß unbedingt zugegeben werden, daß keine wissenschaftliche Berufsart, welche ein akademisches Studium erfordert, so viel Anforderungen an die körperliche Kraft stellt,

als gerade der ärztliche Beruf. Ich habe selbstverständlich hier den sogenannten praktischen Arzt im Auge, der, einerlei, ob in der Stadt oder auf dem Lande, die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange ausübt. Ich brauche hier nicht das Leben eines vielbeschäftigten Arztes zu schildern. Es kennt meist keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, keinen Unterschied der Jahreszeit und der Temperatur. Eben hier, in der nächsten Stunde dort; eben mit einer inneren Krankheit beschäftigt, im nächsten Augenblicke abgerufen zu einem chirurgischen Falle, und wieder nach kurzer Zeit, um einer Frau in der schwersten Stunde ihres Lebens beizustehen. Stets mit Kranken beschäftigt, stets der Gefahr, selbst zu erkranken, ausgesetzt, bedarf er eines robusten Körperbaues, da der Beruf, wie es die Statistik leider beweist, den meisten Aerzten ein frühzeitiges Grab bereitet.

Wenn bei irgend einem Stande, so gilt bei dem des Arztes der alte Ausspruch:

Mens sana in corpore sano!

Sehr humoristisch, aber trotzdem wahr ist deshalb ein modernes Studentenlied, welches dem Berner Boden entsprossen sein soll:

„Wenn Einer ein guter Mediziner will sein,
So muß er auch haben ein Paar lange Bein'
Zum Rennen, zum Laufen,
Gute Lungen zum Schnaufen,
Alle Tag' und alle Stund',
Mediziner sein's g'sund!"

Ob die Frauen durchschnittlich diesen Anforderungen nachkommen? ich möchte das einigermaßen bezweifeln! Zwar kann man ja darauf hinweisen, daß auch die Frauen, wie wir dies besonders auf dem Lande und auch sonstwo sehen, einen robusten Körperbau zeigen, schwere sonst nur für das männliche Geschlecht passende Arbeiten verrichten und trotz jahrelanger Beschäftigung

an Körperkraft nicht abnehmen. Aber unsere weiblichen Studirenden rekrutiren sich nicht aus diesen, von Kindheit auf an schwere Arbeit gewöhnten Bevölkerungsklassen. Die Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen verfügen leider nicht über ein hohes Maß von körperlicher Kraft. Man kann uns auch einwenden, daß die Krankenpflegerin ja ebenfalls einen schweren Dienst hat und mit großer Ausdauer ihrem schweren Berufe obliegt. Man kann darauf hinweisen, daß das weibliche Hülfspersonal, welches den Frauen in den ernstesten Momenten des Lebens ihre Pflege angedeihen läßt, auch keine leichte Aufgabe habe. Aber man muß hiebei bedenken, daß diese Beschäftigung doch nicht mit jener vielseitigen, vorhin geschilderten ärztlichen Thätigkeit zu vergleichen ist, welche ein viel größeres Maß von körperlicher und noch viel mehr geistiger Kraft konsumirt und den weniger widerstandsfähigen Organismus vor der Zeit aufreibt. Wenn ich öfters meine Zuhörerinnen auf diesen Punkt hin mit den Blicken mustere, so hat sich mir oft schon die Frage aufgedrängt, ob dieselben alle diesen schweren Anforderungen gewachsen sind. Ein nicht geringer Prozentsatz von Schwächlichen, Blutarmen und kränklich Aussehenden befindet sich darunter, und oft macht sich dann der Gedanke rege, ob es wohl nicht gut wäre, bei dem Beginne des Studiums der Medizin nicht nur die geistigen Fähigkeiten, sondern auch die körperliche Beschaffenheit prüfen zu lassen.

Eine weitere wichtige Frage ist ferner die, ob die spezifisch weibliche Beschaffenheit des Körpers mit seinen ganz differenten Funktionen nicht ein Hinderniß für die Ausübung des ärztlichen Berufes abgebe. Hier treten sich auch wieder entgegengesetzte Ansichten schroff gegenüber. Während von der einen Seite behauptet wird, daß der weibliche Charakter des Körpers hier kaum in Betracht komme, wird von der anderen Seite darauf hingewiesen, daß der Frau wesentlich die Aufgabe

zufällt, der Erhaltung des Menschengeschlechtes zu dienen und damit auch die Fähigkeit, den ärztlichen Beruf auszuüben, ausgeschlossen sei. Man braucht nicht Arzt zu sein, um den großen Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Bau des Körpers zu erkennen. Man braucht auch nicht von einem teleologischen Standpunkte auszugehen, um sich sofort zu sagen, daß wirklich das Weib während des größeren Theiles des Lebens gerade zur Zeit der Blüthe und der größten Kraft des Körpers dieser von der Natur gestellten Aufgabe obliegt.

Es ist hier begreiflicherweise unmöglich, auseinanderzusetzen, wie sehr diese Aufgabe verändernd auf den Körper einwirkt und denselben für kürzere oder längere Zeiträume für schwere Beschäftigung ungeeignet macht. Zu übersehen ist ferner nicht, daß aus der Erfüllung dieser Aufgabe leicht langdauernde Störungen und Krankheiten hervorgehen, so daß die ärztliche Thätigkeit oft und lange eine Unterbrechung erfahren müßte. Aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Frau deshalb zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit ungeeignet sei, wäre doch hier zu weit gegangen. Denn nicht selten ist ja die Ehe kinderlos oder doch nicht mit vielen Kindern gesegnet. Oft wird dieselbe durch den Tod des Ehemannes frühzeitig beendigt, so daß wohl noch Zeit und Gelegenheit für ärztliche Thätigkeit übrig bleibt. Allein die Hauptsache liegt ja darin, daß der Zutritt zur ärztlichen Praxis hauptsächlich von solchen Frauen gefordert wird, welche gar nicht in den Stand der Ehe eintreten, bei denen also auch geringere oder gar keine Hindernisse, was die Funktionen des Körpers anlangt, für die Ausübung der Praxis vorliegen.

Obwohl nicht ganz hierher gehörend, muß doch auch für einen Augenblick auf jenen Einwand eingegangen werden, welchen man von mancher Seite dem Studium der Medizin durch die Frauen macht: nämlich, daß sich dasselbe nicht mit der sogenannten weiblichen Würde vertrage, und daß jene weibliche

Anmuth, welche wir Männer bei den Frauen so hoch schätzen, hiebei verloren gehe. Ich glaube, daß dieses absolut keinen Grund abgiebt, sich gegen das Frauenstudium auszusprechen. Denn wohl darf man fragen, was geht es die Gesamtheit an, wenn eine Frau durch ihren freien Entschluß sich selbst dieser Eigenschaften beraubt und sich dadurch für die Männerwelt weniger anziehend macht? Diese Anschauung kann wohl von den Angehörigen eines jungen Mädchens, das sich dem Studium der Medizin widmen will, in Erwägung gezogen werden, kann aber keineswegs für die Staats- und akademischen Behörden maßgebend sein. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß dieser Einwurf nicht ganz auf thatsächliche Verhältnisse begründet ist. Ich kenne persönlich nicht wenig Frauen, die durch das Studium der Medizin nicht im mindesten an sogenannter weiblicher Würde eingebüßt haben und wenn man diesen Vorwurf erhebt, so geschieht es wohl im Hinweis auf einzelne Individuen, welche überall die Molièreschen femmes savantes kopiren oder mit einer gewissen Absichtlichkeit ein emanzipirtes Wesen an den Tag legen, was wiederum meiner Meinung nach theilweise auf einer gewissen Verschrobenheit, theilweise auf einem Mangel an gesellschaftlicher Bildung beruht. An diesem Einwurf sind jene Elemente schuld, welche theilweise zur Entstehung jenes Zerrbildes eines weiblichen Studenten beigetragen haben, das so häufig in den Köpfen von der Sache Fernstehenden spukt, thatsächlich aber verhältnißmäßig doch selten vorkommt.

Eine weitere Frage, die hier erörtert werden muß, ist die, ob wohl ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten im allgemeinen vorliegt? Sobald es sich nur um Aerzte handelt, welche die Praxis in ihrem ganzen Umfange ausüben, so muß das für den größten Theil der civilisirten Länder ganz entschieden verneint werden; besonders hat das seine Richtigkeit für fast ganz Europa, selbst Rußland nicht ausgenommen!

Ich will Sie hier nicht mit ſtatiſtiſchen Zahlen beläſtigen; dieſelben weiſen ganz entſchieden darauf hin, daß eine Vermehrung des ärztlichen Perſonals nicht nothwendig erſcheint; ja, dieſelbe iſt nicht einmal wünſchenswerth, da eine Ueberproduktion jenes geiſtige Proletariat vermehrt, an welchem ſo manche Staaten nicht unbedenklich kränkeln.

Ueberall ſind Aerzte nicht bloß in hinreichender Zahl vorhanden, ſondern theilweiſe auch im Ueberfluß. Am deutlichſten zeigt ſich dies in Deutſchland. Wenn man von den Aerzten abſieht, die von der Praxis ſich fern halten, — wie Militär- und Gerichtsärzte, Profeſſoren der theoretiſchen Medizin —, ferner Aerzte, die ſich wegen Alter oder Krankheit zurückgezogen haben, ſo giebt es oder gab es wenigſtens in den letzten Jahren höchſtens 16000 den ärztlichen Beruf ausübende Perſonen. Wenn man jedoch damit die Perſonalverzeichniſſe der Studirenden auf den 20 deutſchen Univerſitäten vergleicht, ſo weiſen dieſelben in den letzten Jahren jährlich eine Zahl bis gegen 9000 Studirende der Medizin auf. Von dieſen 9000 ſind nur ca. 500 Ausländer. Wenn man nun ferner annimmt, daß weitere 500 inländiſche Studirende, was jedoch ziemlich hoch gegriffen iſt, auf der Hochſchule entgleiſen und nicht zum Examen gelangen, ſo bleiben immerhin noch 8000 ihr Ziel erreichende Studirende übrig. Da gewöhnlich das Studium in fünf Jahren beendigt wird, ſo werden, wenn dieſe bedenkliche Hochfluth andauert, demgemäß in zehn Jahren nicht weniger als 16000 jüngere Aerzte produzirt, alſo genau die Zahl der bis jetzt praktizirenden Aerzte. Wenn nun auch nicht wenige Aerzte frühzeitig ihrem Berufe zum Opfer fallen, da der ärztliche Stand, wie wir bereits mitgetheilt, ſeine Mitglieder viel früher als irgend eine andere Berufsart dahinſterben ſieht, ſo überſteigt doch der ſtarke Zugang bei weitem den Abgang. Bereits macht ſich dieſe Ueberfüllung der mediziniſchen Karriere in Deutſchland äußerſt

fühlbar. In allen Städten hat sich die Zahl der Aerzte in den letzten zwei Jahrzehnten über Gebühr vergrößert. Aber auch auf dem platten Lande vermehren sich die ärztlichen Stellen weit mehr, als ein Bedürfniß vorliegt. Es ist ja ein unbegründeter Vorwurf, welchen man den Aerzten von gewisser Seite macht, daß sie als Söhne gut situirter Bourgeois die Praxis auf dem Lande verschmähen. Die Verhältnisse in der Schweiz sind nicht viel günstiger; auch hier kommt nach den statistischen Berichten auf 1900 Einwohner bereits ein Arzt. Wer die ärztlichen Verhältnisse kennt, wird aus diesen Zahlen nicht ein Bedürfniß, sondern eher einen starken Ueberfluß herauslesen. Es mag ja schon sein, daß für einzelne Landstriche mit spärlicher weit zerstreuter Bevölkerung auch in Europa eine größere Anzahl von Aerzten wünschenswerth wäre, wie z. B. in manchen gebirgigen Distrikten Skandinaviens oder in den weiten Ebenen von Rußland: allein der Mangel an Verkehrsmitteln einerseits, sowie die ökonomische Lage der Landbevölkerung andererseits sind Schwierigkeiten, welche ebensogut die Existenz des weiblichen, wie des männlichen Arztes in diesen Gegenden fast unmöglich machen.

Allein es kommt hierbei noch etwas anderes in Betracht: es fragt sich: „ist die ärztliche Thätigkeit in der Gegenwart eine so verlockende Berufsart, daß die Sehnsucht so mancher Frauen nach derselben gerechtfertigt erscheint? In den letzten Jahrzehnten sind Verhältnisse eingetreten, welche den ärztlichen Beruf weniger begehrenswerth erscheinen lassen. Auch hierbei kann Deutschland als Beispiel dienen. Der ärztliche Stand, sonst sehr angesehen, geachtet und zugleich ausreichend lohnend, hat einen ersten Stoß erlitten dadurch, daß die ärztliche Praxis als vollständig freie Erwerbsart angesehen und Jedermann zur Ausübung gesetzlich überlassen wurde. Wenn nun auch durch gewisse Maßregeln der Polizei und durch die Praxis der Gerichte grobe Uebergriffe von nicht-patentirten Aerzten

eine gewiſſe Eindämmung erfuhren, ſo haben doch die Aerzte den vielen Pfuſchern gegenüber, welche ihr Gewerbe frei und offen betreiben dürfen, einen ziemlich ſchweren Stand. Alle möglichen Sorten von Scheinärzten mit den verſchiedenſten Heilmethoden machen ſich breit, und da nun einmal das Ungewöhnliche mehr imponirt, als das Rationelle, und da ferner der Gebildete, wenn auch vielleicht ſonſt vollſtändig vorurtheilsfrei, doch häufig in ärztlichen Dingen einem gewiſſen Aberglauben huldigt, ſo erwachſen hieraus dem ärztlichen Stande große Nachtheile. Noch mehr aber wird derſelbe geſchädigt durch die neuere ſociale Geſetzgebung, in der ja bekanntlich Deutſchland am weiteſten vorgeſchritten iſt. Schon allein die Schaffung der ſogenannten Kaſſenärzte hat auf eine Weiſe, die hier nicht näher auseinandergeſetzt werden kann, für den ärztlichen Stand ſchlimme Folgen gehabt, die hoffentlich den Schweizer Aerzten bei der jetzt im Wurfe befindlichen Kranken- und Unfallgeſetzgebung erſpart bleiben werden. Und ſollte erſt die von mancher Seite geforderte Steigerung der ärztlichen Verantwortlichkeit in ſtraf- und civilrechtlicher Beziehung eintreten, ſo wird ſich die ärztliche Laufbahn in der Zukunft ziemlich dornenvoll geſtalten. Dazu kommt noch die vorher ſchon erwähnte Ueberproduktion von Aerzten. Sie hat, abgeſehen von den materiellen Nachtheilen, durch die geſteigerte Konkurrenz das kollegiale Verhältniß theilweiſe geſtört und dadurch auch das ärztliche Anſehen bei dem Publikum nicht wenig untergraben. Unter ſolchen Umſtänden iſt es wohl begreiflich, daß die Aerzte den weiblichen Zuzug mit etwas ſcheelen Augen anſehen. Es läßt ſo manchen ehrenwerthen Kollegen in demſelben eine weitere Verſchlimmerung der prekären Lage erblicken. Ich muß jedoch ausdrücklich konſtatiren, daß dieſe Abneigung weit weniger in der Furcht vor materieller Schädigung begründet iſt, wie man dieſes von gewiſſer Seite behauptet, ſondern die übergroße Mehrzahl der Aerzte ſieht darin eine

Benachtheiligung des Anſehens und der moraliſchen Intereſſen des Standes.

Aber es fragt ſich, ob dieſe Verhältniſſe eine ſolche Oppoſition von Seite der Aerzte rechtfertigen. Ich möchte dieſes trotzdem einigermaßen bezweiflen. Ich glaube kaum, daß die Zahl der weiblichen Aerzte, auch wenn dieſelben überall zum Studium zugelaſſen werden, eine ſolche Zunahme erfahre, daß ihre Konkurrenz in unangenehmer Weiſe fühlbar wird. Denn es iſt kaum anzunehmen, daß künftighin junge Mädchen aus beſſer ſituirten Familien von vornherein das Gymnaſialſtudium ergreifen, um ſich ſpäter der Medizin zuzuwenden. Es werden höchſtwahrſcheinlich zum großen Theile nur ſolche Mädchen ſich dem Studium zuwenden, deren Verſorgung für die Zukunft zweifelhaft erſcheint. Man wird ferner immer im Auge behalten müſſen, daß die Medizin ein ungefähr 13jähriges Studium auf Gymnaſium und Univerſität vorausſetzt, eine lange Zeit, die jedenfalls — auch wegen der vielen Examina — für manche ſtudiumsluſtige Dame nicht ſehr verlockend ſein wird. Schon im Beginn des Studiums wird die Anatomie durch die Beſchäftigung mit Leichen, ſowie die Phyſiologie mit ihren Thierexperimenten auf manche zartbeſaitete Dame abſchreckend wirken, wie das auch bei manchem Jünglinge vorkommt. Man darf ferner nicht vergeſſen, daß, wie die Erfahrung lehrt, eine nicht geringe Anzahl dieſer weiblichen Studirenden und Aerzte recht gern ihr Schifflein in den Hafen der Ehe einlaufen läßt, wo dann entweder ſofort oder bei Vermehrung der Familie an eine Ausübung der Praxis nicht mehr gedacht werden kann, wie dies thatſächlich in Rußland und theilweiſe auch in der Schweiz ſchon der Fall iſt.

Wenn nun aber bei uns, wie wir ſoeben erfahren haben, ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten, welche die geſamte Heilkunde ausüben, faſt gar nicht exiſtirt, ſo iſt dies keineswegs

auch in anderen Ländern der Fall. Europa ist klein, die übrigen Welttheile sind groß, und dort fanden bis jetzt nicht wenige europäische Aerzte lohnende Stellung. Diesen Aerzten kommt der kosmopolitische Charakter der Medizin sehr zu gute. Ein auf unseren Universitäten ausgebildeter Theologe kann wohl kaum indischer Brahmane, und ein Jurist kaum ein türkischer Kadi werden. Dem Mediziner dagegen steht die Welt offen; man findet überall, auch in den orientalischen Ländern, europäische Aerzte, theilweise in hoher Stellung, selbst einzelne als Leibärzte einheimischer Fürsten. Auch unsere weiblichen Aerzte können aus dieser Freizügigkeit fernerhin Nutzen ziehen. Wissen wir ja doch, daß der Muhammedanismus, dessen Bekenner auf 200 Millionen geschätzt werden, den Frauen verbietet, Hülfe bei männlichen Aerzten zu suchen; ebenso wissen wir ja auch, daß die zahlreiche Bevölkerung Indiens der gleichen Anschauung huldigt. Hier eröffnet sich nun den weiblichen Aerzten ein reiches Feld der Thätigkeit. Hat doch die so konservative österreichische Regierung in den letzten Jahren sich nach weiblichen Aerzten zur Behandlung der muhammedanischen Frauen in Bosnien umsehen müssen; auch zahlreiche russische Aerztinnen, welche infolge der Aufhebung der medizinischen Lehrinstitute in Rußland keine Prüfungen mehr bestehen können, haben in dem muhammedanischen Orient Beschäftigung und Stellung gefunden. Ist doch eine Frau, welche auch in Bern vor einigen Jahren ihre Studien gemacht, wie mir mitgetheilt wird, als Haremsarzt des Khedive von Aegypten angestellt. Auch giebt es jetzt schon in Indien mehrere medizinische Schulen, welche für die Frauen Indiens die weiblichen Aerzte in großer Anzahl liefern, welche eine segensreiche Thätigkeit entfalten sollen. Man kann deshalb nicht sagen, daß ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten überhaupt nicht vorliege, nur ist dasselbe nicht überall gleich groß. In einem Lande fast entbehrlich, können dieselben in einem anderen Lande wünschens-

werth sein, und in einem dritten wieder fällt denselben eine gleich wichtige Mission wie den männlichen Aerzten zu.

Auch in manchen, dem Frauenstudium günstig gesinnten Kreisen hat man sich dieser eben geäußerten Ansicht über die Entbehrlichkeit weiblicher praktischer Aerzte in unseren Landen nicht verschlossen, ebensowenig wie der Meinung, daß der aufreibenden Thätigkeit eines vielbeschäftigten Arztes der weibliche Organismus nicht gewachsen sei. Um so mehr aber hat man von dieser Seite aus betont, daß von der Frau gewisse Spezialfächer der Medizin, welche keinen allzu großen Aufwand an körperlichen Kräften erfordern, mit Erfolg betrieben werden könnten. Gerade in den letzten Jahren war in Deutschland die agitatorische Thätigkeit mehr auf dieses Ziel hin gerichtet. Vielleicht ist es zum Theil auch aus taktischen Gründen geschehen, da man annahm, durch die Spezialfächer hindurch eher zum Universitätsstudium gelangen zu können, als wenn man, wie früher, sofort die Berechtigung zum Studium der gesamten Medizin fordere. Ich halte diese Forderung für nicht unberechtigt, indem doch eine Reihe von Spezialfächern zwar zeitraubend und mühsam ist und eine gewisse Ausdauer erfordert, aber doch nicht, wie bereits bemerkt, in hohem Grade körperliche Kraft und Anstrengung erheischt. Ich will auf die Spezialfächer, die sich hierzu eignen würden, nicht näher eingehen, möchte aber besonders betonen, daß ein der Medizin verwandter Zweig der Wissenschaft, nämlich die Pharmazie, wie es scheint, ebenfalls für das weibliche Geschlecht mancher Eigenschaften wegen sehr gut passen würde; besorgen ja bekanntlich in der Schweiz die Frauen der Aerzte zum großen Theil die pharmazeutische Thätigkeit ihrer Männer. Bereits studirt ja eine größere Anzahl von weiblichen Pharmazeuten in Paris, und, wie wir wissen, hat man ja auch in der letzten Zeit im österreichischen Reichsrath den Frauen den Zutritt zu den pharmazeutischen Studien zu ebnen gesucht.

Ein Theil der weiblichen Aerzte wendet sich hauptsächlich der Kinderheilkunde zu. Was dieses Fach nun anbelangt, so wird mit einem gewissen Grade von Recht angeführt, daß das mildere und sanftere Auftreten der Frauen die Kinder, besonders im zarteren Alter, zutraulicher mache und dadurch die ärztliche Behandlung nach allen Richtungen hin erleichtere. Es mag das zugegeben werden, wobei man nicht außer Acht lassen darf, daß auch die Männer zum Theil ein großes Geschick im Verkehr mit kranken Kindern besitzen, wie dieses ja besonders bei dem leider zu früh dahingegangenen Vertreter der Kinderheilkunde auf der Berner Hochschule der Fall war.

Die überwiegende Anzahl der weiblichen Spezialisten trifft man, wie dies ja auch begreiflich ist, auf dem Gebiete der Frauenheilkunde. Gerade für dieses Fach werden ja von mancher Seite sehr kategorisch weibliche Aerzte verlangt, indem man anführt, daß die Frau schon von vornherein größeres Verständniß und Mitgefühl für die Leiden ihrer Mitschwestern habe und leichter sich in deren Lage hineinfühlen könne. Ferner macht man auch besonders geltend, daß die weibliche Züchtigkeit es einer großen Zahl von Frauen schwer mache, einen männlichen Arzt zu konsultiren. Es mag dies ja für eine größere Anzahl weiblicher Individuen — unverheiratheter Mädchen und zum Theil auch kinderloser Frauen — richtig sein, aber immerhin ist es auffallend, daß dieses Motiv auch von Leuten angeführt wird, welche eine weitausgedehnte Emanzipation der Frauen verlangen und fast jeden Unterschied zwischen Mann und Frau nicht mehr gelten lassen wollen. Da sollte man doch denken, daß es eher am Platze sei, derartigen Anschauungen, die ja weder auf einer rationellen Erwägung, noch auf religiösen Vorschriften beruhen, noch in der allgemeinen Sitte begründet sind, sondern mehr auf unbestimmten Gefühlen beruhen, entgegenzutreten, statt noch denselben Vorschub zu leisten. Wieviel in dieser Beziehung die

Gewohnheit macht, ſehen wir ja an der Gepflogenheit gewiſſer höherer Geſellſchaftskreiſe einzelner großer Städte, wo in obſtetriciſchen Fällen, auch in vollſtändig normal verlaufenden, nicht weibliche, ſondern männliche Hülfe regelmäßig beigezogen wird, eine Erſcheinung, die eher in der Zu- als in der Abnahme begriffen iſt. Gewohnheiten und Sitten laſſen jene erwähnten Gefühle der Abneigung hier gar nicht aufkommen. Bei manchen Frauen ſind die Aeußerungen derartiger Gefühle als eine Prüderie zu bezeichnen; man glaubt, auf dieſe Weiſe echte Weiblichkeit und Würde an den Tag zu legen. Bei anderen, wenn auch wenigen Frauen — ich bin ſo ungalant, dies hier zu erwähnen — macht ſich hierbei noch ein bißchen Heuchelei geltend, denn ich kann dies z. B. bei einer Frau, die Zolas Romane mit Begier verſchlingt, dagegen den Arzt von ihrem Krankenbette fernhält, nicht anders bezeichnen. Uebrigens iſt es nicht richtig, daß alle Frauen in dieſem Punkte ſo denken; denn gar manche zieht, wie ich es beſtimmt weiß, den männlichen Arzt dem weiblichen vor, ohne daß dieſelbe jene unberechtigten und unſchönen Vorwürfe verdient, die man ihr von gegneriſcher Seite macht. Die Frauen, welche nicht für weibliche Aerzte ſchwärmen, führen ſo manche Gründe an, welche ſich ja hören laſſen. Vielleicht geht man auch hierin zu weit, wie jene Dame, die mir erklärte, daß ſie das ärztliche Geheimniß, auf welches ein ſo großer Werth bei den Patienten gelegt wird, bei dem männlichen Arzte für beſſer gewahrt halte, als bei dem weiblichen. Uebrigens berühren wir dieſen Punkt nicht weiter, ſondern erklären wir, um jede Mißdeutung fern zu halten, ganz kategoriſch, daß man die Zulaſſung der weiblichen Frauenärzte auch denjenigen Frauen zugeſtehen ſoll, deren Gefühl es nun einmal verbietet, ärztliche Hülfe von ſeiten eines Mannes anzunehmen.

Aber ich muß hier noch ſpeziell auf den Hauptgrund, der gewöhnlich für die Nothwendigkeit weiblicher Aerzte aufgefaßt

wird, seiner Wichtigkeit wegen näher eingehen. Man behauptet nämlich mit aller Bestimmtheit, daß eine große Anzahl von Frauen jährlich — eine Schriftstellerin in Deutschland schätzt dieselben für ihr Land sogar auf mehrere Tausend — jämmerlich zu Grunde gehen, weil der männliche Arzt aus diesem vorhin angeführten Grunde — nämlich Scheu vor demselben — zu spät zugezogen wird. Wäre dies überhaupt richtig, so würde ich ganz entschieden schon aus diesem Grunde allein dafür sein, daß den weiblichen Aerzten die Frauenheilkunde als unbestrittene Domäne überlassen würde.

Die Thatsache, welche hier angeführt wird, ist leider nur zu richtig. Leider geht eine große Anzahl von Frauen an einer der gräßlichsten Krankheiten zu Grunde, welche, frühzeitig erkannt und behandelt, große Chancen für Besserung oder vollständige Heilung haben würde. Aber die Ursache der zu späten Inanspruchnahme des Arztes liegt in anderen Gründen! Die ersten Erscheinungen dieser Krankheiten sind nämlich oft so wenig deutlich ausgesprochen und so wenig heftig, daß die Frauen gar keine Ahnung von der Gefahr haben, die sie bedroht und die sie nach kurzer Zeit dem Grabe zuführt. Andere Frauen wieder sind von einer solch unglaublichen Sorglosigkeit, ja von Leichtsinn befangen, daß sie die drohenden Krankheitserscheinungen unbeachtet und dadurch den richtigen Termin vorübergehen lassen. Bei anderen Frauen ist das Gegentheil der Fall: sie sind zu ängstlich: sie ahnen eine schwere Erkrankung, sie fürchten aber den Ausspruch des Arztes; sie erschrecken vor der Behandlung, die muthmaßlich in schwerer Operation besteht, zurück und kommen zu spät, oft erst, nachdem verschiedene Quacksalber konsultirt worden sind, in ärztliche Behandlung. Wesentlich ist aber auch hieran schuld jene tief zu beklagende Gewohnheit des Landvolkes und gewisser Schichten der städtischen Bevölkerung, welche überhaupt nur dann den Arzt erst auf-

ſucht, wenn irgend ein Leiden einen bedrohlichen Charakter angenommen hat. Auch der männliche Patient kommt deshalb nicht um einen Tag früher zu dem Arzte, als die weibliche Kranke. Uebrigens können wir auch aus der Erfahrung beweiſen, daß dieſes Argument nicht richtig ſein kann. Auch in denjenigen Städten, wo weibliche Frauenärzte etablirt ſind, wo alſo Gelegenheit gegeben iſt, frühzeitig, und ſicherlich auch unentgeltlich, ſich Hülfe von weiblicher Seite zu verſchaffen, klagen die Gynäkologen gleichfalls über die nämliche Erſcheinung. Es kann deshalb der erwähnte Umſtand unmöglich an der beklagenswerthen Thatſache, daß ſo viele Frauen an ſolchen ſchweren Leiden zu Grunde gehen, ſchuld ſein!

Aber, wenn man es auch von mancher Seite für wünſchenswerth hält, den weiblichen Aerzten das Gebiet der Frauenkrankheiten zu erſchließen, ſo giebt man ſich doch einer großen Täuſchung hin, wenn man glaubt, daß auf dieſem Gebiete männliche Hülfe ganz zu entbehren ſei. Die Behandlung beſteht ja nicht immer nur in kleinen ärztlichen Eingriffen, ſondern es ſind in ſehr vielen Fällen ſchwere, zuweilen große phyſiſche Kraft in Anſpruch nehmende Operationen nothwendig. Es iſt nun eine eigenthümliche Erſcheinung, daß in den Städten, wo eine nicht geringe Anzahl, theilweiſe renommirter weiblicher Frauenärzte ſchon ſeit längerer Zeit anſäſſig iſt, und welche eines ſehr großen Zulaufs von Patientinnen ſich erfreuen ſollen, gerade dieſe ſchweren Operationen nicht von den Frauen ſelbſt, ſondern von den männlichen Gynäkologen ausgeführt werden, die weiblichen Aerzte aber ſich nur auf die leichteren Hülfeleiſtungen, wie ſogenannte kleine Gynäkologie, beſchränken. Aber noch viel mehr iſt dies der Fall mit der obſtetriciſchen Praxis. Gerade in jenen ſchwerſten Stunden des Weibes, wo Mutter und Kind die größten Gefahren drohen, und wo auch die ärztliche Kunſt am eklatanteſten zu Tage tritt, — gerade

dort ſind oft Hülfeleiſtungen nothwendig, zu denen die phyſiſche Kraft der Durchſchnittsfrau keineswegs hinreicht.

So iſt es jetzt, ſo war es auch von jeher. Im Alterthum, im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein, wo dieſer angedeutete Zweig der ärztlichen Thätigkeit nur in den Händen der Frauen lag, ſah man ſich trotzdem genöthigt, in den ſchwereren Fällen die männliche Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Ich glaube kaum, daß ſich dies ändern wird. Es wird auch in Zukunft ſo bleiben; bis vielleicht zu jener Epoche, wo unſere mediziniſchen Virgines nach der Darwin'ſchen Theorie, ſich in ärztliche Viragines weiter entwickelt haben!

Ziehen wir aber nun aus dem vorhin Erörterten den Schluß, daß das weibliche Geſchlecht zum Studium und zur Ausübung der Medizin mit einer gewiſſen Einſchränkung befähigt und berechtigt ſei, ſo fragt es ſich weiter: auf welchem Wege ſoll die Frau die nöthigen Kenntniſſe hierzu ſich erwerben? Die Antwort iſt für Jeden, der ſich mit dieſer Frage nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch beſchäftigt hat, die, daß die Ausbildung ganz die gleiche, wie bei dem männlichen Geſchlechte ſein muß, und zwar darf die Gleichheit der Ausbildung nicht erſt mit dem Univerſitätsſtudium beginnen, ſondern ſchon die Vorbereitung zu dieſem Studium, muß die gleiche ſein, wie bei dem Manne! Die Vorbereitung zum Univerſitätsſtudium kann aber — trotz mancher gegentheiligen Behauptung — nur in einem rationellen Gymnaſialunterricht beſtehen, wobei es ſtreitig ſein mag, ob mehr das humaniſtiſche oder Realgymnaſium die richtige Vorbildung für den Mediziner garantire. Ich perſönlich bin aus wichtigen Gründen mehr für das humaniſtiſche eingenommen. Immerhin muß es eine ſolche Schule ſein, welche die geiſtigen Fähigkeiten nicht nur weiter entwickelt, ſondern dieſelbe auch in den Verſtandesoperationen, welche nun einmal für jedes höhere Studium

unerläßlich ſind, weiter ausbildet. Nur ſo ausgerüſtet ſollte die Frau ebenſogut wie der Mann vor den Pforten der Hochſchule erſcheinen.

Es muß hier in hohem Grade anerkannt werden, daß es mancher, leider nicht vielen, Frauen trotz der großen entgegenſtehenden Schwierigkeiten gelungen iſt, auf Umwegen dieſen Grad der Bildung zu erreichen. Aber auf der anderen Seite iſt in den letzten 25 Jahren — und zwar zum Schaden des Frauenſtudiums ſelbſt — unendlich viel gefehlt worden. Das Studium der Medizin wurde zum Theil von Frauen ergriffen, die viel zu ſpät zum Studium hinzukamen und denen deshalb auch die hierzu nothwendige Elaſtizität des Geiſtes abging. Aber auch bei den jüngeren Studirenden war ſo manches auszuſetzen: theils ſtanden die geiſtigen Fähigkeiten — man muß das offen bekennen — auf einem etwas tiefen Niveau, theils war auch der Vorunterricht ein ſo mangelhafter und ungenügender, daß günſtige Reſultate nicht erreicht werden konnten. Neben einer größeren Anzahl von Frauen, die durch geiſtige Begabung und durch höhere Schulung Leiſtungen aufweiſen, welche vollkommen denen der Männer gleichwerthig waren, traf man wieder auch weibliche Studirende, die keineswegs den erſten Anforderungen des Univerſitätsſtudiums entſprachen.

Leider hat das Berniſche Univerſitätsgeſetz die Benutzung der Hochſchule auch derartigen, wenig oder gar nicht vorgebildeten Frauen möglich gemacht. Dieſes Geſetz geht von dem allerdings richtigen Standpunkte aus, daß die Hochſchulen nicht bloß für Diejenigen beſtimmt ſeien, welche höheres Studium zu ihrem Berufe nöthig haben, ſondern auch allen Denjenigen offen ſtehen ſoll, welche eine höhere, nur durch die Univerſität vermittelte Bildung überhaupt ſich aneignen wollen. Daß man von dieſer letzteren Kategorie von Hörern nicht die volle Maturität verlangen kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Durch dieſe in idealer Intention

geöffneten Thore haben manche Elemente Eintritt zur Hochschule gefunden, die in ihrem eigenen und der Hochschule Interesse besser fern geblieben wären. Es wäre wohl am Platze, wenn die durch ein Gymnasial-Maturitäts-Examen gezogenen Schranken auch für derartige Studirende Geltung hätten. Es wäre dieses auch im Interesse des akademischen Unterrichtes selbst zu wünschen. Der akademische Lehrer paßt sich oft sehr leicht, fast unwillkürlich der Fassungsgabe seiner Zuhörer an. Ist er sich bewußt, viele wenig vorbereitete Studirende vor sich zu haben, so verflacht sich leicht sein Unterricht: Derselbe verliert seinen wissenschaftlichen Charakter.

Wenn nun aber ein rationeller Gymnasialunterricht eine unabweisbare Vorbedingung für das Studium der Medizin sein soll, so fragt es sich weiter: wie soll wohl die Frau die nothwendigen Kentnisse sich erwerben, um die Maturitätsprüfung mit Erfolg bestehen zu können? Man hat in verschiedenen Ländern Anläufe genommen, um durch Gründung eigener Schulen den Frauen eine solche Ausbildnng zu geben, welche sie zum Universitätsstudium befähigen. Wenn man aber die Lehrpläne derartiger Anstalten sich näher ansieht, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Dauer, der Stoff und die Methode des Unterrichts nicht eine dem Gymnasialstudium gleichbedeutende Ausbildung garantiren. Man lasse sich auch nicht durch den Titel „Mädchengymnasium" täuschen wie dieselben an verschiedenen Orten, besonders auch in Rußland existiren. Der Inhalt des Unterrichts kann kaum eine bessere Ausbildung als unsere höheren Töchterschulen vermitteln, der doch keineswegs als solide Unterlage für das Studium der Medizin ausreicht. Leider hat sich noch kein Staat ernstlich entschlossen, die Gründung von Mädchengymnasien, nach dem Muster der humanistischen eingerichtet, selbst an die Hand zu nehmen. Gerade dasjenige Land, welches in den letzten 20

Jahren für Erweiterung des Gymnaſialunterrichts ſo unendlich viel gethan hat, wie Deutſchland, wo die Zahl der Gymnaſien in manchen Landen ſich geradezu verdoppelte, — ſtehen die maßgebenden Kreiſe bis heute noch der Gymnaſialbildung der Frauen theilnahmslos, ja feindlich entgegen. Es iſt deshalb lebhaft zu begrüßen, daß in der allerneueſten Zeit man Mädchengymnaſien aus privaten Mitteln gründet, welche ſich die Aufgabe eines humaniſtiſchen Gymnaſiums alſo auch mit Einſchluß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, ſowie auch der höheren Mathematik auf ihr Programm geſetzt haben, wie z. B. in Karlsruhe. Das letztere Gymnaſium hat unter der Leitung eines Berner Philologen die auf einem berniſchen Gymnaſium bereits eingeführte eigenartige Unterrichtsmethode der alten Sprachen acceptirt. Ich bin nicht kompetent, über die Methode meine Meinung abzugeben; ich hätte es jedoch lieber geſehen, wenn man, ſtatt auf den Unterricht der höheren Töchterſchule aufzubauen, vollſtändig den Studiengang eines humaniſtiſchen Gymnaſiums angenommen hätte; ich befürchte, daß der Vorwurf der Schnelldreſſur deshalb dieſem Gymnaſium nicht erſpart werden wird. — Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß die Abgangsprüfung derartiger Gymnaſien nur unter ſtaatlicher Kontrolle, d. h. nach den für die Staatsgymnaſien geltenden Vorſchriften erlangt werden könne.

Es dürfte nicht überflüſſig ſein, auch hier die Frage zu ventiliren, ob für die Frauen ein eigenes Gymnaſium zu errichten iſt, oder ob nicht auch beide Geſchlechter gleichzeitig in einem Gymnaſium Platz finden können? Man muß dieſe Frage ja aufwerfen, da beiſpielsweiſe in Nordamerika es nicht wenige Gymnaſien giebt, welche den Unterricht beider Geſchlechter gemeinſam ertheilen und die Berichte, welche uns zugehen, dahin lauten, daß ein ſolcher gemiſchter Unterricht abſolut von keinen Inkonvenienzen begleitet ſei. Es mag nun ſein, daß ein

derartiges Institut für Amerika angeht, wo die Frauen bekanntlich schon sehr frühzeitig selbständig werden und im Verkehr mit dem männlichen Geschlechte keine solche enge Schranken gezogen sind, wie bei uns. Ob eine derartige Institution jedoch bei unseren Anschauungen und Sitten, in einem Lande, wo man sich noch darüber streitet, ob überhaupt und bis zu welchem Alter in Volksschulen Knaben und Mädchen zusammensein können, rathsam sei, sollte einer reiflichen Ueberlegung unterzogen werden. Freilich würden wir dadurch die Erfüllung eines oft gehörten Postulats, welches nach gleicher Bildung für Mann und Frau ruft, näher gerückt werden!

Wenn wir nun auch die Errichtung von Mädchengymnasien für unsere Zeit und unsere Verhältnisse für wünschenswerth halten — selbstverständlich nur unter staatlicher Kontrolle und mit staatlichem Abiturientenexamen —, so fragt es sich weiter: soll auch diese Trennung der Geschlechter bei dem eigentlichen Studium der Medizin beibehalten werden? Auch hierüber ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Die Freunde des Frauenstudiums sind, wenn ich mich nicht irre, darüber getheilter Meinung. Die einen sind — oder waren es doch wenigstens früher — für eigene Lehranstalten eingenommen, die andern und neueren ziehen den Unterricht auf den schon bestehenden Universitäten vor, entweder in Parallelkursen oder in gemeinsamem Unterricht mit den männlichen Studirenden. Die Gegner des Frauenstudiums führen dagegen an, daß man dann genöthigt sei, für die relativ wenigen Frauen, die das Studium der Medizin ergreifen wollen, eigene Lehranstalten zu errichten. Das viele Geld, welches diese Institute kosten würden, stehe keineswegs im Einklang mit der verhältnißmäßig geringen Anzahl Derjenigen, welche dem Studium der Medizin sich widmen wollen. Einen gemischten Unterricht auf den Hochschulen erklären dieselben für geradezu unzulässig.

Es ist ja bekannt, daß in verschiedenen Ländern, wie beispielsweise in Amerika und England, eigene Institute der Art für Frauen errichtet wurden, freilich theilweise zu einer Zeit, wo die eigentlichen Universitäten und Fakultäten sich dem Frauenstudium gegenüber ablehnend verhielten. Auch in Rußland wurden im Anschluß an militär-ärztliche Schulen medizinische Kurse für Frauen eingerichtet, aus der die größere Zahl der in Rußland praktizirenden weiblichen Aerzte hervorging. Dieselben wurden wahrscheinlich aus politischen Gründen bereits vor zehn Jahren wieder geschlossen.

Bekanntlich haben die schweizerischen Universitäten, mit Ausnahme von Basel, von vornherein auch die weiblichen Studirenden seit zwei Dezennien ohne weiteres zum Studium zugelassen. Es fragt sich nun, ob für die Zukunft und für solche Länder, in welchen das Studium der Medizin für Frauen erst noch seine Sanktion erhalten muß, neue, nur für Frauen bestimmte Lehranstalten gegründet werden sollen, oder wie in der Schweiz die Frauen gleichzeitig mit den Männern dem Studium obliegen können. Ich bin nun der ganz entschiedenen Meinung, daß eigene Institute für Frauen gänzlich entbehrlich sind. Schon aus ökonomischen Gründen sollte man es sich sehr überlegen, für Frauen allein medizinische Institute zu schaffen. Diese letzteren selbst, sowie die ebenfalls für medizinische Fachschulen so nothwendigen Lehrstühle der Naturwissenschaften mit ihren Lehrinstituten und Laboratorien erfordern — sollen dieselben richtig ausgestattet sein — unverhältnißmäßig große Summen, wie ja unsere Herren Regenten und die Volksvertreter dies tief empfinden und auch nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit es in Erinnerung zu bringen. Aber die Frage muß weniger vom finanziellen, als von dem Standpunkte der Moral beantwortet werden. Denn sicherlich lebt eine große Anzahl der Gegner des Frauenstudiums in der Meinung, daß die

weiblichen Studirenden, beſonders wenn ſie die männlichen Lehrinſtitute frequentiren, an ihrer Moral Schiffbruch litten; zum mindeſten befürchtet man, daß Liebeleien und Tändeleien zwiſchen beiden Geſchlechtern auf die Tagesordnung kommen müßten, was zur Störung des Studiums und der guten Sitte führen müßte! Ich bin nicht dieſer Meinung. Die Studirenden haben bereits, wenn ſie die Univerſität beziehen, jene Zeiten hinter ſich, welche Schiller in ſeiner „Glocke“ ſo ſchön „als die der erſten Liebe“ beſchreibt; ein etwas nüchterner, realer Sinn macht ſich bereits geltend, und auch die Frauen, welche die Univerſitäten beziehen, ſind ja aus ihren erſten Kinderjahren heraus; ſie wiſſen auch ſchon, daß unſere Studenten keine Engel ſind und können ihr Verhalten denſelben gegenüber auch darnach einrichten. Auch eine zwanzigjährige Erfahrung, die man in Bern zu machen Gelegenheit hatte, ſpricht nicht gegen eine ſolche Einrichtung. Ein über das Erlaubte hinausgehender Umgang gehört zu den Seltenheiten. Ja, im Gegentheil, eine ſchroffe Scheidung, weit mehr, als es gerechtfertigt iſt, macht ſich zwiſchen Studenten und Studentinnen an der Berner Hochſchule geltend.

Man hat auch beſonders betont, daß für den Lehrer der Medizin es ſchwer werde, gewiſſe mediziniſche Themata in Gegenwart von Frauen zu erörtern. Auch dieſer Meinung pflichte ich nicht bei. Der akademiſche Lehrer wird weit davon entfernt ſein, derartige heikle Kapitel ganz zu übergehen; aber er wird ſicherlich auch die Gabe beſitzen, dieſen Vorträgen eine ſolche Gewandung zu geben, daß ſie einerſeits das empfindliche Frauenohr nicht verletzen, andererſeits aber auch den Kern der Sache, die Wahrheit, nicht preisgeben. Ja, ich halte die Anweſenheit von Frauen für einen gewiſſen Vortheil! Es fallen dadurch jene anzüglichen Witzeleien weg, in welchen ſich mancher Univerſitätslehrer zuweilen gefällt. Sie zwingt ihn, in knapper, decenter Form auch heikle Themata zu erörtern.

Dieſes Zuſammenſtudiren von männlichen und weiblichen Medizinern bringt aber auch Vortheile für die Frau ſelbſt. Sie will ja ſpäter ein Fach ergreifen, welches bis jetzt als ein männliches galt und welches ſie auch künftighin, mehr als bisher mit Männern, überhaupt mit der großen Welt in Verbindung bringt. Da iſt es ſchon gut, daß ſie auf der Schule ſelbſt mit Männern in Verkehr tritt, mit Männern, mit welchen ſie ſelbſt ſpäter die Konkurrenz aufnehmen muß. Alle Vortheile, welche die öffentlichen Schulen dem Privatunterrichte gegenüber für ſich voraushaben, kommen auch hier den Frauen zu gute. Der Wettkampf mit dem Manne führt zur Selbſtkritik, ſpornt an, ermuntert und giebt dem Individuum eine größere, ſpäter ſehr brauchbare Selbſtändigkeit.

Wir ſind vorhin zu der Schlußfolgerung gekommen, daß weniger die allgemeine Praxis als beſonders die Spezialfächer ſich für die weiblichen Aerzte eignen. Man hat ſich deshalb auch gefragt, ob derartige Spezialärzte eine ſo weitgehende Gymnaſialbildung nothwendig hätten, und auf anderer Seite, ob nicht ein abgekürztes, nur auf die Spezialfächer ſich erſtreckendes Univerſitätsſtudium hinreiche. Dieſe Frage muß entſchieden verneint werden, und zwar aus folgenden Gründen: Die Spezialärzte beſchäftigen ſich allerdings nur mit den Erkrankungen einzelner Organe des Körpers. Man nimmt nun in Laienkreiſen an, daß eine nähere Kenntniß gerade dieſer Körpertheile im geſunden und kranken Zuſtande hinreiche, um daraufhin die Behandlung derſelben zu baſiren. Nichts iſt jedoch unrichtiger als dieſe Anſchauung. Die einzelnen Organe des Körpers ſind nicht iſolirt, ſondern ſtehen unter ſich in einem innigen und feſten Zuſammenhange, der durch Nachbarſchaft, Blut und Nerven vermittelt wird, infolgedeſſen ſie ſich ſowohl in geſunden, als auch in kranken Tagen mehr oder weniger gegenſeitig beeinfluſſen. Erkrankt ein Organ, ſo werden ſehr häufig auch andere Organe oder der geſamte Organismus in Mitleidenſchaft gezogen.

Oft macht die Erkrankung eines Organs ſich in einem entfernteren Körpertheile mehr bemerkbar, als in dem erkrankten Organe ſelbſt. Oft iſt auch die Erkrankung eines Organes nur der Ausdruck einer allgemeinen Erkrankung des Körpers. Die Behandlung kann ſich deshalb auch oft nicht allein auf das erkrankte Organ erſtrecken, ſondern muß auch den übrigen Körper berückſichtigen; ja, oft bedarf das erkrankte Organ einer beſonderen Behandlung nicht, ſondern die Behandlung anderer Körpertheile oder des geſammten Organismus iſt die Hauptſache. Bei dieſer Sachlage iſt es ganz unmöglich, daß bei einem Spezialarzte nur die Kenntniß eines ſpeziellen Organs im kranken und geſunden Zuſtande hinreiche. Er muß den ganzen Menſchen mit all ſeinen Organen im geſunden und kranken Zuſtande kennen. Es iſt deshalb abſolut nothwendig, daß dem Ergreifen eines Spezialfaches das Studium der geſammten Medizin vorausgeht. Ja noch mehr: ein Spezialarzt kann ſich in praxi zwar nur mit den Krankheiten beſtimmter Körpertheile befaſſen, aber er wird ſofort einſeitig und auf die Dauer gänzlich unbrauchbar, wenn er im weiteren Verlaufe ſeiner Thätigkeit die Fühlung mit den übrigen Zweigen der Medizin verliert; noch mehr, als dem praktiſchen Arzte, liegt ihm die Verpflichtung ob, ſich auf der Höhe der geſammten mediziniſchen Wiſſenſchaft zu halten.

Der Entwickelungsgang der Medizin weiſt auch auf die Richtigkeit dieſer Erörterung hin. Es gab früher in der That Aerzte, welche ſich nur Kenntniſſe inſoweit aneigneten, als ſie es für ein ſpezielles Fach nothwendig hielten. Es gab auch einzelne mediziniſche Spezialſchulen, wie beiſpielsweiſe die chirurgiſchen Lehranſtalten; aber der Fortſchritt auf dem Gebiete der Medizin hat alle dieſe Sonderungen beſeitigt. Das ärztliche Perſonal theilt ſich jetzt ſo ziemlich ſcharf in wirkliche, nach allen Richtungen hin durchgebildete Aerzte und in Heilgehülfen männlichen und weiblichen Geſchlechtes. Nur dort, wo gewiſſe Schäden

einzelner Organe offen zu Tage treten und mit einfachen Mitteln bekämpft werden können, wie z. B. in der Zahnheilkunde, ist eine geringere Ausbildung zu dulden, wiewohl es auch hier besser ist, daß dies Spezialfach von vollständig ausgebildeten Aerzten betrieben werde. Frauen, welche Spezialfächer betreiben wollen, müssen demgemäß vorher die Befähigung nachweisen, daß sie die Heilkunde in ihrem gesamten Umfange auszuüben vermögen.

Wir kommen zum Schlusse. Ich glaube, daß man nach dem bis jetzt Erörterten wohl sagen darf, daß in der sich täglich durch die sozialen Verhältnisse vergrößernden Klasse von gebildeten Frauen ein Nothstand existirt. Gewiß verlangen Recht und Billigkeit, daß dieser großen Klasse achtenswerther Frauen ein ihnen zusagendes Arbeitsfeld nicht verschlossen werde, ebensowenig wie denjenigen, welche, zwar ökonomisch gut situirt, der ärztlichen Thätigkeit nur aus Neigung sich zuwenden wollen. Man kann ja wohl mit vollem Rechte behaupten, daß die Frau nach ihrer körperlichen Beschaffenheit und physiologischen Thätigkeit eine höhere vorhin erwähnte, von der Weltordnung festgesetzte, Bestimmung habe. Allein das schließt ja nicht aus, daß die Frauen, wenn dieser natürliche Beruf nicht erfüllt werden kann, vielleicht weniger körperlich als geistig geeignet sind, das Studium der Medizin zu betreiben und ärztlich thätig zu sein, wenn vielleicht auch in geringerem Umfange, als der Mann. Allein es ist absolut zu fordern, daß die Frau, welche nun einmal in den Konkurrenzkampf mit dem Manne eintreten will, auch genau dieselben Vorbedingungen erfülle. Es ist nicht billig und nicht rathsam, der Frau eine exceptionelle Stellung, was den Unterricht anbelangt, einzuräumen.

Man wage das Experiment! Experimente werden ja in den Naturwissenschaften und der Medizin häufig zur Erlangung grundlegender Schlüsse, zur Erprobung gewisser Heilmittel ꝛc. angestellt. Derartige Experimente sind stets gerechtfertigt, wenn dieselben auf

rationellen Voraussetzungen beruhen. Das scheint mir wohl auch bei der Frage des Frauenstudiums der Medizin der Fall zu sein. Die Gönner des letzteren rufen mit einer gewissen Siegesgewißheit nach diesem Experiment, die Gegner desselben prophezeien demselben einen schmählichen Mißerfolg. Trete man, um der beiden Parteien erwünschten Lösung näher zu kommen, auch in den anderen Ländern aus dem Stadium der Diskussion heraus und mache einen ehrlichen Versuch! Derselbe kann ja um so eher unternommen werden, als nach unseren Auseinandersetzungen die Moral nicht darunter leidet und den Staat finanziell wenig oder gar nicht belastet, und auf der anderen Seite auch gezeigt wird, daß man vor dem Neuen und Ungewohnten nicht zurückschrecke, sondern die Lösung der sozialen Frage ernst nehme! Wir wollen nicht diejenigen Länder tadeln, welche, prüfend und zögernd nicht gleich jede neue Idee in die Praxis übersetzen; aber nicht zu billigen ist es, wenn derartige Ideen allzulang, aus nicht sehr stichhaltigen, theilweise oft widerlegten Gründen, nicht zur Geltung kommen können. Es ist dieses um so weniger zu loben, als, was das Frauenstudium selbst anlangt, man doch in anderen Ländern, wie in der Schweiz, Erfahrungen gemacht hat, die zum mindesten nicht dagegen sprechen. In dem Reiche der Natur lernt man als einen mächtig wirkenden Faktor das Anpassungsvermögen kennen! Machen auch wir den Versuch, uns den veränderten sozialen Verhältnissen anzupassen.

In neuerer Zeit tönt uns ja aus den Arbeiterkreisen der Ruf: „Recht auf Arbeit!“ entgegen. Soweit gehen die Frauen nicht, sie verlangen von dem Staate keine Versorgung, sie verlangen nur größere Freiheit der Bewegung auf dem ökonomischen Gebiete! Ihr Ruf lautet deshalb nicht: „Recht auf Arbeit“ — sondern viel bescheidener nur:

„Recht **zur** Arbeit!“

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien
gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Kurella.

Mit dem Bildniß Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet Mk. 16.—, gebunden Mk. 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medicin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant. (Hamburger Fremdenblatt. 1893. Nr. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. Nr. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlußfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muß den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues großes Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne daß man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbständig wird verwerthen können, ohne die Schlußfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile des Werks rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, daß wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen." Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesundere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. (Deutscher Reichsanzeiger. 1893. Nr. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmäßig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. Nr. 5 u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Von

Dr. P. Müller,
Professor in Bern.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII . 1

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 196.

Walther von der Vogelweide.

Von

Theodor Uhle,
Oberlehrer in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagsbuchhandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

---

Märchen und Sagen

der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Geheftet Mk. 5.—

— Werthvoller Beitrag zur Volkskunde der Armenier.
(Deutsche Geographische Blätter. 1892. 4.)

Das schöne Werk wird sicher bei allen Volksforschern liebevolle Aufnahme finden. (Bukowinaer Rundschau. 7. 2. 1892.)

Das Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft.
(Central-Organ f. d. Inter. des Realschulw.)

W.'s Werk ist von größtem Interesse für die vergleichende Märchen- und Sagenforschung. (Liter. Centralblatt. 1892. Nr. 38.)

Nicht nur der Sagenforscher wird die Sammlung schätzen; jedem Freunde naturwüchsigen Volksthums sei sie dringend empfohlen.
(Der Bär. 1892. 26.)

Mit vollem Recht kann der Verfasser von seinem Buche hoffen, daß es zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit einen Stein beitragen möge. (Zeitschr. der Ges. für Erdkunde 1892.)

W. ist zweifellos der fleißigste Forscher auf dem Gebiete der ungarländischen Volkskunde. (Korrespondenzblatt Hermannstadt. 1893. Nr. 6.)

Walther von der Vogelweide.

Von

Theodor Ahle,
Oberlehrer in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Die mittelalterliche Lyrik nennt man bekanntlich Minnesang. Die Minne ist zunächst etwas allgemein Menschliches, das, was wir jetzt mit „Liebe" bezeichnen. Schon Ulrich von Liechtenstein sagt:

„Staetiu liebe heizet minne,
Liebe, minne ist al ein."

Aber in jedem Volke hat die Liebe eine besondere, auf der ganzen Eigenthümlichkeit des Volkscharakters beruhende Färbung. Diese ist bei den Deutschen trefflich bezeichnet durch den alten Namen der Liebe, durch minne. Das Wort ist erwachsen aus der Sanskritwurzel man, die „erinnern" bedeutet und eine reiche Familie gebildet hat. Wir haben sie in dem griechischen μιμνήσκειν, dem lateinischen mens, meminisse und monere, in unserem „meinen", „mahnen", und „Mann", welch' letzteres also „den Denkenden" bedeutet, und in dem französischen mignon. Die deutsche Minne trägt also vorzugsweise das Gepräge der Nachdenklichkeit, welche der ganzen Natur des Deutschen eigenthümlich ist; sie ist das stille, sehnsüchtige, selige Denken an den Liebling des Herzens. Bewußt oder unbewußt haben noch neuere Dichter das alte Wort zur Bezeichnung der Liebe gebraucht. So Bürger in dem Gedichte: „Die Holde, die ich meine" und Schenkendorf in seinem Liede an die Freiheit: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt ꝛc."

Die Minne ist nun das Thema, welches von den mittelhochdeutschen Lyrikern in den verschiedensten Variationen behandelt worden ist, das Thema, welches eine Liederzeit heraufführte, die man mit Recht als den Frühling der deutschen Litteratur bezeichnet. Es ist begreiflich, daß bei der vielfachen Behandlung eines und desselben Gegenstandes eine gewisse Eintönigkeit entstehen mußte, von welcher bereits Schiller gesprochen hat. Allein diese Eintönigkeit ist eben nur die des Frühlings mit seinen Millionen Blättern und Blüthen. Wie man im Frühling immer wieder mit demselben Wohlgefallen einen blühenden Baum, eine sprossende Wiese und den in hundert grünen Schattirungen prangenden Wald betrachtet, so lauscht man auch gern den Nachtigallenschlägen unserer mittelalterlichen Liederdichter, aus denen uns zwar immer wieder dasselbe Thema, die Minne, aber in den mannigfaltigsten Stimmungen und Schattirungen entgegentönt. Diese Mannigfaltigkeit hat zum Theil ihren Grund auch in der großen Zahl der Töne und Weisen, welche die mittelhochdeutsche Dichtung besitzt. Unter „Ton" hat man das Metrum, unter „Weise" die Melodie zu verstehen. Selbst Lieder mit demselben Metrum konnten verschiedene Melodien haben. Es ist daraus ersichtlich, welch' große Mannigfaltigkeit auf diese Weise erzielt ward; es geht aber auch daraus hervor, daß uns ein bedeutendes Moment für die Beurtheilung der mittelhochdeutschen Lyrik fehlt, indem fast sämtliche Melodien jener Lieder verloren gegangen sind. Wir lesen jetzt die Lieder, die von der Zeit, in welcher sie entstanden, nur gesungen und gehört wurden, meist unter Begleitung der Fiedel oder Rotte. Wir nehmen also die mittelhochdeutsche Poesie mit dem Auge und dem Verstande auf, während sie auf jene jugendfröhlichen Geschlechter durch das Ohr mit dem Wohllaut der Sprache und Musik zugleich wirkte.

Das mittelhochdeutsche Lied ist bis auf wenige Ausnahmen

dreitheilig. Es beſteht aus Aufgeſang und Abgeſang. Der Aufgeſang zerfällt in zwei Theile, die ſogenannten Stollen; dieſe ſind metriſch ganz gleich gebaut. Ihr Name iſt der Baukunſt entlehnt. Hier bedeutet Stollen zwei aufrechtſtehende Säulen, welche oben durch einen Querbalken verbunden ſind. Letzterem iſt der Abgeſang zu vergleichen, der ſeinen eigenen Bau beſitzt und gewöhnlich auch länger als die Stollen iſt.

Eine andere dem mittelhochdeutſchen Liede verwandte Form iſt der Spruch. Er kann als ein einſtrophiges Lied bezeichnet werden. Nur wurde er nicht geſungen, ſondern geſprochen oder wenigſtens in Recitativform vorgetragen. Daher der von den alten Dichtern häufig betonte Unterſchied von „singen unde sagen“. Der Inhalt des Spruches iſt meiſt lehrhaft; ſeine Verſe ſind langgeſtreckt und von weniger genauem Bau als die des Liedes.

Eine dritte der alten Kunſtformen iſt der Leich, in welchem „mancherlei Töne in buntem Wechſel zu einem weithingezogenen Ganzen verbunden ſind“. Regellos iſt der Bau des Leichs, wie man aus dem feinen Kunſtgefühl des Mittelalters ſchließen muß, gewiß nicht; indes iſt es noch nicht gelungen, allgemein geltende Geſetze über denſelben aufzufinden. Leich bedeutet modus, chorus, psalmus; das gothiſche laiks heißt aber Tanz, von laikan, ſpringen. Der Leich hat ſich hiernach entweder aus mit Muſikinſtrumenten begleiteten geiſtlichen Geſängen oder aus Tanzliedern hervorgebildet. Der Inhalt der Leiche iſt verſchieden. Entweder werden darin die „milden Fürſten“ oder die Frauen geprieſen, oder es werden Liebes- oder ſonſtige Abenteuer darin erzählt; einige wenige, zu denen auch der Leich Walthers gehört, ſind zum Preiſe Gottes und der heiligen Jungfrau beſtimmt. Mit Ausnahme der letzteren endigen die meiſten mit einer Aufforderung zum Tanze.

Treten wir nun nach dieſen allgemeinen Bemerkungen an das Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide heran.

Walthers Geburtsjahr erfahren wir annähernd aus einem ſeiner Gedichte, in welchem er ſein Alter auf 40 Jahre angiebt. Da dasſelbe nun etwa im Jahre 1200 entſtanden iſt, ſo muß Walther um 1160 geboren ſein. Mit weniger Sicherheit läßt ſich der Geburtsort Walthers beſtimmen. Von Einigen wird Franken als ſein Geburtsland angenommen. Man ſtützt ſich dabei auf eine Stelle in ſeinen Gedichten, wo er den fränkiſchen Adel als ſeine heimiſchen Fürſten bezeichnet. Allein ſo konnte Walther den fränkiſchen Adel auch deshalb nennen, weil wahrſcheinlich in Franken das ihm von Kaiſer Friedrich II. verliehene Lehen lag und er alſo ſpäter ein „naturaliſirter Franke" war. Daß das Gedicht, in welchem jene Stelle vorkommt, mehrere Jahre nach der Verleihung entſtand, iſt erwieſen.

Von Lachmann und Wilmanns wird die Heimath Walthers in Oeſterreich geſucht, hauptſächlich auf Grund der bei ihm vorkommenden Form „verwarren", welche dem öſterreichiſchen Dialekte angehört. Da indes Walther lange Zeit in Oeſterreich am Hofe zu Wien gelebt hat, auch ausdrücklich ſagt, daß er „ze Osterriche singen unde sagen" gelernt habe, ſo iſt dieſe Anlehnung an die öſterreichiſche Mundart ſehr leicht auf dieſe Weiſe erklärlich. Am meiſten für ſich hat wohl die von Anzoletti und andern weiter begründete Anſicht Franz Pfeiffers. Nach dieſer lag Walthers Vaterhaus wahrſcheinlich am Eiſack, in der Nähe von Sterzing, nicht weit vom ſüdlichen Abhange des Brenners. Hier iſt im 13. Jahrhundert urkundlich eine Beſitzung, „datz Vogelweide" genannt, nachgewieſen. Fogilweida bedeutet aviarium. Es bezeichnet alſo einen Ort, „wo Vögel entweder gehegt werden oder ſich zu verſammeln pflegen". Namen wie Vogelhaus, Vogelgarten, Vogelherd und Vogelhof giebt es viele in Deutſchland. Scherer giebt an,

daß er allein vier Höfe, Namens Vogelweide, kenne. Daß sich Pfeiffer gerade für jenen im Eisackthale entschieden hat, ist besonders durch Folgendes begründet. Er hat nämlich beobachtet, daß die alten Liederhandschriften das Bestreben zeigen, die Dichter nach Landschaften zu gruppiren. Nun steht Walther in der Pariser und Weingartner Liederhandschrift unter solchen Sängern, welche alle nachgewiesenermaßen Tirol oder diesem Lande angrenzenden Gegenden angehören, unter Wachsmut, Hiltebolt von Schwangau, Wilhelm von Heinzenburg, Leutolt von Seven, Walther von Metze und Rubin. Das ist jedenfalls nicht als eine Zufälligkeit zu betrachten, sondern scheint zu beweisen, daß das Vogelweide im Eisackthal wirklich die Heimath Walthers war. Ferner ist zu bemerken, daß die Lieder Leutolts von Seven große Verwandtschaft mit denen Walthers zeigen, weshalb sie auch in den Handschriften zum größten Theile mit diesen vermischt erscheinen. Nun ist aber anzunehmen, daß sich besonders diejenigen Dichter beeinflußten, welche einander räumlich nahe standen. So wurde wahrscheinlich Walther in Wien von Reinmar dem alten in der Sangeskunst unterwiesen. Da nun Leutolts Heimath, Seven, am Eisack bei Brixen nachgewiesen ist, so ist gewiß der Schluß berechtigt, daß Walther, dessen Geschlechtsnamen im 13. Jahrhundert ein Hof nicht weit von Seven führte, auf diesem Hofe wahrscheinlich geboren ist.[1]

Walther war aus adligem Geschlecht, das beweist die Bezeichnung „hêr", die ihm fast bei jeder Erwähnung beigelegt wird und gleichbedeutend mit „miles, Ritter" ist; bürgerliche Sänger wurden Meister genannt. Angesehen aber kann das Geschlecht des Dichters nicht gewesen sein. Er selbst sagt einmal: „Wie nieder ich sei, so bin ich doch der Werthen einer." Auch klagt er oft über seine Armuth; aus seiner Kunst muß er ein Gewerbe machen, und sehnlich wünscht er sich ein kleines Lehen, wo er, der so lange immer nur ein Gast gewesen, auch einmal Wirth sein könne.

Aus der Gebirgseinſamkeit ſeines Vaterheims wandte ſich Walther jedenfalls ſchon als Jüngling an den wonniglichen Hof zu Wien, wo Herzog Friedrich allen Sängern eine gaſtliche Statt bereitet hatte. Hier verging dem jugendlichen Dichter die Zeit im heiterſten geſelligen Verkehr und im Genuß der Liebe. Es iſt anzunehmen, daß während des Aufenthaltes am Hofe zu Wien Walthers friſcheſte und farbenreichſte Lieder entſtanden ſind. Hier macht der Dichter ſeinem Unmuth gegen den Winter in einem hübſchen Gedichte Luft und ſehnt die Zeit herbei, in welcher die Mägdlein auf der Straße wieder Ball werfen. Den erſchienenen Frühling preiſt er in den herrlichſten Tönen. „Ez ist wol halb ein himelrîche“ ruft er aus, und über die Frühlingsherrlichkeit geht ihm nur die Schönheit edler Frauen, wenn ſie „wolgekleidet unde wolgebunden“ in Begleitung ihrer Jungfrauen einherſchreiten, der Sonne unter Sternen gleich.

Wir erfahren von Walther ſelbſt, daß er in Wien zuerſt ein Mädchen niederen Standes geliebt habe. Die einem ſolchen zugewendete Zuneigung nennen die mittelhochdeutſchen Dichter „nidere minne“. Nicht ſelten zog ſich ein Ritter durch ein derartiges Liebesverhältniß die Mißachtung vornehmer Frauen zu. Auch bei Walther iſt dies der Fall geweſen, wie wir aus folgendem Liede erſehen:[2]

Herzgeliebte Herrin mein,
Gott leih' Dir heut' und ewig Heil;
Könnt' ich höher'n Preis Dir leih'n,
Dir würd' auch dieſes Lob zu Theil;
Doch was kann ich ſagen mehr,
Als daß Dir Niemand holder iſt, denn ich; das macht mein Leid ſo ſchwer.

Viele ſchelten mich, daß ich
Nicht höher wende meinen Sang,
Die verkennen ſicherlich,
Was Liebreiz iſt, ihr Leben lang;
Nein, ſie kannten Liebreiz nie:
Die nach dem Gut und nach der Schöne minnen, weh, wie minnen die?

Oft ist Haß in schöner Brust,
Drum jagt nach Schönheit nur ein Thor;
Liebreiz giebt dem Herzen Lust,
Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.
Liebreiz giebt auch schönen Leib:
Das kann die Schönheit nimmermehr; nie macht sie liebenswerth ein Weib.

Ich vertrage und vertrug
Und will noch Widerspruch vertragen,
Du bist schön und hast genug;
Was will denn solcher Tadel sagen?
Was er will! Ich bin Dir hold
Und nehm' Dein gläsern Fingerlein vor aller Königinnen Gold.

Eröffnet wird der auf die Zeit der niederen Minne bezügliche Liedercyklus durch ein Traumbild:

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,"
Sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
„So zieret Ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt.
Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
Sie müßten Euch gehören,
Kann ich redlich schwören:
Vertraut mir, daß ich's ernstlich meine."

„Ihr seid so wohl gethan,
Daß ich Euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
So gut ich's winden kann.
Noch viele Blumen stehen, roth und weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Haide,
Wo sie gar hold entspringen
Bei der Vöglein Singen,
Da sollten wir sie brechen beide."

Sie nahm, was ich ihr bot,
Einem Kinde gleich, dem Freundliches geschieht,
Ihre Wänglein wurden roth
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte;
Ein holdes Gegengrüßen
Ward mir von der Süßen
Und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen, als ich da beſaß;
Die Blüthen fielen ſchwer
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.
Ich war ſo fröhlich, daß ich lachte,
Als mich der Traum umſponnen
Hielt mit ſolchen Wonnen,
Da ward es Tag, und ich erwachte.

Mir iſt von ihr geſcheh'n,
Daß ich allen Mägdlein jetzt zur Sommerzeit
Muß in die Augen ſeh'n;
Fänd ich meine wieder: o, der Seligkeit!
Wär' ſie bei dieſem Ringeltanze?
Ihr Frauen, habt die Güte,
Rücket auf die Hüte:
Säh' ich ſie wieder unterm Kranze!

Bald hat er die Liebſte gefunden; ſein Träumen iſt erfüllt, und ſein Herz jubelt freudig auf in dem Liede:

Wohl mir der Stunde, da ich ſie erſchaute,
Die mir das Herz und den Muth hat befangen,
Seit ich die Sinne ſo ganz ihr vertraute,
Daß mich der Lieblichen Tugenden zwangen:
Daß ich ihr folge und anders nicht kann,
Das hat die Gute, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der ſo minniglich lachet.

Hab ich das Herz und den Sinn doch gewendet
Nur auf die Liebe, die Gute, die Reine.
Mög' uns nun Beiden wohl werden vollendet,
Was ich von ihr zu erwerben noch meine.
Was ich von Freuden auf Erden gewann,
Das hat die Gute, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der ſo minniglich lachet.

Aber noch iſt es zu keiner wirklichen Annäherung zwiſchen den Liebenden gekommen; die Liebe hat ſich nur im bedeutſamen Spiele der Augen und durch freundliche Worte kundgegeben. Bald erheben ſich die Wünſche des Dichters zu weiteren Genüſſen:

Möcht' ichs noch erleben, daß ich Rosen
Läse mit dem holden Mägdelein.
Wollt ich doch mich so mit ihr erkosen,
Daß wir ewig Freunde müßten sein.
Würde mir ein Kuß zur guten Stunde
Von dem rothen Munde,
So genäs' ich aller Noth und Pein.

Dies ist das Gedicht, in welchem Walther den zarten Blüthenstaub der Liebe abzustreifen beginnt, indem er sein Verlangen auf das Rosenbrechen mit der Geliebten richtet, worunter wir bei den mittelhochdeutschen Dichtern das zu verstehen haben, was später die Dichter den Minnesold zu nennen pflegten. Und er gelangt zur Erfüllung seiner Wünsche; bald gestattet ihm das Mädchen, um was er sie gebeten. Walther selbst erzählt uns das in der unbefangensten Weise im sogenannten Lindenliedchen:

Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Stelle,
Mein Liebster war schon vor mir dort.
Mich hat empfangen
Mein Geselle,
Daß ich bin selig immerfort.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei;

Des wird man lachen,
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei,
An den Roſen er wohl mag,
Tandarabei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich ſchämte mich!
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein,
Tandarabei!
Das wird wohl verſchwiegen ſein!

Man ſollte meinen, Liebesbegebenheiten, wie die erzählte, wären keiner reinen poetiſchen Darſtellung fähig, und doch haben wir in dem vorſtehenden Liede das Anmuthigſte vor uns, was jemals die Liebe geſungen. Es dürfte daher wohl einer Unterſuchung werth ſein, zu erfahren, worin trotz des widerſtrebenden Stoffes die Anmuth des Gedichtes liege.

Mit feinem Takte hat Walther die Erzählung in den Mund des ſchwächeren, ungebildeten Theiles, des harmloſen Mädchens, gelegt; aus dem Munde des Mannes und noch dazu Walthers, der wohl wiſſen mußte, daß Keuſchheit und Zucht der Frauen ſchönſte Zierde iſt, würde dieſelbe abſtoßend wirken; im Munde des Mädchens aber wird die Szene zum lieblichſten Liebesgemälde. Ihm, dem „frouwelîn“ aus der Hütte, verzeihen wir es, daß es, geblendet von der Schönheit des Ritters vom Hofe zu Wien und bethört von ſeinen verlockenden Liedern, auf dem Bette von „bluomen unde gras“ ihm zu Willen ward.

Der Dichter hat auch noch weitere Mittel angewendet, um von dem Gedichte alles Anſtößige fernzuhalten. Er hat dem

Liebe den lieblichſten landſchaftlichen Hintergrund gegeben. Ueber den Liebenden ſäuſeln die Blätter der Linde; ein Vöglein ſieht von ihren Zweigen ihrer Liebe zu, und

„vor dem walde in einem tal
tandaradei!
schône sanc diu nathegal.“

Dieſe liebliche Szenerie ſtellt die Nachgiebigkeit des Mädchens noch begreiflicher dar, und indem ſie ſelbſt dieſe landſchaftlichen Momente, angehaucht von allem Frühlingsduft, in ihre Erzählung einflicht, giebt ſie uns zu erkennen, daß ſie nicht bloß niederer Sinnenluſt gefröhnt, ſondern dabei zugleich das ganze anmuthige Frühlingsbild in ihre Sinne aufgenommen hat, deſſen zauberiſche Farben und Töne jedenfalls auch mit zur Gewährung deſſen beigetragen haben, was ſie uns, naiv genug, unter Anrufung der Mutter Gottes, „der hêren vrouwe“, ſo reizend erzählt.

Wir befinden uns alſo bei Beurtheilung dieſes Gedichtes in dem Falle, die Perſon des Dichters von ſeinem Gedichte trennen zu müſſen. Als Menſch hat Walther gefehlt, als Dichter aber in dieſem Liede Unübertreffliches geleiſtet.[3]

Allein der Liebesverkehr mit einem ländlichen Mädchen konnte Walther nicht auf die Dauer genügen; die Befriedigung des ſinnlichen Bedürfniſſes entband in dem Dichter das Verlangen nach höherem, geiſtigem Verkehr, nach der Liebe einer edlen Frau. Walther ſagt ſelbſt:

„Niedre Minne läßt die Seele ſinken,
Daß der Leib nach ſchmäher Freude ſchmachtet:
Die Freude thut zuletzt unlöblich weh;
Hohe Minne pflegt empor zu winken,
Daß der Muth nach hehrer Wonne trachtet:
Die harrt mein jetzo, daß ich mit ihr geh'.“

Er erhebt den Blick zu einem Weibe von glänzender Schönheit, aber, wie es ſcheint, von hoher Geburt, daß der

Dichter selbst fürchtet, sein Werben werde vergeblich sein. Er ruft deshalb die Frau Mâze an, ihn das rechte, seinem Stande entsprechende Weib finden zu lassen. Allein die Frau, die er erschaut, hat ihn, so fern sie ihm auch steht, mit ihrer Schönheit so gefesselt, daß er sie nicht lassen kann.

Und sie nimmt des Dichters Huldigungen freundlich an. Oft sitzt er bei ihr; aber er ist dann meist so schüchtern, daß ihm die Rede fehlt. Walther erzählt uns das selbst in der liebenswürdigsten Weise:

„Die Meisten sprechen desto mehr,
Wenn sie bei der Geliebten sind,
Mir wird's in ihrer Nähe schwer,
Ich weiß noch minder als ein Kind:
Ich bin an allen meinen Sinnen blind."

An einer anderen Stelle sagt er:

„Wenn ich einen Sitz bei ihr gewinne
Und jetzo mit ihr reden soll,
So nimmt sie mir sogar die Sinne,
Daß ich wie schwindlig bin und toll.
Wenn ich nun wunderviel zu sagen weiß,
Sieht sie mich an, mir wird so heiß,
Gleich ist es mir entfallen:
Was hatt' ich nun von dem Allen?"

Als ihren Ritter nimmt die Frau ihn aber nicht an; „seid nichts, als mein Redegeselle", sagt sie einst zu ihm. Darüber ist der Dichter trostlos. Die in diese Zeit fallenden Lieder zeichnen sich aus durch feine psychologische Auffassung und Zergliederung der Liebe; in einem derselben sagt er:

„Sag' mir einer, was ist Minne?
Weil ich halb es weiß, so wüßt' ich gerne mehr;
Hat es Jemand besser inne,
So belehr' er mich, warum sie schmerzt so sehr.
Minn' ist Minne, wenn sie freut:
Macht sie traurig, ist es nicht die rechte Minne,
Und ich weiß nicht, was man ihr für Namen beut.

Sollt' ich jetzt es nicht verfehlen,
Was die Minne sei, so sprechet alle: Ja!
Minn' ist Wonne zweier Seelen:
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung sein,
So vermag's ein Herz alleine nicht zu tragen:
Darum solltest Du mir helfen, Herrin mein!

Frau, zu schwer hab ich zu tragen;
Willst du helfen mir, so thu' es noch bei Zeit:
Bist Du taub für meine Klagen,
Sprich es endlich aus, so faff' ich mich im Leid,
Bin hinfort ein freier Mann;
Aber eines, dächt' ich, solltest du bedenken:
Daß Dich schwerlich einer besser loben kann."

In einem anderen Liede sagt er:

„Minne taugt nicht einsam,
Sie soll sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie dringt
Durch zwei Herzen und kein drittes zwingt."

Ein liebliches Bild von dem inneren Zustande eines Liebenden geben folgende Strophen:

„Lang' ist's, daß mein Auge sie nicht sah;
Weiß der Himmel, wie es denn geschieht,
Sind ihr meines Herzens Augen nah,
Daß es ohne Augen sie ersieht?
Da muß ein Wunder wohl geschehn,
Wer verlieh's ihm, sonder Augen
Sie zu aller Zeit zu sehn?

Wollt' ihr wissen, was die Augen sind,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand.
Behütet sie auch noch so gut:
Es sehn sie doch mit vollen Augen
Herz und Wille, Sinn und Muth.

Werd' ich jemals ein so sel'ger Mann,
Daß sie mich ohn' Augen sehen soll?
Schaut sie je mich in Gedanken an,
So vergilt sie meinen wundervoll.
Gutem Willen lohne sie,
Zeige mir auch guten Willen:
Meiner der verläßt sie nie."

Durch die Minne allein, meint Walther, sei wahre Freude und Würdigkeit zu erwerben; „wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat," sagt er in einem Liede. Als ein Wesen aus einer höheren Welt, durch das man sogar des Himmels Gnade und Gunst erlange, stellt er die Minne in folgenden Versen dar:

„Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund,
Sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch Niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen."

Endlich nimmt die geliebte Frau seinen Dienst an, und es beginnt nun für den Dichter eine selige Zeit, aber nur eine kurze; denn bald tritt eine Störung des Verhältnisses ein: bei einem Frühlingstanze wird er von seiner Herrin als Tänzer verschmäht. Dieses Vorkommniß wird uns von Walther in folgendem Gedichte[4] erzählt:

„Wollt' ihr schauen, was im Maien
Wunders man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebahrt!
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist Niemand alt.

Uns wird alles wohl gelingen,
Laßt uns diese Zeit

Luſtig tanzen, lachen, ſingen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem ſchönſten Schalle,
Thun wir auch alſo!

Wohl dir, Mai, wie du beglückteſt
Alles weit und breit,
Wie du ſchön die Bäume ſchmückteſt,
Gabſt der Haid' ein Kleid.
War ſie bunter je?
„Du biſt kurzer, ich bin langer,"
Alſo ſtritten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Rother Mund, wie dich's entehret!
Laß dein Lachen ſein!
Schäm' dich, da du mich beſchweret,
Noch zu lachen mein!
Iſt das wohlgethan?
Weh der unheilvollen Stunde,
Soll von minniglichem Munde
Mir Unminne nah'n!

Was mir raubte Glück und Segen,
Frau, ſeid ihr allein.
Immer müßt ihr mir entgegen,
Gnadenloſe, ſein.
Wißt ihr, was ihr thut?
Gnädig hört man doch euch preiſen;
Wollt ihr mir nicht Gnad' erweiſen,
Seid ihr ja nicht gut.

Laßt es, Herrin, mich zu quälen,
Gönnt mir frohe Zeit,
Oder mir muß Freude fehlen,
Daß ihr fröhlich ſeid!
Herrin, blickt umher:
Alles freut ſich im Vereine,
Sendet mir auch endlich eine
Kleine Freude her!"

Der nächste Sommer vergeht ihm unter Liebesschmerzen, und im darauffolgenden Winter befällt ihn eine schwere Krankheit, von der er nicht wieder zu genesen glaubt. Durch dieselbe wurde er wahrscheinlich auch verhindert, an dem Kreuzzuge theil zu nehmen, welchen sein Gönner, Herzog Friedrich von Oesterreich, im Jahre 1196 unternahm. Leider kehrte dieser nicht wieder zurück, er fand 1198 in Palästina den Tod. Sein Nachfolger Leopold VII. war dem Dichter nicht geneigt. In einem rührenden Spruche bittet er den Herzog, „seine gegen alle Welt so milde Hand auch ihm zu öffnen"; derselbe lautet:

Mir ist versperrt des Glückes Thor:
Als Waise steh' ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.
Ein größer Wunder giebt's nicht mehr:
Es regnet immer rings umher,
Mich aber trifft von Allem nicht ein Tropfen.
Der Fürst von Oesterreich, der milde,
Freut nach süßen Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er ist wie eine schöne, bunte Haide.
Da mag man sich mit Blumen schmücken;
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildereiche Hand,
So lobt' ich gern die süße Augenweide:
Zur Mahnung sei ihm dies gesandt.

Aber die Bitte Walthers ist vergebens, Neider und Verleumder haben seinen Aufenthalt in Wien untergraben; Frau Saelde, das Glück, kehrt ihm den Rücken, und so beschließt der Dichter, den für ihn ehemals so wonniglichen Hof zu Wien zu verlassen und anderwärts eine Heimath zu suchen.

Vor dem Scheiden macht er sein Testament: „sein Unglück und seine traurige Lage vermacht er den Neidern, seinen Kummer den Lügnern, sein verzehrendes Liebesfeuer denen, die es mit der Minne nicht redlich meinten, den Frauen Sehnsucht nach wahrer Liebe."

Walther war keine jener engherzigen Naturen, welche unter dem Drucke persönlicher Verhältnisse die Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes verlieren. Zu der Zeit, als er Wien verließ und ein Wanderleben begann, wurde Deutschland von gewaltigen Stürmen bewegt. Der im September 1197 verstorbene Kaiser Heinrich VI. hatte nur einen dreijährigen Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II., hinterlassen. Dieser, von den Deutschen zum Könige gewählt, wurde vom Papste Innocenz III. nicht anerkannt. Es traten nun Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig als Thronbewerber auf. Während des nun folgenden Thronstreites rissen sich alle dem inneren Frieden feindlichen Elemente los. Walther wurde von den Leiden seines Vaterlandes im tiefsten Herzen bewegt und stellte nun seine Kunst, die bisher nur von Frühling und Frauen gesungen hatte, in den Dienst desselben. Fortan hören wir den Dichter fast nur für das Vaterland seine Stimme erheben, und alles, was dasselbe zu Freude oder Schmerz erregt, tönt wieder in Walthers Seele wie in einer Aeolsharfe. Walthers fernere Poesie bietet daher ein ziemlich vollständiges Bild der geschichtlichen Ereignisse jener Zeit. Es drängt sich hier das ganze Zeitalter mit all' seiner Herrlichkeit und seinen Kämpfen in den engen Rahmen eines Dichterlebens. Die Form, in welche Walther seine politischen Klagen und Mahnrufe goß, war die des Spruches, welcher durch ihn zu einer bis dahin unbekannten Bedeutung gelangte. Auf die durch den Wahlstreit hervorgebrachte Verwirrung beziehen sich drei der bedeutendsten Sprüche Walthers, von denen hier nur zwei angeführt werden sollen.

Ich saß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.

Da dacht' ich herzlich lange
Dem Weltlauf nach und ird'ſchem Heil,
Doch wurde mir kein Rath zu Theil.
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß nichts daran verdürbe.
Die zwei ſind Ehr' und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem iſt mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einem Schrein,
Ja leider mag es nimmer ſein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasſelbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts;
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht ſind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erſt geſund.

„Mit übergeſchlagenem Beine und in die Hand geſchmiegtem Haupte nachdenklich auf einem Steine ſitzend iſt Walther in der Weingartner und Pariſer Handſchrift abgebildet. Dieſe Stellung galt von alters her als ein Zeichen ruhig-nachdenklicher Beſchaulichkeit."

Der zweite Spruch lautet:

Ich hört' ein Waſſer rauſchen
Und ging den Fiſchen lauſchen,
Ich ſah die Dinge dieſer Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was triechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das ſah ich und ich ſag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme,
So auch die Vögel unter ſich;
Doch thun ſie eins einmüthiglich:
Sie ſchaffen ſtark Gerichte,
Sonſt würden ſie zu nichte,

Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterſcheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutſchem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren biſt beraubt?
Bekehre dich, nicht mehre
Der Fürſtenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich,
Philippen ſetz' den Waiſen auf, ſo weichen ſie und beugen ſich.

Walther konnte ſich eine gedeihliche Entwickelung Deutſchlands nur unter dem Sterne des Kaiſerthums denken, und zwar ſchloß er ſich, wie wir durch den vorſtehenden Spruch erfahren, Philipp von Schwaben an. Was wir unter dem „Waiſen" zu verſtehen haben, ſagt uns Albert der Große in ſeinem Phyſiologus; es heißt dort: „Der Waiſe iſt ein Stein in der Krone des römiſchen Kaiſers, wie niemals einer anderswo geſehen worden iſt, deswegen wird er der Waiſe (orphanus) genannt."

In lauten Jubel bricht der Sänger aus, als er nach der im September 1198 zu Mainz vollzogenen Krönung Philipps die Krone auf dem blonden Haare des jungen, ſüßen Mannes leuchten ſieht.

Die Kron' iſt älter als der König Philipp iſt,
Drum ſcheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiſerliches Haupt geziemt ihr alſo gut,
Daß, wer ſie ſcheiden will, als ein Verräther thut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen.
Sie leuchten ſich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen, ſüßen Mann:
Der Anblick muß den Fürſten wohlgefallen.
Wem nun nach anderm Herrn verlangt,
Der ſchaue, wem der Waiſe über'm Scheitel prangt;
Das mag ein Leitſtern ſein den Fürſten allen.

Und im nächsten Jahre hat er während des am Weihnachtsfeste zu Magdeburg stattfindenden Hoftages wieder Gelegenheit, sich der Anmuth des Königs und seiner Gemahlin Irene zu freuen; er schildert uns von dem dort Gesehenen „in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, den Kirchgang Philipps mit seiner Gemahlin, der griechischen Irene, und dem Gefolge des thüringischen und sächsischen Adels". Der bezügliche Spruch lautet:

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
Der König Philipp schön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserskind
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind.
Er trug des Reiches Scepter und die Krone.
Gemess'nen Schritt's ging er dahin,
Ihm folgte sacht' die hochgebor'ne Königin,
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch' Fest noch sah man nirgendwo;
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Wir können annehmen, daß Walther bereits am Mainzer Krönungsfeste am Hofe Philipps Aufnahme gefunden hatte. Allein das unruhige Leben, welches Philipp unter den damaligen Verhältnissen zu führen hatte, war nicht geeignet, den Sänger dauernd an den Hof des Königs zu fesseln; bereits nach dem Magdeburger Hoffeste scheint Walther Philipps Hof verlassen zu haben, um bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen Aufnahme zu suchen. Das damalige Treiben auf Wartburg hat er uns in folgendem Spruche geschildert:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er nur glaubt;
Käm' er dahin, er würde ganz bethöret.
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Muth,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände.
Mir ist ein solches Thun wohl kund:
Und gält ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände.

Bei diesem Andrängen der Sänger scheint Walther nicht zur Geltung gekommen zu sein; er schüttelte darum den Staub von den Füßen und wandte sich wieder nach Wien, um der Schwertleite des Herzogs Leopold von Oesterreich beizuwohnen. Indes ist es auch denkbar, daß Walther rein aus Sehnsucht nach der Stätte seiner Jugend und der dort weilenden geliebten Frau den Hof zu Eisenach verlassen habe, um bei Gelegenheit der Schwertleite des Herzogs, wo dieser voraussichtlich seine Milde in höherem Maße als sonst walten ließ, wieder eine bleibende Stätte am Wiener Hofe zu finden. Er begrüßt letzteren mit folgendem herrlichen Liede:

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret!

Ich verkünde deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schau'n:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als mich freundlich nur zu grüßen.

Lande hab' ich viel geseh'n,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:

Uebel möge mir geſcheh'n,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich, daß ſie beſſer hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Fraun ſind engelſchön und rein.
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm' in unſer Land, wo es noch beide giebt;
Lebt ich lange nur darinne!

In herrlicheren Tönen, als hier, iſt deutſche Zucht und deutſche Ehre, ſind deutſche Frauen und deutſche Männer wohl nie beſungen wurden. Das Lied kann man als die feinſte Blüthe nicht nur des Minneſangs, ſondern der deutſchen Liederdichtung überhaupt bezeichnen. Und welch' erhebendes, ich möchte ſagen, mittelalterlich rührendes Bild entfaltet es vor unſeren Augen! Es iſt, als ſtünden wir in den glanzvollen Räumen des Schloſſes zu Wien, als erblickten wir den blühenden Kranz der Frauen und die ſchimmernden Reihen der Ritter, als ſähen wir den aus der Fremde zurückkehrenden Sänger mit der Harfe hereintreten, als hörten wir ihn, in die Saiten greifend, voll feſtlichen Hochgefühles ſein ſtolzes Lied beginnen.

Aber auch diesmal iſt für Walther kein Bleiben in Wien; die Verleumder und Neider beginnen von neuem ihre Künſte.

Seine Herrin verhält ſich kühl gegen ihn, und Herzog Leopold behandelt ihn nur als einen vorübergehenden Gaſt des Wiener Hofes. Walther muß wieder wandern. In der Ferne aber preiſt er noch des Herzogs Freigebigkeit während des Wiener Hoffeſtes, anſcheinend in der Abſicht, noch eine Aenderung in der Geſinnung des Fürſten gegen ſich zu bewirken. Als aber auch dieſer Verſuch mißlingt, wendet er ſich nun ſtracks wieder zu dem Landgrafen von Thüringen, bei dem er jetzt dauernde Aufnahme findet. Die unerſchöpfliche Freigebigkeit desſelben feiert er bald darauf in folgendem Spruche:

Ich bin des milden Landgrafen Ingeſinde:
Ich halt' es ſo, daß man mich immer bei den Beſten finde:
Die andern Fürſten alle ſind wohl mild, jedoch
So ſtäte ſind ſie's nicht: er war es einſt und iſt es noch.
Drum kann er beſſer als die andern mild gebahren:
Er iſt im Launenwechſel unerfahren.
Wer heuer prunkt und iſt doch über's Jahr ſo karg als je,
Des Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee;
Thüringens Blume ſcheinet durch den Schnee:
Lenz und Winter blüht ſein Lob wie in den erſten Jahren.

Walther hatte den Hof zu Eiſenach um ſo lieber aufgeſucht, als ſich der Landgraf bereits 1199 der Partei Philipps zugewandt hatte. Das gute Einvernehmen mit dieſem aber ſollte nicht lange währen; denn ſo freigebig ſich der Landgraf gegen die an ſeinem Hofe weilenden Sänger bewies, ſo ländergierig war er. Philipp ſuchte bereits mehr, als ſeine Mittel erlaubten, durch Verleihung von Land und Gut die Fürſten Deutſchlands ſich zu verpflichten; trotzdem erſchien er den Habſüchtigen nicht freigebig genug. Walther erkannte bald die ungünſtige Stimmung der Fürſten und beſonders die ſeines Herrn und ließ nun, da er jedenfalls keine Ahnung von dem Unglücke hatte, welches aus einer ſo großen Schwächung der kaiſerlichen Macht hervorgehen mußte, nicht ab, den jungen König zu größerer Freigebigkeit zu mahnen. Ob Philipp ſeinen unbeſonnenen

Mahnungen Folge geleiſtet habe oder nicht, kann nicht mit Beſtimmtheit entſchieden werden; aber bekannt iſt es, daß der Landgraf Hermann im Jahre 1203 mit dem Böhmenkönig Ottokar von Philipp abfiel und in das Lager Ottos und des Papſtes überging. Umſonſt überzog Philipp den Thüringer mit Krieg; die Böhmen zogen unvermuthet heran, Philipp griff zur Flucht, und ſein Heer zerſtreute ſich. Jetzt wandte auch Walther ihm den Rücken; Flucht dünkte ihn unter allen Umſtänden eines Kaiſers unwürdig; nie iſt er wieder in ein näheres Verhältniß zu Philipp getreten, ſelbſt dann nicht, als ſich ſein Glücksſtern wieder hob. Sein Lied ſchweigt fortan von dem Könige und erwähnt ſelbſt ſeines Endes durch Mörderhand nicht.

Ganz Deutſchland erkannte nun Otto als König an, und auch der heilige Vater krönte ihn; allein bald entzweite ſich Otto mit dieſem, und Bann und Exkommunikation waren davon die Folge. Nun brachen in Deutſchland die Parteikämpfe wieder los: Erzbiſchof Siegfried von Mainz, Albrecht von Magdeburg, der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen ſetzten ihn zu Nürnberg ab. Da machte ſich der Kaiſer von Apulien, wo er ſich befand, auf nach Deutſchland und hielt einen Hoftag zu Frankfurt, wo Markgraf Dietrich von Meißen, in deſſen Dienſt Walther inzwiſchen getreten war, ſowie der Herzog Ludwig von Bayern den Kaiſer um Verzeihung baten und ſie erhielten.. Walther begrüßte das Reichsoberhaupt mit drei herrlichen Sprüchen, in denen, wie Wilmanns ſagt, „die ganze Großartigkeit der Kaiſeridee zum Ausdruck gekommen iſt“.

Herr Kaiſer, ſeid uns hoch willkommen;
Des Königs Nam' iſt euch benommen,
Und eure Krone glänzt vor allen Kronen.
Eure Hand iſt ſtark und reich an Gut,
Und ob ihr recht, ob übel thut,
So mag ſie beides, rächen oder lohnen.

(146)

Auch bring' ich euch die Märe:
Die Fürsten sind euch unterthan,
Sie harrten eurer Wiederkunft geduldig,
Und Meißens Fürst, der hehre,
Ist euch ergeben sonder Wahn:
Eh' blieb ein Engel Gott die Treue schuldig.

Herr Kaiser, ich bin hergesandt
Als Gottes Bot' aus Himmelsland:
Ihr habt die Erd', er hat den Himmel droben.
Er will, daß ihr ihm Recht verschafft:
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.
Seid willig, ihm zu richten:
Sein Sohn, mit Namen Jesus Christ,
Vergilt es einst, das hieß er mich euch sagen.
Eilt, seinen Streit zu schlichten;
Er richtet euch, wo Er Vogt ist,
Und kämet ihr, den Teufel zu verklagen.

Herr Kaiser, wenn mit Strang und Schwert
Ihr Deutschland Frieden habt gewährt,
So müssen sich die Nachbarn euch ergeben:
Die nehmet all' in euren Eid
Und sühnt die ganze Christenheit;
Das werthet euch und macht die Heiden beben.
Ihr habt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde.
Und ging' es zum Gefechte
Mit diesen an die Heidenschaft,
Wer trotzte ihrer Mannheit, ihrer Milde?

„Die Erde dem Kaiser, das Himmelreich Gotte" — das ist die Idee, die diese Sprüche durchzieht und welche Walther bis zu seinem Tode muthig verfochten hat. Was die Stelle anbelangt:

„Ihr habt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde,"

ſo iſt zu bemerken, daß ſie ſich auf das Wappen Ottos beziehen, welches er bei ſeiner Krönung führte. Dasſelbe beſtand aus drei Löwen und einem halben Adler; „des Adlers Sinn“ iſt die Milde, da dieſer nach der Volksſage von ſeinem Fraße immer etwas für die kleineren Vögel übrig läßt.

Walther hatte den Markgrafen Dietrich von Meißen nach Frankfurt begleitet. Wann er aus dem Dienſte des Thüringers getreten ſei, iſt nicht bekannt.

Die Minnelieder der Thüringer Periode unterſcheiden ſich weſentlich von den früher entſtandenen. Walther iſt in dieſen, wie Wilmanns ſagt, „mehr ein Lobredner der Minne im allgemeinen, ein Lehrer der jüngeren Generation, als ſelbſt bemüht, durch ſeinen Geſang das Herz einer Dame zu gewinnen.“

Wenn Walther in einem der an den Kaiſer gerichteten Sprüche dieſem verſichert hatte, eher würde ein Engel von Gott, als Markgraf Dietrich von dem Kaiſer abfallen, ſo hatte er ſich allerdings getäuſcht; denn ſchon im Jahre 1213 trat dieſer zu dem ſeit der Bannung Ottos vom Papſte protegirten Staufer Friedrich über. Walther ſtand zu dieſer Zeit nicht mehr in ſeinem Dienſte; einestheils wegen der Undankbarkeit des Markgrafen, der Walthern für das Lob, das er ihm in ſeinen Liedern geſpendet, keinerlei Belohnung zu theil werden ließ, hauptſächlich aber wohl wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen den Kaiſer verließ er ihn und trat in den Dienſt Ottos. Im Dienſte Ottos ſind die mächtigſten Sprüche Walthers gegen die Uebergriffe des Papſtes und der Geiſtlichkeit entſtanden, die ſich ebenſo durch edlen, männlichen Freimuth, wie durch Wucht des Ausdruckes, volksthümliche Einkleidung der Gedanken und dramatiſche Lebendigkeit auszeichnen. Bald deckt er darin die Niederträchtigkeit, Verlogenheit und Habſucht des Klerus in der rückſichtsloſeſten Weiſe auf; bald führt er Papſt und Geiſtlichkeit redend ein und läßt ſie ſelbſt ihre Verworfenheit

aussprechen; bald hören wir im fernen Walde einen Klausner über der Zeit Verwirrung weinen; bald finden wir unseren Walther im Zwiegespräch mit dem Opferstock in der Kirche, den der Papst von Rom gesendet, damit er seinen welschen Schrein mit deutschem Silber fülle und seine Pfaffen Hühner essen und Wein trinken können, während die dummen deutschen Laien fasten müssen.

Als der Papst den erst kurz vorher von ihm gesalbten Kaiser Otto gebannt und den Hohenstaufen Friedrich als Gegenkaiser aufgestellt hatte, dichtete Walther folgende zwei Sprüche:

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' euch, wie es Pflicht.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser unterthan zu sein;
Ihr selber segnetet ihn ein,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch eures Spruches:
Ihr sprachet, wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches.
Um Gott bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre.

„Gott giebt zum König, wen er will!"
Das glaub' ich gern und schweige still;
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun ins Widerspiel verkehrt.
Nun thut's um Gott und eure eig'ne Ehre
Und sagt bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß ihr eines logt.
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Von den übrigen seien noch folgende angeführt:

Ihr Bischöf' und ihr edeln Pfaffen seid verführet:
Seht, wie euch mit Teufelsstricken jetzt der Papst umschnüret.

Sagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er seine Lehren aus den Büchern schabe?
Daß man Gottes Gabe kaufe und verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehrt es ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat: er liest daraus sein hohles Rohr.
Ihr Cardinäle decket euren Chor:
Unser Frohnaltar steht unter einer übeln Traufe.

Ein Herz, das sich in diesen Zeiten nicht verkehret,
Da nun der heil'ge Vater selbst den Ketzerglauben mehret,
Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei:
Nun schauet, was der Pfaffen Werk, was ihre Lehre sei!
Werk und Lehre waren nicht von gleicher Reine;
Jetzt haben Lehr' und Werk nur das gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken seh'n und unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen:
Drum mögen dumme Laien wohl verzagen;
Auch fürcht' ich, daß mein guter Klausner sehr darüber weine.

Ei! wie so christlich mag der Papst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Welschen spricht: „Seht, solches kann ich machen!"
(Was er da spricht, das hätt' er besser nur gedacht,)
„Zwei Alemannen hab' ich unter Einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock, und all' ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein:
Und laßt die dummen deutschen Laien fasten."

Der letzte Spruch bezieht sich auf eine Verfügung des Papstes vom Jahre 1214, „man solle in allen Kirchen Opferstöcke (truncos) aufstellen, um darin Beisteuern zur Wiedererlangung des heiligen Landes zu sammeln. Der Stock solle drei Schlösser haben und die Schlüssel dazu einem Priester, einem Laien und einem Ordensgeistlichen anvertraut werden; die Verwendung des Geldes aber sollte nach dem Gutbefinden derer geschehen, denen die Sorge dafür übertragen wäre."

Walther redet den Opferstock, als er ihn in der Kirche findet, folgendermaßen an:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Daß ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fließt nach Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan:
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Daß neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hülf' in Gottes Land;
Großen Hort vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand:
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

Wenn wir uns diese Sprache vergegenwärtigen und bedenken, daß in jener Zeit fast jedes Lied und jeder Spruch, sobald sie über die Lippen ihres Dichters gegangen waren, durch die fahrenden Sänger Gemeingut des ganzes Volkes wurden, so werden wir begreifen, wie gefährlich Walther dem Klerus war. In der That bemerkt der päpstlich gesinnte Thomasin von Zirkläre, ein Dichter aus Friaul, in seinem „Welschen Gast": „Schwer habe sich jener gute Knecht am Papste vergangen, der gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen. Dichter sollten wie Prediger ihre Worte wohl in Hut haben, daß man sie nicht verkehren könne. Mit dieser einen Rede seien Tausende bethört worden, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten."

Als Walther den Spruch an den Opferstock dichtete, war die Lage Ottos schon sehr bedenklich. Theils des Papstes Schutz, theils seine große Freigebigkeit hatten Friedrich, dem Staufer, schon viele Anhänger geworben; dazu entsprach Otto den über ihn gemachten Erwartungen keineswegs. Roh und stolz, dazu der Trunksucht ergeben, welche auch Walther in einem Spruche rügt, war er nicht der Mann, der Walthern an sich zu fesseln vermochte. Als er noch dazu dessen Bitte um ein kleines Lehen unerfüllt ließ, so fühlte sich der Dichter durch

nichts mehr an ihn gebunden und ſtellte nun ſeine Kunſt in den Dienſt des Gegners. Friedrich II. erkannte ſehr wohl die politiſche Bedeutung des Dichters und ſuchte ihn ſofort durch Verleihung einer Rente ſich dauernd zu verbinden. Allein dieſe war zu klein, um das Leben Walthers zu friſten, und da dieſer nicht in das Gefolge Friedrichs aufgenommen war, ſah er ſich genöthigt, wieder ein Wanderleben zu führen. Der wandernde Sänger hatte gewiß manches zu ertragen. Es mochte vorkommen, daß er an den Thoren der Klöſter und Burgen abgewieſen oder ſchnöde abgeſpeiſt wurde; ein ſolches Erlebniß erzählt Walther in folgendem Spruche:

Man nannte ſtets mir Tegernſee
Ein Haus, das gaſtlich offen ſteh':
Ich ritt dahin, wohl eine Meile von dem Wege.
Ich bin ein wunderlicher Mann,
Daß ich mich ſelbſt nicht leiten kann
Und ſoviel Glauben ſtets zu fremdem Volke hege.
Ich ſchelt' es nicht, doch gnade Gott uns beiden;
Ich nahm da Waſſer,
Alſo naſſer
Mußt' ich von des Mönches Tiſche ſcheiden.

Nach längerem oder kürzerem Verweilen an den Höfen von Kärnthen und Thüringen fand Walther endlich dauernde Aufnahme bei dem Herzog Leopold von Oeſterreich. Allein Walther war nicht mehr der frühere. Die langjährige Armuth und die Verfolgungen ſeiner Neider hatten in ihm eine gewiſſe Verbitterung erzeugt, die ſich in vielfachen Klagen über die Welt und treuloſe Freunde offenbart. Dieſe Klagen mochten dem heiteren Wiener Hofe nicht eben zur Erbauung gereichen, zumal Walther auch in einem Spruche, und allerdings ziemlich grundlos, die damals in Wien herrſchende ſogenannte höfiſche Dorfpoeſie Neitharts von Bayern angriff. Er ſah in derſelben ein Schwinden der „fuoge" (der höfiſchen Schicklichkeit, Wohlanſtändigkeit) und ſcheint ſich darum, man weiß nicht, zu welcher

Zeit, vom Hofe zu Wien wieder weg in die Ferne gewendet zu haben.

Im Frühlinge des Jahres 1220 fand zu Frankfurt ein glänzender Reichstag statt. Es galt, auf demselben die Vorbereitungen zu der Römerfahrt, welche Friedrich II. beabsichtigte, zu treffen, die Wahl von des Kaisers Sohn, Heinrich, zum römischen König zu bewirken und die Fürsten für die Theilnahme an dem Kreuzzuge zu gewinnen, welchen Friedrich dem Papste gleich zu Anfang seiner Regierung versprochen hatte. Walther ermahnte die Fürsten in einem Spruche, den Kaiser in seinem Unternehmen zu unterstützen, und in einem zweiten, sehr rührenden Spruche bittet er Friedrich, ihm, dem Heimathlosen, ein kleines Lehen zu verleihen. Derselbe lautet:

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gerne möcht' ich, könnt' es sein, an eignem Herd erwarmen.
Hei! wie säng' ich von den Vöglein dann, den kleinen,
Von den Blumen auf der Haide, wie ich weiland sang.
Gäb' mir ein schönes Weib dann süßen Habedank,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen scheinen.
Nun komm' ich spät und reite früh; Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

Und Friedrich erhörte seine Bitte: er verlieh ihm ein kleines Gut, wahrscheinlich in der Nähe von Würzburg, welches Walther nun bezog. Er jubelt:

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Gluth gewann.
Meine Nachbarn seh'n mich jetzt um so viel lieber an:
Nicht mehr als Kobold flieh'n sie mich, wie sie vor diesem thaten.
Zu lange lag ich an der Armuth Uebel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Athem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Zu gleicher Zeit mit der Verleihung des Lehens ſcheint der Kaiſer den Dichter mit der Erziehung ſeines Sohnes Heinrich beauftragt zu haben. Aus dieſer pädagogiſchen Thätigkeit Walthers iſt folgendes hübſche Gedicht hervorgegangen:

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag.
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eure Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böſes Wort herfür.
Laßt kein böſes Wort herfür.
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Jungen:
Hütet eure Zungen.

Hütet eure Augen:
Die zu Muſtern taugen,
Solche Sitten laßt ſie ſeh'n,
Alle böſen übergeh'n.
Alle böſen übergeh'n,
Solche Sitten laßt ſie ſeh'n,
Die zu Muſtern taugen;
Hütet eure Augen.

Hütet wohl die Ohren,
Oder ihr ſeid Thoren:
Böſe Reden nehmt nicht auf,
Schande käm' euch in den Kauf,
Schande käm' euch in den Kauf
Böſe Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr ſeid Thoren;
Hütet wohl die Ohren.

Hütet wohl der dreien,
Leider allzu freien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind,
Leider allzu freien,
Hütet wohl der dreien.

Walther scheint indes nicht zum Erzieher geschaffen gewesen zu sein, am allerwenigsten für einen so eigenwilligen und ausschweifenden Jüngling gepaßt zu haben, wie der junge König war; völlig entmuthigt, wie wir aus einem Spruche sehen, legte er bald sein Erzieheramt nieder.

In den Würzburger Aufenthalt fällt jedenfalls auch Walthers Verkehr mit dem Grafen Diether II. von Katzenellenbogen, den er wegen seiner Freigebigkeit preist:

„Ich bin dem Bogenaere holt", beginnt ein auf ihn bezüglicher Spruch; in einem anderen dankt er ihm für einen Diamanten, mit dem er seinen Sang belohnt hat:

Den edlen Stein, den Diamant,
Gab mir des schönsten Ritters Hand,
Ohne Bitte ward er doch der meine.
Ich lobe nicht die Schönheit nach dem Scheine,
Milder Mann ist schön und wohlgezogen:
Man soll nach außen Inneres kehren,
So kommt das äußere Lob zu Ehren,
Wie des von Katzenellenbogen.

Walther hat auch zwei Kreuzlieder gedichtet. Pfeiffer und Wilmanns meinen von diesen, daß sie in Deutschland entstanden seien und der Dichter das heilige Land nie betreten habe. Wenn das richtig wäre, so würde die Entstehung dieser Lieder auch in die Zeit des Würzburger Aufenthaltes fallen. Allein ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen, schon deswegen, weil der Inhalt der beiden Lieder mir das Gegentheil zu beweisen

ſcheint; das eine muß, wie auch Rieger annimmt, „auf dem Zuge des Kreuzheers nach den apuliſchen Häfen vor der Ankunft am Meere, das andere nach der Ankunft in Paläſtina geſungen ſein“. Denn in jenem heißt es:

Erloeser ûz den sünden,
Wir gern zen swebenden ünden
(Wir verlangen zum wogenden Meer)
Uns mac dîn geist enzünden — u. ſ. w.

und das zweite beginnt folgendermaßen:

Nun erſt leb' ich ohne Fährde,
Seit ſich meinem Auge weiſt
Das heil'ge Land und dieſe Erde,
Die man alſo lobt und preiſt.
Mein iſt, was ich je erbat,
Da ich ſchauen darf den Pfad,
Welchen menſchlich Gott betrat.

Schöne Lande, ſegensreiche,
Hab' ich Wand'rer viel geſeh'n,
Keines, das ſich dir vergleiche:
Was ſind Wunder hier geſcheh'n!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schaar:
Ob das nicht ein Wunder war?

Alles weiſt alſo auf Unmittelbarkeit der Entſtehung hin. Nun ſagt zwar Pfeiffer: „Je öfter ich das zweite Kreuzlied leſe, um ſo unwahrſcheinlicher wird mir es, daß es im heiligen Lande gedichtet iſt und auf Walthers Anweſenheit daſelbſt einen ſicheren Schluß geſtattet. In welchen Jubel würde der Dichter, wäre ſeine Sehnſucht wirklich erfüllt worden, ausgebrochen ſein! Statt deſſen erhalten wir eine kühle, ſchwungloſe Erzählung vom Leben und Leiden Chriſti, die nicht nur an Gedankenreichthum und dichteriſchem Gehalt weit hinter die Kreuzlieder anderer Dichter zurücktritt, ſondern auch mit der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmuthsvollen Reſignation, die alle

Gedichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche steht. Man kann Rieger beistimmen, wenn er das gänzliche Zurücktreten des persönlichen Denkens und Empfindens in diesen Liedern dadurch zu erklären sucht, daß Walther sie hat so dichten wollen, daß jeder Pilger sie sich aneignen und aus seinem Inneren nachsingen konnte. Hält man aber eine solche Objektivität in damaliger Zeit für möglich, so ist die Annahme, daß die Kreuzlieder der Wirklichkeit entsprossen, gar nicht mehr nöthig: ohne den Fuß von der Stelle zu rühren, konnte der zurückbleibende betagte Sänger sie zur Aufmunterung und Erbauung der dahinziehenden Kreuzfahrer gedichtet haben." Der dichterischen Eigenart Walthers noch widersprechender erklärt Wilmanns die Entstehung der Kreuzlieder; er sagt: „Auch den weitberühmten Dichter, der schon zu Ottos Zeiten durch seine politischen Sprüche von erheblichem Einfluß gewesen war und sein Interesse für den Kreuzzug auf dem Frankfurter Reichstag vom Jahre 1220 gezeigt hatte, ließ der Kaiser auffordern, in dieser Angelegenheit zu wirken: er schickt ihm ein ehrendes Geschenk aus Italien (nach einem Spruche Walthers eine Kerze), sei es, um seinen Eifer zu spornen oder zu lohnen. Die Pflicht der Dankbarkeit verlangt von Walther, dem Wunsche des Kaisers nachzukommen, auch wenn er nicht besondere Neigung dazu gefühlt hätte. Die Schwierigkeit erkannte er ebensowohl als alle anderen, die mit „disen twerhen dingen" (mit diesen Worten bezieht sich Wilmanns auf einen Spruch Walthers) zu thun hatten. Denn nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland war der Eifer für die Kreuzzüge verschwunden. Walther weiß nicht recht, wie er seinen Zweck, die Unlust des Volkes und die Saumseligkeit der Fürsten zu besiegen, erreichen soll. Er bittet daher den Reichsverweser Engelbert, dessen Bekanntschaft er 1220 in Frankfurt gemacht hatte, um Rath: vielleicht im Ernst, vielleicht nur, um in artiger Be-

ſcheidenheit ſeine geringe Kraft einer ſo großen Aufgabe gegenüber zu entſchuldigen."

Was die von Pfeiffer bemerkte Schwungloſigkeit des zweiten Kreuzliedes betrifft, ſo kann dieſelbe allerdings bezüglich mehrerer Stellen nicht geleugnet werden; aber im großen und ganzen iſt auch dieſes Gedicht Walthers nicht unwürdig. Der ebenfalls von Pfeiffer vermißte Jubel des Sängers beim Betreten des heiligen Landes fehlt keineswegs, wie man aus dem Anfange des Liedes ſieht, der zu gleicher Zeit auch beweiſt, daß dasſelbe durchaus nicht ſo objektiv gehalten iſt, wie Rieger meint. Gegen den von Pfeiffer ferner erhobenen Vorwurf der Gedankenarmuth, der allerdings zum Theil auch gerechtfertigt iſt, läßt ſich ebenfalls etwas anführen. Wenn der Dichter z. B. nach Aufzählung aller im gelobten Lande geſchehenen Heilsthatſachen, denen er zum Schluß noch das jüngſte Gericht beifügt, zu dem Satze gelangt:

„Was der ew'gen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn bedacht,
Hier begann's und wird's vollbracht",

ſo kann dieſe Zuſammenfaſſung der Heilsgeſchichte gewiß nicht anders als originell und geiſtreich genannt werden.

Uebrigens ſcheint mir die ganze Individualität des Dichters darauf hinzudeuten, daß er unfähig geweſen wäre, zu Hauſe Kreuzlieder zu dichten. Goethe hat auf die Frage, warum er ſich an der Befreiung Deutſchlands nicht dichteriſch betheiligt habe, geantwortet, es komme ihm lächerlich vor, wenn Jemand am Schreibtiſche Kriegslieder dichte, und ſelbſt mit in das Feld zu ziehen, dazu ſei er zu alt geweſen. So glaube ich auch von Walther, deſſen Poeſie ſtets aus dem lebendigen Born der Wirklichkeit geſchöpft iſt, daß er nicht im ſtande geweſen wäre, Kreuzlieder zu dichten, ohne Kreuzritter zu ſein. Am allerwenigſten aber hätte er es wohl, wie Wilmanns annimmt, auf

die bloße Aufforderung des Kaisers gethan. So lassen sich wohl jetzt Zeitungsredakteure anweisen, nach einer bestimmten Richtung hinzuwirken; der echte Dichter aber, „der in des höheren Herren Pflicht“ steht, und ein solcher war Walther, hat das wohl zu allen Zeiten verschmäht. Der von Wilmanns angezogene Spruch übrigens, in welchem Walther ohne alle bestimmte Beziehung auf den Kreuzzug, den Erzbischof Engelbert von Köln „an disen twerhen dingen“ um Rath fragt, hat Rieger auf die schon erwähnten pädagogischen Drangsale Walthers bezogen. Daß Walther das heilige Land nicht gesehen habe, könnte ich nur glauben, wenn es quellenmäßig erwiesen wäre; unter den obwaltenden Verhältnissen aber ist es mir wahrscheinlicher, daß die Kreuzlieder, wie die übrigen Gedichte Walthers aus dem Boden des unmittelbaren Erlebnisses hervorgewachsen sind. Daß Walther für die Wiedergewinnung des heiligen Landes wirklich begeistert war, geht ja auch aus seiner sonstigen Thätigkeit für den Kreuzzug hervor. Er weist in seinen Sprüchen auf die Schande Derer hin, die ohne Grund daheim bleiben würden, und auf den reichen Sold der Kämpfer Christi. Den Landgrafen Ludwig fordert er in warmen Worten auf, nicht länger zu säumen, und dem Kaiser selbst, der seit dem 29. September 1227 gebannt war, giebt er den Rath, sich durch die gottlosen Pfaffen von seinem Unternehmen nicht abhalten zu lassen.

Der Wunsch, an der „lieben Reise über See“ mit theilnehmen zu dürfen, den er in einem anderen Gedichte ausspricht, scheint also, nach den Kreuzliedern zu urtheilen, dem Dichter noch in Erfüllung gegangen zu sein. Die Bannung Kaiser Friedrich II. auf welche Walther mit den Worten anspielt: „uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen“, ist das letzte politische Ereigniß, das er erwähnt. Bald nach der Rückkehr vom Kreuzzuge, wenn er an demselben wirklich theilgenommen, muß er gestorben

ſein. In der Kühle des Grafehofes im neuen Münſter zu Würzburg ruht Walther aus vom Sonnenbrande des Lebens; ſein Grabſtein trug, wie die Würzburger Liederhandſchrift meldet, folgende Inſchrift:

Pascua, qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os obiisti;
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit hic dicat: Deus istius miserere!

(„Der du die Vögel ſo gut, o Walther, zu weiden verſtandeſt,
Blüthe des Wohllauts einſt, der Minerva Mund, du entſchwandeſt!
Daß nun der himmliſche Kranz dir Redlichen werde beſchieden,
Spreche doch, wer dies lieſt: „Gott, gönn' ihm den ewigen Frieden!")

Eine handſchriftliche Chronik berichtet folgende liebliche Sage: „Im Hauſe des neuen Münſters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſei Walther begraben unter einem Baume. Er habe in ſeinem Teſtament verordnet, daß man auf ſeinem Grabe den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münſters aber habe dieſes Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden ſollten und nicht mehr den Vögeln."

Walther iſt eine anziehende Erſcheinung, nicht bloß als Dichter, ſondern als Menſch überhaupt.

Lebend in einer Zeit voll arger Gebrechen hat er ſich doch ſtets auf einer ungewöhnlichen ſittlichen Höhe zu halten gewußt, ohne dabei die Welt und die Freude des Lebens zu verachten. Im Gegentheil klagt er oft in ſeinen Liedern über das Hinſterben der Fröhlichkeit unter den Menſchen und blickt wehmüthig auf ſeine Jugend zurück, wo „die Welt ſo ſchön" war; die Frauen liebt er noch im ſpäteren Mannesalter, als Haar und Bart

ihm schon ergraut sind; der unter der Linde des Burghofes versammelten Schar der Ritter und Frauen ruft er zu:

„Wol ûf swer tanzen welle nach der gigen!“

Von seiner Dürftigkeit spricht er, wenigstens in seinen jungen Jahren, oft mit heiterer Laune, die ihn erst als Greis verläßt, wie überhaupt in seinem Greisenalter, wie Uhland schön sagt, der Ernst des Gedankens vorwaltet, der aber immer mit Poesie umkleidet und getränkt ist.

In diesen Jahren wird Walther zum gewaltigen Prediger seiner Zeit. Mit scharfen Worten schwingt er die Geißel gegen Lüge und Heuchelei; vor der Freundlichkeit des Falschen befällt ihn ein Grauen; des Freundes Lächeln soll sein „lauter wie das Abendroth, das schönen Tag verkündet“; Geiz ist auch ihm die Wurzel alles Uebels; Vorzüge des Standes und der Geburt gelten ihm sehr wenig: „Wir wachsen all' aus einem Samen;“ die Trunksucht ist ihm, wie kaum ein anderes Laster, zuwider, wie er überhaupt die Selbstbeherrschung als die erste Tugend preist:

„Wer schlägt den Leun? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all' geborgen bringet
Aus dem Sturm in stäter Tugend Port.“

Walthers Herz ist durchdrungen von Religiösität, und seine Vernunft beugt sich demüthig vor „all' dem Wahne seiner Zeit“, wenn sie ihn nicht mit klarem Denken überwinden kann. Es erklärt sich aus der geringen Entwickelung des wissenschaftlichen Denkens in jener Zeit, daß letzteres nur selten vorkam. Man mied den Zweifel, um das Gemüth nicht zu verwirren, und ähnlich, wie Wolfram von Eschenbach, spricht auch Walther:

„Wer sich von Zweifel kehret,
Der hat den Geist bewahrt.“

Voll Verehrung ruht daher der Blick des Dichters auf den Heiligen, ganz besonders aber auf dem Bilde der holdseligsten unter den Frauen, die er in seinem Leich mit all dem Goldglanz umgiebt, den das Mittelalter für sie gewoben.

Mit so großer Innigkeit aber Walther auch am Christenthum hängt, so ist er doch frei von Haß gegen Andersgläubige. Er weiß wohl, daß nicht die Heiden allein Gott irren, die sich öffentlich wider ihn unrein zeigen, sondern daß es auch unter den Christen Menschen giebt, die es mit jenen heimlich gemein haben, und er betet zu Gott, er solle sie den Christen gleich wenig gelten lassen, als den Heiden. Als den Vater aller Menschen erkennt er Gott, wenn er ausruft:

„Im dienent christen, juden unde heiden,
der elliu lebendiu wunder nert".

Diese Besonnenheit hielt auch immer sein Auge wach für die Gebrechen der Kirche und die Unlauterkeit des Klerus, „der das Heilige oft zur Erlangung weltlicher Macht mißbrauchte". Nichts entging seinem scharfen Blicke; er sagt:

Ich ließ die Augen schauen
Auf Männer und auf Frauen;
Was einer that, was einer sprach,
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.
Zu Rom hört' ich lügen,
Zwei Könige betrügen u. s. w.

Aber nicht nicht nur gegen die Hierarchie, auch gegen die reichsfeindlichen Bestrebungen der übermüthigen Fürsten richtete sich sein Sang. Nur in einem mächtigen Kaiserthume erblickte er Deutschlands Kraft, und für dieses ist er stets muthig in die Schranken getreten, obgleich er doch, da er nichts besaß, als nur ein Pferd und eine Geige, auf Fürstenmilde angewiesen war.

Wenn nach Karl von Rotteck ein bedeutender Mann derjenige ist, der seine Zeit versteht, so kann Walther mit vollem

Rechte als ein ſolcher bezeichnet werden, zumal er nicht nur ſeine Zeit in ihrer Individualität, ſondern überhaupt das Leben ſtets vom richtigen Geſichtspunkte auffaßte. Er hat ſich des Lebens gefreut, aber das Laſter gemieden; er hat die Menſchen geliebt, aber ihre Fehler gegeißelt; er hat Gott geehrt, aber die Herrſchaft der Prieſter gehaßt.

Und das alles hat bei ihm den meiſterhafteſten dichteriſchen Ausdruck gewonnen. „Das Gepräge der Meiſterſchaft", ſagt Uhland, „erkennen wir an den Liedern unſeres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenſtand iſt durch die Form harmoniſch begrenzt, und die Form iſt durch den Gegenſtand harmoniſch ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen iſt Walther zu gedankenreich. Ebendarum ſind auch ſeine Formen in der Mannigfaltigkeit einfach. Es iſt eine anſehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er ſich vom einfachſten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweiſen erhebt. Man kann in ſeinen Gedichten etliche und achtzig verſchiedener Töne zählen. Er führt uns, wie er ſelbſt ſagt, durch den hohen, den niederen und den mittleren Sang; er ſingt, wie ein Anderer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel. Aber ſtets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form, und ſchon der äußere Bau ſeiner Gedichte läßt auf ihren Gegenſtand ſchließen. Er hat zu gewiſſen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück; aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermeſſen. Die Betrachtung und die bildneriſche Darſtellung lieben Stätigkeit, die Leidenſchaft, die Empfindung den Wechſel der Formen. Die Spiele der Reimkunſt ſind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er ſich ihrer mäßig. Selbſt die großartigſten Formen ſind nicht vielfach verſchlungen; faſt kunſtlos folgt ſich in drei langhingezogenen Zeilen der dreimalige Reimſchlag. Es iſt der volle Wellenſchlag eines anſchwellenden Stromes."

Auf eine Seite von Walthers Poesie möchte ich noch hinweisen: auf die sinnliche Kraft seiner Sprache. Diese ist zwar auch den übrigen Minnesängern eigen, allein nicht in der Fülle wie Walthern. Daher kommt es, daß man seine Frauen im Goldgeschmeide und mit stattlichem „Gebände" wandeln sieht; der Diamant, den ihm der Bogner schenkt, erglänzt vor unseren Augen; selbst das Uebersinnliche und Unendliche weiß der Dichter zuweilen in schlichte, aber erhabene sinnliche Formen zu fassen.

„Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit"

ruft er einmal aus; den Geist Gottes nennt er in seinem Leich das Minnefeuer, das die Herzen zu wahrer Reue entzünden solle; „junger Mensch und alter Gott", so redet er von Jesu in der Krippe.

Mit diesen Eigenschaften ist Walther aber auch ein durchaus eigenartiger, selbständiger Dichter, der überall das Hergebrachte und Höfischkonventionelle mehr oder weniger durchbricht, ohne dabei doch das schöne Maß zu verletzen. Die Dichtung seiner ritterlichen Sangesgenossen beruhte großentheils auf höfischer Ueberlieferung. Die Dichtkunst gehörte ebenso wie das Schwimmen, Reiten, Fechten, Pfeilschießen, Jagen und Schachspielen zu den nothwendigen Künsten des Ritters. Daß auf diese Weise oft das Können, das zudem noch durch die Schranken der höfischen Sitte eingeengt wurde, hinter dem Wollen zurückblieb, ist ohne weiteres ersichtlich. Daher oft bei aller Mannigfaltigkeit der Formen das Einseitige, Unzulängliche in ihren Liedern. Bei Walther aber tritt überall das elementare Leben uud Weben des geborenen Dichters hervor, dessen Kraft daher auch nicht mit der Blume der Liebe abstirbt, sondern dessen Seele das ganze Leben seiner Zeit wie in einem Spiegel auffängt und zurückgiebt und ihn zu einem Rufer im Streite im besten Sinne des Wortes macht.

Schon Meiſter Gottfried von Straßburg hat Walthers Kunſt geprieſen; er vergleicht die Liederdichter mit Nachtigallen, die ihre ſüße Sommerweiſe ſingen. „Wer aber", fragt er, „ſoll dieſer Nachtigallen Panier jetzt tragen, ſeit die von Hagenau (d. i. Reinmar der Alte) verſtummt iſt? Wer ſoll die liebe Schaar führen und weiſen? Ihre Meiſterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei, wie die über Haide mit hoher Stimme ſchallet! Was Wunders ſie ſtellet! Wie ſpähe (kunſtvoll) ſie organiret! Wie ihren Sang ſie wandeliret! Die ſoll der andern Leiterin ſein! Die weiß wohl, wo man ſuchen ſoll der Minne Melodie." Ja, ſelbſt in ſpäteren Jahrhunderten, während deren die Schätze der altdeutſchen Poeſie unter dem Staub und Moder verfallender Klöſter und Burgen vergraben lagen, iſt Walthers Name und Sang nicht ganz verloren gegangen. In unſerem Jahrhundert ſind jene Schätze wieder zu Tage gefördert worden. Möchten ſie nun auch, und möchte ganz beſonders Walther in unſerem Volke wieder zu Ehren kommen; die Waldvogellaute ſeiner Liebes- und Naturlieder, die goldenen Sprüche ſeiner Lebensweisheit, die ernſten Warn- und Mahnrufe des Sehers auf der Warte der Zeit, die rührenden Klagen des heimathloſen Ritters machen Walther zu einem Dichter, der wahrlich werth iſt, von ſeinem Volke ſtets treu im Gedächtniß gehalten zu werden. Ich ſchließe mit dem ebenſo rührenden, als oft citirten Worte aus dem Renner Hugos von Trimberg:

„Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der taet' mir leide."

Anmerkungen.

[1] Es darf nicht verſchwiegen werden, daß neuerdings durch eine Unterſuchung von Dr. Herm. Hallwich die Nachricht eines Meiſterſanges, nach der Walther ein Landherr aus Böhmen geweſen ſei, ein großes Gewicht erhalten hat. Nach der erwähnten Unterſuchung, die indes noch der Prüfung bedarf, wäre Walther bei Dux in Böhmen geboren. (Dieſe Meinung ſcheint ganz haltlos zu ſein. Red.)

[2] Die Ueberſetzungen ſind von Simrock.

[3] Walther hat auch ein Tagelied gedichtet. Die Tagelieder ſchildern in Geſprächsform die Trennung zweier Liebenden beim Anbruch des Tages. Das Waltherſche lautet folgendermaßen:

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesſeligkeit
Der Herrin in den Armen:
Er ſah des Morgens Schein,
Der ſchon durch ferne Wolken
Mit ſchwachem Schimmer brach.
Die Frau im Leide ſprach:
„O weh geſcheh' dir, Tag,
Was läßt du mich in Liebe
Nicht länger glücklich ſein?
Was ſie da heißen Minne,
Iſt lauter Herzeleid."

„Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nah'n:
Ich muß nun von dir ſcheiden,
Das iſt uns Beiden gut.
Die Kammer ſchon erhellt
Des Morgenſternes Licht" —
„Mein Trauter, thu das nicht
Und laß die Rede ſein,
Womit du mir beſchwereſt
Das Herz und auch den Muth.
Was willſt Du ſo von hinnen
Es iſt nicht wohlgethan."

„Herrin, du bitteſt mich,
So bleib ich noch bei dir;
Nun ſag' es in der Kürze,
Was Du mir ſagen mußt,
Daß wir die Späher täuſchen
Heut' wie das letzte Mal."
„Ach Freund, ich dulde Qual
Bis ich wieder dich
Umfange: weh, die Schmerzen
Sind groß in meiner Bruſt.
Nun meide mich nicht lange,
So machſt du Freude mir."

VIII. 175 a

„Das fürchte nimmermehr,
Weil ich's ja nicht vermag.
Muß ich dich, Herrin, meiden
Eines Tages Frist,
So läßt doch all' mein Denken
Nimmer ab von dir."
„Mein Freund, nun folge mir
Und komm bald wieder her,
Wenn Du mit steter Treue
Mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide!
Nun spür ich selbst den Tag."

„Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O, traute Herzgeliebte,
Die sind mir jetzt so werth
Als den kleinen Vöglein
Die winterkalte Zeit."
„Das ist auch mir ein Leid
Und eine stete Noth.
Ich seh ja noch kein Ende,
Wie lang' die Trennung währt:
Nun liege noch ein Veilchen,
Du thatest mir so wohl."

„Herrin, es ist Zeit,
Gieb du den Urlaub mir:
Es ist um deine Ehre,
Daß ich nun scheiden muß:
Sein Tagelied der Wächter
Schon lang erhoben hat." —
„Ach, ist kein and'rer Rath?
So füg' ich mich ins Leid:
O weh' des Urlaubes,
Den geb' ich mit Verdruß:
Dem ich das Leben danke,
Der Himmel, sei mit dir."

Der treue Ritter schied
Und härmte seinen Leib,
In bitter'n Thränen ließ er
Die schöne Herrin gut.

Doch lohnt er ihr mit Treue
Die Gunſt, die er gewann.
Sie ſprach: „Wer nun hebt an
Und ſingt ein Tagelied,
Der wird mir ſtets am Morgen
Betrüben Herz und Muth.
Nun lieg' ich freundberaubet,
Recht wie ein ſehnend' Weib.“ —

Den Tageliedern iſt, wie Jemand treffend geſagt hat, ein „ahnungsſchwüles Hellbunkel“ eigen. Wir ſehen das erſte Morgenlicht durch die Scheiben des traulichen Gemachs brechen, und von der Zinne des Thurmes verkündet der Wächter den Tag. Der Mehlthau des Anſtößigen läßt ſich von keinem der vorhandenen Tagelieder ganz abſtreifen, auch nicht von dem Waltherſchen, obgleich bei ihm die oft „ſehr lüſterne Schilderung der Abſchiedszärtlichkeiten“ fehlt. Zum Gemeinen indes können die Tagelieder auch nicht herabſinken, wenn man ſie als Erzeugniſſe ihrer Zeit betrachtet. „Verſtohlener Minne zu pflegen“, ſcheint in jener Zeit nur ein öffentliches Geheimniß geweſen zu ſein, bei dem nichts verboten war, als ſich ertappen zu laſſen. Sonſt könnte man ſich wenigſtens nicht erklären, wie die Dichter es wagen konnten, ſolche nächtliche Liebesgenüſſe in Liedern zu ſchildern, von denen ſie wußten, daß ſie von Mund zu Mund durch das ganze deutſche Land gehen würden; dann würde dieſe Dichtungsgattung auch gewiß nicht von einer ſo edlen, ernſten Natur, wie Wolfram von Eſchenbach, gepflegt worden ſein, deſſen Tagelieder ſich noch dazu auf das Minneverhältniß zu ſeinem ſpäteren Weibe zu beziehen ſcheinen; oder wie hätte im 13. Jahrhundert ein Abt von St. Gallen, allerdings ſeinem Zeitgenoſſen, dem ernſten Hugo von Trimberg zur Entrüſtung, die Stirn haben können, Tagelieder zu dichten, ſo daß der Letztere in ſeinem Renner ſagt:

„Wem solde daz niht wolgevallen,
Daz ein abt von Sante Gallen
Tagliet macht so rehte schoene?“

Der Dichter ſchien ſich eben mit dem Tageliede im großen und ganzen in ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit dem moraliſchen Bewußtſein ſeiner Zeit zu befinden, und das iſt das Moment, welches dem Tageliede im Verein mit ſeinem heimlich-traulichen Zauber und ſeiner Zwielichtfärbung ſein urſprünglich obſcönes Gepräge benimmt oder wenigſtens mildert.

[4] Nach Wackernagel ſoll dieſes Gedicht allerdings von Leutolt von Seven ſein.

VIII. 175 a.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.**
Auflage, elegant geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallets Schriften in dem hoch Strome der Litteratur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Eva diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ide alle derartigen Schriften in unserer Litteratur weit überragt. Das Buch ist h jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen- und ästhetischen Essays

von **Gustav Fortig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. Mk. 9.—

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Soeben ist erschienen:

Das niederdeutsche Schauspiel.

Zum Kulturleben Hamburgs.

Band I.: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit.

Band II.: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Eleg. broch. 8 Mk.

Dieses von Einem hohen Senat der freien und Hansestadt Hamburg durch einen Ehrenpreis ausgezeichnete Werk ist das einzige seiner Art in unserer Litteraturgeschichte. Der Verfasser, **Dr. Karl Theodor Gaedertz,** Kustos der Königlichen Bibliothek in Berlin, hat jeden Band mit einem zweiten Vorwort versehen und **die Ereignisse auf dem Gebiete der plattdeutschen Bühne bis in die Gegenwart hinein berücksichtigt.** Sein Buch erscheint nunmehr in einer neuen Auflage.

Walther von der Vogelweide.

Von

Theodor Uhle,
Oberlehrer in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 173

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Minot fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 197.

Traum und Traumdeutung.

Von
Dr. P. Graffunder
in Fürstenwalde (Spree).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 16.—.

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Oscar Linke. Eleg geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Homunculus. Modernes Epos in 10 Gesängen. Gr.-Oktav. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, in prachtvoll. Orig.-Einb. Mk. 5.—.

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Aufl. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 6.—.

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 15. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Germanenzug. Canzone. — 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.—.

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. von Herm. Dietrichs. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 14.—.

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—. Prachtsalon-Ausgabe. Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr.-Folio in prachtv. Orig.-Einb. mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 19 Lieferungen à Mk. 3.—.

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Aufl. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Gesammelte kleinere Dichtungen. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 6.—, eleg. in Halbfranz geb. Mk. 8.—.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. in einem Band mit Goldschnitt Mk. 11.50. Neue Folge. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.—.

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Traum und Traumdeutung.

Ein Vortrag mit Anmerkungen.

Von

Dr. phil. P. Graffunder
in Fürstenwalde (Spree).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wohl ist es ein Vergnügen, die kühnen Gedanken großer Männer zu erforschen, noch einmal die Geistesblitze in sich hineinsprühen zu lassen, welche plötzlich zündend oft Jahrhunderten Licht gespendet haben und die Lebensverhältnisse von ganzen Völkern mit ihrem Feuer umzuwandeln vermochten. Aber auch jene Geisteserscheinungen, welche auf der Nachtseite des menschlichen Bewußtseins emporsteigen, haben für uns einen großen Reiz dadurch, daß sie uns ein nur halb enthülltes Geheimniß vorhalten. Wunder umgeben freilich auch den wachenden Geist auf allen Seiten. Ist es nicht wunderbar, daß wir überhaupt in Schlaf versinken und uns durch Bewußtlosigkeit der dritte Theil des Lebens verloren geht? Doch dies und hundert ähnliche Dinge sind alltäglich, und wir erstaunen nicht mehr darüber; auch zeigen sich in dem hellen Lichte des Tagesbewußtseins dem Verstande, der dann gebietet, alle Umrisse fester und bestimmter. Ist aber im Schlafe das Selbstbewußtsein erloschen, so ersteht vor unseren Augen die feenhafte Märchenwelt des Traumes, in deren nebelhaftem Dämmerlichte wie in einer Mondlandschaft die Bestimmtheit und die Grenzen der Formen zerfließen. Im Halbdunkel schweben die Gestalten heran, wie nur aus Duft und Wolkenflaum gewoben, die schlummernde Stirn umspielend. Wundersame Schatten ballen sich zusammen und huschen, in buntem Wechsel ihre Form

wandelnd, eilig vorüber. Plötzlich sich entzündende Irrlichter wecken uns, kaum emporgetaucht und schon wieder verschwunden. Ein Schatten reckt sich an dem anderen empor, schwillt bald zur Riesengröße auf, um dann als Zwerg in der Ferne sich zu verlieren. Wogend und wallend strömt in unermessenem Aufschwunge die freie Bildungskraft des Geistes daher, als habe er, gehoben in eine höhere Welt, schon die Schranken des Raumes und der Zeit überflogen.

Und wo giebt es einen steteren Begleiter, einen treueren Freund, der den Menschen durchs Leben führt, als den Traum! Schon die Lippen des Kindes umspielt er mit wonnigem Lächeln, wenn es auch noch nichts weiter kennt als den Blick des Mutterauges. Aus dunkleren Farben webt er dem Knaben die Freuden der Nacht und führt ihn hinein in den Wettstreit der Spiele, seinen Ehrgeiz heftig anfachend. Mit Blumenduft umfächelt er die Wangen der schlafenden Jungfrau und zaubert Bilder kaum wagender Ahnung vor ihrem Auge hervor. Ja sogar den Winter des Greisenalters schmückt er noch einmal aus mit dem Frühlingsglanz der Kindheit, weckt noch einmal auf die Lust der langentschwundenen Jugend, so daß der Greis erwachend wohl über sein bleiches Haar erstaunt und mit Walther von der Vogelweide ausruft:

O weh, wohin entschwanden alle meine Jahr!
Träumte mir mein Leben oder ist es wahr?
Was mir stets dünkte wirklich, war's ein Traumgesicht?
Ich habe lang geschlafen und weiß es selber nicht.
Nun bin ich erwacht und mir ist unbekannt,
Was sonst mir war so kundig als meine andre Hand.

Geschmeidig weiß sich der Traum in alle Lagen des Lebens, in alle Launen und Wünsche zu fügen. Bald führt er uns, die trotzige Kraft anspannend, durch wildstarrende Felsen dahin; bald stillt er den ungestümen Drang des Herzens, indem er blumige Wiesen und grüne Wälder vor unseren

Blicken erschafft. Ungerufen eilt er herbei, gießt als freundlicher Trostspender Linderung über jeden Schmerz, wenn die Glieder, sich leise lösend, niedergleiten und der Geist von „gefälligem Wahnsinn" eingehüllt wird.

Was ist nun aber eigentlich der Traum? Wie unterscheidet er sich seinem Wesen nach von den übrigen Zuständen der Bewußtlosigkeit, in denen unsere Vorstellungen uns als wirkliche Handlungen erscheinen? Nur äußerliche Aehnlichkeit hat der magnetische Schlaf oder der hypnotische Zustand mit dem Traume. Wenn auch die Gesetze, nach denen sich die Vorstellungen des Hypnotisirten an einander reihen, die gleichen sind, so ist doch diese Einseitigkeit des Bewußtseins nur künstlich und gewaltsam auf unnatürlicher Grundlage erzwungen. So stark wirkt der Wille des Meisters auf den Hypnotisirten ein, daß der Letztere die Fähigkeit des Wollens ganz verliert und daher natürlich bewußtlos wird. Dabei erscheinen ihm dann die Gedanken des Meisters als die eigenen. Zugleich tritt auch eine hohe Verfeinerung der Empfindung ein und eine Steigerung der Nerventhätigkeit, die im Schlafe herabgemindert ist.[2] Auch daraus zeigt sich die Gewaltsamkeit und Unnatürlichkeit des hypnotischen Zustandes, daß dabei die Pupille erweitert ist, die sich im natürlichen Schlafe verengert.

Noch weniger kann man den Traumzuständen zurechnen die Hallucinationen und Visionen, die im Volksmunde „Doppelgänger" und „zweites Gesicht"[3] genannt werden. Wunderbar sind diese Erscheinungen freilich; nur wird es in jedem einzelnen Falle sehr schwer sein, festzustellen, was der Aberglaube dabei gefälscht hat, und wie weit Selbsttäuschung mit im Spiele ist. Am bekanntesten ist wohl, um ein berühmtes Beispiel anzuführen, jenes merkwürdige Trugbild, das Goethe auf dem Wege von Sesenheim nach Straßburg sah. Noch wogt in seiner Seele der Schmerz des Abschiedes und die bittere Reue über

die eigene Treuloſigkeit; denn eben hatte er der Geliebten die Hand gereicht, um ſie für immer zu verlaſſen. Und alles dies ſetzt ſeine Seele in ſo heftige Aufregung, daß er auf dem Wege ſeine eigene Geſtalt zu Pferde, wie er ſelber war, ſich entgegenkommen ſieht in grauem, goldverbrämtem Gewande. Das Wunderbarſte aber iſt, daß Goethe, wie er ſagt, gerade ein ſolches Kleid trug, als er nach acht Jahren wieder auf dieſem Wege daherritt.[4]

Wie dieſe Viſion nur aus der heftigen Erregung des Gemüthes zu erklären iſt und darin ohne Zweifel ihre Urſache hatte, ſo beruht auch wohl das ſogenannte „zweite Geſicht" nur auf einem Aberglauben, wie man ihn beſonders in Schottland und Irland findet. Das Volk iſt dort, wie bekannt, der Ueberzeugung, es kündige ſich der Tod eines nahen Verwandten oder Freundes oft dadurch an, daß man ſeinen Leichenzug vorüberziehen ſieht. Aber gerade dieſer Glaube ſelbſt, weil er ſo feſt im Volke wurzelt, iſt wohl allein die Urſache dafür, daß ſolche Hallucinationen dort vorgekommen ſind. Man ſieht leicht, daß alle dieſe und ähnliche Erſcheinungen Zuſtände des wachen Geiſtes ſind und etwas Krankhaftes an ſich tragen. Sie ſchielen alle bedenklich nach dem Wahnſinn hinüber und haben mit dem natürlichen Traumleben nichts zu ſchaffen.

Das freilich hat der Traum mit ihnen gemein, daß unſere Vorſtellungen, die doch nur innerhalb unſeres Geiſtes auftauchen, uns mit dem Scheine der Wirklichkeit zum Bewußtſein kommen. Und das iſt auch wohl das Wunderbarſte am Traume. Wie iſt es möglich, daß wir bei verſchloſſenen Sinnen, obwohl jeder Willensantrieb fehlt, doch ſchlafend die Vorſtellung geiſtigen und körperlichen Handelns und Leidens haben? Mit einem Worte, wie geht es zu, daß wir ſchlafend zu wachen meinen? Iſt es uns nicht manchmal im Leben ſo, als ob wir nur träumten? Wenn eine ſchöne Zeit hinter uns liegt, ſo ſagen

wir wohl, trauernd über die Vergänglichkeit: „Es war nur ein goldner Traum.“ Und jene Dichter, die für ihre Märchen oder Dramen die geistvolle Aufschrift: „Das Leben ein Traum“ erfanden, haben doch auch nichts anderes gemeint. Calderon sagt in seinem Drama, für das er wohl zuerst jenen Titel wählte:

„Was ist das Leben? eitler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten kaum.
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum ist alles Leben.“

Ganz in Uebereinstimmung damit behauptet Carteſius,[5] der bekannte Philoſoph, es gebe überhaupt kein ſicheres Merkmal, durch welches entſchieden wird, ob man im Augenblicke wache oder träume. Indeſſen läßt ſich doch wohl eine Erklärung für dieſe ſeltſame Verwechſelung, welcher wir unterliegen, finden. Wenn der Geiſt nach Verſchließung der Sinne ſich in ſich ſelbſt zurückzieht, und das Selbſtbewußtſein ſchwindet, ſo werden die Vorſtellungen nicht mehr durch den Willen mit beſtimmter Abſicht herbeigerufen oder durch den Verſtand geordnet. Sie tauchen vielmehr auf und unter ganz willkürlich nach ihren eigenen Geſetzen, wie gerade durch den blinden Zufall bald dieſe, bald jene Stelle des Gehirns einſeitig eine halbe Erleuchtung erhält. Sie drängen ſich dem Geiſte auf als etwas, das er nicht erſchafft, ſondern das ohne ſein Zuthun da iſt. Dies aber iſt eben etwas Fremdes für ihn, etwas, das in der Außenwelt geſchieht. Denn der Theil des Gehirns, welcher einſeitig in Thätigkeit tritt, gehört für das Centrum des Selbſtbewußtſeins natürlich auch zur Außenwelt.

Daraus erklärt ſich denn auch leicht, daß wir im Traume über Raum und Zeit erhaben zu ſein ſcheinen. Wir verkehren träumend mit Alexander dem Großen, als ob es unſer beſter Freund ſei; wir machen eine Reiſe nach Amerika, beſuchen den Mond oder die fernſten Geſtirne, als ob in Wirklichkeit jene

Bohnenranke des Märchens zu ihnen emporgeschossen sei. Und alles sehen wir mit unseren Augen und betasten es mit den eigenen Händen, um nach einem Augenblicke an einem unendlich weit entfernten Orte aufzutauchen und mit derselben Gründlichkeit die Forschungen fortzusetzen. Nun, in Gedanken kann man natürlich leicht die weitesten Räume und Zeiten durchfliegen; und wenn diese Gedanken von uns als Wirklichkeit empfunden werden, so muß jede Schranke der Entfernung fallen für den Geist, der selber unräumlich und unzeitlich ist.

Damit hängt ferner die außerordentliche Schnelligkeit zusammen, mit der wir oft im Traume die verschiedensten Dinge erleben. Man hat einmal an einem hervorstechenden Beispiele diese unglaubliche Geschwindigkeit gemessen. Ein Kranker liegt, umfangen von wirren Phantasien, in unruhigem Schlafe. In einiger Entfernung beobachtet die Mutter sorgend die schnellen Athemzüge des Sohnes. Da fällt die kalte, eiserne Bettstange auf den Nacken des Schlafenden herab, wird aber nach einigen Sekunden von der hinzueilenden Mutter entfernt. Erwachend erzählt der Kranke seinen Traum: „Plötzlich hineingerissen in die Schreckenszeit der Revolution, sah ich mich vor dem Tribunal des Robespierre, der mich zum Tode verurtheilte. Meine Vertheidigung war vergebens. Auf einem Karren wurde ich zum Richtplatze geführt, während die Menge ringsum lauten Beifall brüllt. Ich werde auf den Block geschnallt und die Guillotine sinkt knirschend herab, um Haupt und Rumpf zu trennen.“ Da führt ein lauter Wehruf das Erwachen herbei und die Erlösung aus dieser Qual der Einbildung.[6] Und alles dies ist in wenigen Augenblicken erlebt; denn der Traum war ja durch die Berührung mit der kalten Eisenstange erst hervorgerufen. Uns kann diese Schnelligkeit nicht mehr wunderbar erscheinen; denn die Gedanken sind blitzesschnell, und alles Gedachte geschieht eben auch für den Träumenden.

Alle dieſe Gedanken, die wir ſo im Traume gewiſſermaßen dramatiſiren, unterſcheiden ſich aber ganz weſentlich von dem Denken des Tagesbewußtſeins. So phantaſtiſche und fremdartige Dinge drängen ſich ein, daß man zuerſt meint, in einer ganz anderen Welt zu leben. Der Wille, durch deſſen in die Außenwelt geſchleuderten Blitz die That erſchaffen wird, iſt ganz erloſchen. Auch die Denkthätigkeit arbeitet faſt immer nach anderen Geſetzen. Nicht mehr Begriffe reihen ſich folgerichtig aneinander, ſondern Einzelvorſtellungen, d. h. Bilder, die beſtimmte Farbe und Geſtalt haben, erfüllen, wenigſtens größtentheils, den in ſich ruhenden Geiſt. Es gebietet nicht mehr der logiſche Zwang des Schluſſes, ſondern in freier Willkür werden die Bilder und die Elemente der Bilder verknüpft und vermiſcht, ſo daß die ſeltſamſten Undinge erſtehen. Die Wahrſcheinlichkeit des Traumes iſt eben eine beſondere, in gewiſſem Sinne eine abſolute. Alles, was nur irgend einmal die Seele erſchaut hat, wird aus dem tiefen Schacht des Gedächtniſſes heraufgeholt, um die Traumgeſtalten mit Glanz zu umkleiden. Kurz, das Rieſenweib Phantaſie ſchwingt ihren Zauberſtab und ſchafft dieſe Fluth, die daherrollt, als ob ſie nie enden wollte. Darum dieſe Lebhaftigkeit und Friſche, dieſe ſtechende Anſchaulichkeit, welche oft den Traumbildern eigen iſt. Darin zeigt der Traum ſich verwandt mit der Kunſt, in der ja auch die Phantaſie gebietet, und Kant[7] hat daher mit gutem Grund den Traum „die unwillkürliche Dichtung im geſunden Zuſtande" genannt, wenn dieſe Begriffsbeſtimmung auch nicht alle Merkmale enthält. Es mag auch wohl wahr ſein, daß einige Künſtler, wie erzählt wird, ihre Schöpfungen zuerſt im Traume auffaßten.[8] So ſagt man, daß Tartini ſeine Teufelsſonate vom Teufel ſelber gelernt habe, als ihm dieſer in der Nacht erſchien und ſie ihm vorſpielte. Von Dannecker wird berichtet, ſein berühmtes Chriſtusbild habe zuerſt im Traume Geſtalt gewonnen. Voltaire ſoll ſogar einen

Gesang seiner Henriade anders geträumt haben, als derselbe in Wirklichkeit verfaßt war.

Um so mehr müssen solche Erzählungen glaubhaft erscheinen, da ja auch jene andere Fähigkeit des Geistes, welche der Kunst erst die Seele einhaucht, die Tiefe der Empfindung, mit ganzer Macht im Traume waltet. Wer hätte es nicht schon einmal erlebt, wie furchtbar der Schmerz sich im Traume austoben kann. Wer ist nicht schon einmal im Schlafe an den Sarg eines seiner Lieben getreten, die Hände ringend und so bittere Thränen vergießend, daß gerade infolge des heftigen Schmerzes das Bewußtsein wieder aufzudämmern anfing. Dann durchbeben die Seele wohl noch die Schauer der entsetzlichen Erscheinung, bis wir endlich ganz erwachen und sagen: „Ein Glück, daß es nur ein Traum war.“ Es giebt keine Empfindung, die nicht der Traum bis zur höchsten Gewalt zu steigern wüßte. Und das ist auch ganz natürlich; denn das Gefühlsleben muß, wenn es mehr verinnerlicht wird, dadurch eine große Vertiefung gewinnen. Wenn der Wille nicht mehr sein Machtwort spricht und der nüchterne Verstand nicht mehr mit kühler Ruhe urtheilt und beruhigt, wenn kein Sinneseindruck von außen her mehr ablenkt, dann erst kann die Leidenschaftlichkeit des Herzens sich zur vollen Gluth erwärmen. Sehr treffend sagt Jean Paul: „Der Traum schafft mit seinen inneren Empfindungsbildern, wie im Gräßlichen, so im Schönen weit über die Erfahrung . . . und gebiert uns Himmel und Hölle zugleich.“[9]

Nachdem so die Merkmale festgestellt sind, welche das volle Selbstbewußtsein von dem Traume scheiden, kann man leicht die Arten desselben sondern nach den Ursachen, die ihn hervorrufen. Der Traum kann einerseits aus einer rein innerlichen Bewegung der Seele hervorgehen, indem der Schatz des Gedächtnisses die Bilder hergiebt. Aber auch dann, bei rein psychischer Ursache des Traumes, findet manchmal doch eine Art von Bewegung in

den Sinnesorganen ſtatt. Der Klang iſt wirklich im Ohre und das Bild auf der Netzhaut des Auges, auch wenn wir nur träumen; allerdings wird das nur ſehr ſelten der Fall ſein. Die im Gehirn bei dem Träumen wirkende Kraft ſetzt rückſchwingend die Sinnesnerven in Bewegung; dieſe Bewegung bringt bis zu den äußeren Enden, wo ſie, in den Organen ſich auslöſend, eine ähnliche Wirkung hat, als wäre die Kraft von außen her gekommen. Und dieſe pſychiſche Rückwirkung auf die Sinnesorgane iſt eine wichtige Thatſache des Geiſteslebens, durch welche die wunderſamſten Erſcheinungen, auch ſolche, die in wachem Zuſtande vorkommen, erklärt werden können.

Andrerſeits ſind Sinnesempfindungen, die im Schlafe nur *halb* zum Bewußtſein kommen, die Urheber zahlreicher Träume, wie ſchon der Altmeiſter der Philoſophie, Ariſtoteles, erkannt hat. Wenn wir in der Nacht an dem zufällig entblößten Fuße die Kälte ſpüren, träumen wir wohl, daß wir auf dem Eiſe mit einem Fuße eingebrochen ſind. Wird die Kälteempfindung ſtärker, ſo wähnen wir etwa, daß der Fuß von dem Chirurgen abgenommen werde, bis der vermeintliche Schmerz uns weckt. Auch das gefürchtete Alpdrücken, das im Mittelalter auf den Teufel, die Kobolde und alle möglichen Ungethüme zurückgeführt wurde, beruht einfach auf zufälliger, äußerer Hemmung des Blutumlaufs.

Eine noch lebhaftere, wenn auch einſeitige Sinnesempfindung, ja ſogar eine Art Wechſelwirkung zwiſchen dem Schlafenden und den Außendingen findet bei dem ſogenannten Nachtwandeln ſtatt. Denn mit Recht wird von den meiſten Forſchern der Somnambulismus als ein geſteigerter Traumzuſtand betrachtet. Es führen ſoviele leiſe Uebergänge von dem gewöhnlichen Traume zu der Mondſucht hinüber, daß beide ihrem Weſen nach gleichartig erſcheinen müſſen. Wenn wir träumend mit der Hand um uns ſchlagen, ſo findet das Niemand wunderbar. Das

Schlafreden, das doch sehr häufig vorkommt, ist auch nichts als eine Vorstufe des Nachtwandelns, bei dem automatisch die Vorstellungen in Traumhandlung umgesetzt werden. Am leichtesten kann man wohl diesen immerhin merkwürdigen Zustand erläutern und seine Merkmale herausfinden durch Erzählung jenes berühmten Falles, der an dem Apothekergehülfen Castelli aus Florenz[10] beobachtet worden ist, zumal derselbe durch den Arzt, der dabei zugegen war, beglaubigt ist. Eines Nachts erhebt sich Castelli aus dem tiefsten Schlafe und geht in die Apotheke, um ein im Tagebuche liegendes Rezept, das ein Dekokt von Marrubium verschrieb, auszuführen. Zunächst zündet er sich eine Kerze an, wobei seine Hand mehrere Male durch die Flamme fuhr, ohne daß er es empfand. Mit einer Hand voll Marrubium begiebt er sich dann ins Laboratorium, holt Feuer aus der Küche und auch den Blasebalg herbei, um wie gewohnt seine Arbeit zu verrichten. Als er aber das Rezept, das er noch einmal durchlesen wollte, nicht mehr fand, da es inzwischen absichtlich weggenommen war, so wurde die seinen Geist erfüllende Gedankenreihe durchbrochen, und er blieb eine Weile starr stehen. Nach einigen Minuten treten konvulsivische Zuckungen ein, und es beginnt eine neue Reihe. Im Laboratorium holt er vom Bücherschrank ein Lehrbuch der Chemie herunter und schilt sehr ärgerlich, als er sein Zeichen nicht mehr darin findet: „Wer mag mir nur immer meine Lesezeichen herausnehmen?“ Darauf liest er einige Seiten sehr eifrig, bis er auf eine Ansicht stößt, die ihm zweifelhaft erscheint; und wie im Selbstgespräch murmelt er vor sich hin die Worte: „Es müßte Kalk nicht metallischer Staub sein.“ Als nun sein Herr hinzutretend fragt, entwickelt sich zwischen Beiden ein eifriges Gespräch, während dessen Castelli mehrere Male im Register nachschlug. Zuletzt legt sein Herr einen Bogen weißes Papier über das Buch und unterbricht dadurch wieder den Zusammenhang der Vorstellungen, so daß Castelli

wieder auf eine in der Nähe ſtehende Bank niederſank, vom tiefſten Schlaf umfangen. Solche automatiſchen Handlungen vollführte er dann noch weit mehr ſtundenlang; doch genügen dieſe beiden ſchon, um daran das Weſen des Nachtwandelns zu erkennen. Daß dieſe höchſte Steigerung des Traumes in die Zeit des Tiefſchlafes fällt, wird unſer Erſtaunen erregen, da ſonſt ein lebhafter Traum den Uebergang zum Wachen bildet. Aber das iſt eine durch alle Beobachtungen beſtätigte Thatſache. Auch Caſtelli glaubte am nächſten Morgen ſehr gut und feſt geſchlafen zu haben, ohne zu ahnen, was er alles automatiſch verrichtet hatte. Aber trotz der Feſtigkeit des Schlafes muß doch eine gewiſſe Sinnesempfindung bei dem Nachtwandler vorhanden ſein. Wie könnte er ſonſt wirkliche Handlung ausführen? Freilich die Leitung der Nerven wirkt nur dann, wenn der Eindruck in Zuſammenhang ſteht mit der Gedankenreihe, die gerade den Geiſt des Nachtwandlers beſchäftigt. Für andere Eindrücke ſind die Sinne verſchloſſen; ſo ſpürte Caſtelli es nicht, daß ſeine Hand durch die Flamme des Lichtes fuhr. Dieſe Einſeitigkeit der Sinneswahrnehmung geht natürlich daraus hervor, daß bei dem Schlafenden das Centrum des Selbſtbewußtſeins, das alle Wahrnehmungen zur Einheit zuſammenfaßt, nicht da iſt. Auch bei dem Nachtwandler iſt, wie bei jedem Träumenden, nur irgend ein Theil des Gehirns einſeitig erleuchtet, während alles Uebrige im Dunkel ruht. Wenn daher bei dem Nachtwandler das Centrum des Ichs durch den Ruf des Namens blitzartig getroffen wird, ſo tritt das Erwachen ſofort ein. Auch das ergiebt ſich aus dem angeführten Falle, daß die ſogenannte Mondſucht als ein geſteigerter Traum mit dem Monde nichts zu thun hat. Dieſe verbreitete Meinung iſt eine „Legende, die mit den Thatſachen im Widerſpruch ſteht".

Wie anziehend es aber auch ſein mag, ſowohl für den Pſychologen als für Andere, das Dunkel aufzuhellen, das immer

noch auf dem seltsamen Zustande des Nachtwandelns ruht: für die Geschichte des Traumes hat von allen Arten desselben der prophetische Traum die höchste Wichtigkeit gehabt. Denn so alt wie die Menschheit ist der Glaube, daß sich uns im Traume ein Ausblick in die Zukunft biete. Kein Religionssystem giebt es, das nicht diesen Glauben in sich aufgenommen hätte. Die Zend-Aveſta, die religiösen Urkunden der Inder, der Koran, die Bibel: darin sind sie alle einig. Nur wenige Forscher des Alterthums, wie Xenophanes, Epikur und Panaitios haben sich von diesem Banne frei gemacht. Sogar der universelle Geist des Aristoteles[11] hielt hier seinen Zweifel zurück, wenn er auch keinen vernünftigen Grund für die prophetische Kraft des Traumes finden konnte. Sehr selten ist ein so klares Urtheil, wie es Jesus Sirach ausspricht, wenn er sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen" (V. 34, 2) oder „Träume betrügen viel Leute und fehlet denen, die darauf bauen." In ähnlicher Weise hatte schon Jeremias (27, 9) vor Traumdeutern gewarnt, und der Prediger Salomonis behauptet, daß dort viel Eitelkeit sei, wo viel Träume sind. Sonst stand auch das jüdische Volk ganz und gar unter dem Banne des Aberglaubens, der eben die ganze Menschheit gefangen hielt.

Im ganzen Mittelalter findet man kaum eine Stimme, die gegen die allgemeine Ueberzeugung laut wird. Und in unserer Zeit, man weiß ja recht wohl, daß häufig doch noch eine kleine Hinterthür für solch überwundenen Wahn offen bleibt. Wieviel Traumbüchlein werden jetzt noch von schönen Händen um Rath gefragt, wenn die Nacht der Schlummernden ein wundersames Gesicht erschaffen hatte. Allzumächtig ist der Drang, den Schleier zu heben, mit dem ein gütiges Geschick uns die Zukunft verhüllt hat. Nicht allzuviele verstehen ganz die tiefe Bedeutung des Schillerschen Wortes: „Nur der Irrthum

ist das Leben, Und das Wissen ist der Tod." Sogar in einem wissenschaftlichen Buche aus dem Jahre 1868 findet man allen Ernstes die Behauptung ausgesprochen, daß die Seele im Traume das Weltall, den Begriff Gottes klarer auffasse, als im wachen Zustande.

So ist es denn sehr natürlich, daß sich die Geschichte des Traumes bei antiken und modernen Völkern eigentlich nur am prophetischen Traume aufweisen läßt. Bei den Griechen glaubte man, daß das der Nacht entsprossene, schwarzgeflügelte Geschlecht der Träume am Eingange in die Unterwelt wohne,[12] wo neblige Dämmerung zum Schlummer einladet. Sogar einige Namen, wie Morpheus, Eikelos, Phobetor sind uns von Ovid erhalten.[13] Von dorther steigen sie, gerufen von den Göttern, herauf, um ihr nächtliches Werk zu beginnen. Aber je nachdem sie durch die Pforte von Horn oder von Elfenbein empordringen,[14] bethören sie nur die Menschen mit Trugbildern oder künden ihnen lautere Wahrheit voraus. Denn das homerische Zeitalter kannte das Elfenbein nur als Schmuckgegenstand, als eitlen Tand; aus Horn aber schnitzte man den nützlichen Bogen.

Göttlich ist also bei Homer der Ursprung aller Träume, auch wenn sie nur täuschen; später führte man nur die bedeutungsvollen Träume auf die Götter zurück oder auf dämonische Gestalten, welche auch göttlicher Natur sind und in der Luft umherflattern. Daher war denn auch mit dem Gottesdienste selbst dieser Aberglaube in Verbindung gesetzt in den Traumorakeln, die für das Alterthum so bezeichnend sind. In allen Ländern des mittelländischen Meeres gab es solche Tempel, zu denen die Menschen wallfahrteten, um sich auf künstlichem Wege prophetische Träume zu verschaffen. Am berühmtesten und unheimlichsten war wohl das Traumorakel des Trophonios in Böotien, von dem Pausanias[15] eine genaue Schilderung giebt. Mehrere Tage lang mußte Jemand, der des Gottes Rath

erkunden wollte, ſich einer ſtrengen Lebensweiſe unterwerfen und Waſchungen mit heiligem Waſſer vornehmen. Zugleich wurden mancherlei Thiere geopfert, zuletzt ein ſchwarzer Widder, aus deſſen Eingeweiden die Prieſter die Geſinnung des Gottes erforſchten. Um die Seele des Rathſuchenden von allem Irdiſchen rein zu machen, wurde ihm Waſſer aus dem Quell der Vergeſſenheit und des Gedächtniſſes gereicht. Dann ſtieg er, nachdem er noch einmal das uralte Götterbild des Trophonios angefleht hatte, auf einer Leiter rücklings in die unterirdiſche Höhle hinab, um ſich dort zum prophetiſchen Schlafe niederzulegen. Narkotiſche Räucherungen regten die Phantaſie noch mehr auf; man legte ihm auch wohl Lorbeer zu Häupten, weil dadurch die Zukunftsträume begünſtigt werden ſollten. Umfangen von dem Halbdunkel der Felſengrotte, halb ſchlafend, halb wachend, ſah dann wohl der Orakelfragende wunderſame Schatten daherſchweben und vernahm überirdiſche Laute, die auf ſeine Frage ihm Antwort waren, gedeutet von den Prieſtern des Gottes. Dann ſtieg er wieder rücklings aus dieſer ſchaurigen Unterwelt herauf, noch bebend vor Furcht und Grauen. Man ſagte, daß in der Höhle des Trophonios jeder das Lachen verlerne. Sehr lange haben ſich ſolche Traumorakel erhalten; erſt ſpät, am Anfange des ſechsten Jahrhunderts, mußten ſie vor dem immer mehr um ſich greifenden Chriſtenthume weichen.

Aber nicht nur die Prieſter ſolcher Orakelſtätten waren im Alterthume Traumdeuter; es gab noch andere Jünger dieſer vom Titanen Prometheus erfundenen Kunſt,[16] welche daraus ein Gewerbe machten. In Athen brauchte man zur Zeit des peloponeſiſchen Krieges nur auf den Markt zu gehen und konnte ſich ſeine Traumgeſichte für zwei Obolen, d. h. etwa 25 Pfennige, auslegen laſſen.[17] Dieſe Marktpropheten hatten dann ein kleines Büchelchen, aus dem ſie mechaniſch ihre Deutungen entlehnten. Dabei befolgten ſie auch allgemeine

Regeln des Volksglaubens, wie man z. B. annahm, daß die Träume um Mitternacht unwahr sind, kurz vor Tagesanbruch aber prophetisch.[18] In sehr hoher Achtung haben solche Traumdeuter natürlich nicht gestanden. Indessen giebt es auch berühmte Namen. Astyphilos kündete seinem Freunde Cimon, der vor dem ägyptischen Feldzuge von einem bösen, kläffenden Hunde geträumt hatte, den Tod voraus;[19] und der Zufall hat es gewollt, daß seine Prophezeihung eintraf. Begleitete doch Alexander den Großen auf seinen Zügen Aristandros aus Telmessos, der damals als Traumdeuter großen Ruf hatte.[20]

Sehr viel von dem Aberglauben der alten Völker hat sich dann später in das Mittelalter hinübergerettet. Die Orakel waren gefallen, der alte Aberglaube aber geblieben. Wenn auch die Kirche selbst ihn verurtheilte, die niedere Geistlichkeit war immer sehr gern bereit, sich durch Traumauslegung neue Einkünfte zu erwerben. Meinte man doch immer noch, daß die prophetischen Träume göttlichen Ursprungs seien. Um so fester wurde diese Anschauung bewahrt, da nach altgermanischem Glauben ebenfalls die Träume Boten der Götter sind. Darum traf der Traum in der Neujahrsnacht ein; denn in dieser Zeit hielten die germanischen Götter ihren Umzug und konnten ihren Willen offenbaren. Darum war auch der Traum im neuen Hause oder in der Hochzeitsnacht bedeutsam; denn durch das Opfer waren die Asen geneigt gemacht, die Zukunft zu verkünden.[21] Daß im Mittelalter dann neben Gott auch das ganze Heer der guten und bösen Engel, vor allem der Teufel selbst, als Urheber solcher Nachtgesichte betrachtet wurde, war in der religiösen Anschauung jener Zeit begründet. So läßt Milton im vierten Gesange des verlorenen Paradieses den Teufel in Gestalt einer Kröte an das Ohr der schlafenden Eva kriechen; nur so meint der Fürst der Finsterniß sie durch boshafte Einflüsterungen zum Abfall verleiten zu können. Sie glaubte sich,

wie ſie dann erzählt, von Adams Stimme zum Baume des Lebens gerufen und koſtete die verbotene Frucht und reichte ſie auch dem Adam ſelbſt. Dieſer aber iſt, als er den Traum vernommen hat, ſehr betrübt, weil er erkannte, woher die Verſuchung komme. Ebenſo warnt bei Klopſtock, der auch in dieſer Hinſicht ein Nachahmer Miltons iſt, der Engel Ithuriel vergeblich den Judas vor dem Verrathe, indem er ihm den Schatten des Vaters erſcheinen läßt.[22]

Doch nicht bloß auf Gott und göttliche Mächte führte man den Offenbarungstraum zurück, ſondern auch auf die Einwirkung der himmliſchen Körper. Hieronymus Cardanus, jener berühmte italieniſche Arzt des ſechzehnten Jahrhunderts, der ein weitverbreitetes Traumbuch[23] geſchrieben hat, behauptet, daß die Seele im Schlafe, befreit von irdiſchen Banden, in den Geſtirnen die Zukunft ſchaue. So wurde denn der ganze aſtrologiſche Unſinn, nach dem Vorgange arabiſcher Traumdeuter, mit dem Traumglauben in Verbindung gebracht und der Aberwitz auf die Spitze getrieben, indem man die Urſache dort ſuchte, wo ſie eben überhaupt nicht zu finden war.

Was werden wir nun aber von der großen Fülle prophetiſcher Träume urtheilen, welche uns von den Schriftſtellern aller Zeiten berichtet werden? Sollen wir glauben, daß auch nicht ein Fünkchen Wahrheit daran iſt? Meiſtentheils werden wir wohl das Eintreffen ſolcher Träume als Zufall betrachten. Auch wird ſehr oft der Traum erſt nach Vollendung des Ereigniſſes die Form erhalten haben, durch welche er wunderbar erſcheint. Denn iſt es ſchon ſehr ſchwer, ſeine eigenen Träume richtig zu erzählen, wie werden ſie erſt umgeſtaltet, wenn ſie von Mund zu Mund gehen und die Einwirkung des Volksaberglaubens erfahren! Wenn nach Herodots Erzählung die Tochter des Polykrates[24] kurz vor ſeinem blutigen Ende im Traume ſah, wie er, hoch in die Luft erhoben, vom Zeus

gebadet und vom Helios gesalbt werde, so spricht sich darin nur ihre bange Sorge aus, welche allerdings berechtigt war. Nichts anderes als Besorgniß und Liebe gab der Kalpurnia den Traum ein, den sie vor der Ermordung ihres Gemahls hatte. Es schien ihr, als ob Cäsar ihr blutend in den Schoß sinke,[25] wie auch Shakespeare dichtet. Noch wunderbarer ist, was einem Florentiner begegnet sein soll. Er träumte, daß er von dem steinernen Löwen, der am Eingange des Domes liegt, tödtlich verwundet werde.[26] Am nächsten Morgen beim Kirchgange legt er lachend seine Hand dem Löwen in den Rachen und sagt: „Nun beiß zu, du gewaltiger Feind.“ Plötzlich verzerren sich seine Züge, nur mühsam reißt er die Hand wieder heraus. Vergeblich schleudert er einen Skorpion von dem Finger hinweg; das tödtliche Gift war schon zu tief eingedrungen. Bei diesem Falle ist es wohl sicher, daß der Traum nachträglich umgestaltet worden ist. Also nur das kann man zugestehen, daß die Empfindung manchmal den Menschen instinktiv eine über ihm schwebende Gefahr ahnen läßt, welche der Verstand und Wille nicht sehen oder doch nicht sehen wollen. Sonst aber muß man sich der Ansicht Kants anschließen, welcher sagt: „Wie kann man empfinden, was noch nicht ist?“[27]

Bisher standen wir auf dem festen Grunde der Philosophie und Geschichte, auf welchem wir sicher einherschreiten konnten und die Gebilde des Wahnes von der Wahrheit leicht scheiden konnten. Jetzt wollen wir in schwankendem Kahne eine Fahrt machen über einen duftigen See, dessen schillernder Spiegel uns nur einen trügerischen Abglanz des Ufers vorhält, wo die Deutung der Sinnbilder vor der Strenge des Verstandes gleitend ausweicht. Doch trotz dieser Willkür der Deutungen hüte man sich wohl, die Traumsymbole zu verachten. Oft liegt in ihnen ein tiefer Sinn verborgen; manch schönes Gleichniß enthalten sie, welches die dichterische Phantasie anregt. Giebt

es ein schöneres Sinnbild für die Reinheit und Lauterkeit des Herzens als den durchsichtigen Glanz des Diamanten,[28] wie die alten Inder sagten? Womit könnte man den Seelenfrieden besser vergleichen,[29] als mit einer klaren, ungetrübt aufsprudelnden Quelle, wie in den Traumbüchern des Mittelalters geschieht. Welch tiefe Empfindung spricht daraus, daß der Deutsche den Traum von Perlen auf Thränen deutet![30] Sind uns doch manchmal die Thränen, die um uns geweint werden, so lieb, daß wir sie wohl gern als Perlen bewahren möchten. Und wenn der Orientale von einer Weinrebe geträumt hatte, so glaubte er, das zeige ihm die treue Liebe seines Weibes an. So schmiegt sich die Rebe an den Stamm der Ulme an und umkleidet ihn mit saftigem Grün und umhängt ihn mit Trauben, wo sonst nur dürre Borke wäre. Natürlich die blühende und traubentragende Weinrebe, von der Pharaos Mundschenk träumte (1. Mos. 40, 9), konnte von Joseph so nicht gedeutet werden, da hier das Bild mit der Person und Thätigkeit des Träumenden in besonderer Verbindung stand.

Solche schönen Bilder, deren man noch viele findet, erregen ästhetisch unser Wohlgefallen; zugleich aber haben die Traumsymbole auch geschichtlichen Werth. Eine ganze Weltanschauung ist in ihnen niedergelegt. Und da die Bilder meistens von äußeren, sichtbaren Dingen hergenommen sind, so spricht sich die Naturauffassung eines Volkes kaum deutlicher in der Thiersage aus als in diesen Traumdeutungen. So glaubte der Inder und Perser, daß er seinem Könige bald gegenübertreten werde, wenn er von einem Adler oder Löwen geträumt hatte. Dagegen war ihm der Bär und Wolf ein roher Mensch, ein ungefügiger Gegner, der viel Schaden anrichten kann. Bekanntlich träumt im Deutschen Walthariliede Gunther, daß ihm ein Bär eine Hand und einen Schenkel mit seiner Tatze abreiße,[31] wie es später durch Walthari geschieht. Gleichmäßig wird von

allen Völkern der Fuchs als hinterliſtiger Feind betrachtet. Der Elephant iſt dem Inder wie dem Deutſchen ein ſehr einflußreicher Gönner, und der Storch ein wohlwollender Freund, der an dem Familienleben lebhaften Antheil nimmt. Der Kranich iſt das Symbol der Armuth, der Schwan das des Stolzes. Die Schwalbe, die ſo gern am Dache der menſchlichen Wohnungen niſtet, bringt Segen ſchon nach der Meinung der Aegypter. Fleißige Diener ſind Bienen, Mäuſe aber diebiſches Geſindel. Kurz, es ließe ſich ein gutes Stück der Thierſage herſtellen aus den Deutungen, die in den alten Traumbüchern enthalten ſind. Und auch hier kommt man zu dem Ergebniß, daß im großen und ganzen die Charaktere der Thiere ſchon in der Heimath der ariſchen Völker ihre Geſtalt gewonnen haben.

Leider iſt es nun nicht möglich, feſtzuſtellen, welche Traumſymbole jedem Volke eigenthümlich ſind, ſo daß man ſie jetzt noch nicht recht für die Völkerpſychologie verwenden kann; denn die Vererbung war bei dieſem Aberglauben eine gar zu große. Nur in einzelnen Fällen gelingt es, den Deutſchen beſtimmte Deutungen zuzuweiſen. Die Deutung der Perlen auf Thränen findet ſich nur in einigen Traumbüchern des Mittelalters, nicht bei Artemidoros, der im dritten Jahrhundert ſein griechiſches weit verbreitetes Traumbuch ſchrieb, auch nicht in der Sammlung des arabiſchen Arztes Ibn Sirin, der am Ende des achten Jahrhunderts lebte. Als Todesvogel kennt allein der Deutſche die Nachteule,[32] während ſie dem Inder und Griechen den Drang nach Wahrheit verſinnbildlicht. Aus dem mittelalterlichen Gottesgericht erklärt ſich folgendes Verschen eines Anonymus:

„Wann einem traumt, er trett auff kolen
bedeutet ſchaden unverholen.“

Ebenſo hängt es mit altdeutſcher Sage zuſammen, wenn die Schlange, die Augen des Drachen und das Haupt einer

Kröte dem Träumenden großen Gewinn anzeigen.[33] Denn der Drache ist als Schatzhüter wohlbekannt, und im Kopfe der Kröte sollte ein werthvoller Edelstein verborgen sein. Auch der noch jetzt geltende Aberglaube, daß helles Feuer, im Traume gesehen,[34] Glück verkündet, ist echt deutsch. Ganz volksthümlich ist also Ivos Traum in G. Freitags „Brüdern vom deutschen Hause". Er glaubte zu sehen, daß die Balken des brennenden Hauses über ihm zusammenbrechen, und ist sehr betrübt darüber; aber sein treuer Schildgenosse belehrt ihn eines besseren.

Die Zahl der vererbten Traumsymbole ist dagegen eine sehr große; ein Traumbuch nahm eben den Wust der Deutungen von dem anderen auf, und so schleppten sie sich durch Jahrtausende hindurch. Die Rose[35] ist das Symbol der Liebe oder des Todes bei den Griechen ebenso wie im Mittelalter. Das Ausfallen eines Backenzahns wird von Artemidor schon gerade so ausgelegt wie jetzt; es zeigt den Tod eines naheſtehenden Verwandten an.[36] Denn der Mund wird als Haus betrachtet und dessen Bewohner sind eben die Zähne. Sterne im Traume zu sehen, ist ein sehr günstiges Vorzeichen nach der Ansicht der Araber und Byzantiner; Cardanus allerdings glaubt das nur von heller leuchtenden Gestirnen, die großes Glück anzeigen. Wenn man dagegen Sterne unter dem Dache sieht, so wird entweder das ganze Haus veröden oder es stirbt der Hausherr, so berichtet Cardanus, der sich darin wohl der Auslegung der Griechen angeschlossen hat. Wunderbar ist es, daß wir diese Auffassung in einem sehr schönen, aus Ostfriesland stammenden Volksliede wiederfinden. Die Mutter, am Bette der Tochter sitzend, weint um den todtkranken Liebling; denn sie meint schon das Schreiten des nahenden Todes zu spüren, meint schon zu sehen, wie der Fürst der Schatten mit unerbittlicher Härte auf das liebliche Kindergesicht sein Zeichen geschrieben

hat. Aber das Kind, kurz vor dem ewigen Abſchiede noch einmal ſich geſund wähnend, ſtreichelt die Hand der Mutter und ſucht ſie zu tröſten: „Was weinſt du, liebe Mutter? Ach, ich fühle mich heute ſo wohl. Nun werde ich bald ganz geſund ſein, werde bald wieder draußen ſpielen können. Siehſt du nicht, die Halle weitet ſich zum Himmel aus! Mir iſt's, als wär' ich im Paradies. Liebe Mutter, weine nicht." Und ſo iſt es; das Kind iſt im Paradies. Die kleine koſende Hand ruht nun erkaltet, und die heißen Thränen der Mutter fallen auf ſie herab.[37]

Vererbt ſind ſogar ſeit uralter Zeit die allgemeinen Grundſätze der Deutung, wie es ja auch in der Symbolik ſelbſt begründet iſt. Die Allegorie kann ſich leicht dem Kontraſte nähern; und ſo kommt es, daß ſeit der Zeit der Aegypter her viele Traumerſcheinungen einen der natürlichen Erklärung entgegengeſetzten Sinn haben. Der obengenannte Anonymus hat folgende Zeilen:

So einer auch im ſchlaf wird lachen,
das bringt gemeinhin traurig ſachen.
So einer aber weinen thut,
Das bringet fröud und guten mut.[38]

Mit derſelben Umkehrung wird das Sterben im Traume auf Befreiung von Sorgen gedeutet, während uns die Hochzeit vor dem nahen Tode warnen ſoll.[39] Viel Geld träumend zu beſitzen, verheißt uns nur Sorgen, und der Glanz des Goldes nur getäuſchte Hoffnung. Die Blumen, mit denen das blühende Leben ſich zu ſchmücken pflegt, offenbaren uns zukünftige Trauer oder gar den Untergang;[40] aber die Cypreſſe, der Baum des Grabes, läßt ein langes Leben hoffen.[41]

Manchmal miſcht ſich auch Ironie den Erklärungen der Nachtgeſichte bei. Der Feuertod auf dem Scheiterhaufen weisſagt[42] dem Träumenden göttliche Verehrung. Ein Philoſoph

kann sich gar kein günstigeres Vorzeichen wünschen, als von Eselsohren[43] zu träumen. Die Abmagerung der Zunge ist für einen Redner ein sehr bedenkliches Zeichen; meint man aber träumend, daß die Abmagerung[44] die Zunge der Frau betreffe, so verkündet es häusliches Glück. Mit merkwürdiger Offenheit gesteht Cardanus[45] zu, daß, wenn man im Traume meine, Träume zu deuten, das alles verlorene Mühe sei.

Dieser Spott ist allerdings bei den meisten Deutungen berechtigt; denn es waltet in ihnen solche Willkür, daß ein Gesetz nicht mehr zu erkennen ist. Daher weichen denn auch oft die Deutungen desselben Gegenstandes bei den verschiedenen Völkern in recht ergötzlicher Weise voneinander ab. Nach deutschem Aberglauben bedeutet der Traum von Fischen, daß man viel Geld bekommen wird; sind es aber tote Fische, so steht der Tod eines Verwandten bevor. Wer Fische zu essen glaubt, der soll sich nach Cardanus und Ibn Sirin vor Krankheit wohl in Acht nehmen, während nach Artemidor das Fischessen von günstiger Vorbedeutung ist; am zuträglichsten aber ist es, gebackene Fische zu essen, wie derselbe Traumdeuter sagt. Dagegen sich mit Goldfischen abzugeben, ist äußerst gefährlich; es verkündet nur Kummer und Schmerz.[46] In der Beurtheilung des Schweines, das jetzt fast bis zum Ueberdruß als glückspendend betrachtet wird, stimmen die Orientalen und Europäer nicht miteinander überein. Der Juder, Perser, Aegypter glaubte in dem Schweine, das sich ihm im Traume zeigte, einen feindlichen, verächtlichen Menschen erkennen zu müssen. Der Widerwillen jener Völker gegen das Thier war auch sehr begreiflich, da das genossene Fleisch die den Morgenländern eigenthümliche Neigung zu Hautkrankheiten verstärkt hätte. Die Religionsgesetze, die das Schweinefleisch verboten, entsprachen also sehr gut der durch das Klima geforderten Diät. Bei den Arabern sollte der sogar mit dem Tode bestraft werden.

der Schweinefleiſch ins Land brächte. Ganz anders urtheilen die europäiſchen Arier, bei denen ſeit uralten Zeiten das Schweinefleiſch als Speiſe ſehr beliebt war. Daher ſagt denn auch Artemidor, daß es äußerſt zuträglich ſei, im Traume ſolches Fleiſch zu eſſen. Schon römiſche Fahnen trugen oft das Zeichen eines Schweines, doch wohl deshalb, weil es als glückbringend galt. Am meiſten ſcheint aber bei den Germanen das Thier in Achtung geſtanden zu haben. Durfte der Eber Sährimnir doch ſogar in Walhalla weilen; war doch der goldborſtige Eber dem Sonnengotte geweiht, der auf ihm durch die Wolken reitet. Daher opferte man ihm am Julfeſte, der Winterſonnenwende, Schweine aus Freude darüber, daß nun ſein Geſtirn wieder an Glanz und Stärke zunahm. Vielleicht erklärt es ſich dadurch auch, daß nach deutſchem Glauben der Traum im Schweineſtall eintrifft. Das geſchieht wohl durch die Gnade Baldr's oder Fro's; denn ſonſt iſt es räthſelhaft.[47]

Nichtsdeſtoweniger zeigen gerade ſolche ſeltſamen Deutungen, wie eng der Traumglaube mit dem Volksleben zu aller Zeit verwachſen war. Unter ſeinem Banne ſtand nicht nur das Wohl und Wehe des Einzelnen, ſondern manchmal ſogar die Ereigniſſe der großen Geſchichte. Daher iſt es ſehr begreiflich, daß auch die Dichter aller Völker das Motiv des Traumes für ihre Schöpfungen reichlich verwendet haben, zumal ja das Phantaſtiſche des Traumes mit der künſtleriſchen Phantaſie eine gewiſſe Verwandtſchaft hat. Schon bei dem Vater aller Dichtung, bei Homer, und im ganzen antiken Epos iſt der Traum ein Mittel, wodurch die Götter ſelber in die Handlung eingreifen, mögen ſie dieſelbe nun hemmen oder fördern. Verderben will Zeus die Griechen, als er im zweiten Buche der Ilias dem ſchlafenden Agamemnon die Geſtalt des Neſtor erſcheinen läßt und ihn zu erneutem Kampfe anſpornt. Der bethörte

Fürſt ahnt nicht, wievielen Griechen dieſer Traum das Leben koſten wird. Umgekehrt bahnt die Göttin Athene ihrem Schützlinge Odyſſeus, der zu den Phäaken verſchlagen iſt, den Weg, indem ſie ſelbſt zu Häupten der ſchlummernden Nauſikaa tritt und ſie auffordert, am Strande die Wäſche zu ſpülen. Dort findet dann die Königstochter den vielgewandten Helden, und ſo hat er ſich ein Herz im fremden Lande gleich gewonnen. Rettung aus großer Gefahr bringt auch dem zu lange in Karthago weilenden Aeneas der Gott Hermes, der ihm auf Befehl der Aphrodite erſcheint.[48] Zur Abfahrt bereit, ſchlummert der trojaniſche Fürſt ſchon auf ſeinem Schiffe. Aber zaudert er noch bis zum Morgen, ſo wird die Liebe der Königin ihm den Tod bereiten. Da ſpringt er auf, gewarnt von dem Gotte; mit dem Schwerte zerhaut er ſelber das Ankertau. Der Hauch des Windes füllt die Segel und führt den Helden hinweg, ſeinem Schickſal entgegen. Nur tödtlichen Schmerz läßt er als einziges Andenken der unglücklichen Königin zurück. Auch in den religiöſen Urkunden des jüdiſchen Volkes wird der Traum einige Male in der eben geſchilderten Weiſe verwendet, ſo daß man ihren epiſchen Charakter daraus erkennt. Durch den Traum verkündet Gott dem Menſchen ſeinen Willen und lenkt ſo ſein Geſchick. Er gebietet im Traume dem Laban, welcher dem entflohenen Jakob mit Bewaffneten nachſetzt: „Hüte dich, daß du nicht anders redeſt mit Jakob denn freundlich," und ſchützt dadurch ſeinen Auserwählten vor Gewaltthat. So iſt es denn kein Wunder, daß das Neue Teſtament, das ſonſt den Traum faſt gar nicht kennt, hierin doch den Spuren des Alten Teſtaments gefolgt iſt. Als Herodes die Kinder in Bethlehem tödten läßt, um den vermeintlichen Erben des Reiches auch zu vernichten, ſieht Joſeph im Traume einen Engel, der ihm befiehlt, nach Aegypten zu fliehen. Und als nach dem Tode des Tyrannen keine Gefahr mehr zu fürchten iſt, wird Joſeph in

gleicher Weise durch den göttlichen Boten gemahnt, daß er nun zurückkehren solle.

Begreiflicherweise beschränkt sich diese Verwendung des Traumes, wo er den Willen der Götter oder Gottes auf der Erde verwirklicht, fast ganz auf die antiken Zeiten. Denn der eine, allmächtige Gott des Christenthums thronte zu hoch und erhaben über allem irdischen Sein, während die heidnischen Götter menschenähnlicher waren und in den Kampf des Lebens mehr hineingezogen wurden. Nur sehr selten finden wir dieses Motiv ebenso benutzt in späteren Dichtungen wieder. In dem schönen und innigen deutschen Volksliede von dem Moringer verhütet Gott, durch einen Traum eingreifend, großes Unheil. Der Ritter Moringer, der in fernen Landen lange Jahre umhergeschweift ist, sieht im Traume einen Engel, der ihm zuruft: „Erwache, Moringer; es ist Zeit. Kommst du heut' nicht heim zu Land, so nimmt der von Neisen dein Weib." Sie hatte ihn todt gewähnt, weil er so lange ausblieb, und endlich dem Drängen des Freiers nachgegeben. Aber gerade am Hochzeitstage wird der schon durch den Traum gewarnte Gemahl durch ein Wunder in die Heimath zurückgeführt. Vor den Gästen, die schon im Saale versammelt sind, singt er ein Lied und führt die Erkennung durch seinen Ring herbei, den er in einen Becher wirft.

Dafür liebt es das deutsche Volksepos, besonders aus der Zeit der Hohenstaufen, gleich am Anfange durch einen allegorischen Traum auf das Ende hinauszuweisen. Aber das Bild ist jedesmal dunkel und läßt das Kommende nur ahnen, so daß Spannung dadurch erregt wird. Wer der Falke Kriemhilds sei, der ihr von zwei Aaren zerkrallt wird, das weiß ja selbst ihre Mutter Ute nicht bestimmt zu sagen. Als dann Siegfried am Hofe zu Worms erscheint, können wir wohl vermuthen, daß er damit gemeint sei; aber erst, als er dem

boshaften Hagen erlegen ist, verstehen wir ganz diesen vorahnenden Traum. Bestimmter kündet im zweiten Theile des Nibelungenliedes Utes Traum den Untergang der Burgunden voraus, die sich eben zur Fahrt nach Hunnenland rüsten. Der alten Königin däuchte, daß eines Morgens alles Geflügel auf dem Hofe todt liege, und daß sie selber jammernd dabeistehe. Aber ihre Warnung verhallt an der Zuversicht der Söhne und an dem Trotz des schwergereizten Hagen. Sie sind Alle dem Untergange geweiht, und Keiner, der hinwegzog, sah die Heimath wieder. Sehr ergreifend ist auch der Traum der Helke, der Gemahlin Etzels, in der Rabenschlacht. Nach dreißigjähriger Verbannung rüstet sich Dietrich von Bern, endlich wieder in sein Land Italien zurückzukehren. Da brennen die beiden jungen Königssöhne Ort und Scharf vor Begier, dem Gothenfürsten, unter dessen Augen sie aufwuchsen, in dem gerechten Streite gegen Odoaker zu helfen. Aber die Mutter Helke, geschreckt durch ein entsetzliches Nachtgesicht, sucht sie zurückzuhalten. Sie hatte geträumt, daß ein furchtbarer Drache, dessen Schwingen wie eine Wolke das Feld überschatten, herbeifliegt und sich auf dem Dache des Palastes niederläßt. Unter der Wucht des Ungeheuers brechen die Balken; mit scharfem Auge erspäht er gleich die beiden schlafenden Königssöhne und trägt sie in den Krallen hinweg, um sie auf der Heide zu zerreißen. Der Traum hatte der sorgenden Mutter das unentfliehbare Schicksal verkündet. Beide leiden sie vor Verona einen frühzeitigen Tod durch das Schwert des abtrünnigen Helden Wittig.

Offenbart in solchen Fällen ein allegorisches Bild die weitentfernte Zukunft, so läßt der Traum doch auch manchmal das Nahbevorstehende ahnen, ja, er erklärt uns sogar die Gegenwart, die oft ebenso dunkel ist als die Zukunft. Keine Ahnung hat Penelope davon, daß der fremde Bettler, den sie über Odysseus ausforscht, ihr Gemahl selber ist. Klagend erzählt sie

ihm ihr jammervolles Los und verräth so unbewußt, daß sie ihm die Treue bewahrt habe. Nicht nur am Tage härme sie sich unter Thränen ab, sogar in der Nacht liege sie ruhelos, gequält von schweren Träumen. Noch kurz zuvor habe sie einen Adler im Schlafe gesehen, der in den Hof hinabschießend mit den Fängen alle ihre Gänse zerriß.[49] Doch als sie nun darüber klagt, tröstet sie der Adler wieder, indem er sagt, er sei Odysseus und sinne den Freiern Verderben; wie der wahre Odysseus es ihnen dann wirklich bereitet. Düsterer ist der Traum in einem schottischen Volksliede, wo er gemäß dem verbreiteten Aberglauben den nahen Tod verkündet. Um Mitternacht kommt der Ritter Roland zur treulosen Braut. Noch zaudert er einzutreten, obwohl sie ihn mit Schmeichelworten lockt; ein geheimes Grauen warnt ihn vor der Schwelle, hinter welcher der Mord lauert. „Wie ist dein Gemach so dunkel und die Nacht so still und schwer! Gestern hatte ich einen schrecklichen Traum: mir däuchte, du schlügest den Grauhund mein und ließest mich trinken sein Blut.“ Endlich tritt er doch ein, umstrickt von ihrer hinterlistigen Freundlichkeit, und legt das Schwert ab, um ihr den Gruß zu bieten. Da bohrt der Verrath ihm den Dolch ins Herz, so daß die Erde sein rinnendes Blut trinkt.

Dieses Lied führt uns schon hinüber auf das Gebiet der Lyrik, wo der Traum dazu dient, die Seelenstimmung zu schildern. Und was vermöchte er wohl besser? Werden doch auch sonst im Traume die zartesten Saiten des Gemüthes gerührt, dessen leiser Klang in dem lärmenden Tagesleben verhallt. Sind wir von der Heimath fern, so gleiten die Gedanken wohl in der Stille des Abends oder der Nacht zurück, bis uns unsere Sehnsucht ganz hinführt in den Kreis unserer Lieben und wir mit ihnen traulich verkehren und scherzen, wie wir sonst in Wirklichkeit gewohnt waren. Wie schmerzlich-süß der Heimaths-

traum über die Seele dahingleitet, das hat besonders Byron in seinem bekannten Liede zum Ausdruck gebracht, in welchem er sich aber an Volkslieder anlehnt.[50] Etwas anders ist dasselbe Motiv gestaltet von E. M. Arndt in dem Liede: „Des Schiffers Traum". Die Heimath, zu der der greise, im wildesten Sturme schlummernde Steuermann eingeht, ist das Land, aus dem Niemand wiederkehrt; ein Blitzschlag zertrümmert das ganze Schiff, so daß Alle mitsamt dem Steuermann versinken.

Auch die Liebeslyrik hat sich das Motiv des Traumes nicht entgehen lassen, um zu zeigen, wie die Gluth der Leidenschaft auch im Schlafe den Geist verzehrt. Von allen solchen Liedern ist wohl das schönste ein deutsches Volkslied.[51] Der Ritter kommt in der Nacht in den Garten der Geliebten, von seiner Sehnsucht getrieben. In ihrer Nähe spürt er Linderung, so daß er entschläft und eine freundliche Erscheinung seinen Geist umgaukelt. Sie selber, die Geliebte, neigt sich über ihn, so däucht ihm, und reicht ihm eine Rose, deren duftende Blätter auf ihn herabfallen. Da fährt er vor freudigem Schreck auf; aber nicht Rosenblätter, nur eisige Schneeflocken rieseln herab, und schaudernd durchbebt die Kälte seinen ganzen Körper. Zuletzt aber findet er doch Gewährung; sie windet ihm einen Kranz, um ihn damit zu schmücken.

Noch reichlicher als die Lyrik hat wieder das Drama das Motiv des Traumes ausgebeutet, theils um die Handlung zu beleben, theils um die Charakteristik zu vervollständigen. Gerade die berühmtesten Dramatiker haben darin am glänzendsten ihre Kunst entfaltet. Schon Aeschylos hat in einer herrlichen Stelle am Anfange seiner Persertragödie die höchste Spannung durch einen Traum erregt. Noch ist keine Kunde von der furchtbaren Niederlage des Xerxes in die Heimath gedrungen. Da eilt der Traum den Boten voran, das Entsetzliche meldend. Atossa, die Mutter des Königs, tritt zu dem greisen Chore heraus und

erzählt, welch' bange Ahnungen in der Nacht ihre Seele erfüllt haben. Sie ſah den Xerxes auf einem Streitwagen und davor unter dem Joche zwei hohe Frauengeſtalten, die eine in griechiſcher, die andere in perſiſcher Kleidung. Aber die Griechin wendet ſich zornig um, zerbricht den Wagenrand und reißt den König hinab in den Staub. Kaum ſind die Worte der Atoſſa verhallt, da dringt lauter Wehruf des Volkes zu den Ohren der Greiſe und verkündet die ungeheure That.

Erkennen wir in dieſer Darſtellung noch mehr die vordeutende Weiſe des Epos wieder, ſo werden in anderen Fällen echt dramatiſch durch den Traum die Quellen und Motive der Handlungen enthüllt und die geheimſten Regungen des Gemüthes offenbart, wodurch das Bild eines Charakters erſt vollſtändig wird. Wallenſteins Verhalten gegen Octavio erklärt ſich nur durch den Traum, den er in der Nacht vor der Lützener Schlacht hatte. Er ſah ſich in das Getümmel ſelbſt hineingeführt, in das wildeſte Gedränge, wo ihm ſogar das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde. Da tritt im Morgengrauen Octavio zu ihm heran und warnt ihn, er ſolle nicht den Schimmel reiten, weil die helle Farbe des Thieres ihm Gefahr bringen könne. Nur durch dieſe wohlberechtigte Warnung begründet Wallenſtein ſein blindes Vertrauen zu dem liſtigen Italiener, der ſeinen Sturz herbeiführt.

Als Motiv der letzten Spannung hat dann Schiller im Wallenſtein den Traum der Gräfin Terzky benutzt. Wallenſtein, in Eger angelangt, gewinnt gerade jetzt, wo ihn Alle verlaſſen, ſeine ganze ungebeugte Geiſteskraft wieder. Wenig kümmert jetzt den ſonſt ſo abergläubiſchen Feldherrn die Warnung der Gräfin, welche ſie durch ihren Traum begründet. Sie ſah ihn in einem langen, dunkeln Gange dahinſchreiten,[52] eilig, ſo daß ſie keuchend ihm kaum folgen kann. Plötzlich ſich umwendend, berührt er ſie mit kalter Hand, und zuletzt ſchien es ihr, als

ob sich über ihnen beiden eine rothe Decke ausbreite. Es war der rothe Teppich gemeint, in dem die Leiche Wallensteins hinausgeschafft wurde.

Wie wir hier einen Blick thun in die Seele des Helden vor der Entscheidung, so enthüllt uns Weislingens Traum im Götz von Berlichingen die Seelenstimmung nach der That, nach einer That, die er wohl gern ungeschehen machte. Den Verräther ereilt der Verrath mit sicher treffendem, vergiftetem Pfeile. Die furchtbare Wahrheit, die er wachend sich nicht zu gestehen wagt, hält ihm mit unerbittlicher Strenge die Gestalten vor, welche er in ruhelosem Schlafe heraufsteigen sieht. Sie sagen ihm, daß er seine Ehre verloren habe und vor sich selber verächtlich erscheinen müsse, wie geachtet er auch vor der Welt dastehe. Selten ist es wohl einem Dichter gelungen, die Qual des bösen Gewissens so ergreifend zu schildern, als es hier geschieht. Aber eben deshalb, weil Weislingen sich so verzehrt und martert in bitterer Reue, wendet sich unser Mitleid dem Treulosen wieder zu.

Mit Weislingens Traum darf man wohl vergleichen den Traum der Klytämnestra in der Elektra des Sophokles. Auch er schildert die Qual des bösen Gewissens, ist aber noch viel kunstvoller gestaltet. An dem Rachetage, der den Orestes nach Mykene zurückführt, sendet die Königin ihre Tochter Chrysothemis zum Grabe des durch ihren Verrath erschlagenen Gemahls; sie soll eine Grabesspende ausgießen, um die zürnenden Manen zu besänftigen. Er, Agamemnon, hatte sich schon der treulosen Gattin durch ein nächtliches Schreckbild angekündigt. Sein Schatten, so meinte sie zu sehen, stieg aus dem Grabe herauf zu den Seinen. An dem Herde, den sie durch sein Blut entweiht hatte, stößt er sein Scepter, das jetzt Aegisth trägt, in die Erde. Da sprießt es und grünt es durch ein Wunder; immer weiter breiten sich die Zweige aus, bis zuletzt ganz Mykene in dem

Schatten des Rieſenbaumes weilen kann. Das Schuldbewußtſein und die Reue hatte ſolche Schreckensbilder vor dem Auge der Königin erſtehen laſſen, und ſo entſchleiert ſie uns die innerſte Tiefe ihrer Seele. Aber zugleich ſoll ihr eine Ahnung des eigenen Todes werden, der nun ſo nahe bevorſtand. Endlich weiſt dies Traumbild auch noch auf eine ferne, glückliche Zukunft hinaus, in der Oreſtes, der lange von den Rachegöttinnen verfolgte Muttermörder, endlich entſühnt in ſein väterliches Reich zurückkehrt und es in Frieden regiert. Wir erkennen hier die Größe des Dichters darin, daß er die verſchiedenartigſten Motive in ſo kunſtvoller Weiſe miteinander verſchlungen hat.[53]

Eine ganz eigenartige Stellung unter allen ähnlichen Erfindungen der Dichter nehmen die Traumerſcheinungen in Shakeſpeares Richard dem Dritten und in Goethes Egmond ein. In beiden Fällen iſt der Traum gewiſſermaßen ſelbſt in Scene geſetzt, ſo daß der Zuſchauer als eigene dramatiſche Handlung das vor ſich abſpielen ſieht, was den Geiſt des ſchlafenden Helden erfüllt. Angebahnt war allerdings dieſe äußerſt kühne Geſtaltung des Traummotivs ſchon von Euripides in ſeiner Hekuba (V. 60 u. 696 ff.). Im Morgengrauen jenes Tages, an dem die unglückliche Königin auch ihre Tochter Polyxena den Griechen hingeben mußte zur Opferung an Achilleus Grabe, erſcheint der blutige Schatten ihres jüngſten Lieblings Polydoros vor den Augen der ſchaudernden Zuſchauer. „Nach Thracien," ſo kündet er im Prolog, „ſandte mich mein Vater zu ſeinem Gaſtfreunde Polymeſtor aus dem belagerten Troja, damit er mich behüten ſolle mit vielen Schätzen. Aber der Verräter hat mich gemordet aus Habgier, als meine Vaterſtadt fiel. Bald wird mein Leichnam, den er ins Meer ſchleuderte, hier ans Ufer geſpült ſein; er möchte zur Erde beſtattet werden, damit der ruheloſe Geiſt in den Hades niederfahren kann. Weh mir, ich höre der Mutter Schritte; fort, daß ſie nicht meine Todes-

wunde ſchaue." Aber obwohl der Schatten vor der aus dem Zelte heraustretenden Hekuba ausweicht und verſchwindet, war er ihr unheilkündend ſchon in der Nacht erſchienen. Sie hatte im Traum einen Hirſch geſehen, zerfleiſcht von dem blutigen Zahn eines Wolfes, wie er von ihrem Schoße hinweggeriſſen wurde. Und gleich, von furchtbarer Ahnung erſchüttert, ruft ſie aus: „O ihr Götter, rettet meinen Sohn." Was ſich ihr alſo im allegoriſchen Traume ankündet, das ſieht der Zuſchauer als Wirklichkeit vollendet vor ſich ſtehen, wenige Augenblicke bevor die bejammernswerthe Mutter ihr Nachtgeſicht erzählt. Allerdings zeigt ſich ihr in dunklem Bilde, was dem Zuſchauer unverhüllt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit entgegentritt.

Eine größere Uebereinſtimmung der dramatiſirten Traumhandlung und des nachher erzählten Traumes finden wir in den beiden oben genannten Fällen. Bei Shakeſpeare werden wir hingeführt auf die Gefilde von Bosworth, auf welchen noch die Nacht lagert, bevor die Entſcheidungsſchlacht geſchlagen wurde. Da ſteigen die Geiſter aller Derer aus der Erde herauf, die der blutdürſtige Tyrann gemordet hatte. Hingewendet zu dem Zelte Richards rufen ſie furchtbar drohend: „Verzweifle und ſtirb." Jäh auffahrend, noch ganz verwirrten Geiſtes, muß er zugeſtehen, daß ein Traum mehr Schrecken in ſeine Seele geworfen habe, als zehntauſend Krieger. Dagegen umſpielen die im Nebel wogenden Geſtalten mit heiteren Bildern die Seele des ruhig ſchlummernden Richmond und ermuntern ihn zum Kampf mit den Worten: „Erwache zum Sieg." Ganz ähnlich iſt von Goethe die Traumerſcheinung behandelt, welche Egmond ſieht, bevor er am letzten Morgen aus dem Gefängniſſe zum Richtplatz hinausgeführt wird. Die beiden ſüßeſten Freuden ſeines Lebens ſind in dieſer Geſtalt, die der Zuſchauer mit eigenem Auge ſieht, vereinigt. Die göttliche Freiheit, von der Geliebten borgt ſie die Geſtalt. Zuerſt ſind ihre Züge wohl traurig; aber bald

werden sie heller und verklärter, und zuletzt drückt sie einen Lorbeerkranz dem Schlummernden auf die Stirne. Man hat diese Erfindung Goethes vielfach getadelt; und man muß zugeben, daß sie etwas phantastisch ist. Aber doch schien sie mir immer eine kühne dichterische That zu sein, in der man die Nachahmung Shakespeares nicht verkennen kann. Diese Erscheinung, die dramatisch von großer Wirkung ist, weist symbolisch in die Zukunft hinaus und erinnert uns daran, daß aus dem Blute des unglücklichen Helden seinem Volke die Freiheit erblühte.

Auf einen Einwand soll noch geantwortet werden, der vielleicht hier oder dort erhoben werden könnte. Mancher lächelt wohl über diesen Gegenstand, der hier behandelt ist. Es erscheint ihm seltsam und zwecklos, bei Traumerscheinungen, solchen „Kindern eines müß'gen Hirns", so lange zu verweilen. Es wird vielleicht gar bestritten, daß das Traumleben überhaupt von einem vernünftigen Menschen in den Bereich der Forschung gezogen werden könne. Dabei braucht man sich nicht zu berufen auf die berühmtesten Philosophen, welche von Aristoteles bis Hegel diesem Gegenstande die größte Aufmerksamkeit schenkten. Auch ist es nicht nöthig, zu erwidern, daß das Geistesleben des Tages mit seinen feinsten Wurzeln hinabreicht in das Halbdunkel der Bewußtlosigkeit. Das aber soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß diejenigen Geschichtsschreiber einseitig sind, welche ein vollständiges Zeitbild zu entwerfen meinen, wenn sie nur von den großen Erfindungen, von dem Fortschritte des menschlichen Geistes erzählen. Sie liefern ein Gemälde, in welchem helles Sonnenlicht vorherrscht, ohne daß der nöthige Schatten hinzugefügt wäre. Oft lernen wir sogar die Anschauungen eines Volkes am besten aus seinem Aberglauben kennen. Denn auch die Nachtseite der Weltgeschichte, wohin aller Aberglaube, auch der des Traumes gehört, ist Wirklichkeit.

Anmerkungen.

[1] Bartſch Nr. 188. Heimkehr V. 1.

[2] E. v. Hartmann, Moderne Probleme. Leipzig 1886. S. 195 ff.

[3] Spitta, Die Schlaf- und Traumzuſtände der menſchlichen Seele. 2. Aufl. Tübingen 1882. S. 126 ff.

[4] Goethe, Aus meinem Leben. 11. Buch, bei Cotta S. 368.

[5] Medidat. philos. I.

[6] Spitta, a. a. O. S. 288.

[7] Kant, Anthropologie § 35.

[8] Alle ähnlichen Beiſpiele hat geſammelt Scherner, Das Leben des Traumes. Berlin 1861, S. 281 ff.

[9] Jean Paul, Muſeum S. 178/9.

[10] Spitta a. a. O. S. 371 ff.

[11] Ariſtoteles, *περὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντικῆς* cp. 1. Bekker, pg. 462b: *περὶ δὲ τῆς ἐν τοῖς ὕπνοις γενομένης μαντικῆς . . . οὔτε καταφρονῆσαι ῥᾴδιον οὔτε πεισθῆναι.* Vgl. Cicero div. I, 4, Acad. II, 33, 107.

[12] Homer, Odyſſ. XXIV, 12 ff.

[13] Metamorph. XI, 635 und 640.

[14] Odyſſ. XIX, 562.

[15] IX, 39.

[16] Aeſchyl., Prom. 486.

[17] Ariſtophanes, Weſpen 52.

[18] Horat., Sat. I, 10, 31.

[19] Plutarch, Cimon 18.

[20] Arrian, Anab. Al. I, 25, 7; II, 18, 1.

[21] Grimm, Deutſche Mythologie, 1835, pag. LXXXVIII, Nr. 529: „Traum in der Neujahrsnacht trifft ein." Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen und Märchen, Leipzig 1848, Nr. 351: „Was einem in einem Hauſe träumt, in dem man zum erſten Male ſchläft, das trifft ein." Vgl. Simrock, Deutſche Mythologie, Bonn 1878, S. 533.

[22] Meſſias Geſ. III.

[23] Somniorum synesiorum omnis generis insomnia explicantes libri IV, Basil. 1562, 4°. Deutſch von J. J. Huggelin, Baſel 1563, 4°.

[24] Herod. III, 124.

[25] Plutarch, Caeſar 63.

[26] Scherner a. a. O. S. 353.

[27] Kant, Anthropologie § 33.

[28] E. R. Pfaff, Das Traumleben und ſeine Deutung ꝛc., Leipzig 1868, unter dem Worte „Diamant".

[29] Ein Anonymus, deſſen Verſe Cardanus S. 156 ff. giebt, hat folgende Deutung: fons limpidus mentem serenam denotat. Aehnlich ſind die Deutungen des Aſtrampſychos und Nikephoros bei Pfaff.

[30] Aſtrampſychos und Nikephoros bei Pfaff unter „Perlen". Aehnlich deutet Cardanus den Traum, der uns das hervorquellende Harz der Bäume d. h. ihre Thränen zeigte, auf Kummer. S. 64, lacrimae arborum: planctus. Pfaff unter „Rebe".

[31] J. Grimm, Latein. Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts. Göttingen 1838. S. 24 u. 49.

[32] Cardanus S. 59 noctua: mortem. Bei Cardanus, Baſel 1563, S. 411 ff. findet ſich auch der gleich angeführte Anonymus.

[33] Cardanus S. 69 serpentes ... thesauros, quia custos eorum creditur. Oculi draconis .. preciosae res, nam in capite gemmam habet; etiam caput bufonis.

[34] Kuhn und Schwartz a. a. O. S. 463, Nr. 474: „Hellbrennendes Feuer, im Traume geſehen, bedeutet Glück." Vgl. Cardanus S. 65.

[35] Schleiden, Die Roſe. Leipzig 1873. S. 18, 89 u. 97. Artemidor S. 16 u. 88. Auch ein Symbol der Verſchwiegenheit ſcheint ſie ſchon bei den Perſern und Aegyptern geweſen zu ſein Vgl. Pfaff S. 162. Döring, Die Königin der Blumen. Elberfeld 1835. S. 643 ff.

[36] Kuhn und Schwartz a. a. O. Nr. 471. „Träumt einem, daß man einen Backzahn verliere, ſo ſtirbt bald einer aus der Familie." Cardanus S. 86 denti cadentes: aegris salutem; si omnes exciderint, mortem. Vgl. Artemidor S. 41.

[37] Ibn Sirin bei Pfaff unter Aſtrologie. Astrampsychos: *Ἄστρα βλέπειν κάλλιστον ἀνθρώποις ἔχειν*, Pfaff S. 126. Artemidor II, 36. Cardanus S. 47: Stellae lucidiores splendidiorem fortunam ... Stellae sub tecto mortem domini aut domus desolationem. Firmenich, Germaniens Völkerſtimmen Bd. I. Vgl. das isländiſche Traumlied (bei Roſa Warrens S. 162, Nr. XII), wo die zwei Sternlein, die auf dem Buſen ſaßen, die Königstochter bedeuten.

[38] Die lateiniſchen Verſe bei Cardanus S. 157:

Si somnians ridebis angor te premet:
Sed si fleas, repleberis tunc gaudiis.

Vgl. Radeſtock, Schlaf und Traum. Leipzig 1879. S. 801 Anm.

[39] Cardanus S. 47: Funus tuum celebrari magnum honorem significat. S. 141 nuptias celebrari: mortis signum. S. 101 interfici: ab omnibus curis liberari.

[40] Cardanus S. 20 u. S. 127 coronae ex purpureis violis: mortem.

[41] Pfaff unter Baum. Artemidor S. 138. Anders Cardanus S. 62 cupressus: formosam mulierem.

[42] Cardanus S. 155 exuri: ambitione oppleri, coli pro divo, extolli ad sidera.

[43] Artemidor S. 33.

[44] Pfaff unter Abmagerung.

[45] Cardanus S. 120 Somniorum interpretatio: vel vanam operam vel magna negocia vel pericula juxta vulgi opinionem.

[46] Kuhn und Schwartz a. a. O. S. 463, Nr. 473: „Von Fischen träumen bedeutet Geld." J. Grimm, Deutsche Mythol. S. XLVII, Nr. 16 (14. Jahrh.) und Nr. 729: „item so ainen von taten vischen trawmt, sol ains sterben aus demselben haus." Cardanus S. 72: pisces edere: morbos ... pisces aurei coloris dolores ac tristitiam nuntiant. Artemidor S. 81 cp. 70. Die Deutung der Araber bei Pfaff S. 151.

[47] Artemidor I 70. Cardanus S. 114, Carnes suillae bonae sunt; nam in usu maximo. Pfaff unter „Schwein". Simrock, Mythol., S. 533.

[48] Virgil, Aeneis IV, 554 ff.

[49] Odyssee XIX, 560.

[50] In ähnlicher Weise ist dies Motiv verwendet in meiner Dichtung „Colombo", Leipzig (1892).

[51] Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Stuttgart und Tübingen 1844. Nr. 27 und 28.

[52] Vergl. Cardanus, S. 43: loca obscura et tenebrosa mala omnibus, nisi his qui latere omnino volunt.

[53] Sophokles, Electra 417 ff. Inhaltlich nahe steht der Traum des Astyages von dem Baume, der Asien überschattet; es war Cyrus gemeint. Herodot I, 108. Aehnlich ist auch Nebukadnezars Traum. Er sah auf dem Felde einen zum Himmel reichenden Baum, in dessen Schatten die Thiere ruhen und sich nähren. Zuletzt aber wird derselbe auf Geheiß des heiligen Wächters abgehauen, so daß nur der Stumpf bleibt. Daniel 4.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien
gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Furella.

Mit dem Bildniß Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet Mk. 16.—, gebunden Mk. 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medicin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant. (Hamburger Fremdenblatt. 1893. Nr. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. Nr. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlußfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muß den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues großes Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne daß man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbständig wird verwerthen können, ohne die Schlußfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile des Werks rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, daß wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen." Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesundere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. (Deutscher Reichsanzeiger. 1893. Nr. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmäßig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. Nr. 5 u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Traum und Traumdeutung.

Von

Dr. P. Graffunder
in Fürſtenwalde (Spree).

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 173 a (2

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 198—216 umfassend.)

Heft 198.

Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung.

Von

Moritz Steinschneider

in Berlin.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Traum und Traumdeutung.

Von

Dr. P. Graffunder
in Fürſtenwalde (Spree).

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfaſſend.)

Heft 198.

Ueber Bildung und den Einfluß des Reiſens auf die Bildung.

Von

Moritz Steinſchneider

in Berlin.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung

1894.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelinsstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Seeligs Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen.

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 26. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs	„	1.20
Ostholstein, Führer. 9. Auflage, geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
dto. Touristenkarte	„	—.80
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 5. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 6. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 6. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 2. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 3. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie **genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes** sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann." (Hamburg. Correspondent.)

Ueber Bildung

und den Einfluß des Reisens auf die Bildung.

Zwei Vorträge
(im Verein junger Kaufleute).

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Indem ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitte für einige Betrachtungen über Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung, lade ich Sie gewissermaßen zu einer Reise in das Gebiet der Gedanken ein und erbiete mich zum Cicerone dieses kleinen Ausfluges. Allein der italienische Fremdenführer hat den Namen „Cicerone" erhalten, weil er nicht bloß seine Gesellschaft an die merkwürdigen Stellen führt, ihnen das Sehenswürdige zeigt, sondern auch nicht wenig Werth auf seine eigene ciceronische Beredsamkeit legt, die mitunter das Ohr des Reisenden auf Kosten des Auges in Anspruch nimmt, indem er sich selbst für keine geringere Merkwürdigkeit hält, als alles, was er zu zeigen hat. Ich fühle mich aber um so mehr veranlaßt, diesen Vergleich abzulehnen, als ich heute zum ersten Male die Ehre habe, diese Stelle zu betreten, in der Absicht, Ihre Gedanken zu leiten und zu lenken, aber nicht auf Worte, sondern auf Begriffe und Sachen. Ja, ich würde an meiner Stelle zufrieden sein mit dem bescheidenen Lose des stummen Wegweisers, mit welchem man die Sittenprediger zu vergleichen pflegt, die den rechten Weg zeigen, jedoch selbst nicht gehen; denn das Gebiet der Gedanken ist ein großes und weites; aber es genügt oft ein Fingerzeig, um weite Umwege zu ersparen, oder gar vermeinte Ziele hinter sich zu sehen.

Es kommt auch hier das Meiste darauf an, daß man von der richtigen Stelle ausgehe und immer das Ziel vor Augen

behalte. Hingegen ist es rathsam, die ersten Schritte zu einem längeren Wege recht bedächtig zu thun, ein richtiger Anfang ist der halbe Weg. Darum erbitte ich mir Ihre nachsichtige Geduld, wenn ich bei der sprachlichen und sachlichen Entwickelung der Begriffe, welche mit Bildung verbunden sind, etwas länger verweile. Gewissen Wörtern ergeht es ähnlich wie gewissen klassischen Werken: es giebt Schriften, wie Klopstocks Messiade, die Jeder rühmt, aber Niemand liest. So giebt es gewisse Wörter, die Jeder in Gebrauch nimmt, aber Wenige verstehen, was sie bedeuten. Bei dem Worte Bildung ist das aus mehreren Gründen begreiflich und daher verzeihlich; denn erstens ist dieser Begriff ein moderner, zweitens bezeichnet Bildung in dem Sinne, um den es sich uns vorzugsweise handelt, eine nationale Eigenthümlichkeit, und solche Eigenthümlichkeiten werden erst recht begriffen, wenn die Kulturperiode vorüber ist, in welcher sie geprägt worden und gegolten haben. Das Wort Bildung ist seinem Ursprunge nach ein echt deutsches, seinem Gebrauche nach ein modernes Wort, und schon daraus geht hervor, daß es nicht eine alte oder fremde Sache bezeichnet, sondern ein Erforderniß unserer Zeit, etwas, was mit unserer ganzen Anschauungs- und Denkweise innig zusammenhängt.

Bildung ist aber auch so vieldeutig und wird auf so verschiedene Gegenstände angewendet, daß man bei der Uebersetzung dieses Wortes in eine fremde Sprache mitunter in Verlegenheit kommt. Man spricht z. B. von der Bildung einer Gesellschaft, eines Komitees, eines Vorstandes, eines Kollegiums, einer Kammer, von der Bildung einer Partei, nicht in dem Sinne, als ob man damit diesen Gesamtheiten eine Eigenschaft beilegen wollte; man will z. B. nicht sagen, daß durch die Bildung einer Partei auch stets eine gebildete Partei zu stande komme, sondern Bildung heißt hier einfach nichts weiter als Zusammensetzung, wie wir überhaupt sagen: Die Theile

bilden das Ganze; die Bildung ist hier zunächst die Zusammensetzung, die Verbindung zu einem Ganzen, die „Konstruktion". — In diesem Sinne läßt das Wort keine Steigerung zu; ein Ganzes wird darum nicht ein gebildeteres, weil es aus mehreren oder besseren Theilen besteht, oder auch künstlicher gebildet ist. Die Art und Weise, in welcher sich die Theile zu einem Ganzen verbinden, ist eine verschiedene, ebenso die Regeln und Maßregeln, die Bestimmungen und Gesetze, mit einem Worte, die Form, durch welche die Theile ein Ganzes formiren, so daß eben das, was früher nur ein Einzelnes und Abgesondertes war, sich jetzt nur als Bestandtheil einer Gesamtheit zeigt. Aber ohne Gesetz und Regel, d. h. ohne etwas Gleichmäßiges an den Theilen, werden sie niemals ein Ganzes; sondern jedes bleibt ein Einzelnes für sich, seine Stellung und Lage dem Andern gegenüber ist gleichgültig, weil sie in keiner Beziehung zu einander stehen, und je mehr Individuen sich so zusammenhäufen, ohne ein inneres Band, ohne Organ und Organismus, desto weniger kann man von einer Form und Formirung sprechen, wie wenn ein Kind mit dem Griffel Striche zeichnet ohne Sinne und Zweck, oder wenn Sand, Staub oder dergleichen sich anhäuft ohne Form und Figur, also ohne ein Bild.

So führt uns der Begriff des Bildens zu der sprachlichen Ableitung von dem Worte Bild, und es ergiebt sich hier ein schlagendes Beispiel, wie insbesondere in unserer tiefen und sinnigen deutschen Sprache die Wortbildung ein treuer Spiegel unseres Gedankenganges ist, und daß es sich wohl verlohne, auch kleine Ausflüge in das Gebiet der Wortforschung zu machen, — ein Land, das freilich dem Einen zu trocken, dem Andern zu abenteuerlich, den Meisten aber ein fremdes ist. Und doch kann man in diesem fremden Lande die eigene Sprache am besten lernen. Das Wort Bild nämlich selbst ist erst nach langem Gebrauch zu seiner gegenwärtigen Bedeutung gelangt,

in der es hauptsächlich die Aehnlichkeit bezeichnet, und vorzugsweise von Gemälden und Abbildungen auf Flächen gebraucht wird. Es erging dem Begriffe des Bildes wie den Menschen und Dingen selbst, die man abbildet, sie sind durch allzuausgedehnte Anwendung vom Erhabenen auf das Flache heruntergekommen.

Das Wort Bild selbst, obwohl schon im Gothischen (Bilida, Pilitha) vorkommend, ist jedenfalls ein abgeleitetes Wort, von einer Wurzel bil, welche stellen, zusammenstellen, bauen, konstruiren u. dergl. bedeutet; Bild ist also ursprünglich dasselbe wie Gestalt, d. h. Zusammengestelltes, und erinnert auch an das englische „build", bauen. Das erste Bild war nicht eine Zeichnung, ein Gemälde, ein Abriß oder Umriß, d. h. die leere Form, die Grundlinien, die man von einem wirklichen Körper gewissermaßen abreißt, sondern ein Bild bedeutete, zuerst ein gebautes, zusammengestelltes, körperliches oder plastisches Bild, denn plastisch heißt eben nur aus einem Stoffe geformt. Die plastischen, zu deutsch bildenden Künste, Bildhauerei und Baukunst, sind älter als die zeichnenden Künste, wie unter diesen wieder die Malerei, die Farbenzeichnung älter als die eigentliche Zeichenkunst, die zuletzt anstatt des Dinges selbst mit Körper, Licht und Farbe uns den abgerissenen Schatten, den Schattenriß bietet. Gerade so ist die Schrift von der Abbildung der Dinge selbst, die wir in den Hieroglyphen finden, zu der Bezeichnung der Laute durch allgemeine Zeichen oder Buchstaben fortgeschritten.

Es entwickelt sich nämlich alles Geistige im Menschen vom Besonderen zum Allgemeinen, oder vom Konkreten zum Abstrakten. Es ist der angemessene Weg der Kunst, daß sie erstlich die Natur in jeder Weise nachahme, also Körper durch Körper darstelle, den Menschen durch eine Bildsäule. Auch im Dienste der heidnischen Religionen finden wir denselben Entwickelungsgang;

der erste künstliche Gegenstand der Anbetung, der erste Stellvertreter der Gottheit, ist ein natürliches Ding selbst, ein gewaltiges Thier, ein riesiger Baum, ein reißender Strom; dann ein Fetisch, d. h. ein lebloses Ding, ein Klotz (portugiesisch fetisso), von Stein und Holz. Später tritt eine rohe Abbildung jener Wesen an die Stelle und zwar in den größten Maßstäben, wie die ägyptischen Sphynxe und die indischen Ungeheuer, welche, aus ganzen Felsen gehauen, nichts Geringeres sind als große Tempel und Grabgewölbe. Denn wie unförmlich, ungeschickt und fratzenhaft erscheinen uns die ägyptischen Zeichnungen, selbst der ägyptischen Plastik gegenüber! Ein Beweis, wie schwer es der Kunst wird, des Stoffes und Materials der Plastik zu entbehren und mit bloßen Farben und Linien ein Bild der Wirklichkeit zu bieten. Welches Aufwandes von Geist hat es nicht bedurft, um durch die Regeln der Perspektive der Zeichnung den Schein der Wirklichkeit zu verleihen, und es wäre dies überhaupt unmöglich gewesen, wenn nicht schon die Natur in unserm Auge wie in jedem natürlichen Spiegel die Körper in flache Bilder verwandelte, die wir erst durch unseren Verstand wieder als Körper erkennen, so daß die zeichnende Kunst des Menschen nur eine schwache Nachahmung der abspiegelnden Natur ist. Und ist nicht in unserer Zeit die herrliche Erfindung der Stereoskopie mit Recht gefeiert worden, welche unsere Zeichnungen wieder in plastische Bilder verwandelt?

Aber die bildende Kunst verliert allen Werth, wenn sie in der bloßen Nachahmung, in der Treue allein ihre Aufgabe sucht. Auch die Natur hat uns ein dem Menschen sehr ähnliches Wesen hingestellt, in welchem der Nachahmungstrieb in seiner blinden Thätigkeit das Höchste leistet, den Affen, der aber nicht ein Bild, sondern eine Fratze des Menschen ist. Der blind nachahmende Mensch ist ein Affe des Affen! Der Künstler, dessen Bilder nur äußere Formen mit ängstlicher

Treue wiedergeben, ist in das Wesen der Natur nicht eingedrungen; er ist an der Oberfläche stehen geblieben, und seine Bilder sind oberflächlich, trivial, höchstens künstlich, aber nicht kunstvoll, nicht ideal. So muß es wohl einen tiefen Gedanken in der geheimnißvollen Werkstätte der Natur geben, welchen ihr abzulauschen die Aufgabe des schaffenden und bildenden Menschen ist. Durch die Darstellung dieses Gedankens wird der geschaffene Geist zum schöpferischen, und zieht sich durch Natur und Kunst ein geistiges Band.

Lassen Sie uns zuerst die Bildung in der Natur genau beobachten und verfolgen, und dann zusehen, wie weit die Bildung des menschlichen Geistes ihr ähnlich oder unähnlich ist. Wir finden in der Natur verschiedene Stufen der Bildung, die wir auch in der Sprache unterscheiden. Wir sagen z. B., es bildet sich etwas irgendwo, z. B. der Rost an einem Messer, ein Geschwür an einem Beine; d. h. es entsteht überhaupt Etwas an einem Andern, ohne daß die besondere Art der Entstehung berücksichtigt wird. Ja, es liegt in dieser Redensart der Gedanke, daß der Rost nicht zum Messer, das Geschwür nicht zum Beine gehört. In diesem ganz allgemeinen Sinne wenden wir jedoch das Hauptwort Bildung nicht an; wir sprechen nicht von der Bildung des Rauches im Ofen u. dergl., weil die Endform ung schon an sich einen abstrakten Sinn giebt, und daher viel mehr in der Wissenschaft als im Leben angewendet wird. Wir sprechen z. B. nicht von Gehung und Stehung, Gebung, wohl aber von Entstehung, Vergehung und Vergebung. So würden wir auch wohl von der Ausbildung des Rostes am Messer sprechen, weil hier nicht mehr das bloße Werden, sondern die weitere Entwickelung oder die Verbreitung gemeint ist.

So ist es in der Natur, — wie nun im Geiste? Kann man sagen, daß etwas in uns oder an uns sich bilde, d. h. entstehe,

was nicht unſerm Geiſte ſelbſt angehört und als Fremdes hinzugekommen? Gewiß nicht! Denn was im Geiſte vorgeht, muß ſeinen Quell und Urſprung im Geiſte ſelber haben und kann nur aus dem Geiſte hervorgehen. In dem Geiſte giebt es keine andere Bildung als ſeine eigene, — keine Bildung, die nicht zugleich Ausbildung iſt — und davon iſt auch die Einbildung nicht ausgenommen! Der eingebildete Menſch iſt nur ein Menſch von ſo ausgebildeter Phantaſie oder Einbildungskraft, daß er ein Bild von ſich ſelbſt aus den Vorzügen Anderer komponirt, und ſeine Künſtlerſchaft geht ſoweit, daß er ſich ſelbſt täuſchend darſtellt. — In der Ausbildung oder Fortbildung gehen aber Natur und Geiſt ziemlich gleichen Schrittes, weil die Natur ohne Geiſt und Gedanke gar nicht gedacht werden kann. Es iſt dieſe Betrachtung eine ſo weſentliche, daß wir bei ihr ein wenig verweilen müſſen. Aller Fortſchritt der Natur beſteht in einem Kreislaufe. Das ſcheinbar Einfache verwandelt ſich in ein Mannigfaltiges und erzeugt ſchließlich ſich ſelbſt wieder als Einfaches. Der Samen wird zum Strauch oder Baum mit Rinde, Blatt, Blüthe, Frucht und — wieder Samen. Der Samen enthält einen Keim, d. h. ein Einfaches, welches die Fähigkeit hat, ſich zu vervielfältigen, wenn äußere Elemente, wie Erde, Waſſer, Luft, die Keime nähren. Die Nahrung der Pflanzen und Thiere geht aber erſt dann in das genährte Weſen über oder „aſſimilirt“ ſich demſelben, wenn der Nahrungsſtoff alle ſeine eigenen Eigenſchaften und Unterſchiede aufgegeben hat, oder „indifferent“ geworden iſt; wie z. B. der ſogenannte humus, die indifferente Erde, für die Pflanzen. Was ſeine eigene Beſchaffenheit nicht aufgeben kann, iſt unverdaulich, bleibt als fremder ſchädlicher Körper oder entfernt ſich wieder als Excrement aus dem Organismus. Der aſſimilirte Nahrungſtoff, die eigentliche Nahrung, dehnt den Organismus aus; aber mit dieſer Ausdehnung tritt zugleich eine Entwickelung neuer Theile

und Unterſchiede ein, der Samen iſt ein Korn, der Baum hat Rinde und Baſt, Blatt und Blüthe. Sind dieſe Unterſchiede eine Wirkung der verſchiedenen Nahrung, oder liegen ſie ſchon eingehüllt in dem Keime? Warum entwickeln ſich Organismen bei einfacher Nahrung? Solche Fragen drängen ſich uns auf, wenn wir die Natur in ihren Bildungen belauſchen. Aber dieſe zu beantworten, iſt jetzt unſere Aufgabe nicht. Der Samen bringt wieder Samen, und das Individuum macht früher oder ſpäter den Nachkommen Platz; aber die Art oder Gattung iſt ewig. In der Natur ſchlägt nichts aus ſeiner Art. Ein Kirſchkern treibt nur einen Kirſchbaum. So iſt auch hier im Wechſel des Zufalls, der die Einzelnen ſo oder ſo geſtaltet, doch ein weſentlicher Grundzug, der die Idee vorſtellt, welche die Gattungen bildet, und dieſe ewige Idee in dem Einzelnen darzuſtellen, iſt die Aufgabe der Kunſt. — So iſt's in der Natur.

Auch die Ausbildung und Entwickelung des menſchlichen Geiſtes bedarf einer äußeren Nahrung, der ſinnlichen Vorſtellung, der Mittheilung Anderer; aber ohne eigenen Keim, der fähig genug iſt, die fremde Nahrung zu aſſimiliren, wäre geiſtige Bildung unmöglich. Wer geiſtige Nahrung erhält, die er nicht verdauen, d. h. in ſeine eigenen Begriffe verwandeln kann, der wird in der That ſich nur mit geiſtigen Exkrementen belaſten, die den fremden Urſprung verrathen. So z. B. ergehen ſich ungebildete Menſchen am liebſten in Sentenzen aus einer Sprache, die ſie nicht verſtehen, und citiren am liebſten Stellen aus Büchern, die ſie nie geleſen haben. Was den Geiſt wahrhaft ausbildet und entwickelt, muß die Mannigfaltigkeit unſerer Vorſtellungen vermehren, aber ſie müſſen zuſammen ein Ganzes bilden, ja, ſie müſſen den Keim oder Samen zu weiterer Entwickelung enthalten, ſie müſſen in uns wieder ein Einfaches werden, denn begreifen und verſtehen iſt eigentlich nichts

anderes, als in dem Mannigfaltigen das Einfache herausfinden. Die Bildung des Menschen ist also nicht zu messen nach dem, was er aufgenommen hat, sondern nach der vergrößerten Fähigkeit, noch mehr aufzunehmen, nach dem Sinne für Fortbildung. Daher kann selbst Wissen und Gelehrsamkeit der Bildung nachtheilig werden, wenn sie dem Geiste eingepfropft und eingestopft werden, gerade den Trieb nach weiterer Ausbildung hemmen, anstatt neuen Samen auszustreuen, wie es die wahre Wissenschaft stets thut. Daher Sokrates es bekanntlich als das höchste Ziel der Weisheit bezeichnete, zu wissen, daß man nichts wisse, also noch viel zu lernen habe. Der Geist hat aber das voraus vor der Natur, daß seiner Bildungsfähigkeit keine Grenze gesetzt ist, daß der individuelle Geist nicht seinem Nachfolger Platz macht, sondern daß die Bildung des einzelnen Geistes auf die Gesamtheit übergeht und aus der Menschenbildung sich die Volksbildung entwickelt.

Bildung des Geistes ist demnach die Aufgabe, aus den endlosen Stoffen, welche das Leben uns zuführt, gerade soviel aufzunehmen, als wir uns anzueignen, zu unserem wirklichen Eigenthum zu machen vermögen, ohne daß die Harmonie unserer Kräfte und Fähigkeiten zerstört, das Bild unseres Geistes in ein Zerrbild verwandelt wird.

Wenn einst die Blüthe des griechischen Geistes, der weise Sokrates, von einem griechischen Komiker auf die Bühne gebracht und karrikirt wurde, so mögen Karrikaturen der Bildung in unserer Zeit nur beweisen, daß auch unserer Zeit Bildung ein so nothwendiges Bedürfniß ist, wie die Weisheit des Sokrates unter den griechischen Sophisten, so daß auch der Unverstand die Maske der Bildung annimmt oder Bildung heuchelt, wie nach der bekannten Sentenz von Larochefoucauld die Heuchelei eine Huldigung ist, welche das Laster der Tugend darbringt.

Die Bildung hat alſo ihr Maß und ihre Grenzen in der Harmonie der Theile, die wir auch in der Natur wahrnehmen, ſowie in den Fähigkeiten und Kräften der Individuen. Sie darf aber nicht nach Laune und Willkür einſeitig begrenzt werden, ſonſt wird der Geiſt ein beſchränkter oder „bornirter“; man kann gelehrt und witzig, ja ſogar geiſtreich und doch bornirt ſein; denn der Reichthum der Gedanken auf einer Seite kann durch Armuth auf der andern aufgewogen werden.

Aber auch jede Einſeitigkeit der Ausbildung iſt nicht mehr Bildung, ſondern Ueberbildung oder Verbildung. Um einige Verirrungen und Karrikaturen der Bildung kennen zu lernen, müſſen wir auf die drei Hauptrichtungen des menſchlichen Geiſtes eingehen, deren jede einen Keim zur Bildung enthält. Man bezeichnet ſie gewöhnlich durch Gemüth oder Herz, Vernunft oder Geiſt in beſonderem Sinne, und Phantaſie oder Einbildung. Ihr Ziel iſt das Gute, Wahre, Schöne, und auf jedem dieſer Gebiete ſtellen ſich dem Ideale menſchlicher Bildung Gefahren einſeitiger Verirrung entgegen, indem gerade die edelſten Triebe in uns das menſchliche Bild in ein Zerrbild verwandeln können, wie ein berühmter Maler mit einem leichten Pinſelſtrich das lachende Bild in ein weinendes verwandelte. So iſt z. B. die Sitte oder Volksſitte, alſo die allgemeine Uebereinſtimmung unſerer Lebensweiſe, die Trägerin unſerer Sittlichkeit oder Moral, welches Wort eben von mos, mores, moeurs, Sitte, herkommt. Denn indem wir der öffentlichen Meinung eine Macht über unſere Meinungen und Wünſche einräumen, ſetzen wir der Selbſtſucht und dem Eigendünkel natürliche Grenzen. Wenn wir aber auf das eigene Urtheil ganz verzichten, wenn der Gebrauch zum Alleinherrſcher ernannt wird, wenn, wie das lateiniſche Sprichwort ſagt: usus tyrannus, der Gebrauch zum Tyrannen wird, dann ſchneiden

wir der fortſchreitenden Geſamtbildung die Entwickelung ab, und die Sitte wird zum Mumiendienſt für die Geſamtheit, zum Affenthum der Mode für den Einzelnen. Die Bildung nach der Mode iſt ſchon „im Zuſchnitt“ verdorben.

Wie mit dem Guten, ſo geht es auch mit dem Wahren. Auch der Trieb nach Wiſſen hat ſeine gefährlichen Klippen, und die Verirrung entſteht dadurch, daß man über Werth und Zweck der Wahrheit keine richtige Vorſtellung hat.

Von Titus erzählt man, daß er jeden Tag für verloren erklärte, an dem er nicht etwas Gutes gethan. Es gab und giebt aber viele Menſchen, welche jeden Tag für verloren halten, an dem ſie nicht etwas Neues erfahren haben; daß das Neue auch wahr ſei, iſt gar nicht nöthig; denn wenn es falſch war, ſo hat man morgen wieder etwas Neues, nämlich die Berichtigung der heutigen Neuigkeit. Dieſes Uebermaß von Wißbegierde nennt man Neugierde; es iſt nämlich die Begierde zu erfahren, nicht aber zu wiſſen. Giebt es doch eine große Menge alter und ſehr nützlicher Wahrheiten, um die der Neuigkeitsjäger ſich nicht kümmert; es handelt ſich ihm nicht darum, die Zeit zu nützen, ſondern zu tödten, und dieſe Bildung zum Zeitvertreib iſt die Bildung aus Zeitungen und Wirthshäuſern. In der That ſoll alles wahr ſein, was wir wiſſen; wir brauchen aber nicht alles zu wiſſen, was wahr iſt.

Es giebt aber auch ernſtere und noch gefährlichere Verirrungen des Wiſſenstriebes nach entgegengeſetzten Richtungen, welche nicht bloß den Werth, ſondern auch den Endzweck des Wiſſens verkennen. Für die Einen iſt die Wiſſenſchaft, wie Schiller es nennt, eine Kuh, die ſie mit Milch verſorgt. Das ſind gewöhnlich erklärte offene Feinde allgemeiner Bildung, einſeitige Verehrer der Brot- und Fachſtudien, die den Menſchen zu allem, aber Niemand zum Menſchen bilden möchten, denen es leid thut, daß das Kind nicht gleich mit einem Zeugniß der

Reife (Maturität) auf die Welt komme, um an der Univerſität alles, nur keine rechte Bildung zu erlangen.

Ihnen entgegengeſetzt ſind die ſogenannten Univerſalgenies, die alles wiſſen, ohne etwas zu lernen, und die Vielwiſſer, die alles lernen und oft nichts wiſſen von dem, was zu wiſſen am nöthigſten iſt.

„Das Loos des Schönen auf der Erden“ iſt durchaus kein beſſeres. Wir erkennen das Gute an der allgemeinen Uebereinſtimmung, das Wahre an der Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellung mit dem Dinge, aber das Schöne wird häufig für eine Sache des Geſchmacks gehalten, und über den Geſchmack ſoll man nicht disputiren (de gustibus non est disputandum), während umgekehrt der Geſchmack ſich an dem Schönen ausbilden ſollte. So iſt es denn begreiflich, daß die Phantaſie oder Einbildung, die das Schöne hervorbringen ſoll, es oft nur in der Einbildung thut. Auf dem Gebiete des Schönen begeht man am häufigſten den Irrthum, etwas ausbilden zu wollen, wozu gar kein Keim vorhanden iſt. Wir alle ſind dazu berufen, Gutes zu üben, Wahres zu erkennen und Schönes zu empfinden, aber nur Wenige ſind auserleſen, das Schöne künſtleriſch hervorzubringen. Die Künſtlerſchaft beſteht aus zwei großen Fähigkeiten, deren eine nur ausbildungsfähig iſt, nämlich die äußere Fertigkeit oder Geſchicklichkeit, die darin beſteht, die Hinderniſſe zu überwinden, die uns der Stoff entgegenſtellt, z. B. die Kunſt, Farben zu miſchen, den Meißel zu regieren, den Bogen zu führen; dieſe Fähigkeit allein iſt ſchon Virtuoſität, nämlich von virtus, Tugend, Tauglichkeit. Aber nicht jeder Virtuoſe iſt auch ein Künſtler. Die Alten erzählen, daß einſt Jemand ſich vor Alexander dem Großen in der Kunſt producirte, Erbſen durch ein kleines Löchelchen zu werfen, ohne jemals zu fehlen; der König belohnte den Virtuoſen mit einem Sack voll Erbſen, um ſeine Kunſt nach Luſt ausüben zu

können. Die Virtuosität macht namentlich Demjenigen Vergnügen, welcher sie besitzt. Daher nennt man Privatleute, die aus Liebhaberei es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, Dilettanten, vom italienischen diletto, Vergnügen, Liebhaberei. Es ist die Liebhaberei für die Kunst sehr förderlich; der Dilettantismus ist ein Zeichen allgemeiner Bildung, aber nur so lange Dilettanten nicht ihr Privatvergnügen Anderen aufdrängen wollen. Hingegen bildet nach dem bekannten Dichterwort „ein Talent sich in der Stille" und ein Genie sich im Verborgnen aus; denn auch jeder Künstler muß sich zum Virtuosen ausbilden. Zwar sagt man bekanntlich von Raphael, er wäre auch ohne Hände ein Maler geworden, aber damit will man bloß andeuten, daß die Künstlergabe Raphaels eben nicht allein in der virtuosen Farbenmischung, Zeichnung u. s. w. liege, sondern in dem schaffenden Genius, in der inneren Begabung, die Niemand anerzogen oder angebildet werden kann, so daß sich auch Niemand zum Künstler ausbilden kann, wie man häufig, aber nicht richtig, sich ausdrückt.

Zum Schlusse eilend, muß ich eine wichtige Bemerkung sehr kurz zusammenfassen. So verschiedenartig auch die Bildung des Einzelnen und der Gesamtheit in den verschiedenen Zeiten, Gegenden und Nationen gewesen, so lassen sich doch die Unterschiede auf jene drei Hauptkategorien des Guten, Wahren und Schönen zurückführen, und obwohl denkende Männer stets das Gemeinsame und Harmonische im Menschen hervorheben, so haben doch einzelne Richtungen vorgeherrscht; das Ideal menschlicher Vollkommenheit als Ergebniß der Selbstbildung ist demnach verschieden bezeichnet worden. Dem alten und zum Theil auch noch dem neuen Morgenländer ist dieses Ideal die Weisheit, d. h. die Lebensklugheit, die aus der richtigen Erkenntniß hervorgeht, die Leidenschaften beherrscht und die Trägheit überwindet. Denn feurige Leidenschaft, dumpfes Hinbrüten und

gedankenloſer Genuß ſind natürliche Folgen des glühenden Klimas, des Wechſels zwiſchen wüſter Einöde und üppiger Natur.

Dem klaſſiſchen Alterthum, insbeſondere den Griechen, iſt dieſes Ideal die Grazie oder Anmuth, die Vollendung der inneren Formen, die ſich in der äußeren Lieblichkeit und Gefälligkeit ausdrückt. Denn alles klaſſiſche Leben drängte nach Oeffentlichkeit und Gemeinſamkeit, und der Maßſtab für den Werth des Einzelnen war ſeine Anziehungskraft in der Geſamtheit. Der modernen Zeit und namentlich dem denkenden, wiſſenſchaftlichen Deutſchen iſt das Ideal die Bildung, d. h. die aus dem Geiſte ſelber hervorgehende Geſtaltung, die als eine naturgemäße auch eine harmoniſche oder allgemeine Bildung iſt, in welcher jede Beſonderheit aufgeht. In dieſem Sinne iſt das deutſche Wort Bildung unüberſetzbar, und vergeblich bemüht man ſich, das Wort gebildet in irgend eine der modernen Sprachen zu überſetzen; es fehlt ihnen das Wort mit dem Begriff. Der Engländer z. B. kennt nur eine höhere und exkluſiv ariſtokratiſche Bildung; der gebildete Engländer iſt well bred, d. h. wohlgeboren, well educated, wohlerzogen, und ſchließlich ein gentleman, ein Zwiſchending zwiſchen einem edlen Manne und einem Edelmann; Englands große Männer werden Lords oder Herren, die nur mit ihresgleichen (Peers oder Pairs d. h. pares) ſich „paaren". Dem Franzoſen iſt die Bildung vorzugsweiſe eine geſellige, er wird mit Manier für die société ausgeſtattet, lernt savoir vivre d. h. richtiges Benehmen und Verhalten und wird ein homme comme il faut, d. h. ein Menſch, wie ihn die Geſellſchaft braucht.

Nur die deutſche Bildung geht dahin, den Menſchen zu nichts weiter als eben zu einem gebildeten Menſchen zu machen, und wenn wir von einem gebildeten Handwerker und gebildeten Kaufmann ſprechen, ſo heißt das eben, er iſt nicht

bloß zum Handwerker oder Kaufmann ausgebildet, ſondern er iſt auch ein gebildeter Menſch. Wir gebrauchen für Bildung auch das Wort Kultur, aber wir wenden dieſes mehr auf größere Geſamtheiten, Zeiten und Perioden an, weil dieſes Wort aus anderen Urbegriffen entſtanden iſt. Kultur, von colo, iſt urſprünglich Anbau und Urbarmachung eines Bodens, und es liegt darin einmal die Anſchauung, daß der Gegenſtand der Kultur nicht von Natur, ſondern erſt durch unſre künſtliche Nachhülfe nutzbar werde, und daß dieſer Nutzen der letzte Zweck der Arbeit ſei. Größere Geſamtheiten enthalten in der That viele träge Maſſen, die erſt durch die Arbeit großer Geiſter kultivirt werden. — Hingegen iſt Bildung, Menſchenbildung die Arbeit des eigenen Geiſtes und nicht bloßes Mittel, ſondern Selbſtzweck, es iſt weſentlich ewiges Bedürfniß des Geiſtes, ſich auszubilden, ein Durſt, den man befriedigen, aber nicht löſchen kann, weil er mit der Befriedigung wächſt, und auch der gebildete Menſch ſo wenig ein ausgebildeter als ein eingebildeter iſt.

II.

Wir haben verſucht, den Begriff Bildung im Sinne von Geiſtesbildung im allgemeinen zu entwickeln und klar zu machen, indem wir zuerſt den ſprachlichen Urſprung des Wortes erläuterten, dann die Bildungen der Natur analyſirten und damit die Bildung des Geiſtes verglichen, woraus ſich hauptſächlich ergab, daß auch die Natur, bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen, welche bis zum Sonderbaren und Eigenthümlichen geht, doch ſtets das Allgemeine oder die Gattung als die Idee das Einzelne feſthalte, und daß auch bei der geiſtigen Bildung die Einheit des menſchlichen Geiſtes, alſo die Harmonie, das Weſentliche ſei, jede willkürliche Beſchränkung der Entwickelungsfähigkeit eine Vornirtheit, jede einſeitige Richtung auf dem Gebiete des Guten, Wahren und Schönen nicht Bildung, ſondern Ueberbildung und Verbildung ſei, anſtatt des harmoniſchen

Bildes ein „überladenes“, d. h. eine „Karrikatur“ hervorbringe. Endlich ergab sich dieser Begriff allgemeiner, niemals zu vollendender Bildung vorzugsweise als ein anerkanntes Bedürfniß unserer Zeit, und insbesondere der deutschen Nation, in welcher allein der Ausdruck und Begriff eines „gebildeten Menschen“ zur vollständigen Anerkennung gekommen ist.

Bildung ist hiernach nicht etwas bloß Theoretisches, sondern etwas durchaus Praktisches, denn was kann praktischer sein, als dem Lebensideale seiner Nation und seiner Zeit nachzustreben? Und das Ideal ist überhaupt das einzig Praktische! — Bildung ist nicht bloß eine Aufgabe des Lebens, sondern es ist die ganze Lebensaufgabe, eben noch als Aufgabe betrachtet, wenn wir Bildung als den Akt, die Verrichtung des „Sichbildens“ oder als Ausbildung betrachten. Es wäre das, was die Grammatiker „nomen actionis“ nennen, der Namen der Handlung, gewissermaßen die Firma, unter der eine Handlung oder Thätigkeit sich selbständig anzeigt. Es wäre dann zu vergleichen mit dem Worte Reibung, welches ein Fragesteller beim ersten Vortrag meiner Bemerkung entgegenhielt, daß die Form ung mehr abstrakt und wissenschaftlich sei, während jenes Wort gerade ein schlagendes Beispiel für meine Bemerkung ist. Keine Hausfrau spricht von Reibung des Zuckers oder der Wäsche, kein Maurer von Reibung des Sandes und Mörtels, kein Malergehülfe von Reibung der Farben, ja kein gewöhnlicher Patient von einer Wunde an seinem Finger durch Reibung. Hingegen spricht der Physiker von der Reibung als einem Hinderniß der Bewegungen, indem hier der Begriff der Reibung fast seine sinnliche konkrete Bedeutung verloren hat, und das Berühren nicht bloß unebener Körper, sondern der Körper überhaupt bedeutet, und für den Arzt ist die Reibung eine eigene Kategorie unter den Ursachen der Verletzung. — Bildung ist aber auch der aus dem Bilden

hervorgegangene Zustand des Geistes selbst; wir sagen, der Mensch hat sich Bildung angeeignet und besitzt dieselbe, er ist durch die Bildung selbst ein gebildeter Mensch. In diesem Sinne entspricht in der That das andere, von jenem Fragesteller vorgebrachte Wort Leistung, welches im gewöhnlichen Leben soviel bedeutet als das Geleistete, als etwas Konkretes, bei den Juristen aber die Handlung des Leistens und die Verpflichtung etwas zu leisten. Daher können die Leistungen eines Menschen ermessen werden nach dem, was er geleistet hat oder leisten kann, wie die Bildung eines Menschen gemessen wird nach dem, was er aus seinem Geiste gemacht hat und noch daraus machen kann und will.

Bildung ist also einer jener merkwürdigen Begriffe, welche Zweck und Mittel zugleich ausdrücken; sie ist daher für den Menschen ganz dasselbe, was für den Kaufmann das ist, was er vorzugsweise Mittel nennt, nämlich Geld, welches zuletzt nicht bloß Mittel, sondern auch der Zweck des Geschäftes ist.

Wenn wir aus diesen vier Größen eine ganz regelmäßige Gleichung machen, so wird sie lauten: Geld verhält sich zur Bildung, wie der Kaufmann zum Menschen, und setzen Sie für Geld irgend eine andere Tendenz, und für Kaufmann irgend einen anderen Stand, so bleiben die Verhältnisse sich immer gleich: die spezielle Tendenz oder der einzelne Wirkungskreis verhält sich zur Bildung überhaupt, wie der Stand zum Menschen überhaupt. Je mehr die einzelne Beschäftigung zur allgemeinen Bildung beiträgt, desto mehr nähert sich der besondere Beruf dem Beruf des Menschen überhaupt. Diese Abstufung des Einzelnen vom Allgemeinen kann man den Gesichtskreis oder den Standpunkt nennen. Der Gesichtskreis wird um so weiter, oder der Standpunkt um so höher, je mehr wir von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreiten oder uns erheben. — Aber es scheint ja, so denkt wohl Einer oder der

Andere unter Ihnen, als ſollten wir uns beſtändig um einen Punkt herumdrehen und gar nicht weiter kommen. Wo bleibt denn endlich das Ziel unſres Gedankenganges, das Reiſen? Nun wohl, Sie haben mit mir eine kleine Rundreiſe gemacht und ich habe mir eine gewöhnliche Praxis des Cicerone erlaubt, der ſeine Geſellſchaft gewöhnlich ſo führt, daß ſie hart an die Pointe der Gegend gelangt, ohne dieſelbe zu ſehen, wo er plötzlich mit einer kaum merklichen Wendung ſeiner Begleitung eine weite Ausſicht eröffnet. Wir ſind nämlich durch die letzte Bemerkung ſo weit gelangt, daß wir bereits den beſten Maßſtab für den Einfluß des Reiſens auf die Bildung gewonnen haben. Wenn das Reiſen nämlich den Menſchen bilden ſoll, ſo muß es ſeinen Geſichtskreis für die Anſchauung der Dinge erweitern und ſeinen Standpunkt für die Beurtheilung der Dinge erhöhen. Das gilt freilich für alle Bildungsmittel ohne Unterſchied. Ich habe aber unter den vielen Mitteln zur Bildung das Reiſen deswegen Ihrer beſonderen Rückſicht werth und bedürftig gefunden, nicht weil der Kaufmannsſtand mit dem Reiſen und der Geſchichte des Reiſens überhaupt im engſten Zuſammenhange ſteht, indem es nach Horaz die Aufgabe des Kaufmannes iſt, „durch Wellen, Klippen oder Gluth der heißen Zone der Armuth zu entgehen", wie uns die alten Phönizier und die modernen Holländer und Engländer lehren, ſondern hauptſächlich darum, weil das Reiſen, welches das geeignetſte Mittel zur allgemeinen Bildung ſein könnte, gerade ſeinen Einfluß auf allgemeine Bildung allmählich und in dem Maße zu verlieren droht, als die Bildung ſelbſt uns die Mittel zum Reiſen erleichtert, ſo daß es eine Aufgabe unſerer Zeit iſt, das Reiſen an ſich nicht zum bloßen Mittel herabſinken zu laſſen, indem man das Reiſeziel zu alleinigem Reiſezweck macht. Worin anders aber beſtehen die ſoviel gerühmten Fortſchritte in den Kommunikations- oder Verbindungsmitteln, z. B. den mit Recht geprieſenen

Eiſenbahnen, als daß ſie uns ſchnell zum Ziele führen? ob behaglicher und gemüthlicher, iſt noch ſehr die Frage. Der Eiſenbahnfahrer wird ſchon an dem Urſprung aller Bildung, an ſeinen fünf Sinnen abgeſtumpft. Blind für die Außenwelt, die an ihm vorüberfliegt, betäubt von eintönigem Geraſſel, gefühllos durch das ewige Stoßen und Schütteln, Mund und Naſe traktirt mit Qualm und Dampf von außen und Tabaksrauch von innen, unter Suſpendirung aller Bedürfniſſe* ſinkt der Eiſenbahnreiſende zur Bagage herab, die man willenlos auf- und abladet, oft Andern und ſich ſelbſt zur Laſt. Unter ſolchen Umſtänden tritt der Gedanke an das Ziel immer mehr in den Vordergrund, man begrüßt jede Station mit dem freudigen Gefühl einer zurückgelegten Strecke oder dem bangen einer noch zurückzulegenden; jeder Zeitvertreib iſt willkommen, und wären es Zeitungsanzeigen und Inſerate über Dinge und Perſonen, die uns weder bekannt, noch intereſſant ſind — und das iſt noch die einzige Erweiterung unſeres Geſichtskreiſes, oder richtiger ein Hinausſchieben über unſern Horizont, bei dem — nichts Geſcheutes herausſieht. Zeitvertreib iſt nämlich das gerade Gegentheil von Bildung; die Bildung geht darauf aus, daß wir uns etwas aneignen, und der Zeitvertreib, daß wir ein Stück von uns ſelbſt verlieren. Denn Zeit iſt nicht bloß Geld, wie das große Handelsvolk ſagt (time is money), ſie iſt nicht bloß ein Mittel, ſondern die Zeit eines Menſchen bezeichnet ein Stück aus ſeiner Exiſtenz, und auch in dieſem Sinne kann man das Sprichwort anwenden: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“ Wenn nun gar ein Kaufmann, wie das heutzutage vorkommt, anſtatt über ſeine Bildung, über ſeinen Zeitvertreib ſpekulirt, ſo ſtellt er ſich jedenfalls ein Armuthszeugniß aus, entweder als Kaufmann, weil er auf ſicheren Schaden ſpekulirt, oder als Menſch, weil er verlegen iſt, wie

* Seitdem dieſer Vortrag gehalten worden, hat ſich Einiges gebeſſert.

er ſeine Zeit, d. h. ſich ſelbſt verwenden ſoll, alſo ſich ſelbſt zu einer verlegenen Ware macht, die er nicht zu verwenden weiß und um Schleuderpreiſe weggiebt. Alſo eine Reiſe zum bloßen Zeitvertreib, d. h. aus Langeweile, iſt keine Ausbildungsreiſe, und daher kommt es, daß gerade unter den Engländern, dem Reiſevolk unſerer Zeit, ſo viele ſind, auf die man den alten Spruch anwenden kann: „Coelum, non animum mutant trans mare migrantes," „den Himmel (d. h. die Gegend), nicht den Geiſt vertauſchen, die über das Meer wandern." Wem die Zeit zunächſt nur Mittel iſt, Geld zu erwerben, der weiß oft, wenn er Geld genug erworben hat, nicht recht, was er mit ſeiner Zeit, d. h. mit ſich ſelbſt machen ſoll, und er ſucht zuletzt Geld und Zeit, d. h. ſich ſelbſt geiſtig und zuletzt auch aus Langeweile leiblich todtzuſchlagen; indem er in einer unbekannten Welt die Abwechſelung ſucht, welche alle Reiſen in dieſer Welt nicht bieten können, ſolange man eben nur die Abwechſelung um ihrer ſelbſt willen ſucht und nicht die Einſicht in uns ſelbſt. Das iſt alſo das Ende des ſogenannten Praktiſchen, wenn es nicht auf ein Ideales gerichtet iſt.

Vom Zeitvertreib iſt aber weſentlich verſchieden die Erholung, wie das ſchon in den Worten ſelbſt liegt; dort wird etwas vertrieben, hier etwas geholt; jenes iſt eine Parforcejagd, dieſes eine „Schonung". Die Erholung geht auf Selbſterhaltung aus und iſt daher der Bildung nicht entgegengeſetzt, ja vielmehr eine Bedinguug derſelben. Die Bildung iſt ewiger Fortſchritt, aber die Erholung auch nur ein ſcheinbarer, nämlich ein beziehungsweiſer Stillſtand. Die Erholung iſt nur der Ausdruck dafür, daß unſere Bildung allen Kräften gewidmet ſei, daß jede Kraft der Entwickelung, aber dieſe Entwickelung nicht immerfort des Anſtoßes bedürfe. Denn das, was die Phyſiker das Geſetz der „Trägheit" nennen, nämlich daß jede Kraft fortwirkt und in derſelben Richtung, ſolange nicht eine entgegen-

gesetzte ihr Stillstand gebietet, oder sie anderswohin lenkt, das gilt von dem Geiste noch mehr. Jeder Eindruck auf unseren Geist wäre unveränderlich und bleibend, wenn nicht andere entgegengesetzte auf ihn folgten. Wenn man also dem Geiste Erholung gönnt, d. h. ihn mit neuen Eindrücken verschont, so hat man die alten nicht geschwächt, sondern geradezu gestärkt. Es ist aber auch die übermäßige Spannung der geistigen Kräfte nach einer Seite hin nicht bloß darum gefährlich, weil sie den Körper angreift, sondern auch darum, weil die Bildung eine einseitige wird, weil wir den Geist gewissermaßen so biegen, daß er seine Elasticität verliert und aus dem geraden Verstande ein krummer, verdrehter, verschrobener wird. Daher erscheint die Erholung zunächst nur in Form von Zerstreuung. Wie das Licht in seiner ungetheilten Kraft das Auge mit der Zeit nicht erhellen, sondern blenden wird, während das zerstreute oder aufgelöste Licht, die Farben des Regenbogens, ihm eine wohlthätige Mannigfaltigkeit gewähren, so müssen die Strahlen des Geistes mitunter gebrochen und zerstreut werden, damit der Geist erleuchtet und nicht geblendet werde. Auch das Wort Zerstreuung hat einen ähnlichen Doppelsinn wie Bildung. Es bedeutet zuerst die Handlung des Sichzerstreuens. Ein Mensch, der Zerstreuung sucht, ein sich zerstreuender Mensch, ist ursprünglich ein tüchtiger strebsamer und fleißiger Mensch, der vielleicht des Guten zu viel gethan, sich zu sehr angestrengt hat und der Zerstreuung bedarf. Eine solche Zerstreuung ist eigentlich eine Sammlung des Geistes, nämlich eine Sammlung der Kraft mit ihrer Thätigkeit, welche durch einseitige Anstrengung geschwächt ist. Wenn aber die Zerstreuung nicht ein Mittel zur Sammlung, sondern Selbstzweck geworden, wenn man die Zerstreuung um ihrer selbst willen sucht, weil man Anstrengung überhaupt scheut und die Abwechselung Vergnügen macht (variatio delectat), dann verwandelt sich die Zerstreuung in Verschwendung,

d. h. in Anwendung unſerer Mittel, ſowohl der leiblichen als geiſtigen, zu nichtigen Zwecken. Und wenn endlich dieſe verkehrte Anſchauungsweiſe des Lebens und ſeiner Aufgabe ſich feſtgeſetzt hat, wenn das Vergnügen allein zum Zwecke und die Arbeit zum bloßen Mittel gemacht worden, dann iſt das entſtanden, was man Frivolität nennt, eine leichtfertige Anſchauung, die ſich zum Laſter verhält wie die Möglichkeit zur Wirklichkeit. Den Zuſammenhang jener Begriffe Zerſtreuung und Verſchwendung zeigt uns am deutlichſten das franzöſiſche Wort dissipation, welches ebenſowohl se dissiper ſich zerſtreuen, als auch Verſchwendung in jedem Sinne, und endlich ein wüſtes, in Luſt und Begierde verſchwendetes Leben bedeutet. — In einem anderen Sinne iſt aber Zerſtreuung wie Bildung eine Eigenſchaft des Geiſtes ſelbſt, nämlich die Zerſtreutheit oder Unfähigkeit des Geiſtes, ſich zu „konzentriren", d. h. ſich um einen Mittelpunkt zu ſammeln, um einen Gegenſtand, der eben zur Betrachtung, Beurtheilung oder Behandlung vorliegt. Ein zerſtreuter Menſch iſt in ſeiner Erſcheinung ebenſowohl eine Karrikatur des gebildeten Menſchen als der Vielwiſſer. Während nämlich die Bildung uns befähigen ſoll, unſeren Geiſt nach allen Seiten hin zu lenken, aber auch auf jedem beliebigen Platze feſtzuhalten, fahren die geiſtigen Strahlen des Zerſtreuten fortwährend auseinander und ſind ein ewiger Regenbogen ohne Licht. Freilich iſt dieſe Art von Zerſtreuung meiſt nur eine theilweiſe, auf die gewöhnlichen alltäglichen Dinge ſich beziehende; ſie entſteht in der Regel nicht aus einer frivolen, ſondern umgekehrt aus einer zu ernſten Beſchäftigung mit abſtrakten, nicht ſinnlichen Dingen, wie z. B. ſogenannte reine Mathematik, oder Philoſophie, namentlich Metaphyſik, d. h. Spekulationen, die aus den gewöhnlichen Geſetzen der Natur ſo ſchwer abzuleiten ſind, daß Ariſtoteles ſie hinter der Phyſik abſonderte und daher Metaphyſik nannte. — Wir haben aber in einer früheren Betrachtung geſehen,

daß die Bildung in der Natur ebenfalls mit einer Art von Zerſtreuung verbunden iſt, indem der einfache Keim ſich in eine Mannigfaltigkeit auflöſt, um ſich wieder in ſeiner Einheit als Keim hervorzubringen. Auch die natürlichen Körper von einer höheren Organiſation bedürfen zu ihrer Ausbildung manchmal der Erholung, wenn ihre Kräfte nach einer Seite hin oder einzelne Glieder übermäßig angeſtrengt werden und ſich dadurch auf Koſten des Ganzen zu ſehr entwickeln, wie z. B. die „Lungenſucht" oder Schwindſucht, mit einem übermäßigen Wuchs der Lunge beginnt, welcher die Säfte des übrigen Körpers erſchöpft. Oder die Anſtrengung geht ſo weit, daß ſie den angeſtrengten Theil ſelbſt unmittelbar beſchädigt. — Der Begriff der Erholung iſt uns ein ſo geläufiger geworden, daß wir ihn ſelbſt dahin übertragen, wo er keinen Sinn hat. Erlauben Sie mir, dies mit einem Beiſpiel aus dem gewöhnlichen Leben zu beleuchten. Wenn eine Hausfrau behauptet, daß Wäſche mehr ruinirt werde, wenn man ſie zu lange trägt, ehe ſie gewaſchen wird, ſo hat das einen Sinn; denn für die Entfernung des Schmutzes durch das Waſchen iſt vielleicht dann ein ſolcher Grad des Reibens nöthig, daß die Wäſche darunter leidet. Es liegt alſo in einem genügenden Vorrath von Wäſche inſofern eine Oekonomie, als man im ſtande iſt, ſie oft genug zu wechſeln. Wenn aber Jemand glaubt, daß man in Wäſche keinen Luxus treibe, weil in dem abwechſelnden Gebrauch der einzelnen Stücke eine Oekonomie liege, daß man alſo z. B. mit 48 Hemden an und für ſich mehr als zweimal ſo lange reicht als mit 24, ſo hat er den Begriff der Erholung untergeſchoben, als ob die im Kaſten ruhende Wäſche ihre Kräfte ſammelte und dadurch länger aushielte, als wenn ſie hintereinander gebraucht wird, während umgekehrt die Wäſche im Kaſten ſich weder erholt noch ausruht, ſondern durch Liegen, durch Staub und dergleichen ohne Dienſt ſich abnutzt, alſo das

aufeinanderfolgende Anſchaffen eines Minimum des Nothwendigen ökonomiſcher iſt, als übergroßer Vorrath. Es iſt hier eine ähnliche Täuſchung, wie ſie in Bezug auf Anſtrengung mit Rückſicht auf die Erholung vorkommt. Man kann nämlich die Spannkraft nicht nach einfachen Progreſſionen berechnen, ſondern je höher die Spannung iſt, deſto geringer wird die Zunahme der Kraft, und es kann nicht bloß ein Menſch in 5 Stunden nicht 5 mal mehr leiſten als in einer, ſondern es können auch 100 Menſchen zuſammen nicht immer 100 mal ſoviel leiſten als einer, ja ſogar 100 Lokomotiven zuſammen nicht 100 mal ſoviel als eine. Dieſe Behauptung ſcheint paradox. Aber es giebt eine bekannte Anekdote, welche die Abſurdität des Gegentheils draſtiſch darſtellt. Es hatte nämlich Jemand gehört, daß man zu einer Reiſe von 2 Meilen bei 2 Pferden 2 Stunden brauche, er dachte alſo: ich laſſe mir 100 Pferde anſpannen und komme ſofort an, indem ich an meinem Orte bleibe.

So ſind wir wieder durch einen kleinen Nebengedankenkreis zu unſerem Ausgang zurückgekehrt, und es wäre nun angemeſſen, die gewonnenen Begriffe auf das Reiſen anzuwenden, alſo z. B. zu fragen: Iſt eine Erholungsreiſe oder Vergnügungsreiſe Mittel zur Bildung? Erlauben Sie mir aber noch zuvor eine allgemeine Frage aufzuſtellen: Wonach theilt man überhaupt das Reiſen ein, beſonders mit Beziehung zu dem Einfluß auf Bildung? Ich muß auch hier bitten, mir auf dem Boden der Sprache zu folgen, wo, wie in einem Knotenpunkt, die Begriffsnetze zuſammen- und wieder auseinanderlaufen.

Die beſonderen Arten und Begriffe werden in einer Sprache entweder durch ganz verſchiedene Wörter oder bloß durch Zuſammenſetzungen desſelben Grundwortes ausgedrückt, und ſchon aus dem Vorwiegen der einen oder anderen Weiſe kann man auf die Vorliebe einer Nation für einen Gegenſtand ſchließen. Vergleichen Sie einmal die Anzahl der verſchiedenen urſprünglichen

Namen für Pferde und Fahrzeuge im Engliſchen und einer anderen lebenden Sprache, und Sie werden gleich erkennen, daß der Engländer zu Land und zu Waſſer ſich beſtändig umhertreibt, ſo daß er noch auf dem Schiffe „reitet“, wenn es vor Anker liegt (to ride, ſoviel als to ride at anchor), daß die Abkunft oder der Adel des Pferdes ihm ſo wichtig iſt als ſein eigener. Daher hat auch der Engländer verſchiedene Ausdrücke für Reiſen, die wir Deutſche durch Zuſammenſetzungen näher bezeichnen. Eine Landreiſe, alſo eine nach der Ausdehnung Englands kurze Reiſe iſt a journey, zunächſt eine Tagereiſe; hingegen iſt voyage nur eine Reiſe, die über den Kanal hinausgeht, zunächſt eine Seereiſe; beides ſetzt ein beſtimmtes Ziel und daher einen beſtimmten Zweck voraus; hingegen bezeichnet er Reiſen als Selbſtzweck meiſt durch die Mehrheit von travel; to go on travels heißt auf Reiſen gehen, wo im Deutſchen die, nicht das Reiſen gemeint iſt; denn wenn das Reiſen Zweck iſt, ſo iſt's mit einer Reiſe nicht abgethan. Eine Reiſe, nämlich die Rundreiſe, welche eigentlich jeder Gentleman zu machen hat, wenn er zum Manne wird, ehe er in eine höhere Carriere und ins öffentliche Leben tritt, iſt the tour, die Tour, die nach Belieben zu einer Rundreiſe um die Welt ausgedehnt wird. Es iſt eigentlich die Reiſe, welche wir als Bildungsreiſe bezeichnen würden, wenn der Deutſche für die allgemeine Bildung ein ſolches Bedürfniß von jeher überhaupt gehabt hätte. Die Deutſchen werden häufig als ein Wandervolk bezeichnet, und ihre Züge ſeit der Völkerwanderung haben vielleicht die deutlichſten Spuren in der Geſchichte Europas hinterlaſſen. Sie ſind bis in die Gegenwart diejenigen geweſen, die am meiſten die Ferne ſuchten, nicht nur um die Welt zu bereiſen, ſondern um auszuwandern, ihr Vaterland, richtiger ihre Vaterländer zu verlaſſen; die Bildung ſo vieler deutſcher Länder hängt mit der alten Spaltung in Stämme und der

Wanderluſt zuſammen. Aber das Wandern im Sinne von Reiſen, um die Welt zu ſehen und kennen zu lernen, Kenntniſſe und Erfahrungen zu ſammeln, iſt merkwürdigerweiſe beim Deutſchen nicht wie bei ſeinem engliſchen Bruder ein Vorrecht der höheren Stände, ſondern eine Eigenheit des Handwerkers geblieben, während gerade das engliſche travel von travailler, arbeiten, freilich auch dieſes wieder von tra-vaill, paſſiren, herkommt. Wandern bezeichnet eine Art zu reiſen, die zunächſt auf das feſte Land, ja in der Regel auf einen engeren Kreis und „per pedes apostolorum", derber: auf „Schuſters Rappen" beſchränkt iſt; und doch ſind mitunter kleine Wanderungen und Ausflüge ein geeigneteres Mittel zur Bildung als große Reiſen nach fernen Zielen. Der deutſche Spruch von den früher beliebten Reiſen nach Frankreich ſagt: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gans wieder heim!" Aber haben wir nicht vorhin gefunden, daß das Reiſen nur dann ein Mittel zur Bildung ſei, wenn es den Geſichtskreis erweitert und den Standpunkt erhöht? ſollte dieſes nicht in einem geraden Verhältniſſe ſtehen zu der Größe der Reiſe, zu dem Umfang des Erdkreiſes, den wir durchſtreifen? und warum nicht?

Darum nicht, weil das Mittel ſich nach dem Zwecke richtet, und wie es bei der Bildung nicht darauf ankommt, wieviel Stoff man aufgenommen, ſondern wie man ihn verdaut hat, und wie er die Verdauungskraft vermehrt, ſo kommt es beim Reiſen nicht darauf an, wieviel und wie weit man gereiſt iſt, ſondern wie und warum man gereiſt iſt, und ob man auf der Reiſe ſich heimiſch gemacht, ob das, was wir von der Reiſe mitbringen, unſer Eigenthum geworden, oder ein äffiſches und affektirtes Annehmen des Fremden und Unbegriffenen geblieben, was in älteren Poſſen (z. B. der Jongleur) uns dramatiſch entgegentritt.

Betrachten wir zuerſt die verſchiedenen Reiſen nach den Abſichten und Zwecken des Reiſenden. Wir übergehen hier

jene großartigen Reiſen, welche nicht individuellen, ſondern allgemeinen Zwecken gewidmet ſind, wie z. B. die Entdeckungsreiſen, denen wir die Fortſchritte der Welt- und Menſchenkunde verdanken, welche von ſo großem Einfluß auf die Weltkultur und daher auch indirekt auf die Bildung des Einzelnen in weiten Kreiſen geweſen ſind und ſtets ſein werden. Obwohl unſere Grundbegriffe von Bildung, wenn ſie anders richtig ſind, auch bis zu einem gewiſſen Grade in jenen weiten Kreiſen Anwendung finden müſſen, ſo iſt das doch für ſich ſelbſt ein ſo weites und wichtiges Thema, daß ein Hereinziehen desſelben unſere ohnehin flüchtige Zeichnung in zu allgemeine Umriſſe verwandelt haben würde. — Jenen Entdeckungsreiſen ſchließen ſich zunächſt an die ſogenannten Inſpektions- oder Rundreiſen, aber mit einer nur täuſchenden Aehnlichkeit. Beide haben das gemeinſchaftlich, daß ſie nicht im Intereſſe des Reiſenden, ſondern dort im Intereſſe der geſamten Geſellſchaft, hier in dem eines engeren Kreiſes, des Staates, oder der Provinz, des Kreiſes als Theil des Staates, gemacht werden. Beide werden daher von einer durch Kenntniß oder Stellung hervorragenden Perſönlichkeit unternommen, jene freilich ſeltener als dieſe im Auftrage, alſo von einem Beamten. Aber Entdeckungsreiſen gehen darauf aus, den Geſichtskreis der Menſchheit zu erweitern durch Entdeckung von Unbekanntem, die Inſpektionsreiſen haben zum nächſten Zweck, das Beſtehende und Angeordnete zu überwachen, alſo das Bekannte und Vorausgeſetzte zu bewähren, und es iſt gerade nicht die „Ambition“ eines Inſpizienten, viele und überraſchende Entdeckungen zu machen, denn das ſind gewöhnlich Uebelſtände; ſie ſind nicht das Große und Erhabene, welches der Entdeckungsreiſende mit der Perſpektive aufſucht, ſondern das Kleinliche und Niedrige, das der Inſpizient mit dem Mikroſkop aufſpürt, indem er ſich von ſeinem hohen Standpunkt herabläßt; ja, es iſt ihm der Geſichtspunkt für ſein Terrain

ein unverrückbarer, nämlich in der Inſtruktion oder Weiſung. Das ſchließt freilich die Nützlichkeit und Nothwendigkeit nicht aus, und es kann das Reſultat einer unbefangenen Inſpektionsreiſe von dem größten praktiſchen Vortheil ſein, ja ſie kann für den Beamten ſelbſt ein bedeutendes Mittel zur Ausbildung werden, d. h. zu ſeiner Ausbildung als Beamten, wie jede Dienſtreiſe ein Bildungsmittel wird für den im Dienſte Stehenden als ſolchen, indem ſie den Geſichtskreis innerhalb ſeines Berufs erweitert. Aber der Beruf eines Beamten iſt ſelbſt ein viel engerer als der des Menſchen; man kann ein Amt ſehr geſchickt verrichten, ohne ein gebildeter Menſch zu ſein, und man muß ſich hüten, alles vom beſchränkten Geſichtskreis ſeines Amts und Berufs aus anzuſehen. Daher kann man durch viele Amts- und Dienſtreiſen ſogar an allgemeiner Bildung verlieren, indem man ſich gewöhnt, Menſchen und Dinge nur durch das Mikroſkop oder, wie man ſagt, die „Beamtenbrille" anzuſehen, die mitunter ihre Farben nicht vom Regenbogen entlehnt, und ſogar Schatten ohne Licht zu ſehen im ſtande iſt.

An die Entdeckungs- und Amtsreiſen ſchließen ſich nach einer Seite hin die wiſſenſchaftlichen und nach der andern die Handels- und Geſchäftsreiſen, während eine Kunſtreiſe zu beiden gehören kann. Alle dieſe werden nur von Fachmännern unternommen, aber die wiſſenſchaftlichen doch häufiger in höherem und allgemeinem Intereſſe. Obwohl das Geſchäft nur im Verkehr mit Andern beſteht, die Wiſſenſchaft des Einzelnen aber ſich von der Welt abſchließen kann, ſo iſt doch letzteres eine Verkehrtheit, wie eben daraus hervorgeht, daß die Wiſſenſchaft im allgemeinen noch mehr durch Reiſen gewonnen hat, als Handel und Verkehr. Denn Wiſſenſchaft iſt eben weiter nichts als zuſammenhängendes, ſyſtematiſches, allgemeines Wiſſen, ebenſowohl vom Zuſammenhang der Wiſſenden als des Gewußten abhängig; daher die alten Weiſen,

welche das menſchliche Wiſſen noch als ein ungetheiltes Ganzes verfolgten, ähnlich den heutigen Engländern, ihrem praktiſchen Wirken große Reiſen vorangehen ließen. Das waren freilich eigentliche Bildungs- und nicht bloß wiſſenſchaftliche Reiſen im engeren Sinne. Letztere gehen nämlich von Fachgelehrten aus, welche in einem beſtimmten Kreiſe des Wiſſens ſich vervollkommnen oder etwas leiſten wollen. Wenn Jemand in den Ferien die Erdſchicht des Harzes unterſuchen oder eine alte Handſchrift in Paris vergleichen will, ſo iſt ihm das Reiſen vollſtändig gleichgültig, ja mitunter ſehr unbequem, und er würde viel lieber mit Aladins Zauberlampe ſich dahin verſetzen, ja, er reiſt nur dahin, wie Muhammed zum Berge gehen mußte, weil der Berg nicht zu Muhammed kommen wollte. Einen Gelehrten können ſogar Entdeckungen, die den Inſpektionsreiſenden in Verlegenheit ſetzen, zum Entzücken bringen. Ein ſcheußliches Verbrechen kann für den Juriſten, eine Epidemie für den Arzt Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Reiſe ſein, — ich darf Sie nur an das plaſtiſche Bild des Siebenkäs von Jean Paul erinnern, für den ein regelmäßig gebildeter Menſch, der nicht einmal einen Buckel hat, Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Verachtung iſt. — Was hat eine ſolche Reiſe mit der Bildung des Reiſenden gemein?

Für den Geſchäftsreiſenden iſt die Reiſe ſelbſt freilich nicht ſo gleichgültig. Die Wiſſenſchaft iſt abſtrakt oder allgemein, aber ihr Ziel iſt nicht der Zufall, ſondern das Weſen, ſie ſchreibt ſich ihren Weg vor, manchmal einen verkehrten, aber ſie geht nicht ins Blaue, und die ſogenannten ſpekulativen Wiſſenſchaften, die man am meiſten im praktiſchen Leben perſiflirt, ſind gerade diejenigen, die am meiſten auf Konſequenz Anſpruch machen. Aber die Handelsſpekulation iſt auf Chancen, d. h. Zufälle angewieſen, und das große Handelsvolk eignet dem Zufall ein ganzes Kapitel im Leben zu („the chapter of accidents“). Ja, es giebt eine große Klaſſe von

„Geſchäften", die den Namen von Geſchäft und Handel gar nicht verdienen, denn es wird dabei nichts geſchafft und nichts gehandelt, ſondern nur abgewartet, und die „Differenzen" hängen einzig und allein vom Zufall in der Geſtalt einer telegraphiſchen Depeſche ab. Eine Handelsreiſe iſt daher oft eine Spekulation auf den Zufall und mitunter das gerade Gegentheil von allen bisher genannten Reiſen, mit Ausnahme der Entdeckungsreiſen; ſie hat nämlich oft gar kein beſtimmtes Ziel, kein anderes, als Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo ſie ſich finden, anſtatt des vollen Beutels eine Brieftaſche voll — Ausſichten und Verſprechungen mitzubringen. Wie alſo jeder Erfolg einer ſolchen Geſchäftsendeckungsreiſe vom Zufall abhängt, ſo auch die Bildung des Geſchäftsreiſenden, ja ſogar ſeine Ausbildung als Reiſender, und es kann ihm paſſiren, daß er als ſehr gebildeter Menſch nach Hauſe kommt, aber von ſeinem Prinzipal als untauglicher Reiſender auf eigene Koſten weggeſchickt wird. — Ueber Kunſtreiſende zwingt mich die ſchwindende Zeit hinwegzugehen, nachdem ich bereits angedeutet, daß ſie entweder zu ihrer Ausbildung in der Kunſt reiſen, und daher mit dem wiſſenſchaftlichen Reiſenden gleiches Schickſal theilen, oder, was man jetzt insbeſondere Kunſtreiſe nennt, ſich als Künſtler produzieren wollen und dann eigentlich eine Geſchäftsreiſe machen, und wie die Virtuoſität im Geſchäft, ſo hat auch das Geſchäft in der Kunſt zugenommen.

Wir kommen ſchließlich zu den Erholungs- und Vergnügungsreiſen, welchen gegenüber man die bisher genannten Berufsreiſen nennen könnte. Erholung und Vergnügen iſt aber kein Beruf, an welchem man ſich beſonders auszubilden braucht; man möchte alſo glauben, daß eine Reiſe zu dieſem Zwecke keine Bildung bewirke. Und doch ſind gerade dieſe, wenn ſie dem Zwecke gemäß eingerichtet ſind, die beſten Mittel zur Bildung im allgemeinen und beſonderen; denn ſie gelten

dem Menſchen als ſolchem, im Gegenſatze zu ſeinem beſonderen Berufe, und es iſt großentheils ſchon ein Beweis von Bildung, wenn Jemand zu ſeiner Erholung oder gar zum Vergnügen eine Reiſe macht; denn wer zur Erholung und zum Vergnügen reiſt, beweiſt, daß er den Geiſt nicht zu vollſtändiger Ruhe verurtheilen wolle, und daß er kein Gewohnheitsthier ſei, welches jede Veränderung ſcheut. Wer zur Erholung oder zum Vergnügen reiſt, hat es in ſeiner Gewalt, die Vortheile aller anderen Reiſenden zu vereinigen. Er kann mit dem Entdecker ſich des Unbekannten freuen, mit dem wiſſenſchaftlichen Reiſenden ſich ein Ziel ſtecken, oder mit den Geſchäftsreiſenden ſich dem Zufall überlaſſen. Denn Erholung gewährt jede Reiſe durch Zerſtreuung, und Vergnügen durch die Abwechſelung, aber auch Bildung des Menſchen als Menſchen, wenn man ſeinen Geſichtskreis erweitern, aber nicht über den Horizont hinausſehen will; wenn man nämlich reiſt, um zu reiſen, und nicht, um gereiſt zu ſein; wenn man Natur und Kunſt, insbeſondere Menſchen und Zuſtände unbefangen und ohne Vorurtheil prüft; wenn man nicht ſucht, um zu beurtheilen, ſondern um zu beobachten; wenn man mit dem richtigen Vorrath an Kenntniſſen ſich auf den Weg macht und die rechte Gelegenheit benutzt, wo ſie ſich darbietet; wenn man nicht zu vornehm iſt, von Jedem zu lernen, zu eitel oder zu ſchüchtern, um zu fragen, und beſcheiden genug, um zu hören.

Eine Vergnügungsreiſe wird ſtets das beſte Mittel zur Bildung ſein, wenn man ſich hütet, ihr den Schein der anderen Reiſe geben zu wollen; wenn man ſich als Dilettant betrachtet, deſſen Zwecke eigene Bildung, aber nicht Produktion vor Andern iſt; wenn man das Studium von Muſeen den Antiquaren, von Bildergalerien den Künſtlern, von Arſenalen den Strategikern, von Bibliotheken den Gelehrten überläßt; denn was dieſe dem Dilettanten bieten, findet er gewöhnlich in ſeiner nächſten Nähe oder es kann in unſerer Zeit durch Abbildungen und Beſchreibungen erſetzt werden. Aber Natur und Menſchen, Zuſtände

und Sitten sind dem Gebildeten in der Wirklichkeit überall interessant, und es giebt keinen Ersatz für die eigene Anschauung derselben. Darum ist auch nur für den gebildeten Menschen das Reisen ein Mittel zur Bildung, — aus dem Ungebildeten machen Reisen leicht Karrikaturen; denn die Einseitigkeit, die wir dem Gelehrten, dem Künstler, dem Kaufmann als eine natürliche zu gute halten, wird bei dem Laien doppelt lächerlich. Und wenn ich früher die Behauptung wagte, daß man Ungebildete erkenne an Citaten aus ihnen unbekannten Sprachen und Büchern, so kann ich hier hinzufügen, aus Schilderung von Dingen, die sie nie gesehen oder nie verstanden; denn die Unbildung gefällt sich überhaupt im Fremden, und sie bleibt im Fremden, sie mag reisen oder zu Hause bleiben. Bildung gefällt sich nur im Erworbenen, und sie achtet das Fremde, auch wenn sie es sich nicht aneignen kann.

Es giebt aber noch eine Klasse von Reisenden, das sind die Reisenden von Profession oder Touristen, deren Motto es ist: „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen." Ihre Reisen sind ebenfalls Kunst-, Spekulations- und Geschäftsreisen, bei denen das Buch eine Hauptrolle spielt. Sie reisen nicht auf Zufall, und der Erfolg ist den litterarischen Ciceroni sicher; denn die größte Merkwürdigkeit geht mit ihnen auf die Reise, — sie selber. Sie spekuliren auf ihren litterarischen Kredit, indem sie das Beste der Leser im Auge, aber auch das Auge des Lesers oft zum Besten haben. Von ihnen kann man mit noch mehr Recht als von Raphael sagen, daß sie ohne Hände Maler geworden wären; es kommt nur darauf an, sich nicht als Pinsel von ihnen anschmieren zu lassen.

Ganz entgegengesetzt war die Absicht dieser Auseinandersetzung: nicht Ihnen selbst Reisen und Denken zu ersparen; sondern Sie selbst und Ihre Gedanken auf Reisen zu senden, und somit wünsche ich Ihnen glückliche Reise und empfehle mich Ihnen!

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Über das Bergsteigen.

Von Dr. J. Buchheister.

Preis Mk. 1.—.

Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens.

Von Dr. J. Buchheister.

Preis Mk. 0.60.

Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum

und

die Halligen vormals und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet von **Christian Jensen.**

Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte u. 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.

Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 14.—.
Auch in 10 Lieferungen à Mk. 1.20 zu beziehen.

Aus den Urtheilen der Presse.

Der Verfasser hat in dem stattlichen und von der Verlagsanstalt in vortrefflicher Weise ausgestatteten Bande ein höchst anschauliches und in den interessantesten Einzelheiten durchgeführtes Bild dieses eigenartigen Theiles unseres Vaterlandes geliefert. Mit Sorgfalt hat er die grosse und weitschichtige Litteratur der nordfriesischen Inseln für seine Arbeit verwerthet und mit seinen eigenen, reichen Erfahrungen zu einer einheitlichen Darstellung verschmolzen. — So ist ein Werk entstanden, das sicherlich für lange Zeit als ein zuverlässiges Quellenbuch dienen und künftigen Geschlechtern eine Fundgrube für die Kenntniss dieser hinschwindenden Welt sein wird. Aber auch das lebende Geschlecht wird neues Interesse gewinnen an diesen Inseln, an deren Bestande die Woge des Meeres täglich und stündlich nagt, und an den Resten des alten Stammes der Nordfriesen, die von Jahr zu Jahr kleiner werden und deren schwacher Nachwuchs durch die moderne Kultur mehr und mehr seiner Eigenthümlichkeiten beraubt wird.

Geheimrath Prof. Rud. Virchow in Zeitschr. f. Ethnologie 1892. Heft 2.

Dazu ist die Darstellung klar und ungesucht, nirgends unnütz in die Breite gehend und doch gründlich und überaus reichhaltig an Stoff. Die Ausstattung des Werkes mit den vielen vortrefflichen Abbildungen und einer historischen Spezialkarte ist ganz vorzüglich, der Preis verhältnissmässig gering. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

(Nord und Süd, Heft 176.)

Die Capitel über Tracht, über Haus- und Lebenseinrichtung, über das an altheilige Satzungen gebundene Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Grabe, über Jahresfeste und Volksbräuche, reihen sich dem Besten an, was in gleicher Richtung andere Forscher den Sitten und Erinnerungen anderer Volksstämme abgelauscht haben etc.

(Hamb. Nachrichten 1. 8. 91.)

Was aber dem Werk einen ganz besonderen Reiz verleiht, das sind seine Schilderungen von dem Leben der Insulaner, ihrer Beschäftigung als Landwirthe, Vogelfänger und Austernfischer, ihrer Trachten, veranschaulicht durch 27 treffliche vielfarbige Costümbilder, ihres häuslichen Lebens und der eigenthümlichen Bräuche, welche die Insulaner von der Wiege zum Traualtar und zum Grabe begleiten etc. (Leipz. Illustr. Zeitg. 12. 9. 91.)

Seit C. P. Hansens trefflichen Arbeiten über dieses merkwürdige Stück deutschen Landes und Volkes, die nordfriesischen Inseln, ist wohl keine so fleissige, mit so grosser Hingebung und Liebe verfasste Schrift als die vorliegende erschienen.

(Geograph. Blätter. XIV. 3.)

Während des Aufenthalts selbst bietet das vorliegende Werk reichen Stoff zu Beobachtungen und es erweckt angenehme Erinnerungen an die Tage, in denen wir Erholung und Stärkung am Strande des Meeres suchten. (Hamb. Correspondent 7. 2. 92.)

Ueber Bildung und den Einfluß des Reiſens auf die Bildung.

Von

Moritz Steinſchneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

AUG 3 1894
LIBRARY

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig. VIII. 175a

Meinert fund.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 199.

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von

Ludwig Weniger,

Direktor des Gymnasiums in Weimar.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays

von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. Mk. 9.—

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.** 8°. Neunte Auflage, elegant geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallets Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Litteratur theilweise untergegangen, und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden, als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Litteratur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild
aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von

Ludwig Weniger,
Direktor des Gymnasiums in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Eisenach und die Wartburg sind von einem Zauber umflossen, dem sich Niemand, der zum ersten Male dorthin kommt, leicht entziehen kann. Die Verbindung der schönen Berglandschaft im grünen Schmucke der Buchenwälder mit so vielen Erinnerungen aus Geschichte und Sage läßt auch Den nicht kalt, der die Glanzpunkte Europas gesehen hat. Wem es aber beschieden ist, längere Zeit seines Lebens in der Thüringer Waldstadt zuzubringen, bei dem pflegt sich der Eindruck der anziehenden Umgebung mit den Jahren zu vertiefen; es treibt ihn, den Ueberlieferungen der Vorzeit nachzuspüren und das, was das Auge erblickt, mit den Nachrichten der alten Urkunden zu vergleichen. Dann fangen unvermerkt die stummen Berge und Felsen zu reden an und thun Geheimnisse kund, die der großen Menge verborgen sind. Dann werden spärlich erhaltene Mauerreste und Steintrümmer zu Zeugen von merkwürdigen Dingen. Dann bekommen gleichgültige Namen und Volksausdrücke einen überraschenden Sinn. Der Hörselberg da drüben erzählt von der altheidnischen Gottesverehrung Holdas und dem wüthenden Heere, von der Königin Reinschwig und dem Zugange zum Fegefeuer, vom getreuen Eckhart und vom Tanhäuser. Die Steinbrocken im innersten Winkel des Johannesthales berichten von der einsamen Klause, die Herr Gerhard Atze gebaut, der einst mit Walther von der Vogelweide auf gespanntem Fuße stand. Der epheubewachsene Stein mit verwitterter Schrift im Gebüsche des reizenden Schloß-

gartens giebt Kunde vom alten Karthäuserkloſter, in deſſen Mauern büßende Mönche ihrer ſtrengen Regel oblagen. Die Wieſenflächen am Fuße des Hainſteins beleben ſich mit den bunten Geſtalten, die zu den Tagen der Landgrafen fröhliche Feſte feierten. Auf dem Wege von der Frankfurter Landſtraße her, wo das reich ausgeſtattete Katharinenkloſter ſtand, ſieht man die glänzenden Geſtalten der Ritter und Damen zur Burg hinauf reiten, um der immer gleichen Huld des milden Landgrafen froh zu werden. An den lauſchigen Brunnen unter den grünen Bäumen auf halber Höhe des Burgberges knüpft ſich die Sage vom Roſenwunder der heiligen Eliſabeth. Weiter oben, der Stein auf dem ſonnigen Wieſenplan, das iſt die Stelle, da Heinrich von Velsbach niederfiel, als der grimmige Sieger den treuen Mann mit der Wurfmaſchine hinabſchleudern ließ. Jenes Zimmer aber im Seitengebäude der Burg kennt Jedermann, das hat Martin Luther bewohnt; von dort ſchrieb er ſeine Briefe e regione avium; dort hat er das Neue Teſtament überſetzt, und wenn er müde war von der Geiſtesarbeit, ſo ſtieg er gern hernieder in „ſein Paradies“, den Hain am grünen Hellthal, und freute ſich des Geſanges der Vögel.

Auch unten im alten Eiſenach, der beſcheidenen Stadt ohne glänzende Kunſtwerke und ſcheinbar ſo arm an geſchichtlichen Denkmälern, daß der Fremde gleichgültig die Straßen durchwandert, geben Kirchen und Häuſer dem Eingeweihten manch' ſeltſame Kunde. Dort in Titzel Gottſchalks Haus auf der Goldſchmiedegaſſe hat Wolfram von Eſchenbach gewohnt, als der Sängerkrieg war; in der Kemenate ſtand die Wand, an die der Teufel unauslöſchliche Schriftzüge ſchrieb. Da draußen vor Sankt Georgenthor zur linken Hand in „Hellgrefen Hus“ war Meiſter Klingsor von Ungarland zur Herberge; dorthin brachte er Heinrich von Oſterdingen nach der nächtlichen Luftfahrt aus weiter Ferne. In der alten Schmiede an der Georgenſtraße

kündet die schöne gothische Decke noch heute von einstigem Wohlstand. Geradeüber lag Frau Cotten Haus, vor dem der arme Kurrendeschüler den Brotreigen sang, und noch vor kurzem wußten ältere Bürger sich der messingenen Inschriftplatte über dem Grabe der edlen Frau auf dem alten Kirchhofe zu erinnern. Die Georgenkirche auf dem Markte im Kranze der grünen Linden, daneben das Denkmal des Schutzheiligen von Eisenach am plätschernden Brunnen, wo in früheren Zeiten das Rathhaus stand; die schöne romanische Nikolaikirche am altersgrauen Thorthurme mit ihren kunstvoll gebildeten Tragesäulen aus Landgraf Hermanns Zeit, — überall in der alten Stadt ruht eine Fülle bedeutsamer Erinnerungen. In aller Stille schlummern sie weiter, und es zeigt sich zunächst wenig mehr als das Durchschnittsbild einer Thüringer Mittelstadt gleich so vielen anderen. Wer aber die Kunst versteht, den Schlaf zu bannen, für Den ist es eine eigene Lust, an stillen Abenden die Straßen zu durchwandern und die alten Geschichten wachzurufen, daß sie vor der bilderschaffenden Kraft der Seele Wirklichkeit gewinnen und das Leben und Leiden, das Arbeiten und Sinnen unserer Vorfahren hier im Herzen des deutschen Vaterlands neu erstehen lassen.

Auf den folgenden Blättern soll der Versuch gemacht werden, die wechselnden Vorgänge in einem der alten Gebäude von Eisenach zu erzählen, dessen unscheinbarem Aeußeren kein Mensch ansieht, was alles dort im Lauf der Jahrhunderte sich ereignet hat. Der Fremde, der den gewöhnlichen Weg über den Markt nach der Wartburg einschlägt, muß den nicht sehr großen Predigerplatz überschreiten und durch das ehemalige Thor zum Schloßberg hinauf. Auf dem Predigerplatze erblickt er vor sich eine gothische Kirche ohne besonderen Reiz, hoch und schmal, aus Steinen gebaut, links daneben ein Haus mit vielen Fenstern das durch ein Giebelgebäude abgeschlossen wird, zu dem eine

Thür mit Inſchrift darüber den Zugang gewährt. Der Eiſenacher Bürger ſagt ihm, das ſei die „Lateiniſche Schul“ oder das Gymnaſium. Wirft er einen Blick in das Innere, ſo thut ſich die beſcheidene Halle eines weißgetünchten Wandelganges mit Spitzbogenfenſtern auf. Man erkennt, daß hier ein Kloſter geweſen iſt, welches die neuere Zeit in eine Schule umgewandelt hat. Von dieſem Kloſter wollen wir erzählen und ſeine Entwickelung von der Gründung an bis zur Auflöſung verfolgen.

Unſere Aufgabe führt in die geprieſenen Tage zurück, da der letzte Glanz des höfiſchen Ritterthums noch über der Wartburg lag. Es war am Johannistage 1227, als Landgraf Ludwig IV. von der Thüringer Heimath Abſchied nahm und mit einer auserleſenen Schar von Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande zog. Unter bitterem Herzeleid trennte ſich ſeine Gemahlin Eliſabeth von ihm. Wohl mochte die hohe Frau ahnen, daß ſie ihren einzigen Freund auf dieſer Erde nicht mehr wiederſehen ſollte. Eine trübe Jugend hatte die junge Fürſtin früh gereift und auf die Freuden der Welt verzichten gelehrt. Als Kind von vier Jahren war ſie aus dem Vaterhauſe in die Fremde gekommen. Zwei Jahre darauf mußte ſie hören, daß ihre Mutter, die Königin Gertrud von Ungarn, durch Mörderhand gefallen war. Kein Wunder, daß ein Zug von Schwermuth dem heranwachſenden Mädchen eigen blieb, und daß ſie im Geiſt ihrer Zeit ſich daran gewöhnte, in der Weltentſagung eine Aufgabe zu ſehen, die ihr vor anderen geſtellt ſei. Aber ihre ernſte Frömmigkeit, ihr bußfertiges Leben und die barmherzige Liebesthätigkeit ohnegleichen paßte wenig zu der heiteren Lebensanſchauung des prunkliebenden Hofes ihrer Schwiegereltern, wo eine Schar aus-, die andere einzog zu den gaſtlichen Thoren der Wartburg, der Landgraf mit ſtolzen Helden ſeine Habe verthat und Ritters Becher nimmer leer ſtand. Der Tod Hermanns I. hatte dem luſtigen Treiben ein

Ende gemacht. Sein Sohn und Nachfolger war nüchternen Weſens und ließ ſeiner frommen Gemahlin freie Hand. Eliſabeth war erſt vierzehn Jahre, als ſie regierende Landgräfin wurde. So junger Herrin zu gehorchen, mochte Manchen ſauer ankommen ohnedies, wieviel mehr, wenn eine ganz andere Lebensrichtung mit ihr zur Geltung gelangte. Es iſt wohl zu begreifen, daß ſich wachſende Verſtimmung unter den nachgelaſſenen Angehörigen des früheren Herrn einſtellte, und daß Viele waren, die das fröhliche Treiben unter Landgraf Hermann bitter vermißten. Die verwitwete Schwiegermutter Sophie und deren Kinder wollten Eliſabeth nicht wohl. Hofgeſellſchaft und dienende Leute fanden bei der neuen Richtung nicht ihre Rechnung und mochten den Haß ſchüren. Ein Glück war es für die arme junge Frau, daß Landgraf Ludwig in unverrückter Treue zu ihr hielt. Wenn er auch die ſchwärmeriſche Hingabe an das Himmliſche nicht theilte, ſo ließ er doch ſein Weib, das er von Herzen lieb hatte, gewähren, da er auf höfiſchen Prunk wenig Werth legte und auch bald erkannte, wie nöthig es ſei, die zerrütteten Verhältniſſe der fürſtlichen Haushaltung durch Sparſamkeit in Ordnung zu bringen. Ludwig iſt von ſeinem Kreuzzuge nicht wieder heimgekehrt. Als die Nachricht ſeines Todes eintraf, machte ſich der natürliche Schmerz der armen Frau in lautem Wehklagen Luft; denn mit ihm verlor ſie alles, was ſie noch an dieſe Welt knüpfte. Ihre Widerſacher frohlockten; Heinrich Raſpe, der älteſte Bruder des Verſtorbenen, nahm als Vormund der Kinder unverweilt die Herrſchaft an ſich. Eliſabeth bekam den bis dahin mühſam verhaltenen Groll bitter zu fühlen. Könnten die alten Mauern der Wartburg reden, ſie würden von unholden Auftritten im Kreiſe der fürſtlichen Familie erzählen. Die Verſuche, die folgenden Vorgänge allein auf die krankhafte Frömmigkeit der weltentſagenden Büßerin zu ſchieben, treffen ſchwerlich das Richtige.[1] Es läßt ſich nicht

leugnen, daß man der Witwe des heimgegangenen Landgrafen den Aufenthalt im eigenen Heim unerträglich gemacht hat. Auf den Straßen von Eisenach irrte die ungarische Königstochter, Obdach suchend, umher, denn Niemand wollte es mit der neuen Herrschaft verderben, bis sie bei den Franziskanern ein dürftiges Unterkommen fand und dann von ihren Blutsverwandten abgeholt wurde. Elisabeths Tante Mathilde, die Aebtissin von Kitzingen, kam selber nach Eisenach und brachte sie zu ihrem Bruder Ekbert, dem Bischofe vom Bamberg, der ihr auf Schloß Pottenstein einstweiligen Wohnsitz gab.

Doch die Widersacher der frommen Fürstin sollten ihres Sieges nicht froh werden. Das verletzte Recht der Witwe, zumal einer solchen Frau, weckte die Gewissen im Volke und allgemach auch bei ihnen selber. Zunächst traten die heimkehrenden Mannen Landgraf Ludwigs kraftvoll für sie ein. Schenk Rudolf von Vargula, der Sohn jenes Walther, der sie einst von Ungarn ins Thüringer Land geholt und zeitlebens die Verpflichtung gefühlt hatte, dem anvertrauten Fürstenkinde ein treuer Hüter zu sein, führte im Sinne seines Vaters kräftig und ohne Furcht das Wort für die Gemahlin ihres verstorbenen Herrn. Aber Elisabeth hatte auf die Freuden des Lebens verzichtet. Sie war damit einverstanden, daß man ihr einen Witwensitz in Marburg einräumte, und dort verlebte sie den Rest ihrer Tage, in strengen Andachtsübungen für den Himmel sich vorbereitend.

Das farbenreiche Leben des höfischen Minnedienstes ließ sich auf der Wartburg nicht wiedererwecken. Jenes Wort, das ein späterer Dichter auf eine frühere Zeit angewendet hat, „ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n", wurde auch damals zur Wahrheit. Selten hat ein so großer Umschwung in so kurzer Zeit in der Denk- und Lebensweise der Völker des Abendlandes sich vollzogen, als im zweiten und dritten Jahrzehnte des drei-

zehnten Jahrhunderts. Ein ſchwermüthiger Zug zur Weltentſagung, der bis dahin vereinzelt zu beobachten iſt, kam allmählich in weiten Kreiſen zur Geltung. Viele hochgeſtellte Männer und Frauen aus fürſtlichem Blute ſchloſſen ſich für den Reſt ihrer Tage in Kloſtermauern ein. Eliſabeths Brüder Bela und Coloman entſagten der Welt; ihre Tante Hedwig, die Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Breslau, that es an asketiſchem Wandel und ſelbſtverleugnender Hingabe ihrer Nichte gleich und wurde die große Heilige von Schleſien. Herzog Heinrich von Anhalt, der Gemahl Irmengarts von Thüringen, ging auf ſeine alten Tage ins Kloſter. Otto von Botenlauben, der berühmte Minneſänger, und ſeine Gemahlin Beatrix trennten ſich nach langer Ehe freiwillig voneinander, beide, um der Welt zu entſagen; der ältere ihrer Söhne und ſeine Ehefrau folgten dem Beiſpiele der Eltern. Sophie und Gertrud von Landsberg nahmen wider den Willen ihres Vaters den Schleier; ſie leuchteten allen Mitſchweſtern in gottſeligem Wandel voran und unterzogen ſich auch den niedrigſten Dienſten des Kloſters. Die Beiſpiele ließen ſich mehren. Die Furcht vor den ewigen Strafen verleidete den damaligen Menſchen weltliche Freuden, mit denen man ſich ſo lange über den Ernſt des Lebens und wohl auch über manche ſchwere That hinweggetäuſcht hatte. Der Wunderglaube des Volkes trug dazu bei, den Heiligenſchein um die Häupter ſolcher Zeitgenoſſen zu legen, die in der Bußübung um ſo Größeres zu leiſten ſchienen, je höher ihre Lebensſtellung war. Die hohe Verehrung und Anerkennung reizte zur Nachfolge. So war vieles anders geworden in Deutſchland. Wie ein Traum lag die Erinnerung an Minneluſt und Feſtesglanz in der Seele der älteren Leute: „Hat mir mein Leben geträumet, oder iſt es wahr?“ ſingt Walther von der Vogelweide,

„O weh, wie ſind verzagt die jungen Leute nun
Vor Kummer, der ſie nagt, wie jämmerlich ſie thun!

Sie wiſſen nur von Sorgen, weh, wie thun ſie ſo?
Wohin ich blicke und ſchaue, ſind' ich Niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar:
Nie ſah man unter Chriſten ſo jämmerliche Schar."

Und doch kann ſich der Sänger ſelber der gleichen Stimmung nicht entziehen:

„Die Welt iſt außen lieblich, weiß und grün und roth,
Doch innen ſchwarzer Farbe, finſter wie der Tod."

Aus dieſem Geiſte einer anders gewordenen Zeit ſind die beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner erwachſen, die, völlig entſagend, ihr ganzes Sein in den Dienſt des Ewigen, das iſt, wie ſie es verſtanden, der römiſchen Kirche und ihres oberſten Biſchofs, ſtellten.

Die Dominikaner ſind es, die uns im folgendem beſchäftigen ſollen. Ein ſpaniſcher Ritter war der Gründer des Ordens. Dies iſt bezeichnend für den Geiſt, der ſich in ihm entwickelte, und das Hauptziel, das er ſich ſtellte, die Unterwerfung Andersgläubiger unter den Gehorſam der Kirche. Dominikus Guzman, der vornehme Kaſtilianer, war ein Mann von gelehrter Bildung und beſonnenem Denken. Glühender Eifer für das Seelenheil der Menſchen, über dem er jede Rückſicht auf eigenes Behagen und äußeres Glück vergaß, hatte ihn mit einigen Gefährten in das ſüdliche Frankreich getrieben, um in apoſtoliſcher Armuth und Selbſtverleugnung an der Bekehrung der Albigenſer zu arbeiten. Im Jahre 1215 ging er nach Rom; es gelang ihm, von Innocenz III die Beſtätigung ſeiner Beſtrebungen und eine Regel für ſeine Genoſſenſchaft zu erhalten. So entſtand ein neuer Mönchsorden. Honorius III erweiterte 1216 die Satzungen. Die Regel des Auguſtin bildete die Grundlage, aber die Disciplin wurde verſchärft. Dem Zwecke des neuen Ordens, Städte und Völker der Kirche wieder zu gewinnen, war die Verfaſſung angepaßt und wohldurchdacht auf allgemeines, wie einzelnes,

gerichtet. Jedes Kloſter wählte ſich einen Prior auf Lebenszeit als oberſten Leiter. Die Klöſter eines Landes ſchloſſen ſich zu einer Ordensprovinz zuſammen, der ein Prior provincialis vorſtand. Jedes Jahr berief der Provinzial ein Kapitel, an dem alle Prioren der Provinz und beſondere Abgeſandte theilnahmen. Ueber ſämtliche Dominikanerklöſter gebot der Ordensgeneral. Dieſer hatte in Rom ſeinen Sitz und pflegte alljährlich ein Generalkapitel zur Verhandlung über die wichtigſten Fragen des ganzen Ordens einzuberufen. Im Jahre 1220 fand in Bologna das erſte dieſer Generalkapitel ſtatt. Auf ihm entſagten die Brüder allem eigenen Beſitze; Ernſt und Schweigen ſollte in den Klöſtern herrſchen, ein hartes Lager zur Ruhe dienen, nur Faſtenſpeiſe die Nahrung bilden. Die Kleidung beſtand in einer weißen Kutte mit Scapulier und Kapuze, darüber ein ſchwarzer Mantel; vom Volke wurden die Dominikaner der Schwalbe verglichen. Die Durchführung der Ordensaufgabe ſollte durch Verkündigung des Wortes Gottes mittelſt der Predigt in der Landesſprache erſtrebt werden. Daher hießen die Dominikaner auch Predigermönche oder kurzweg Prediger. Es gelang ihnen bald, alle Rechte der Weltgeiſtlichen zu erringen, darunter als das wichtigſte die Befugniß, Beichte zu hören und Abſolution zu ertheilen. Was dem Orden in kurzer Zeit ſo große Bedeutung verlieh, war der Umſtand, daß die Ausrüſtung zu erfolgreichem Predigtamt gründliche Vorbereitung durch wiſſenſchaftliche Arbeit erforderte. Dadurch geſchah es, daß die Brüder des Ordens ſich von der übrigen Geiſtlichkeit durch gelehrtes Wiſſen auszeichneten und großes Anſehen erwarben.

Die Wirkſamkeit der neuen Genoſſenſchaft entſprach dem Bedürfniſſe der Zeit. Die klägliche Unwiſſenheit und das ärgerliche Leben der niederen Geiſtlichkeit ſtand in grellem Widerſpruche zu der unbewußten Sehnſucht ſo Vieler, die nach

Nahrung für ihre Seelen und zuverlässiger Leitung verlangten. Die Predigt war dazumal in der Kirche als etwas Unwesentliches beiseite gesetzt, und die liturgischen Formen des Gottesdienstes konnten nicht ausreichen, um die Gewissen zu befriedigen. Was man brauchte, wurde durch die Predigermönche reichlich geboten. Man kann sich denken, wie unter solchen Verhältnissen nichts auf die Laienwelt tieferen Eindruck machte, als die unverkennbare Selbstverleugnung der neuen Brüder, die unter Verzicht auf eigene Behaglichkeit in ärmlicher Hülle einzig dem Seelenheile ihrer Mitmenschen sich widmeten. Als ein wichtiger Umstand kam hinzu, daß ihr Beruf die Bettelmönche nöthigte, inmitten volkreicher Städte ihre Niederlassungen zu gründen, während die älteren Orden mit Vorliebe in abgelegener Einsamkeit ihre Klöster erbaut hatten. Ueberdies brachte das regelmäßige Gabensammeln in fortlaufenden Verkehr mit großen und kleinen Leuten auch außerhalb der Stadtmauern. So konnte es nicht fehlen, daß die Predigerbrüder volksthümlich wurden und bald überall Eingang und Einfluß gewannen, und daß anderseits damit auch Mittel sich einstellten, die ihren Niederlassungen zu gute kamen.

Es geschah in jenen Jahren, daß ein vornehmer Edelmann aus Ilfeld im Harz, wo sein Geschlecht reich begütert war und fürstliches Ansehen genoß, aus innerer Neigung dem geistlichen Stande sich widmete. Dies war Elger, der junge Graf von Honstein, wohl ausgestattet mit Geist und Gaben und strebsam zugleich.[2] Geburt und Leistungen brachten ihn früh in hohe Stellung; um 1200 finden wir ihn als Domherrn von Halberstadt und Probst von Goslar genannt. „Tag und Nacht sann er," so erzählt sein Geschichtsschreiber, „darüber nach, wie er sich Wissen erwerben könnte, um Andere gut zu leiten." So kam er zu dem Entschlusse, seine Stellung aufzugeben und nach Paris zu gehen, wo damals der erste Sitz abendländischer

Gelehrſamkeit war. In Paris lernte er den Dominikanerorden kennen, der in dem Konvente auf der Straße St. Jacques den Mittelpunkt ſeines Wirkens beſaß. Elger fand Wohlgefallen an den Beſtrebungen der neuen Genoſſenſchaft; er ließ ſich aufnehmen und ſtellte fortan ſein Leben in den Dienſt des Ordens. Dominikus war am 6. Auguſt 1221 geſtorben. Zu ſeinem Nachfolger wurde auf dem Generalkapitel zu Paris ein Deutſcher gewählt, Jordan, der Sachſe genannt, aus Borgentreich im Weſtfäliſchen gebürtig. Dem Zwecke des Ordens gemäß war man an leitender Stelle darauf bedacht, Sendboten in alle Lande zu ſchicken, durch die man hoffen durfte, auch auswärts Boden zu gewinnen. Mit großer Klugheit bediente man ſich dazu der natürlichen Bande von Heimath und Vaterland, um die Herzen des Volkes zu gewinnen und den Leuten in ihrer Mutterſprache die Predigt vom Heile nahezubringen. Der neue Ordensgeneral beſaß das beſte Urtheil über die deutſchen Verhältniſſe. Es geſchah daher mit gutem Bedacht, daß er Elger von Honſtein, den vornehmen Deutſchen, der durch ſeine Geburt einflußreiche Verbindungen beſaß und ebenſogut mit Fürſten, Grafen und Edeln ſich zu benehmen verſtand, wie er mit dem gemeinen Manne zu verkehren wußte, in Begleitung von drei tüchtigen Landsleuten nach Thüringen entſandte, um dort einen Samen auszuſtreuen, aus dem man ſich für die Zukunft reiche Früchte verſprach. „Denn das Wort Gottes war damals theuer im Thüringerlande," ſo berichtet die alte Darſtellung, „und Wenige gab es, die vor Ankunft der Predigerbrüder dem Volke die Heilsbotſchaft darboten."[3] Im Jahre 1228 langten die neuen Mönche in der Thüringer Hauptſtadt Erfurt an. Der gute Ruf, der ihnen vorausging, ihr freundliches Auftreten, die lautere Demuth und das unermüdliche Wirken der Prediger gewann die Zuneigung der Erfurter Bürger ſehr ſchnell. Es war noch die Zeit der erſten Liebe des Ordens,

und das Gute überwog im Wollen und Handeln. Es gelang den Brüdern, in der Nähe der Paulskirche am Ufer der Gera einen Hof zu erwerben; neue Genoſſen ſchloſſen ſich an, Gaben ſtrömten zu. Bald konnte man die Anlage eines ordentlichen Kloſters in Ausſicht nehmen und den Bau einer eigenen Kirche beginnen. Elger und die Seinen griffen ſelbſt zu Schaufel und Kelle. Als die Leute ſahen, wie der vornehme Graf und die frommen Brüder in der ſchlichten Ordenstracht ſich zur Maurer- und Zimmerarbeit anſchickten, eilten ſie von allen Seiten herbei und trugen mit ſolchem Eifer, was gebraucht wurde, zuſammen, daß man nicht nöthig hatte, Geldmittel aufzuwenden und Arbeiter zu dingen. Im Jahre 1230 wurde durch Erzbiſchof Sifrid II. von Mainz, dem der Erfurter Sprengel unterſtand, die Einweihung des Kloſters vollzogen; die Kirche iſt erſt ſpäter ausgebaut worden.[4] Damit hatte der neue Orden in Thüringen Wurzel gefaßt und begann ſich bald gedeihlich zu entwickeln. Von großer Bedeutung war, daß der Mainzer Kirchenfürſt der Bruderſchaft ſeine Gunſt ſchenkte. Elger von Honſtein wurde zum erſten Prior der Erfurter Prediger gewählt und nahm zu an Anſehen bei Hoch und Niedrig, zugleich aber auch an Erfahrung, Menſchenkenntniß, innerer Vertiefung und ſtetigem Eifer für die Aufgabe ſeines Lebens.

Um dieſe Zeit hatte in dem Landgrafenhofe auf der Wartburg die neue Richtung ihren völligen Sieg erlangt. Wer hätte es auch gedacht, daß die ſchwer mißhandelte Eliſabeth die größte Heilige des Mittelalters werden ſollte! Bereits vier Jahre nach ihrem 1231 erfolgten Abſcheiden wurde ſie heilig geſprochen; 1236 erfolgte die Erhebung der Gebeine. Kaiſer Friedrich II. ſetzte der Todten eine goldene Krone auf, und über ihrem Grabe erhob ſich eines der ſchönſten Gotteshäuſer, das Deutſchland beſitzt, die Eliſabethkirche in Marburg. Landgraf Heinrich Raſpe hatte längſt das rauhe Vorgehen gegen ſeine Schwägerin bereut,

auch mochte er begreifen, wie unklug es gewesen wäre, einer Strömung entgegenzuwirken, die mit nie dageweſener Gewalt alle Zeitgenoſſen fortriß. So machte er denn zu rechter Zeit ſeinen Frieden mit der Kirche und gab ſich ganz in die Hände der Geiſtlichkeit; unter dem Namen des Pfaffenkönigs hat er in der Folge eine traurige Berühmtheit erlangt. Ein Zuſammenwirken beſonderer Umſtände half damals den Dominikanern die Wege bahnen. Auch Heinrichs Bruder Konrad trug eine Schuld auf dem Gewiſſen. Er hatte ſich in Reinhardsbrunn an dem Erzbiſchofe Sifrid III. thätlich vergriffen und danach bei der Erſtürmung der mainziſchen Stadt Fritzlar Kloſter und Kirche St. Johannes des Täufers niedergebrannt. Geweihte Prieſter und große Heilige ſo ſchwer zu beleidigen, war dazumal ein mißliches Ding; was im Eifer des Zornes gefrevelt war, mußte durch mehr als doppelte Buße geſühnt werden. Auch Konrad erkannte, daß er gut thun werde, mit der geiſtlichen Macht, die das Weltliche ſo wohl zu lenken verſtand, ſeinen Frieden zu machen. Die Legende erzählt, daß den fürſtlichen Brüdern in einer Nacht St. Eliſabeth und St. Johannes im Traume erſchienen und Beiden aufgaben, zur Vergeltung ihnen ein gemeinſames Kloſter zu bauen. Um nichts zu verſehen, holte man bei Papſt Gregor IX. Raths ein, und dieſer empfahl, dem Gebote der Heiligen ohne Zaudern Folge zu leiſten. Nun half kein Ausweichen; man entſchloß ſich, ans Werk zu gehen, und nahm in Eiſenach am Fuße des Berges, deſſen oberſter Gipfel von der Wartburg gekrönt wird, den Bau eines Nonnenkloſters in Angriff.

Die Kunde von der beabſichtigten Stiftung drang auch nach Erfurt und kam zu Ohren Elgers von Honſtein. Der kluge Mönch erkannte, daß ſich eine günſtige Gelegenheit bot, für ſeinen Orden großen Gewinn zu erlangen, und entſandte zwei angeſehene Männer ſeiner Bruderſchaft an Heinrich Raſpe

mit dem Auftrage, dahin zu wirken, daß das neue Kloſter in Eiſenach dem Dominikanerorden eingeräumt und dieſem dadurch in nächſter Nähe der fürſtlichen Hofhaltung eine Stätte bereitet werde. Nun war das landgräfliche Haus mit den Grafen von Honſtein entfernt verwandt. Heinrich Raſpe, längſt begierig den großen Prediger von Erfurt kennen zu lernen, lud ihn zu perſönlicher Zwieſprache ein. Elger kam und erlangte durch den bedeutenden Eindruck ſeines Weſens ohne Mühe die Erfüllung ſeines Wunſches. Vielleicht beruht die Geneigtheit des Landgrafen, den Dominikanern gefällig zu ſein, noch auf einem beſonderen Grunde. Es iſt bekannt, daß die heilige Eliſabeth ſchon zur Zeit ihres Waltens auf der Wartburg dem Franziskanerorden ihre Gunſt geſchenkt hatte. Ein Franziskaner Rodeger war ihr Beichtvater geweſen; aus ſeiner Hand hatte Ludwig IV. das Kreuz genommen. Eliſabeth ſoll die Franziskaner nach Eiſenach berufen und dort angeſiedelt haben. Daher iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Heinrich Raſpe mit gutem Bedacht den anderen der beiden einflußreichen Orden zu gewinnen ſuchte, um durch ihn innerhalb der Kirche ſelbſt eine bleibende Stütze zu bekommen. Auch ſein Bruder Konrad hatte guten Grund, in die Abtretung der gemeinſamen Stiftung an die Predigermönche zu willigen. Elgers Geſchlecht war mit dem Mainzer Erzbiſchof Sifrid III. von Epſtein blutsverwandt, und man durfte hoffen, daß eine Gefälligkeit gegen ihn zur Ausſöhnung mit dem beleidigten Kirchenfürſten beitragen werde. So geſchah es denn, daß die beiden fürſtlichen Brüder die bereits fertige Kirche an Elger abtraten; ein anſtoßendes Grundſtück wurde hinzugefügt und das Ganze für ein Predigerkloſter zu Ehren der heiligen Eliſabeth und Johannes des Täufers beſtimmt. Am Sonntage Miſericordias Domini, den 13. April 1236, wurde das neue Kloſter eingeweiht. An dieſem Tage feierte es fortan ſein Stiftungsfeſt, die Predigerkirmſe, wie die Eiſenacher ſagten. Wie aber dem Landgrafen daran

gelegen war, die Persönlichkeit Elgers zu gewinnen, so erkannte dieser seinerseits, daß ihm in der Nähe des mächtigen Fürsten ein größerer Wirkungskreis eröffnet sein werde, als unter der Erfurter Bürgerschaft, wo die Stiftung seines Ordens genügend befestigt schien Er gab daher die Erfurter Stellung in andere Hände und siedelte ganz nach Eisenach über, wo er als Prior des neuen Klosters den Rest seines Lebens zubringen sollte.

Wir sind über die ältere Geschichte des Eisenacher Dominikanerklosters, insbesondere über Elger von Honstein, durch ein mittelalterliches Schriftstück unterrichtet, das noch erhalten und 1861 durch den Druck veröffentlicht ist. Es ist dies die im vorhergehenden bereits einige Male erwähnte „Legende von den heiligen Vätern des Eisenacher Predigerklosters", in lateinischer Sprache und offenbar von einem der Eisenacher Mönche abgefaßt, der den geschilderten Vorgängen noch nahe gestanden hat. Auf Grund dieses Schriftstückes war es möglich an Ort und Stelle manche Zusammenhänge festzustellen und das Erhaltene zu deuten.

Wer Eisenach kennt, weiß, wie günstig die Lage des Predigerklosters gewählt ist.[5] Im südlichen Teile der Stadt, wo das Thor den nächsten Weg zur Wartburg über den Schloßberg hinauf eröffnet, macht die Stadtmauer nach Norden hin einen Bogen. Dieser umschließt das klösterliche Grundstück von der einen Seite; auf der nördlichen bildet die sehr lange und schmale Predigerkirche und die westlich sich anschließende Umhegung die Grenze, nach Osten hin der freie gepflasterte Platz, der noch heute nach den Predigern heißt. Das Hauptportal der Kirche lag im Norden an der Nonnengasse, ein zweites, gegenüber, führte in den Kreuzgang, der die Klosterräume von innen umgab. Durch ein drittes, an der östlichen Giebelseite der Kirche, gelangte man vom Predigerplatze zunächst in eine Krypta, über der ein hochgebauter Chor sich erhob, und durch

dieſe weiter in das Schiff, das weſtlich durch eine flache Wand mit großem Spitzbogenfenſter ſeinen Abſchluß fand. Ein Thurm fehlt, wie es bei den Dominikanerkirchen der Fall zu ſein pflegt. Die Bauart iſt gothiſch, ohne Prachtentfaltung, doch dauerhaft und in den Maßen gefällig. An den hohen Chor lehnt ſich auf der Südſeite eine kapellenartige Sakriſtei, das ſogenannte Gerbhaus, die klöſterliche Schatzkammer, und unter dieſer lag eine zweite Kapelle von gleicher Größe, die mit der Krypta der Kirche in unmittelbarer Verbindung ſtand. Die ganze Doppelkapelle war für ſich beſonders der Jungfrau Maria und allen Heiligen geweiht. Im Süden ſchloſſen ſich in Hufeiſenform die Kloſtergebäude an die Kirche, nämlich ein großes Haus, der Kirche parallel, das durch zwei ſchmale mit dieſer in Verbindung geſetzt war. Auf allen vier Seiten lief ein Wandelgang um den geräumigen Hof, von dem aus er durch Spitzbogenöffnungen ſein Licht empfing. Später ſind andere Bauten hinzugetreten, eine Brauerei und zwei Wirthſchaftshäuſer, noch 1512 ein Anbau für ein neues Refektorium; von der älteren Anlage wurde einzelnes abgebrochen. Gewonnen hat das Kloſter durch die Neuerungen nicht. Der Grundplan war zweckmäßig und bei aller Einfachheit auch ſchön. Die Kloſterpforte lag an der Südoſtecke und führte auf den Predigerplatz. Dieſer Platz, der mittlere Hof, die ganze Umgebung, ja ſelbſt die Kreuzgänge, wurden im Laufe der Jahrhunderte zu Begräbniſſen verwandt; die Bewohner hauſten auf einer Stätte des Todes.

In dieſen Räumen hat Prior Elger noch ſechs Jahre eine reiche Wirkſamkeit entfaltet. Das Kloſter galt durch die Weihe, die über ihm lag, als ein ſicherer Zufluchtsort für Solche, die mit dem Leben abgeſchloſſen hatten. Gottesfürchtige Leute, zumal vereinſamte Frauen von Stande, Witwen und Jungfrauen, bauten ſich ringsum an und vermachten den Predigern letztwillig ihren Beſitz. So war der um das Kloſter gelegene freie Raum.

bald mit Häusern besetzt. Auch der Zudrang zur Brüderschaft mehrte sich; angesehene und tüchtige Männer begehrten Aufnahme, und Elger führte in Zucht und Liebe eine gute Leitung. Zur Ausbildung der Brüder trat die Erziehung der Jugend, und von weit und breit vertraute man seine Söhne den Eisenacher Dominikanern an, bei denen man sie gut aufgehoben wußte. Elgers Ansehn blieb im Steigen. Der Erzbischof von Mainz besuchte ihn häufig und verwandte ihn für wichtige Aufträge. Landgraf Heinrich machte ihn nicht nur zu seinem Beichtvater und vertrauten Rathgeber, sondern legte auch die Ueberwachung der geistlichen Angelegenheiten des Landes in Elgers Hände.[6] Das Legendarium erzählt, Heinrich Raspe habe eigenhändig ein kleines Kruzifix, das ihm sehr werth war, weil vor ihm dereinst die heilige Elisabeth sich ihrer Krone entäußerte, von der Wartburg herabgetragen und dem Kloster geschenkt. Elger ließ sich auch das Aeußere des Gottesdienstes und eine würdige Ausschmückung der Kirche angelegen sein. Er besaß eine Schwester, die als Nonne zu Kloster Rohr in Franken lebte und eine geschickte Paramentenstickerin war. An diese wandte er sich mit der Bitte um eine Decke für den Hochaltar, für die er selbst das Einzelne angab, und sie fertigte ein wunderbar feines Altartuch mit Seidenstickerei in bunten Farben: in der Mitte war die Dornenkrone Christi dargestellt, rechts und links sah man die Patrone der Kirche und die des Prediger- und Minoritenordens, dazu die Gestalten der Apostel; auch zahlreiche Sprüche waren eingestickt. Das Tuch bildete einen Schmuck des Gotteshauses an hohen Festtagen auch noch in späterer Zeit.

Allmählich traten die Beschwerden des Alters an Elger heran. Kasteiungen, Wachen, Fasten, Arbeiten und Sorgen hatten seine Körperkräfte vor der Zeit aufgerieben. Um nöthige Reisen unternehmen zu können, ließ er sich mit schwerem Herzen überreden, zu reiten, statt zu Fuße zu gehen, wie es die Ordens-

regel vorschrieb. Nach dem Vorbilde des Heilandes bediente er sich eines Esels als Reitthier. Die Legende erzählt, als ihm einst ein vornehmer Herr so auf seinem Thiere sitzend begegnet sei, da habe dieser zu seinem Gefolge gesagt: „Seht euch den Eselsreiter an; das ist ein Mann von hohem Adel und Sohn des großen Grafen von Honstein; der hat in seiner Jugend Burgen und reichen Besitz um des gekreuzigten Christus willen verlassen und ist in den Predigerorden eingetreten. Er könnte kostbare Rosse reiten und zieht auf einem Esel einher.“ Auf diesem Esel soll Elger sich auch zum Predigerkapitel begeben haben, um die Entbindung von seiner Stellung zu erbitten. Als man auf sein dringendes Ansuchen doch nicht eingehen wollte, hörte er draußen seinen Esel schreien. Da sprach er: „Nun vernehmt ihr es selber; mein Esel klagt mich an, daß ich alter Mann ihn in meinem Dienste plagen muß, das doch wider die Ordensgesetze verstößt, und daß ich also der Stellung des Priors nicht würdig bin.“[7] Nichtsdestoweniger mußte er die Bürde seines Amtes bis zu seinem Tode weiter tragen.

Es war im Jahre 1242, als Kaiser Friedrich II. in Frankfurt a. M. einen Herrentag angesetzt hatte, hauptsächlich wohl, um den Landgrafen von Thüringen für seine Sache zu gewinnen. Der Landgraf verlangte Elgers Beisein, und der alte Mann unterzog sich ohne Widerstreben den Beschwerden der Reise. In Frankfurt kehrte er bei den Dominikanern ein. Dort warf ihn eine schwere Krankheit aufs Lager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Der Todesfall machte in weiten Kreisen großes Aufsehen; alles Volk stand unter dem Eindrucke, daß ein hervorragender Mensch geschieden war, einer von Denen, die von den großen Heiligen der Kirche wenig unterschieden sind. So geschah es, daß dem Todten alle die Ehren erwiesen wurden, die der Lebende in Demuth verschmäht

hatte. Auf dem eigenen Wagen des Landgrafen wurde die Leiche nach Eisenach geführt und im Katharinenkloster vor dem Georgenthore niedergesetzt. Von dort erfolgte dann unter dem Geläute aller Glocken die feierliche Einholung durch die Predigerbrüder im Geleite der ganzen Geistlichkeit und unzähliger Laien. Die Beisetzung geschah in der Kapelle Marias und aller Heiligen unter der Sakristei des Predigerklosters. Wie das Legendarium von Wundern, die schon bei Elgers Lebzeiten durch ihn geschahen, berichtet, so weiß es von mehr als einem dergleichen, die an seinem Grabe vor sich gingen, zu erzählen. Es ist deutlich zu erkennen, wieviel die Eisenacher Dominikaner darum gegeben haben würden, wenn die Kirche ihren ersten Prior in aller Form unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hätte, und es lag nicht an ihnen, wenn diese Absicht nicht erreicht worden ist. Wir können uns die Wiedergabe dieser Wunder, die in breiter Darstellung überliefert sind, ersparen. Es bleibt auch ohne sie genug übrig, was Elger von Honstein vor vielen seines Standes auszeichnet. Elgers Erscheinung hat allerdings etwas Apostolisches an sich: die völlige Hingabe an seine Aufgabe unter Verzicht auf alles Andere, die unermüdliche Thätigkeit im Dienste des Berufes, die großartige Vertiefung in Gebet und Kontemplation, von der die Legende, der man darin bis zu einer gewissen Grenze Glauben schenken darf, Kunde giebt, die Reinheit seines Wandels und die Liebe, die ihn überall geleitet hat, heben ihn aus der Menge mittelalterlicher Kirchenmänner, denen so oft etwas Pfäffisches anhaftet, heraus und machen ihn auch evangelischer Auffassung sympathisch. Im 13. Jahrhunderte trug jene, durch die Erinnerung an die heilige Elisabeth gesteigerte geistige Strömung dazu bei, daß Elgers von Honstein Gestalt, zumal bei seinen Landsleuten, von einem Heiligenschein umflossen schien.

Das Grab des großen Priors der Eisenacher Dominikaner

iſt neuerdings wieder aufgefunden worden.[8] Es ſei geſtattet, auf dieſen Gegenſtand etwas näher einzugehen, weil damit ein anderer zuſammenhängt, der für die Geſchichte der Zeit von Bedeutung iſt. Die Kapelle der Jungfrau Maria und Aller Heiligen, in deren Krypta Elger nach zuverläſſiger Ueberlieferung beigeſetzt wurde, iſt noch vorhanden. Ihr Fußboden liegt ziemlich tief unter der Fläche des anſtoßenden Predigerplatzes. Bis zum Jahre 1879 war die mäßig große Halle bis zur Höhe des Straßenpflaſters zugeſchüttet und mit ſtarken Steinblöcken verſetzt. Im vorigen Jahrhundert hatte ſie als Gefängniß gedient und wurde zuletzt zur Aufbewahrung ſtädtiſcher Löſchgeräthe benutzt. Eine vollſtändige Ausräumung ſtellte die Wiedergewinnung eines in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen Bauwerkes in Ausſicht und war um ſo wünſchenswerther, als das alte Eiſenach an Reſten ſeiner bedeutenden Vergangenheit arm iſt. Großherzog Karl Alexander von Weimar, dem die Wiederherſtellung der Wartburg verdankt wird, und der auch den Alterthümern der Stadt am Fuße ſeiner Burg jederzeit die lebhafteſte Theilnahme zugewandt hat, ordnete die Ausräumung an, und das Ergebniß hat die Erwartungen nicht getäuſcht. Steigt man jetzt in die Gruftkapelle hinab, ſo befindet man ſich in einem verhältnißmäßig hohen Raume. Die Spitzbogen der Wölbung, an denen Spuren einfacher Bemalung noch erkennbar ſind, laufen in der Mitte in einer durchbrochenen Steinroſette zuſammen, die den Zuſammenhang mit dem oberen Kapellenraume, der alten Sakriſtei, inſoweit vermittelt, daß Rede und Geſang zugleich in beiden Hallen verſtanden werden kann. Rechts führen zwei Thüröffnungen in die anſtoßende Krypta der Kirche, die eine in einfacher Spitzbogenform, die andere durch eigenthümliche und ſchöne Bildung ihres oberen Theiles bemerkenswerth. Die gegenüberliegende Wand zeigt drei hohe, ſchmale, gothiſche Niſchen, die entweder Reſte einſtiger Fenſter

sind oder mit Bildwerken ausgefüllt waren; darunter scheint ein Altar gestanden zu haben. Vor dieser Stelle fand man nach längerem Suchen drei schmale Gräber in der Richtung nach Osten hergestellt und in ihnen die Gebeine von Todten. Das eine dieser Gräber ist die Ruhestätte Elgers, welches aber, ließ sich nicht feststellen. Aus dem Legendarium wissen wir, wem die beiden anderen angehört haben. In dem einen lag Ludwig von Bessingen, ein durch Frömmigkeit, bedeutende Predigtgabe und musterhaften Lebenswandel ausgezeichneter Bruder des Klosters, der gleich Elger im Geruche der Heiligkeit stand und diese durch mancherlei Wunder im Leben und nach dem Tode bewährt haben soll. In dem dritten Grabe war ein anderer Predigermönch, mit Namen Heinrich von Weißensee, gebettet.

Die letztgenannte Persönlichkeit verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. Das Legendarium berichtet von ihm, er sei ein schlichter Mann von großer Demuth und inbrünstiger Frömmigkeit gewesen, der bei seinem Gebete Ströme von Thränen vergoß, der, es sei denn, daß es der Dienst erforderte, nur selten unter den Brüdern erschien, dagegen Tag und Nacht in der Kirche, auf dem Chor und in den Kapellen vor den Altären lag. Er unterzog sich der schärfsten Kasteiung; sein Weinen und die Geißelschläge, die er sich gab, konnte man weithin vernehmen. Immer schritt er einher, die Augen entweder zum Himmel erhoben oder demüthig zur Erde gesenkt. Bei der Messe war er so in Andacht versunken, daß er in Verzückung gerieth und Gesichter sah. Einmal, erzählt die Legende, schaute er Engel, wie sie jubelnd und tanzend das Sakrament umschwebten, so daß er ausrief: „O ihr Junker Gottes, nehmt euch in acht und schüttet nicht den Kelch um!“ — Die Identität des Grabes dieses Heinrich von Weißensee ließ sich durch die Reste einer Steinplatte feststellen, die unter dem Schutte unweit

der Gräber ſich vorfand und ehemals ſeine Ruheſtätte bedeckt hat. Noch deutlich zu leſen ſind darauf die Buchſtaben

.. IIT·FRATER·HENRICVS .. WIZ. ..

Die Ergänzung in „obiit frater Henricus de Wizense“ unterliegt nach dem, was das Legendarium berichtet, keinem Zweifel. Das Geſchlecht der Herren von Weißenſee findet ſich öfters in Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts in landgräflichen Dienſten. Auch unſer Heinrich, der bußfertige Kloſterbruder von Eiſenach, hat in jüngeren Jahren am Thüringer Hofe Stellung gehabt. Wir wiſſen jetzt, daß er ſogar eine bedeutende Rolle geſpielt hat. Aus einer neuerdings bekannt gewordenen Urkunde von Mühlhauſen vom Jahre 1234 geht die überraſchende Thatſache hervor, daß Heinrich von Weißenſee kein Anderer geweſen iſt, als der vielberufene „Tugendhafte Schreiber“, der ſangeskundige Leiter der fürſtlichen Kanzlei unter drei Landgrafen, Hermann I, dem Sängerfreunde, Ludwig IV., dem Gemahle der heiligen Eliſabeth, und Heinrich Raſpe, dem Pfaffenkönige, ein ritterlicher Minneſänger, deſſen Dichtungen noch erhalten ſind.[9] Athmen dieſe Gedichte aus den jüngeren Jahren des Mannes den Geiſt des höfiſchen Minneſanges der Blüthezeit an Hermanns Hofe, ſo gewährt das Büßerleben des Bettelmönches, der den Zeitgenoſſen als ein halber Heiliger erſchien, ein redendes Zeugniß von dem Wandel der Dinge, der in dem kurzen Zeitraume eines Menſchenlebens ſich vollzogen hat. Für den Freund mittelalterlicher Kulturgeſchichte iſt es beſonders anziehend, wie eine jener Sängergeſtalten, an die ſich ſelber die Sage geknüpft hat, ſo daß lange der Zweifel beſtehen konnte, ob ſie überhaupt gelebt haben, ein Genoſſe Wolframs von Eſchenbach und Walthers von der Vogelweide, Herborts von Fritzlar und Albrechts von Halberſtadt, nunmehr Wirklichkeit gewinnt, nicht bloß durch glaubwürdige Ueberlieferung, ſondern auch durch die

handgreiflichen Reſte ſeiner morſchen Gebeine in der ſtillen Klauſe am Fuße der Wartburg.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir wieder zur Geſchichte des Kloſters zurück. Es leuchtet ein, daß das Anſehen der Eiſenacher Bruderſchaft durch die Erinnerung an ihren Stifter ſowohl, wie durch das heilige Leben ſolcher Männer, bei der damals herrſchenden Richtung des Denkens nicht wenig gehoben wurde. So iſt es gekommen, daß die weitere Entwickelung des Kloſters durch faſt zwei Jahrhunderte mit weltgeſchichtlichen Vorgängen in nähere oder fernere Beziehung trat. Im Jahre 1247 ſtarb Heinrich Raſpe; ſein Leib wurde bei St. Katharinen, ſein Herz bei den Dominikanern beigeſetzt, denen es im Leben immer zugethan war. Heinrich hinterließ keine Leibeserben. Nach ſeinem Tode brach der thüringiſche Erbfolgekrieg aus. Zwei mächtige Perſönlichkeiten erhoben Anſprüche auf den erledigten Thron, einerſeits der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, als Sohn Juttas, der älteſten Tochter Hermanns I., anderſeits Sophie von Brabant, die Tochter Ludwigs IV. und der heiligen Eliſabeth, für ihren dreijährigen Sohn Heinrich. Im Predigerkloſter zu Eiſenach fand eine Verhandlung der Fürſten ſtatt. Mit herzlichen Bitten, ſo erzählen die Reinhartsbrunner Annalen, wandte ſich Sophie an ihren Oheim, daß er ihr und ihrem Sohne das anvertraute Land wieder herausgeben möge. Der Markgraf ließ ſich rühren; er reichte Frau Sophien die Hand und ſprach: „Gern, allerliebſte Baſe, meine getreue Hand ſoll dir und deinem Sohne unbeſchloſſen ſein.“ Doch wie er ſo redete, da traten zu ihm ſeine Räthe, der Marſchall Helwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn beiſeite und ſprachen: „Herr, was thut ihr, daß ihr das reiche Land und die feſte Wartburg aus den Händen gebet. Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den anderen auf der Wartburg, ſo ſolltet ihr lieber den einen Fuß aus dem

Himmel ziehen und zu dem anderen auf die Wartburg ſetzen!“ Der Markgraf war betroffen; was ſollte er thun? Eben hatte er an heiliger Stätte ein Verſprechen gegeben, und nun leuchtete ihm ein, daß er ſich zum eigenen Schaden übereilt habe. Mit verlegener Miene kehrte er ſich wieder zur Herzogin und ſprach: „Ich muß mich in dieſen Dingen doch noch bedenken und den Rath der Edeln des Landes hören“ und ging von dannen. Da zog Frau Sophie, bitterlich weinend, die Handſchuhe von ihren Händen, zerriß ſie und ſprach: „Gott möge ſehen und richten!“ Dann warf ſie die Handſchuhe in die Luft, gleichſam eine höhere Gewalt für ihre Sache zu Hülfe rufend. Die Annalen fügen hinzu, die Herzogin habe ausgerufen: „O du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Uebelthaten, ich meine dich, Teufel, nimm dieſe Handſchuhe mit deinen falſchen Rathgebern!“ Und alsbald wurden ſie hinweggerafft und nimmermehr geſehen. Die Verhandlung geſchah 1253 in der Kirche des Predigerkloſters. Ein blutiger Krieg war die Folge. Sieben Jahre ſchwankte die Entſcheidung hin und her. Die Eiſenacher hielten treu zu Sophie und dem Kinde von Brabant. Am 24. Januar 1261 wurde die Stadt in einer ſtürmiſchen Nacht eingenommen und durch Erbauung der Feſte Klemda gewaltſam behauptet. Erſt drei Jahre ſpäter kam der Friede zu ſtande; Thüringen fiel an das Meißenſche Fürſtenhaus.

Ueber die Haltung der Dominikaner in dem großen Streite der weltlichen Herren iſt nichts bekannt. Im Jahre 1269 wurde das große Provinzialkapitel des Ordens bei den Eiſenachern gehalten, und Landgraf Albrecht der Entartete, Heinrichs des Erlauchten Sohn, nebſt ſeiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiſer Friedrichs II. von Stauffen, wohnten bei. Auch 1321 fand das Provinzialkapitel in Eiſenach ſtatt und wurde durch die Anweſenheit der fürſtlichen Herrſchaft, Landgraf

Friedrichs mit der gebißenen Wange und seiner Gemahlin Elisabeth von Arnshaugk, verherrlicht; der Landgraf selbst nahm die Bewirthung der von weiter Ferne herbeigeströmten Gäste auf sich. Erst nach schweren Kämpfen mit dem eigenen Vater und dem deutschen König Albrecht I. war Friedrich in sicheren Besitz seiner Krone gekommen. Der Thüringer Adel hatte ihm treu zur Seite gestanden. Einer der Räthe seines Vaters, Albert Knut mit Namen, ein Mann von hohem Selbstbewußtsein, der sich in den Wirren der Zeit ein solches Ansehen erworben hatte, daß er beim Volke gewaltiger an Macht erschien, als der Landgraf selbst, war Friedrich dabei behülflich gewesen und meinte seitdem noch mehr als bisher den Machthaber spielen zu können. Er erhob sich endlich in einer Weise über seinen Herrn, daß es nicht weiter zu ertragen war. Es kam zu einem Wortwechsel, bei dem er sich so weit vergaß, dem Landgrafen mit dürren Worten zu drohen: „Wisset, Herre, ich bin es gewesen, der euch zur Herrschaft verholfen hat, und ich werde ebenfalls die Wege finden, euch wieder davon zu bringen.“ Diese Ueberhebung brach ihm den Hals. Friedrich erkannte, daß ein thatkräftiges Eingreifen geboten sei, wollte er nicht ein Werkzeug in der Hand eines übermüthigen Vasallen werden. Er ließ Knut verhaften und in das feste Verließ der Wartburg bringen. Dort soll er den Hungertod erlitten haben; nach Anderen wurde er auf dem Eisenacher Markte enthauptet. Seine Leiche aber fand im Predigerkloster ihr Grab.[10] Wohl ist der Zusammenhang locker, der durch die Beisetzung vornehmer Todter in der Dominikanerkirche mit der Geschichte unseres Klosters gebildet wird. Immerhin mag man sich vergegenwärtigen, daß die Predigermönche und ihre Oberen bei solcher und ähnlicher Gelegenheit manches hörten und manches sahen, was Anderen verborgen blieb. Daß sie Augen und Ohren offen hielten, lehren die folgenden Ereignisse in mehr als einem Falle,

lehrt insbesondere auch die in ihren Räumen gepflegte zeitgenössische Geschichtsschreibung.

Die Bedeutung des Eisenacher Klosters sollte noch größer werden, als die Entwickelung des Dominikanerordens in den Kulturländern des Abendlandes ihn zum Eingreifen in die großen Welthändel führte. Viele und hervorragende Männer der Wissenschaft waren allmählich aus seinem Schoße hervorgegangen. Albert, Graf von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus genannt, ein hochberühmter Gelehrter von ungeheurem Umfange des Wissens, und mehr noch, als er, sein großer Schüler Thomas von Aquino, der gewaltigste aller Scholastiker und der tiefste und schärfste Denker des Jahrhunderts, für die Kirchenlehre gleich begeistert, wie für die Philosophie, durch Redegewalt und Frömmigkeit ausgezeichnet, bildeten die Zierden des Ordens und verliehen diesem einen neuen Glanz. Es war den Dominikanern gelungen, einen Lehrstuhl auf der Hochschule von Paris und dadurch große Bedeutung für alle Länder Europas zu gewinnen. Aber ein mächtiger Nebenbuhler war dem Orden in der Gründung des heiligen Franziskus von Assisi erwachsen, die in den Kreisen des Volkes, wie der Großen, ihn im Ansehen zu verdrängen begann. In jenen Jahren entwickelte sich der tiefgehende Gegensatz zwischen den beiden Mönchsorden mit dem Wachsen ihrer Macht zu solcher Bedeutung, daß dadurch während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters die Hauptvertreter der abendländischen Theologie in zwei Heerlager geschieden wurden. Die Dominikaner nannten sich nach ihrem Meister Thomisten, die Franziskaner Skotisten, nach dem spitzfindigen Johannes Duns Scotus, der ihr großes Licht war. Der Gegensatz zwischen Nominalisten und Realisten, je nach der Auffassung der altüberlieferten Ideenlehre, kam zu den sonstigen Streitpunkten der beiden Orden hinzu. Die Franziskaner waren eingefleischte Realisten. Ueberdies aber hielten sie

eine Lehrmeinung fest, die noch in unserer Zeit sich verhängnißvoll geltend machen sollte; wie man denn überhaupt irren würde, wollte man meinen, diese Streitigkeiten seien in der römischen Kirche zum Austrag gekommen und vergessen. Die Franziskaner nämlich stellten die berühmte Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä auf und pflegten in hochgesteigerter Weise den Mariendienst und damit im Zusammenhange das Ablaßwesen. In all diesen Fragen fanden sie in den Dominikanern grimmige Widersacher.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gegensätze, die beide Orden trennten und in ihren Folgen in aller Höhe und Tiefe durchwühlten, sich auch in Eisenach geltend machten. Die Franziskaner hatten ebenfalls in der Stadt tiefe Wurzeln geschlagen. Die Baulichkeiten ihres Klosters sind längst zerstört. In neuerer Zeit hat man bei der Anlage eines Pfarrhauses die Grundmauern und einige Denkmäler zu Tage gefördert. Das Barfüßerkloster, wie es in Eisenach hieß, lag von dem Grundstücke der Predigerbrüder nur wenig entfernt, gegenüber dem Landgrafenhofe oberhalb der Georgenkirche. Bei solcher Nähe mag es an Reibungen zwischen den feindlichen Orden, deren Gedeihen und Wohlstand nicht wenig von dem Ansehen abhing, das sie in der Bürgerschaft genossen, erst recht nicht gefehlt haben. Die Dominikaner erkannten, daß etwas geschehen müsse, um das Ansehen der Gegner gründlich zu schädigen, und dies konnte nicht besser erreicht werden, als wenn es gelänge, deren Lehre vor Hoch und Niedrig als hinfällig darzuthun. So rüsteten sie sich im Frühjahre 1322 in aller Stille zu einem vernichtenden Angriffe. Die Sache war harmlos genug eingekleidet. Man hatte beschlossen, am Vorabende der Predigerkirmes am Sonntage Misericordias Domini 1322 ein großes geistliches Schauspiel aufzuführen, wie solche damals in der Kirche üblich waren und wie man deren bereits früher auch in

Eisenach gesehen hatte.[11] Ein begabter Klosterbruder hatte eine umfangreiche Dichtung ausgeführt, in der die beliebte Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen des Evangeliums dramatisch zurechtgemacht war, dabei aber unverblümt und drastisch die volksthümlichsten der von den Franziskanern verfochtenen Lehrsätze ihre Widerlegung fanden. Laienbrüder und Schüler übernahmen die Rollen. Auf dem Raume zwischen dem Predigerkloster und dem Landgrafenhofe, dicht unter den Barfüßern und recht vor Augen dieser, wurde alles aufs schönste zugerichtet. Landgraf Friedrich, der fürstliche Gönner, der im Jahre vorher beim Provinzialkapitel für die Brüder den Wirth gemacht hatte, und sein ganzer Hof waren eingeladen. Der Tag erschien, und eine zahllose Menschenmenge harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Der Text des Schauspiels, das unter dem Namen des Großen Thüringischen Mysteriums bekannt ist, hat sich im Jahre 1846 zu Mühlhausen wiedergefunden; späterhin ist ein zweites Exemplar aus dem Jahre 1428 in einer oberhessischen Handschrift zum Vorschein gekommen.[12] Es lohnt sich wohl, den Gang der Handlung auf Grund dieser Ueberlieferung zu verfolgen. Einen Haupttheil bilden lateinische Kirchengesänge; der Dialog ist deutsch in kurzen Reimpaaren, gegen Ende in einer der Nibelungenstrophe ähnlichen Versbildung. Die Personen sind Christus, Maria, die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen, die Teufel Lucifer und „Beelzebug". Die Jungfrauen bilden zwei Halbchöre, aus denen sich je fünf Stimmen, der Reihe nach bald singend, bald redend, vernehmen lassen. Alle sprechen in breit ausgeführter, strophenartiger Rede. Christus tritt auf, beauftragt seine Engel, zum Feste zu laden, und tritt wieder ab. Die klugen Jungfrauen rathen zu ernstem Wandel, um stets gerüstet zu sein, die thörichten verlachen sie; sie wollen ihr junges Leben genießen; man sieht sie tanzen und ein

Gastmahl halten. Als nun der Herr kommen soll, gebricht es an Oel für ihre Lampen. Sie wollen von den klugen entlehnen, werden aber abgewiesen, und als sie sich auf den Weg machen, um welches zu kaufen, ist es zu spät. Der Herr erscheint. Die klugen werden von Maria gekrönt und nehmen am Mahle theil. Die thörichten bitten um Gnade, werden aber nicht zugelassen. In ihrer Herzensangst nehmen sie zu Maria ihre Zuflucht und flehen fußfällig um ihre Fürsprache. Maria läßt sich erbitten und wendet sich in rührenden Worten an ihren Sohn:

„Eia, lieber Sohn mein,
Gedenke heut' an die arme Mutter dein
Und an die mannigfalte Noth,
Die ich litt durch deinen bittern Tod!
Herre Sohn, da ich dein genas,
Da hat ich weder Haus noch Palas,
Und aller Armuth Pein
Litt ich um die Güte dein.
Ich hatte mit dir Mühe, das ist wahr,
Mehr denn drei und dreißig Jahr.
Sieh, liebes Kind, das lohne nun mir,
Und erbarme dich über diese Armen hier!"

Aber weit gefehlt, daß die heilige Mutter ihre Fürbitte erfüllt sieht, muß sie sich von ihrem Sohne mit ernsten Worten aus der Schrift selbst abweisen lassen:

„Mutter, gedenke an das Wort,
Das sich findet geschrieben dort:
„Himmel und Erd' sollen' eh vergehn,
Eh' mein Wort in Brüchen sollte geh'n",
Und alles himmlische Heer damach
Einen Sünder zu retten nicht vermag."

Und damit der Heiland nicht durch die Güte seines Herzens sich übermannen lasse, treten die Teufel selber auf und mahnen ihn in wiederholter Rede, ein gerechter Richter zu sein. Noch

einmal bittet Maria fußfällig ihr liebes Kind, noch einmal wird sie abgewiesen:

„Schweiget, Fraue Mutter mein;
Die Rede, die mag nimmer sein! —
Späte Reue hilfet nicht;
Ich muß üben recht Gericht:
Armer Sünder, geh' von mir,
Trost und Gnad' versag' ich dir! —
Geh' hin von mir, schrei Ach und Weh!
Dein wird Rath nun und nimmermeh'!"

In heller Verzweiflung reißen sich jetzt die thörichten Jungfrauen ihre Kränze vom Haupte; die Teufel kommen und binden sie mit eisernen Ketten. Unter schmerzlichen Klagen der Verdammten, die im Tone des volksthümlichen Epos vorgetragen werden, meldet das Stück:

„Ach und Weh' uns Armen! Warum sind wir gebor'n? —
Gott hat viel große Marter ganz an uns verlor'n!
Und seine tiefen Wunden machen unsre Schuld nicht leicht,
Wir fahren in unsern letzten Stunden dahin ohn Reu' und ohne Beicht!
O weh, o weh!
Soll'n wir Jesum Christum sehen nimmermeh'? —

Freunde und Verwandte, braucht euch zu mühen nicht!
Spenden und Gaben, das ist uns gar ein Nicht!
Was man uns Gut's noch thue, das ist gar verlor'n,
Tod wär' uns besser denn viel Seelenmessen, wir verdienen Gottes Zorn;
Ja, darum sind wir ewiglich verlor'n!" — —

Man kann sich vorstellen, welche Wirkung solche Worte auf ein mittelalterliches Publikum, das von der Furcht vor den Höllenstrafen sein ganzes Leben hindurch verfolgt wurde, zumal in Eisenach, in dessen unmittelbarer Nähe die Sage den Zugang zum Fegefeuer versetzt und grausige Geschichten von der Höllenpein einst mächtiger Fürsten erzählt, ausüben mußten. Mit klopfendem Herzen folgte männiglich dem Stücke bis zum Ende. Am meisten hatte es Landgraf Friedrich gepackt.

„Von Zorn ergriffen," so erzählt die Erfurter St. Peterschronik, „sprang er auf und rief: „„Wo bleibt der christliche Glaube, wenn der Sünder durch Bitten der Gottesmutter und aller Heiligen nicht Verzeihung erlangen kann?"" Verstört kehrte er auf die Wartburg zurück. Fünf Tage quälte er sich mit finstern Gedanken ab; am sechsten traf ihn ein Schlagfluß. Er verlor die Sprache; zwei und ein halbes Jahr lebte er noch in schmerzvollem Siechthum dahin; dann machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Im Katharinenkloster wurde er begraben.[13]

Schwerlich mochte es den Dominikanern erwünscht sein, daß der Schlag, den sie durch die Zurückweisung der Fürbitte Marias gegen die Franziskaner führen wollten, einen so tragischen Ausgang nahm. Nirgends aber hören wir, daß man die Mönche dafür habe büßen lassen. Im Gegentheil erscheint gerade die Markgräfin Elisabeth, die Witwe des verstorbenen Herrn, als die größte Wohlthäterin des Klosters: 1336 schenkte sie einen massiv goldenen Kelch im Gewichte von fünf Mark, dazu ein kostbares Meßgewand und zwei Chorröcke; 1344 stiftete sie einen Zins von fünf Mark Silbers zu zwei jährlichen Seelenmessen für sich und ihren unglücklichen Gatten. Sie selbst starb 1359 nach einem Leben voll Gottesfurcht und Demuth und wurde in der Predigerkirche beigesetzt. Ihre mancherlei Wohlthaten waren so groß und reich gewesen, daß der Konvent beschloß, aus Dankbarkeit für sie alle Tage eine Seelenmesse zu lesen und noch besonders das Gedächtniß ihres Heimganges jährlich durch Vigilien und Messe zu begehen.[14]

Der Eindruck, den das Schauspiel gemacht hatte, war gewichen; die Spannung zwischen den beiden Mönchsorden blieb bestehen. Sie steigerte sich noch mehr, als keine Geringeren, denn Papst und Kaiser, ins Spiel kamen. Auf dem deutschen Kaiserthrone saß dazumal Ludwig von Wittelsbach, der in heftigem Streite mit der römischen Kurie begriffen war. Zwei

Jahre nach der Eisenacher Aufführung wurde er von Johann XXII. für abgesetzt erklärt und in den Bann gethan. Damals erlebte die Welt das merkwürdige Schauspiel, daß der eine Orden mit Feuer und Flamme für den Kaiser eintrat, während der andere nicht minder eifrig zum Papste hielt, der sein großer Gönner und Freund war. Denn schon 1319 hatte Johann verfügt, daß den Dominikanern in Deutschland gegen ihre Widersacher aller Vorschub geleistet werde.[15] Kaiser Ludwig aber stellte 1327 einen Franziskaner unter dem Namen Nicolaus V. als Gegenpapst auf. Der junge Landgraf Friedrich II., der einzige Sohn Friedrichs mit der gebissenen Wange, hielt zum Kaiser, dem seinerseits viel daran lag, den mächtigen Herrn von Thüringen auf seiner Seite zu haben. Er bewirkte, daß Friedrich seine Verlobung mit Judith, der Tochter König Johanns von Böhmen, auflöste und sich mit seiner eigenen Tochter Mechthilde versprach. Zu Pfingsten 1328 kam Ludwig persönlich nach Eisenach. Unter dem Geläut aller Glocken wurde er in feierlichem Zuge von Domherren, Barfüßern und gesamter Geistlichkeit eingeholt. Die mißvergnügten Predigermönche allein konnten es nicht übers Herz bringen, an der Begrüßung des verhaßten Gegners theilzunehmen; der Konvent beschloß vielmehr, noch ein Weiteres zu thun und im Hinblick auf den Bann des Papstes drei Jahre lang weder zu läuten noch zu singen. Das bedeutete nichts Geringeres, als ein Stücklein Interdikt auf eigene Faust. Es kam auf eine Machtprobe an, und wer sich daran kehren würde. Der Landgraf hielt es doch für angemessen, kräftig einzuschreiten. Er drohte, die Mönche in ihrem eigenen Kloster zu verpfählen, und gab Befehl, fortan nichts zuzuführen und zu tragen. Sie überlegten sich daher die Sache klüglich und gaben ihren Widerstand auf; „da sungen si wider", sagt der alte Berichterstatter naiv.[16] Der Zorn des Landgrafen muß in der Folge gewichen sein; denn als 1343 wieder ein feierliches Provinzial-

kapitel in Eisenach gehalten wurde, zu dem sich die großen Gelehrten des Ordens zahlreich einfanden, nahm auch der Landgraf und seine Gemahlin theil. Im Jahre vorher hatte eine Feuersbrunst den größten Theil der Stadt verzehrt, nur die massiv gebauten Klöster und Kirchen waren verschont geblieben. Um nun der Bürgerschaft Gelegenheit zu geben, sich durch Fremdenzufluß von den Verlusten zu erholen, wurde zur Verherrlichung des Festes ein großes Lanzenstechen und Turnier veranstaltet und dazu der ritterliche Adel von weit und breit eingeladen,[17] so daß Geistlichkeit und Laienvolk in gleicher Weise ihre Rechnung fanden.

Noch einmal tritt das Eisenacher Predigerkloster im Zusammenhange mit den Welthändeln hervor, als Kaiser Karl IV. aus dem Hause Lützelburg zur Regierung kam. Ludwig von Wittelsbach war 1347 gestorben. Zwischen seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, und dem neuen Könige entbrannte ein heftiger Streit um Deutschlands Krone. In Brandenburg war damals der falsche Waldemar aufgetreten und machte dem Markgrafen arge Noth, da seine Sache von Karl IV. gefördert wurde und täglich größeren Anhang gewann. Ludwig suchte durch einen Gegenzug, indem er den Grafen Günther von Schwarzburg als König aufstellte, die Sache des Lützelburgers lahm zu legen. Zwiespalt herrschte überall, und es gab Augenblicke, in denen schwer zu sagen war, wessen Sache weniger Aussicht auf günstigen Ausgang habe. Da entschlossen sich die beiden hohen Herren, in persönlicher Verhandlung die Schwierigkeiten beizulegen. Als Ort der Zusammenkunft wurde Eisenach gewählt. Zu Anfang des Jahres 1349 trafen beide dort ein, und in einem der Räume unseres Klosters fanden die Verhandlungen statt. In sechsstündiger Zwiesprache wurden die Angelegenheiten des Reiches und die persönlichen Ziele erörtert und zur Entscheidung gebracht. Ludwig erkannte Karl IV. als

König an; er selbst empfing die Herzogthümer Bayern und Kärnthen, sowie die Mark Brandenburg zu Lehen.[18]

Die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt des Dominikanerklosters von Eisenach. Auch später noch erwiesen fürstliche Personen den Predigern ihre Gunst: 1359, sahen wir, wurde die alte Landgräfin Elisabeth in der Klosterkirche bestattet. 1386 wird von reichen Geschenken der Landgräfin Katharina berichtet. 1390 fand wieder ein Provinzialkapitel statt, das Landgraf Balthasar, seine Gemahlin Margaretha und ihr Sohn Friedrich durch ihre Gegenwart ehrten.[19] Von da an hören die Beziehungen zu den Großen der Welt auf. Indes wählten angesehene Bürger der Stadt nach wie vor das Kloster zu ihrer letzten Ruhestätte, und diesem entsprang daraus eine ansehnliche Einnahmequelle, denn mit der Beerdigung waren jährliche Messen am Todestage, sogenannte Seelgeräthe oder Jahrgezite, anniversaria, verbunden, für die irgend eine Schenkung entschädigte. Das Todtenbuch des Klosters führte Register über die laufenden Seelgeräthe, und ein Wochenzettel, die tabula officiorum chori, setzte regelmäßig die fälligen Stiftungen fest. Als im Jahre 1877 die obere Kapelle, südlich neben dem hochgelegenen Kirchenchor und über der Gruft Elgers, wiederhergestellt wurde und dabei eine alte Bretterverschalung über dem Steingewände des ehemaligen Wasserbeckens, der sogenannten piscina, die zum Reinigen der Hände vor dem heiligen Amte diente, weggerissen werden mußte, fielen eine Anzahl schmaler Zettel von Papier herab, die mit halberloschener Tinte in lateinischer Sprache beschrieben sind. Das waren Reste jener Wochenzettel aus der letzten Zeit des Klosters, welche die Mönche für den laufenden Dienst aufgestellt hatten; die Namen Kunigunde von Wangenheim, Albert von Ufhusen, Heinrich von Teygebach sind noch zu lesen. Ein günstiger Zufall hat die Stiftungsurkunde des Seelgeräthes für Heinrich Teygebach

anderwärts erhalten; sie gehört ins Jahr 1420. Daß die Zettel nicht älter, als das fünfzehnte Jahrhundert sind, geht auch aus den Schriftzügen hervor.[20]

Im fünfzehnten Jahrhundert kam der Dominikanerorden herunter und stand auch in Eisenach nicht mehr auf der Höhe. Das Gabensammeln oder Terminiren in Stadt und Umgegend brachte längst nicht mehr die Erträge der alten Zeit. Die Terminationshäuser des Klosters in Geisa, Langensalza und Gotha, wohin der sammelnde Bruder des Bezirkes die in Naturalien gespendeten Gaben brachte, bis größere Mengen nach dem Mutterkloster geschafft werden konnten, scheinen oftmals leer gestanden zu haben. 1449 klagt der Terminirer in Gotha über des Konvents großen Kummer und Gebrechen an zeitlicher Pflege, Bauten und anderer Nothdurft. 1493 richtet der Prior ein Bittgesuch um Unterstützung an Friedrich den Weisen.[21] Aber auch die freudige Entsagung aus der Zeit der ersten Liebe des Ordens war dahin. Das Kloster genügte weder den Ansprüchen der Zeit, noch seinen eigenen mehr. Kein Wunder, daß auch die hohe Verehrung, die das Volk dereinst der Bruderschaft entgegengebracht hatte, nicht mehr vorhanden war. Sie sollte auch nicht zurückkehren.

Das Morgenroth einer neuen Zeit begann aufzugehen. Wieder waren es geistige Kräfte, die der alten Denkweise und dem, was aus ihr hervorgegangen war, ein Ende bereiteten. Eine mächtige Erregung ergriff das Volk in allen Ständen. Für das westliche Thüringen sollten in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts besonders die Bauernunruhen verhängnißvoll werden. Auch in Eisenach und Umgegend gärte es stark; die kirchliche Bewegung schickte sich an, für kurze Zeit mit der sozialen Hand in Hand zu gehen. Im April 1525 traten die Bürger in Eisenach und Kreuzburg zu den Bauernhaufen über, auch der Adel an der Werra schloß sich an. Und

nun war kein Halten mehr. In Eisenach kam es zu einem allgemeinen Klostersturme, der damit begann, daß Mönche und Nonnen gewaltsam ausgetrieben wurden. Die Prediger traten eben vom Chore, als der wüste Haufe in die Kirche drang und sie zwang, wie sie gingen und standen, von dannen zu ziehen. Der Eisenacher Bürger Melchior Merle beschreibt in seiner zu Ende des Jahrhunderts abgefaßten Reimchronik[22] die Vorgänge, wie sie dazumal noch in der Erinnerung der älteren Leute lebendig waren:

„Als man diese Jahrzahl geschrieben,
Sind von hier Nonn' und Mönch vertrieben,
Wurden ausgejagt auf eine Stund',
All' ihre Lehr' ging da zu Grund'.
Vom Barfüßerkloster die Schar
Der Mönch' kamen zusammen gar,
Sich zu scheiden mit traurigem Muth
Von ihrer Klöster Hab' und Gut,
Mit kleinem Muth voll Traurigkeit;
Doch sungen sie in solchem Leid:
„O höchster Gott, wir loben dich!"
Und gingen zu Paaren erbärmiglich.
Sie wurden auch zu Hohn und Spott
Geleitet durch einen Frohnbott,
Ging mit ein'm Fliegenwedel ihn vor
Wohl bis vor das Niklauserthor,
Theileten sich aus in die Welt,
Hatten weder Taschen noch Geld.
Nach diesem Handel ging es an;
Nach den Klöstern liefen Frau und Mann,
Ward alles verwüstet, zerschmissen, zerschlagen,
Gestohlen, genommen, hinweggetragen;
Geplündert Kirchen, Klausen zumal,
Ihrer waren siebzehn an der Zahl,
Thäten alles verwüsten und verderben,
Wie man noch sehen thut an den Scherben."

So ist es denn gekommen, daß von Denkmälern und Kostbarkeiten des Predigerklosters so gut wie nichts übrig

geblieben ist. Daß das Kloster ganz verwüstet und verfallen war, berichtet Christoff von Harstall, Amtshauptmann zu Wartburg, unter dem 23. Juli 1544 an Kurfürst Johann Friedrich;[23] nur die festen Mauern hatten stand gehalten. Eine Zeitlang blieben die Räume leer; im Herbste 1544 wurde die lateinische Schule hineingelegt, die sich allmählich zum Gymnasium entwickelt hat, das noch heute dort seine Stätte besitzt.

Damit schließt die Geschichte der Dominikaner von Eisenach. Sie umspannt rund einen Zeitraum von dreihundert Jahren und bietet neben dem, was all' diesen Klöstern eigenthümlich ist, doch manches Besondere von Bedeutung. Evangelisches Denken verurtheilt ja mit gutem Grunde das Mönchswesen. Aber die Geschichte hat unbefangen die Thatsachen festzustellen und sie auch aus der Anschauung der Zeit heraus zu würdigen. So betrachtet, bietet die von einem zielbewußten und starken Geiste getragene Genossenschaft in der thüringischen Waldstadt ein anziehendes Schauspiel. Blieb sie auch von den Fehlern ihres Standes nicht frei, so haftet doch, soweit wir sehen, kein schlimmer Makel an ihr; es gereicht den Eisenacher Dominikanern zur Ehre, daß sie sich ebenso von dem unheilvollen Treiben der Inquisition, wie es in der Gestalt Konrads von Marburg ausgeprägt erscheint, wie von der dreisten Seelenkäuferei nach Art eines Tetzel ferngehalten haben.

Zu dem Guten, das durch sie und innerhalb der Klostermauern entstanden ist, gehört eines, das die Jahrhunderte überdauert hat und in dem Bilde dieser Genossenschaft nicht vergessen werden darf: dies ist die Geschichtschreibung.[24] Die Gelehrsamkeit der Eisenacher Prediger, der Verkehr mit hervorragenden Gestalten der Geschichte selbst, mancherlei, was sie sahen und hörten, das anregende Beispiel der Brüder von Reinhartsbrunn und Erfurt, dies alles mag sie veranlaßt haben, zusammenzustellen und niederzuschreiben, was aus der Vergangenheit

überliefert war, und was die Gegenwart brachte. Das oben mehrfach erwähnte Legendarium ist in einer Papierhandschrift der Jenaer Universitätsbibliothek aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthalten, die dem Eisenacher Kloster entstammt. Voran steht in eben dieser Handschrift eine Geschichte der thüringischen Landgrafen, dieselbe, die von Pistorius im ersten Bande seiner Sammlung deutscher Geschichtsquellen veröffentlicht ist. Sie enthält Einträge bis zum Jahre 1412. Diese Landgrafengeschichte ist bis 1395 von einer Hand geschrieben. Von derselben Hand ist auch die Geschichte des Predigerklosters aufgezeichnet, und zwar zunächst eine Einleitung über die Stiftung des Ordens, dann die eigentliche Legende, d. i. die Geschichte Elgers von Honstein und des Eisenacher Klosters; den Schluß macht eine Schilderung der Zustände im Dominikanerorden zu den Zeiten des heiligen Dominikus und Jordans des Sachsen († 1237). Der Haupttheil der Handschrift scheint einem in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Original entnommen zu sein. Die Einträge nach 1395 sind von anderen, und zwar verschiedenen Händen. Chroniken, welche die Brüder verfaßt haben, werden erwähnt und gehören der Landgrafengeschichte an.[25] Es ist kaum zu bezweifeln, daß damit die oben genannte Historia Pistoriana gemeint ist. Die Nachricht von der Vertreibung der heiligen Elisabeth entstammt der Biographie der frommen Fürstin von Dietrich von Apolda, die 1289 begonnen ist. Dietrich war Predigermönch; er gehörte dem Kloster in Erfurt an. Noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts soll der Prior der Dominikaner in Eisenach, Johannes Ulrici, ein gelehrter Mann und firmer lateinischer Dichter, Eisenach in poetischer Form beschrieben haben. Man sieht, wie der Geist des Humanismus damals auch in die Klostermauern eingedrungen ist.[26] Bibliothek und Archiv des Klosters sind nicht mehr vorhanden; die wüsten Rotten von 1525 werden, wie so viel

anderes, auch die Vernichtung ihres Inhaltes auf dem Gewissen haben. In unserer Zeit sind durch die verdienstvolle Zusammenstellung und Veröffentlichung von Urkunden der Vergangenheit, die sich da und dort zerstreut finden, manche Einzelheiten ans Licht gekommen, die für die Geschichte der Dominikaner in Eisenach nicht ohne Bedeutung sind.[27] Hoffen wir, daß dieses weiter geschehe, und daß dadurch das Bild dieser mittelalterlichen Stiftung in immer klareren Zügen hervortrete.

Die Klosterzellen sind jetzt zu Klassenräumen einer gelehrten Schule eingerichtet und lassen ihre frühere Bestimmung kaum noch erkennen. Tritt man aber an sommerlichen Tagen durch den kühlen Kreuzgang in den alten Klostergarten, so fühlt man sich in die Zeiten des Mittelalters versetzt. Der romanische Bau im Hintergrunde, die Kirche mit ihren gothischen Bogenfenstern und dem uralten Epheu, die verwitterten Reste von Grabsteinen zeugen von längst entschwundenen Dingen. Aber die grünen Linden in der Mitte dieses Campo Santo, die blühenden Rosenbüsche und der üppig wuchernde Rasen, der allenthalben die Gräberstätte bedeckt, bekunden die Macht des Lebens, das ohne Unterbrechung neues schafft auch auf dem Felde des Todes. Ueber dem alten Klostergarten liegt ein Hauch von Poesie, dem man sich gern eine Weile hingiebt, wie einer Dichtung aus ferner Vergangenheit, in der Geschichte und Sage kunstreich verwoben sind.

Anmerkungen.

[1] Eliſabeths krankhafte Frömmigkeit: G. Börner z. Kritik der Quellen für die Geſchichte d. Heiligen E., N. Archiv f. ältere deutſche Geſchichte 13, 431 ff. H. Mielke, Die heilige E., Hamburg 1891.

[2] Elger von Honſtein: Hauptquelle die Legenda de S. patribus conventus Isenacensis ord. predicatorum, gefunden von Heſſe, veröffentlicht von Michelſen, Zeitſchr. f. Thür. Geſch. 4. S. 361 ff. Einzelſchriften von L. Koch, Gotha 1885. E. Jacobs, Zeitſchr. des Harzvereins 13, S. 1 ff.

[3] Kirchliche Zuſtände: „Sermo domini tunc in Thuringia fuit preciosus et pauci fuerunt, qui ante adventum fratrum predicatorum populis verbum dei intimarent.“ Legenda, a. a. O. p. 370, 386.

[4] Predigerkloſter in Erfurt: A. Zacke, Ueber das Todtenbuch des Dominikanerkloſters, Jahrb. d. Akad. zu Erfurt. N. F. 2, 1861, S. 46 f., 75, 119.

[5] Predigerkloſter in Eiſenach: H. Funkhänel, Lat. Einladungsſchrift des Gymn. Eiſenach, 1844, S. 23 ff. W. Rein, Das Dominikanerkloſter in Eiſenach, 1857. Ueber gemachte Funde und die von mir geleitete Ausgrabung (vergl. oben S. 22) habe ich im Sonntagsblatte der Eiſenacher Zeitung v. 23. Sept. 1877 und v. 16. Januar 1881 ausführlich berichtet.

[6] Elger in Eiſenach: Sifrid III. mit E. verwandt, Urkunde v. 1242, bei P. Jovius Chron. Schwarzburg. II, 7 in Schoettgen. dipl. et scr. 1, p. 171. Jacobs a. a. O., S. 19. — „Princeps Elgerum in consiliarium et confessorem elegit, omnia sancta suarum terrarum secundum directionem et consilium eius ordinavit et fecit.“ Legenda, a. a. O., p. 375.

[7] Elgers Alter und Tod: Die Geſchichte von dem Eſel außer der Legende, a. a. O., p. 379, auch bei Thomas Cantipratanus im bonum univ. de apibus 2, 1, 21 (wo irrthümlich Frisacensis ſteht, ſtatt Isenacensis).

[8] Elgers Grab: Eiſenacher Zeitung, Sonntagsblatt v. 16. Jan. 1881.

[9] Heinrich von Weißenſee. „Henricus scriptor de Wizense“, Zeuge im Jahre 1234, Mühlhäuſer Urkundenbuch, n. 84. Dichtungen: v. d. Hagen, Minneſ. 2, 148—153. Näheres: E. Schneidewind, Der tugendhafte Schreiber, Gotha 1886.

[10] Friedrich I., der Gebiſſene: Provinzialkapitel 1321 nach der ſogenannten Historia Pistoriana de landgraviis Thur. (bei Struve, R. G. Scr. 1, p. 1341), die im Predigerkloſter zu Eiſenach entſtanden iſt. Johannes Rothe, Düring, Chronik S. 546 v. Liliencron. — Geſchichte des Knut: Struve, a. a. O. Chron. Sampetrinum a. 1318. Joh. Rothe, a. a. O., S. 542.

[11] Passionsspiele in Eisenach, bereits von Ludwig IV. veranstaltet, um Theilnehmer für seinen Kreuzzug zu gewinnen. Mielke, a. a. O., S. 35, nach Cäsarius von Heisterbach.

[12] Das Große Thüringische Mysterium: zuerst herausgegeben von F. Stephan. Neue Stofflieferungen f. d. deutsche Gesch., Mühlhausen 1847, dann von L. Bechstein 1855; vergl. dazu R. Bechstein, Z. Spiel v. d. zehn Jungfrauen, Jena 1866. Aus der Oberhessischen Hs. herausg. v. M. Rieger in Pfeiffers Germ. 10, 311. Einzelschriften von H. Funkhänel, Weimar 1855; L. Koch, Zeitschr. f. Thür. Gesch. 7, S. 199 ff.; A. Freybe, Leipzig 1870.

[13] Tod Friedrichs I.: Chron. Sampetr. a. 1322. Joh. Rothe a. a. O., S. 547, u. a. Die Belegstellen auch bei L. Bechstein a. a O., S. 4 ff.

[14] Markgräfin Elisabeth: Ueber sie handelte die Chronik der Eisenacher Prediger nach Chron. Henneberg. bei Reinhard, Beiträge zur Historie des Frankenlandes, S. 118; erwähnt werden ihre Geschenke (der Kelch), Grabschrift, Beisetzung. Vergl. Joh. Rothe, a. a. O., S. 609. Die Seelmessen: Urk. v. 1344 bei Rein, a. a. O., S. 21, n. 3. — Stiftung: Urk. v. 1359 bei Rein, a. a. O., S. 22, n. 6.

[15] Papst Johann XXII.: Verfügung zu Gunsten der Prediger vom 26. April 1319, Mühlhäuser Urkundenb., n. 747.

[16] Kaiser Ludwig in Eisenach: Chron. Sampetr. a. 1333. Joh. Rothe, a. a. O., S. 565, 557 u. a.

[17] Provinzialkapitel 1343: Vergl. die oben Anm. 9 erwähnte hist. de lantgraviis Thur. bei Struve R. G. Scr. 1, p. 1345. Spangenberg, Henneberg. Chronika, neue verb. Ausg. v. 1755, S. 358. A. Toppius, Historie d. St. Eisenach, bei Juncker, S. 24. Paullini, Annales Isenac., p. 80.

[18] Karl IV. in Eisenach: Alberti Krantz Saxonia (Coloniae 1520) 9, 26. Spangenberg, Sächs. Chronik, c. 288, p. 490. Cuspinianus, de Caesaribus atque imp. Rom. (Frankfurt 1601), p. 384. Paullini, a. a. O., p. 82. Urkunden Karls aus Eisenach v. 13. Januar 1349 im Mühlhäuser Urkundenbuche, n. 1007, 1008, 1009.

[19] Beisetzung der Markgräfin Elisabet; S. oben Anm. 14; hist. de lantgraviis Thur. bei Struve 1, p. 1348. — Stiftungen: Rein, a. a. O., S. 22, Urk. 8. — Provinzialkapitel 1390: Joh. Rothe, a. a. O., S. 640. Monach. Pirnensis bei Menken, 2, p. 1550.

[20] Die Wochenzettel· Ausführlicher im Sonntagsblatt der Eisenacher Zeitung v. 23. Sept. 1877. Urkunde von 1420 bei Rein a. O., S. 24, n. 25.

[21] Armuth des Klosters: Urkunde von 1449 bei Rein a. a. O., S. 25, n. 18. Bittgesuch: ebd. S. 26, n. 27.

[23] Merle's Reimchronik: In A. Toppius, Historie d. St. Eisenach, bei Juncker, S. 167—201; besonders herausg. v. H. Müller, Eisenach (1877). Ueber die Bauernunruhen: Monach. Pirnensis bei Menken, 2, p. 1551. Vergl. G. L. Schmidt, Jacob Strauß, Eisenach 1863, S. 19.

[25] Bericht an den Kurfürst: H. Funkhänel, Jahresbericht d. Gymn. Eisenach 1844, S. 13.

[24] Geschichtsforschung: Wenck, Entstehung d. Reinhartsbrunner Geschichtsbücher, Halle 1878, S. 52 f., 57 ff. Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen, 5. Aufl., 2, S. 334. Unsere Darstellung nach M. Baltzer, Ueber die Eisenacher Dominikanerlegende, Mittheilungen des Instituts f. Oesterr. Geschichtsforschung, Ergänzungsband 4, S. 123 ff.

[26] Chronik der Prediger: „Ut chronica apud praedicatores in Isenach edocent", Chron. Henneberg. S. oben Anm. 14. Vergl. Legenda, a. a. O., p. 372: „legitur in chronicis".

[26] „Jo. Ulrici prior Dominicanorum, vir eruditus et promptus poeta, Isenacum stilo ligato descripsisse fertur." Paullini, a. 1487, p. 125.

[27] Urkunden, die Eisenacher Prediger betreffend, bei Rein a. O., S. 20 ff., und mehrfach auch im Mühlhäuser Urkundenbuch (n. 194, 272, 273, 283, 380, 469, 620).

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die heilige Elisabeth,

Landgräfin von Thüringen.

Von **Dr. Hellmuth Mielke.**

Preis Mk. 1.—

Giordano Bruno.

Ein Märtyrer der Geistesfreiheit.

Von **Hedwig Bender.**

Preis Mk. 0.80.

George Eliot.

Von **Hedwig Bender.**

Preis Mk. 1.—.

Erfurt und das tolle Jahr.

Von

Karl Reineck.

Preis Mk. 1.—.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von

Carl Reineck.

Preis Mk. 1.—.

Herder und das Weimarische Gymnasium.

Von

Dr. Otto Francke.

Preis Mk. 0.80.

Professor Jakob Dominikus.

Von

Dr. Albert Pick.

Preis Mk. 1.—.

Anna Amalia,

die Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Von

Dr. Paul Weizsäcker.

Preis Mk. 1.—.

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von

Ludwig Weniger,
Direktor des Gymnasiums in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

HARVARD COLLEGE
AUG 3 1894
LIBRARY.

VIII. 175a
Meinot fund.

Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays

von

Wilhelm Krebs
in Berlin.

208

I. Die Regenbogen und ihre Theorie.
II. Luftwogen und Luftschiffahrt.

Mit acht Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelinsstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 16.—.

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Oscar Linke. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Homunculus. Modernes Epos in 10 Gesängen. Gr.-Oktav. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, in prachtvoll. Orig.-Einb. Mk. 5.—.

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Aufl. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 6.—.

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 15. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Germanenzug. Canzone. — 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.—.

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. von Herm. Dietrichs. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 14.—.

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—. Prachtsalon-Ausgabe. Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr.-Folio in prachtv. Orig.-Einb. mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 19 Lieferungen à Mk. 3.—.

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Aufl. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Gesammelte kleinere Dichtungen. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 6.—, eleg. in Halbfranz geb. Mk. 8.—.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. in einem Band mit Goldschnitt Mk. 11.50. Neue Folge. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.—.

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Atmosphärische
Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays.

Von

Wilhelm Krebs.

I. Die Regenbogen und ihre Theorie.
II. Luftwogen und Luftschiffahrt.

Mit acht Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Regenbogen und ihre Theorie.

Wer Gelegenheit hatte, einmal einen vollständigen Regenbogen zu sehen, wird von der Farbenfülle dieser nicht eben häufigen Himmelserscheinung bezaubert sein, er wird aber auch, ist er nicht gerade Physiker von Fach, sich in dem Bewußtsein befriedigt fühlen, einmal alles gesehen zu haben, was das Licht in dieser Richtung leisten kann. In dieser Hinsicht irrt er sich, denn auch die vielfach zusammengesetzte Erscheinung eines „vollständigen Regenbogens" ist, wie aus dem System am Schlusse der Arbeit hervorgeht, nur eine von mehreren Arten der Regenbogen, deren neun wissenschaftlich festgestellt sind, und theoretisch ist auch sie nur Theilerscheinung.

Einen solchen vollständigen Regenbogen beobachtete der Verfasser erst einmal, im Sommer 1890, nach einem Gewitter. Der gewöhnlich sonst allein gesehene Hauptregenbogen hatte seine Farbenfolge von Roth (oben) bis Violett in vollem Glanze entwickelt. Konzentrisch über ihn spannte sich der Nebenregenbogen mit umgekehrter Farbenfolge. Die beiden Bogen begrenzten als unterer und oberer Farbensaum einen etwa 10^0 breiten Bogenstreifen des Himmels, dessen Färbung dort ein helles, etwas in das Violette spielendes Grau war, während der Himmel unterhalb des Haupt- und oberhalb des Nebenregenbogens ein tiefdunkles, stumpfes Blaugrau zeigte. In dieses hinein senkte sich von dem unteren, dem Hauptregenbogen,

noch ungefähr zu der Breite desſelben, eine Folge ſchmaler, leuchtend grüner und rother Streifen, die ſogenannten überzähligen Bogen.

Dieſe überzähligen Bogen waren es, die der Regenbogentheorie im neunzehnten Jahrhundert zu einem Fortſchritte verhalfen und, man kann ſagen, Veranlaſſung gaben, eine wiſſenſchaftliche Regenbogentechnik zu ſchaffen. Schon ihre eigene Erklärung, die zuerſt in befriedigender Weiſe von Young[1] (1804) geliefert, danach (1840) von Airy[1] vervollkommnet wurde, eröffnete einen genauen Einblick in das Weſen des optiſchen Vorganges, der den Regenbogen zu ſtande bringt. Young und Airy fanden ihre Urſache in der Interferenz der Lichtſtrahlen, d. h. der Fähigkeit der Theilfarben, diejenigen anderer, auch nahezu gleichlaufender Strahlen auszulöſchen oder zu verſtärken. Die ſchärfere Airyſche Berechnung lieferte als Nebenergebniß genauere Beſtimmungen der Halbmeſſer derjenigen Kreiſe, als deren Theile die in der Natur vorkommenden Regenbogen erſcheinen. Für den Hauptregenbogen war ſeitens Descartes ein Halbmeſſer von 41° 47′, für den Nebenregenbogen ein ſolcher von 51° 54′ berechnet worden. Die Airyſche Berechnung und die ihr ſich anſchließenden Verſuche Millers[1] lieferten den Beweis, daß erſterer Halbmeſſer um etwa ½ Himmelsgrad kleiner, letzterer um faſt 1 ganzen größer angeſetzt werden müßte, für die jeweilig hellſten Streifen der Bogen.

Dieſe Verſuche wurden an Waſſerſtrahlen von ½ mm Durchmeſſer vorgenommen, die Miller ſenkrecht aus runden Oeffnungen herabſpritzen und von der Sonne beleuchten ließ. Schon einige Jahre vorher hatten Fresnel und Babinet[1] gefunden, daß ſolche Waſſerſtrahlen bis zu vier regenbogenartigen Streifen erſcheinen und an ihnen ſehr ſchön die überzähligen Bogen erkennen laſſen. Billet[1] vervollkommnete ſpäter (1856) dieſen Verſuch noch dadurch, daß er die als wirkſamer

festgestellte Dicke solcher Wasserstrahlen von 1,3—2 mm benutzte und die von ihnen gebrochenen Strahlenzüge in 2¼ m Entfernung mit einem Prisma auffing. Auf diesem indirekten Wege wurde es ihm schon möglich, statt wie bisher höchstens vier, neunzehn Regenbogen sichtbar zu machen und die Grad-werthe ihrer Halbmesser zu bestimmen.

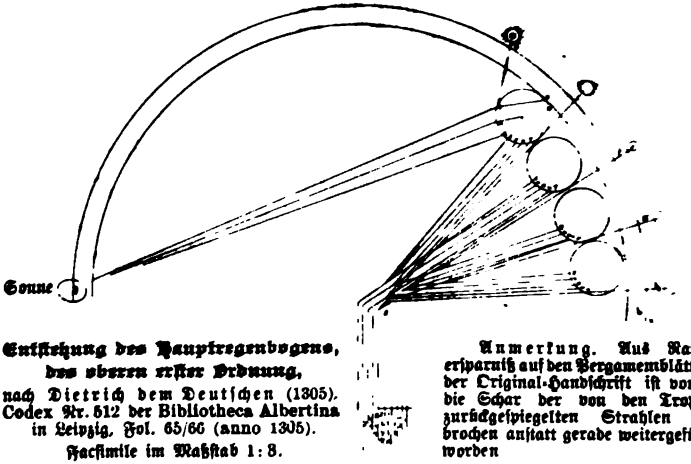
Unmittelbar war eine so viel größere Zahl zu einer Gesamterscheinung gehörender Einzelregenbogen zwanzig Jahre früher von Fresnel beobachtet worden, doch nicht an Wasser-, sondern an massiven Glascylindern. Es waren deren vierzehn Regenbogen, und Fresnel ordnete sie schon zu sieben Paaren zusammen.

An solchen Glasregenbogen nahm noch 1888 Pulfrich[1] genaue Messungen der überzähligen Bogen vor und bestätigte durch diese die Ergebnisse der Airyschen Berechnungen auf das schlagendste.

Eine Beobachtung, die ich zuerst an dem regnerischen Abend des 14. Oktober 1893 machte, veranlaßte mich, näher auf die Theorie der Regenbogen einzugehen. Ich fand zunächst, daß die zuletzt von Pulfrich an Glascylindern vorgenommenen Regenbogenbeobachtungen und -messungen[2] besondere, noch keineswegs ausgewerthete Tragweite nach der Seite einer wissenschaftlichen Systematik der Regenbogen besitzen.

Es ist klar, daß in Wassertropfen dieselbe Erscheinungsweise auftreten wird, wie an Fresnels Wasser- und Pulfrichs Glascylindern. Denn sämtliche Glasregenbogen schneiden die Ebene jedes zur Cylinderaxe senkrechten Kreises, werden sich also in dem Schnittkreise der Kugel ebenfalls einstellen. Dann ist aber von jeder Anzahl des Spiegelns im Tropfen immer ein Paar Regenbogen zu erwarten, je nachdem die wirksamen Lichtstrahlen ihren Weg beim Eindringen ober- oder unterhalb des Tropfenmittelpunktes gewählt haben.

In der Natur sind bisher nur zwei Einzelregenbogen wissenschaftlich festgestellt worden, einer der ersten und einer der zweiten



Entstehung des Hauptregenbogens, des oberen erster Ordnung,
nach Dietrich dem Deutschen (1305). Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 65/66 (anno 1305).
Facsimile im Maßstab 1:8.

Anmerkung. Aus Raumersparniß auf den Pergamentblättern der Original-Handschrift ist von D die Schar der von den Tropfen zurückgespiegelten Strahlen gebrochen anstatt gerade weitergeführt worden

Abb. 1.

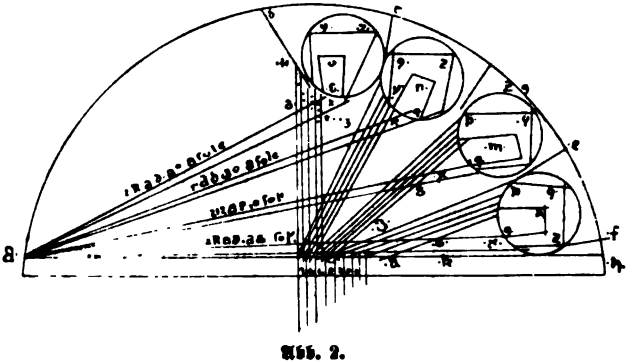


Abb. 2.
Entstehung des Nebenregenbogens, des unteren Regenbogens zweiter Ordnung,
nach Dietrich dem Deutschen (1305), Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 69.

Ordnung des Spiegels, der eine aber ein oberer (Abb. 1, 3 und 4), der andere ein unterer Regenbogen (Abb. 2 und 4). Es ist demnach unrichtig, dieselben schlechthin als „ersten" und

„zweiten“ Regenbogen zu bezeichnen und mit Babinet[3] nach „dem dritten“ zu ſuchen. Der untere Bogen erſter und der obere zweiter Ordnung werden beide von der Sonnenſeite der Regenwand aus in den oberen Luftraum zurückgeworfen. Da ſie ſicherlich ebenſo lichtſtark zu erwarten ſind, wie die ihnen gleichgeordneten, die nach der Erdoberfläche geworfen werden, beſteht durchaus die Möglichkeit, daß dereinſt Optik und Meteorologie durch Beobachtungen von Ballonfahrern um einen dritten oder vierten Regenbogen, vielleicht auch, bei der durchſichtigen Reinheit der Atmoſphäre, durch einen fünften, der infolge dreifacher Spiegelung entſteht, bereichert werden.

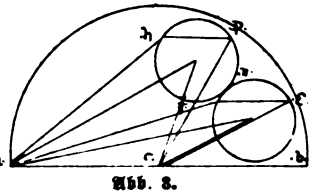
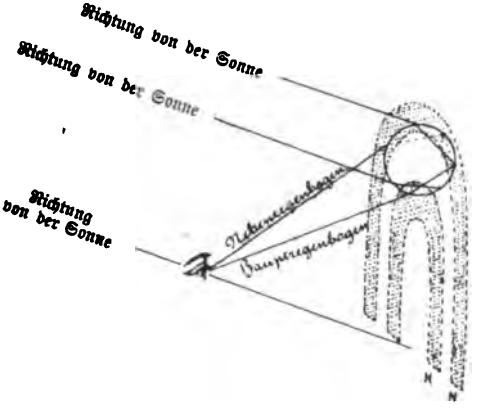


Abb. 3.
Schema zur Erklärung der unteren Grenze des Hauptregenbogens, nach Dietrich dem Deutſchen (1305), Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 67.

Noch nach einer anderen Seite hin iſt ſolche Bereicherung zu erwarten. Schon Descartes, Fresnel, Miller, Babinet, Billet, ſpäter Pulfrich haben die Definition der Regenbogenerſcheinungen von der Bogenform, dem Entſtehen in Tropfen, im Waſſer, ſowie dem Sonnenlichte abgelöſt. In Waſſerfäden oder Glascylindern, Luft, Kalkſpath, Bergkryſtall und anderen durchſichtigen Stoffen und mit künſtlichem Lichte erzeugten ſie Er-



Strahlengang im Regentropfen.
——— bei Entſtehung des Hauptregenbogens (H),
- - - - - - bei Entſtehung des Nebenregenbogens (N),
frei nach Descartes, Météores Pl. VII, Fig. 19 (1688).

Abb. 4.

ſcheinungen, die ſie als „Regenbogen" ſelbſt bezeichneten. Schon ſeit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts iſt auch die Vielfarbigkeit der Erſcheinung nicht mehr maßgebend, da Dietrich der Deutſche (1305) einen einfarbig weißen und rothen Regenbogen anerkannte, wenn er auch letzteren fälſchlich im Nordlichte ſah.[4]

Als entſcheidendes Merkmal bleibt allein die Entſtehung des Regenbogens durch Spiegeln von zugleich der Brechung unterworfenen Lichtſtrahlen innen an der Wand eines von einem anderen umſchloſſenen durchſichtigen Mediums. (Abb. 1—3.)

Beſchränken kann man dasſelbe, in gewiſſer Hinſicht nach dem Vorgange Babinets, auf regelmäßige Geſtalt der ſpiegelnden Medien, wenn auch dieſer Forſcher den Farbenerſcheinungen an zuſammengedrückten Glasfäden die regenbogenartige Natur nicht völlig abſpricht.[5] Ohnedies erſcheint es aber ſtatthaft, Spiegelungen an der Innenwand von mehr oder weniger halbkugeligen Tropfen als echte Regenbogenerſcheinungen anzuſehen. Haben doch die Thautropfen, deren entſprechende Spiegelungen ſchon Dietrich den Regenbogen zuzählte, im weſentlichen die Geſtalt eines Kugelabſchnittes.

Neuzeitliche Einrichtungen in größeren Städten bringen eine früher nicht vorhandene Möglichkeit, Waſſertropfen dieſer Art ſcharenweiſe in der Luft ſchweben zu laſſen. Es ſind die Telephonleitungen, deren Drähte oft ſchon nach Hunderten zählen. Bei Regenwetter ſammeln ſich an ihnen Tropfen von anſehnlicher Größe, von welcher geſteigerte Deutlichkeit der Spiegelungs- und Brechungserſcheinungen innerhalb jeden Tropfens zu erwarten iſt. An ihnen wurde die eingangs berührte Beobachtung gewonnen. Die Oertlichkeit war in Leipzig die Gegend zwiſchen dem Dresdener Bahnhofe und der Wintergartenſtraße. Die Erſcheinung, die ſich zur Nachtzeit, bald nach Beginn eines

Regenwetters, einzustellen und über sein Ende hinaus zu dauern pflegte, setzte sich aus einem frei am Nachthimmel schwebenden Rechtecke von weißlicher, nur wenig in das Röthliche spielender Farbe und über demselben, doch nur bei ruhiger Luft, aus 3—4 ähnlichen, etwas matteren Parallelstreifen zusammen. (Abb. 5.)

Abb 5a.
Iris Lipsiensis,
Erscheinung bei schwachem Winde, beobachtet am 30. Oktober 1898, 10 Uhr abends.

Vergleich mit den örtlichen Verhältnissen am Tage ergab, daß sie durchaus in den Bereich der von Nordwesten nach Südosten fast genau über das Beobachtungsfenster gespannten Telephonleitung entfiel. (Abb. 6.)

Diese Leitung besteht aus 240 Siliciumbronzedrähten, die, erst seit Jahresfrist angebracht, noch von röthlichem Glanze sind. Bei Gelegenheit beobachtete ich an ihnen, was mir schon

vor Jahren an der in Hamburg über die Seewarte geführten Leitung aufgefallen war, daß ſich auf dem Drahtbündel das Sonnenbild in ziemlich wohlerhaltener Rundung vergrößert abſpiegelte. Die Drähte werden von zwei Iſolatorenrahmen beiderſeits gehalten, die durch drei Pfoſten, der eine auf dem Dache des Dresdener Bahnhofes (Abb. 6b), der andere 116 m entfernt auf einem Hauſe der Wintergartenſtraße ſteht. Beiderſeits der Pfoſten ſind die Iſolatoren doppelt ſo weit als ſonſt voneinander entfernt. Dieſe Lücken wurden als ſenkrechte dunkle Streifen, die anfänglich die Pfoſtenſchatten geradezu vortäuſchten, in der unteren großen Lichtfläche bemerkbar. So blieb kein Zweifel, daß dieſe den beleuchteten Querſchnitt des Drahtbündels darſtellte.

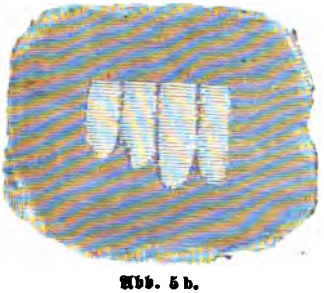


Abb. 5 b.
Iris Lipsiensis,
Erſcheinung bei heftigem Winde, beobachtet am 4. Nov. 1893, 7 Uhr abends.

Daraus ergab ſich ein Anhalt, den ungefähren Ort der Erſcheinung vom Beobachtungsfenſter aus an der perſpektiviſchen Verkleinerung des tagsüber im Hintergrunde ſichtbaren Iſolatorenrahmens (b) zu beſtimmen (Abb. 6.) Bisher war mir nur möglich, die Meſſung der Breite ganz roh mittelſt eines Centimetermaßſtabes vorzunehmen, indem ich als Vergleichsſtrecke die Breite eines auf dem nächſten Hausdach ſtehenden gemauerten Schornſteines wählte. (Abb. 4 und 6.) Als beſonders ſchwierig ſtellte es ſich heraus, abends die rechte Beleuchtung des Maßſtabes zu finden, da durch die Lichtſchwäche der Erſcheinung die Benutzung des vollen Lampenlichtes verboten war. Ich behalf mich mit einem Streifen ſtarken Papiers, auf dem ich recht dicke Centimeterſtriche zog, ſo daß ich ſie ſchon bei ſehr ſchwacher Beleuchtung erkennen konnte. Leider waren mir mit dieſem noch ziemlich unvollkommenen Werkzeug vor der Froſtperiode

Anfang Januar 1894, in der ich Leipzig verließ, auch nur zwei Messungen möglich. Dieselben ergaben als Breiten:

für den Schornstein 3,0, den Isolatorenrahmen 1,7 Theile
für den Schornstein 4,5, die Lichterscheinung 6,0 Theile.

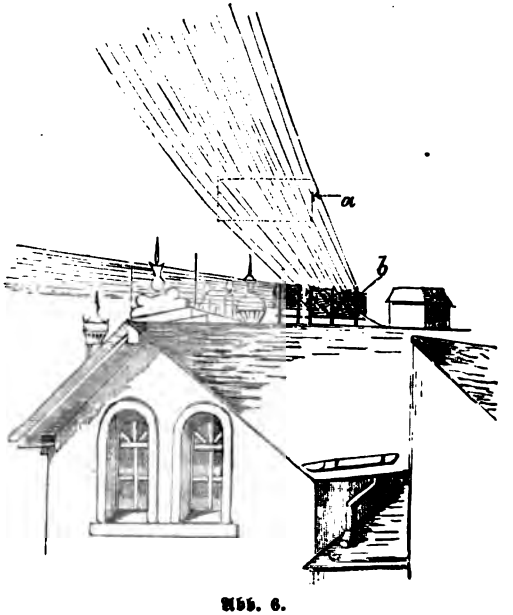


Abb. 6.

Situation am Tage. ..... Ort der Erscheinung.

Iris Lipsiensis,
beobachtet zu Leipzig, im Herbst 1893, bei nächtlichem Regen, von Wilhelm Krebs.

Nach den Regeln der Perspektive, daß die scheinbare Größe eines Gegenstandes im umgekehrten Verhältniß seiner Entfernung vom Beobachter geändert wird, verhält sich demnach die Entfernung des Isolatorengerüstes zu derjenigen der Lichterscheinung vom Beobachtungsfenster wie

$$600 : \frac{45 \times 17}{30} = 600 : 255.$$

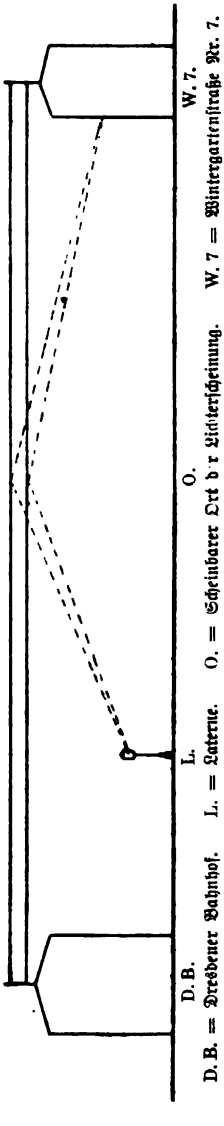


Abb. 7.
Iris Lipsiensis.
Aufriß der Oertlichkeit im Maßstab 1:1000.

Gang der Spiegelung
Telephonleitung

D. B. = Dresdener Bahnhof. L. = Laterne. O. = Scheinbarer Ort der Lichterscheinung. W. 7 = Wintergartenstraße Nr. 7.

Die erstere ist aber durch unmittelbares Messen an den amtlichen Stadtplänen genau auf 116 Meter zu bestimmen. Die Erscheinung wurde demnach in $\frac{116 \times 255}{600} = 49$ Meter Entfernung erblickt. (Abb. 7.) An einen elektrischen Ursprung, als eine Art Elmsfeuer,[6] war deshalb schon nicht zu denken, weil sie sich regelmäßig bei jedem Regenwetter der winterlichen Jahreszeit, sonst nicht, einstellte.

Elektrisches Licht wird dort nur nach einer zu derjenigen der Telephonleitung nahezu senkrechten Richtung, nordöstlich 250 Meter entfernt, im Leipziger Krystallpalast erzeugt und leuchtet durch die Glaskuppel der zu diesem gehörenden Alberthalle. Auch diese Lichtquelle kam nicht in Betracht, weil die erwähnte scheinbare Pfostenprojektion eine Beleuchtung ungefähr aus der Richtung der Telephonleitung vorauszusetzen zwang.

Es blieb allein das Gaslicht. Ein Versuch, den mir das

Entgegenkommen der Bahnhofsverwaltung ermöglichte, bestätigte diesen Schluß jedenfalls für die rechteckige Hauptfläche der Erscheinung (a) und gestattete, die hieran betheiligte Laterne zu bestimmen. Am Abend des 14. Dezember 1893, als bei gelindem Regen und ruhiger Luft die Erscheinung in bisher nicht beobachteter Deutlichkeit und Vollständigkeit auftrat, ließ ich eine der der Telephonleitung am nächsten stehenden Gaslaternen, die mir durch Helligkeit und Standort aufgefallen war, auslöschen. Ich erzielte sofortiges Verschwinden jener Hauptfläche, während die vier Nebenstreifen sichtbar blieben. Die letzteren danken ihr Entstehen also augenscheinlich anderen Laternen. Wahrscheinlich sind es vier weiter im Südosten in einer Reihe angeordnete Gaslaternen des Posthofes, deren Doppelbrenner ein auffallend helles Licht verbreiten.

Die Versuchslaterne besitzt einen Siemensschen Regenerativbrenner, dessen Flamme 6,25 Meter über dem Erdboden gehalten wird. Sie steht nur etwa 8 Meter nordöstlich der Telephonleitung, 85 Meter vom Beobachtungsfenster entfernt. Ihr Standpunkt ist also direkt 37 Meter hinter dem scheinbaren Orte der Lichterscheinung gelegen. (Abb. 7.)

Die nächste Erklärung des Lichtbildes würde sich ja aus dem einfachen Spiegeln des Laternenlichtes unten an den Kuppen der herabhängenden Tropfen ergeben. Doch verlangt dieselbe Gleichheit der Ein- und Ausfallswinkel. Diese wurde von vornherein dadurch in Frage gestellt, daß sich die Augenhöhe des Beobachters noch 4,25 Meter über derjenigen der Laternenflamme befand. Aus den erwähnten Entfernungen dieser Höhen und der 20—23 Meter betragenden Höhe der Telephonleitung über dem Erdboden berechnete ich den Winkel, unter dem das Laternenlicht von unten einfiel, zu 21°, denjenigen, unter welchem es zurückgespiegelt wurde, dagegen nur zu $11\frac{1}{2}$°, also wenig mehr als die Hälfte. (Abb. 7.) Wenn jene Messungen

auch mit größerer Schärfe noch mittelſt Sextant oder eines anderen exakten Werkzeuges vorgenommen werden ſollten, ſo genügen doch ſchon die ermittelten Beträge, die Erklärung durch Spiegeln des Laternenlichtes an der Außenfläche der Tropfen auszuſchließen.

Bei der erwähnten Höhenlage des Fenſters müßte man ferner vorausſetzen, daß das Spiegeln an mehreren, auch ſeitlichen Punkten der nach unten gerichteten Tropfenkuppe ſtattfand. In beſonders wirkungsvoller Weiſe würden dann aber die der Laterne näher gelegenen tieferen Punkte Licht zurückwerfen. Der beleuchtete Querſchnitt der Telephonleitung müßte demnach von einem tieferen, unter oder vor dem Beobachtungsfenſter gelegenen Standpunkt noch beſſer ſichtbar ſein. Trotz vielfältiger dahin gerichteter Beobachtung habe ich jenen aber von der Straße überhaupt nicht zu Geſicht bekommen.

Endlich iſt die Erſcheinung, beſonders bei ruhigem Wetter, zu lichtſtark für die Annahme, daß ſie ſich aus den Lichtpünktchen zuſammenſetzt, die einzeln jedes auf einer Tropfenkuppe der 12—25 Centimeter voneinander entfernten Telephondrähte durch Spiegeln des Gaslichtes zu ſtande kommen. Von dieſem äußeren Spiegeln gilt durchaus das, was R. Clauſius in ſeiner „Darſtellung der in das Gebiet der meteorologiſchen Optik gehörenden Erſcheinungen“[7] mit den Worten berückſichtigt:

„Zunächſt wird von jedem auffallenden Strahle ein Theil ſogleich an der Vorderfläche reflektirt und die Richtung, in der dieſes geſchieht, hängt von der Lage des Punktes auf der Kugelfläche ab, und zwar, wie man ſich leicht überzeugen kann, in der Art, daß das von der ganzen Vorderfläche reflektirte Licht ziemlich gleichförmig nach allen Richtungen zerſtreut wird. Wenn alſo ein Beobachter vor einer beleuchteten Regenwand ſteht, ſo erhält er von jedem Tropfen einige ſolche Strahlen, und die ganze Wand müßte daher, wenn bloß dieſes äußerlich

reflektirte Licht wirkte, in einem gleichförmigen Grau erſcheinen, welches aber wegen der großen Verbreitung des Lichtes ziemlich dunkel ſein würde."

Die an den Drähten hängenden Halbtropfen befinden ſich aber inmitten einer ausgebreiteten und weit dichteren Schar herabfallender Regentropfen. Es iſt unerfindlich, weshalb gerade ſie ſich im äußeren Spiegeln ſo ſehr von dieſen ganz ebenſo thätigen Tropfen und Tröpfchen unterſcheiden ſollten, daß ſie den Querſchnitt der Telephonleitung leuchtend aus der dunkleren Umgebung heraustreten laſſen. Für ſie muß demnach das die Regenbogenerſcheinungen charakteriſirende Verhalten der inneren Spiegelung eintreten, daß wirkſame Strahlen unter beſtimmter Drehung in dichteſter Schar nach annähernd der gleichen Richtung zurückgeworfen werden. Im Anſchluß an die in dieſer Hinſicht bahnbrechenden Rechnungen von Descartes[8] erläutert Clauſius[9] dieſes Verhalten beim Hauptregenbogen mit folgenden Worten:

„Das innerlich reflektirte Licht wird alſo nicht, wie das äußerlich reflektirte, nach allen-Richtungen zerſtreut, ſondern nur nach ſolchen, die nicht weiter, als um den Maximumswerth des Winkels φ (d. i. den Drehungswinkel, Verf.) von der Richtung der ankommenden Strahlen abweichen, und dabei findet, wie es aus mathematiſchen Geſetzen folgt, zugleich der wichtige Umſtand ſtatt, daß in den äußerſten Richtungen, wo φ ſeinen größtmöglichen Werth hat, wegen der Umkehr von Zunahme zu Abnahme (des Winkelwerthes, Verf.), die dort ſtattfindet, die Menge der Strahlen ganz beſonders groß iſt. — Berechnet man nun jenen Maximumwerth des Winkels φ nach dem bekannten Brechungsvermögen des Waſſers, ſo findet man ihn im Mittel zu $41\frac{1}{2}^0$, gerade den Werth, welchen man als Radius des Regenbogens kennt, und durch dieſe Uebereinſtimmung iſt es unzweifelhaft, daß man die Erklärung des

letzteren aus jener eigenthümlichen Vertheilung des innerlich reflektirten Lichtes ableiten muß."

Dieſe Stellung gegenüber der Grundfrage der Regenbogentheorie hat die Optik bis zum heutigen Tage beibehalten. Dem Verfaſſer ſcheint ſie aber noch einer Vervollſtändigung zu bedürfen, da jene ſcheinbare Verdichtung der Strahlen zu einer auf weite Entfernungen wirkenden Schar nicht genügend durch die bloße Ausleſe des dichteſt zuſammenfallenden Theiles der innen geſpiegelten Strahlen erklärt wird. Vor allem der Hauptregenbogen beſitzt thatſächlich eine ſo große Helligkeit, daß ſie über eine ſolche Ausleſe aus zurückgeſpiegelten Sonnenſtrahlen hinausgeht und noch eine beſondere Urſache für jene Verdichtung verlangt. Verfaſſer hatte einmal ſelbſt Gelegenheit, einen vielfarbigen Regenbogen auf dem Hintergrunde des reinen Himmelsblau deutlich zu unterſcheiden,[10] welches doch durch ausgedehnte Spiegelung bis in hohe Regionen ebenfalls leuchtet. Den Schlüſſel zu dieſer Erklärung enthält die älteſte Darſtellung vom Entſtehen des Hauptregenbogens, die ſich ja, durch eine zu hohem Alter herangewachſene Optik nicht voreingenommen, noch in vollkommener Naivität an die kaum erſt verſtandene Natur anlehnen konnte. (Abb. 1—3.) Dietrich der Deutſche, der noch nichts von jenem Wendepunkte des Drehungswinkels wußte, verſinnlichte ſich das Auftreten des Regenbogens in dem durch die Gradzahl jenes Winkels ſpäter beſtimmten Umkreiſe durch Feſtſtellung der Grenzen, innerhalb deren die den Hauptregenbogen veranlaſſende innere Spiegelung ſtattfinden kann. (Abb. 1.) Dieſelben werden auf der einen Seite durch das Spiegeln auf der Tropfenoberfläche, das allzuſchräg auffallenden Strahlen den Eintritt in den Regentropfen verbietet, auf der anderen Seite durch den geraden Durchgang der die Tropfenmitte paſſirenden Strahlen, welcher zwar nicht den Eintritt in den Tropfen, wohl aber die Spiegelung innen an

seiner Waudung ausschließt, für die eintretenden Strahlen bestimmt (Abb. 1). Die wirksamen können, wie Dietrich daraus dann auch für den verwickelteren Strahlengang beim Nebenregenbogen schloß (Abb. 2), nur innerhalb dieser Grenzen vorhanden sein. Da liegt der zweite Schluß sehr nahe, daß eine Verstärkung dieses jeden Regentropfen passirenden Lichtstromes durch das Beharrungsvermögen in seiner Hauptachse stattfindet, ähnlich wie ein Bach dort in jedem Querschnitt am stärksten strömt, wo er am tiefsten ist, indem in die Richtung derselben auch Lichtwellen mitfortgerissen werden, welche sonst weiter und weiter abweichen würden. Auch müssen die Strahlen dieser Achsenrichtung zu den am meisten in Farben zerlegten gehören, da von den überhanpt in den Tropfen eindringenden Strahlen die infolge geraderen Auffallens weniger gebrochenen vorzugsweise auch wieder den Tropfen verlassen und von dem Spiegeln an der Innenwand des Tropfens ausgeschlossen sind.

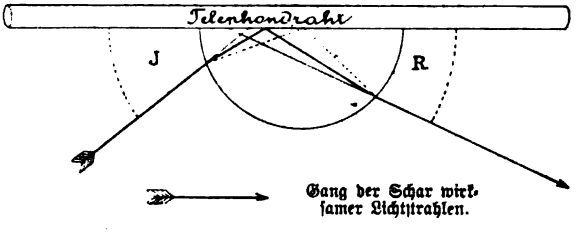
Eine in solcher Art verdichtete Schar von gespiegelten Lichtstrahlen der Laternenflamme verläßt also auch jeden der an den Telephondrähten herabhängenden Halbtropfen. Der Winkel aber, der ihre Richtung zu derjenigen der Telephonleitung bildet, ist, wie aus den unmittelbaren Beobachtungen gefunden, kleiner, als derjenige der eintretenden. (Abb. 7.)

Die sonst diffus und auf einige Entfernung schon unsichtbar von den Telephondrähten zurückgespiegelten Lichtstrahlen werden durch jene Tropfen also nicht allein verdichtet, sondern in ihrer Ausfallrichtung auch gehoben. Die theoretische Erklärung finde ich in der mehr oder weniger ausgebildeten Halbkugelform der Tropfen. Wie aus dem Strahlengange des Hauptregenbogens bekannt (Abb. 8), führt der Weg seiner wirksamen Strahlenschar oberhalb jeden Tropfenmittelpunktes vorbei. Im Halbtropfen von vorn unten einfallend, muß sich das wirksame Licht an der oberen Wand

des Halbtropfens vor der Tropfenmitte spiegeln. Das veranlaßt aber, daß der Austrittwinkel (Abb. 8, *R*) noch kleiner wird, als derjenige der Spiegelung, demnach wesentlich kleiner, als der Eintrittwinkel (*J*). Die sich spiegelnden Strahlen verlassen infolge der Brechung, die sie beim Eintritt und Austritt erfahren, die Drähte unter kleineren Winkeln, als sie auffallen, werden also thatsächlich gehoben.

Nach allem ist nicht daran zu zweifeln, daß die beschriebene Lichterscheinung ganz ähnlich den bisher bekannten Regenbogen durch Spiegeln gebrochener Lichtstrahlen an der Innenwand von Regentropfen entsteht. Telephonleitungen und künstliche

Abb. 8.
Spiegelung im Halbtropfen.



Straßenbeleuchtung sind also in der That geeignet, zur Bildung von Regenbogenerscheinungen zusammenzuwirken.

In diesem Betracht eröffnet sich die interessante Aussicht, einen schon vor mehr als 2½ Jahrhunderten von Descartes geäußerten Gedanken, wenn auch in geänderter Weise, zur Ausführung zu bringen: durch Erzeugung künstlicher Regenbogen die Atmosphäre mit Farben zu schmücken. Descartes schrieb:[11]

„Et ceci me fait souvenir d'une invention pour faire paroître des signes dans le ciel qui pourroient causer grande admiration à ceux qui en ignoreroient les raisons. Je suppose que vous savez déjà la façon de faire voir l'arc-en-ciel par le moyen d'une fontaine . . . A quoi il faut

maintenant ajouter qu'il y a des huiles, des eaux-de-vie et d'autres liqueurs dans lesquelles la réfraction se fait notablement plus grande ou plus petite qu'en l'eau commune, et qui ne sont pas pour cela moins claires et transparentes; en sorte qu'on pourroit disposer par ordre plusieurs fontaines, dans lesquelles y ayant diverses de ces liqueurs, on y verroit par leur moyen toute une grande partie du ciel pleine des couleurs de l'iris . . .; puis à cause que, fermant une partie des trous, on peut faire disparoître telle partie de l'iris qu'on veut sans ôter les autres, il est aisé à entendre que tout de même, ouvrant et fermant à propos les trous de ces diverses fontaines, on pourra faire que ce qui paroîtra coloré, ait la figure d'une croix ou d'une colonne, ou de quelque autre telle chose qui donne sujet d'admiration. Mais j'avoue qu'il y faudroit de l'adresse et de la dépense, afin de proportionner ces fontaines, et faire que les liqueurs y sautassent si haut que ces figures pussent être vues de fort loin par tout un peuple sans que l'artifice s'en découvrît."

„Das läßt mich an eine Erfindung denken, Zeichen am Himmel erſcheinen zu laſſen, die großes Staunen Derer veranlaſſen könnten, die von der Urſache nichts wiſſen. Als bekannt ſetze ich die Weiſe voraus, den Regenbogen vermittelſt eines Springbrunnens ſichtbar zu machen . . . Man muß nun berückſichtigen, daß es Oele, Alkohole und andere Flüſſigkeiten giebt, in denen die Brechung merklich größer oder kleiner iſt, als in gewöhnlichem Waſſer, und die darum nicht weniger klar und durchſichtig ſind. So könnte man mehrere Springbrunnen anordnen mit verſchiedenen ſolcher Flüſſigkeiten. Man ſähe dann durch ihre Vermittlung einen großen Theil des Himmelsraumes mit Regenbogenfarben erfüllt . . . Da man nun beliebige Theile jeden Regenbogens ohne Beeinträchtigung der anderen durch

Schließen der Löcher verſchwinden laſſen kann, iſt es dann leicht einzuſehen, daß man durch entſprechendes Schließen oder Oeffnen der Ausflußlöcher der Springbrunnen wird erreichen können, der farbigen Erſcheinung die Geſtalt eines Kreuzes, einer Säule oder eines anderen ſolchen Gegenſtandes zu geben, welche Staunen erregt. Aber ich geſtehe, daß dazu Hingebung und Aufwand gehören, um dieſe Springbrnunen in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen und zu veranlaſſen, daß die Flüſſigkeiten ſo hoch ſpringen, daß dieſe Erſcheinungen auf ſehr weite Entfernungen von einer ganzen Volksmenge geſehen werden, ohne daß ihr künſtliches Zuſtandekommen entdeckt wird."

Sehr charakteriſtiſch für das Zeitalter des franzöſiſchen Philoſophen iſt die aus Anfang und Schluß dieſes Auszugs wohl nicht zu verkennende Abſicht, ſolche Erſcheinungen religiöſen Zwecken, zum mindeſten dem Sinne für das Uebernatürliche dienſtbar zu machen. Die aufgeklärte Neuzeit verfolgt ganz andere Ziele. In erſter Linie würde wohl das Praktiſche, die künſtlichen Lichtquellen zur Straßenbeleuchtung vollkommener auszunutzen, in Betracht kommen. Denn ungemein viel dieſen Lichtes wird zwecklos in den Weltenraum verſandt und richtet vielleicht auf lichtelektriſchem Wege durch Vermehrung der Gewittergefahr dabei noch einiges Unheil an.[13] Wie gut würde noch mancherlei davon Verwendung finden können, um zurückgeſpiegelt die öfter drückend öden Flächen des großſtädtiſchen Nachthimmels ſtellenweiſe in bunten Farben ſchimmern zu laſſen, an denen ja auch für verſchiedene moderne Zwecke noch in der Carteſianiſchen Art modellirt werden könnte. Das äſthetiſche Ziel der Verſchönerung aber würde jenes andere, ſtaunenswerthe und räthſelhafte Zeichen am Himmel erſcheinen zu laſſen, vollkommen erſetzen. Der Verfaſſer kam auf ſeinen Gedanken nach dieſer äſthetiſchen Richtung ſchon lange, bevor er von dem ähnlichen des franzöſiſchen Philoſophen erfuhr.

Dieſer Gedanke, wenn überhaupt jemals an ſeine Bethätigung herangetreten wurde, mußte ſich bald als undurchführbar erweiſen. Als unüberwindliche Hinderniſſe erſcheinen die der Carteſianiſchen Optik noch unbekannten Umſtände, daß jeder Regenbogen für ſein Entſtehen eine bedeutende Zahl gleichmäßiger, recht großer Tropfen vorausſetzt, und ferner, daß ein Durcheinanderwogen ſo vieler Farbenſyſteme theilweiſe zum Auslöſchen und Miſchen der Farben führen muß. Auch wäre man genöthigt geweſen, ſich nach der nicht immer gegebenen Gelegenheit günſtigen Sonnenſcheins zu richten.

Alle drei Schwierigkeiten fallen fort, wenn man als Unterlage die Drahtzüge der Telephonleitungen, als ſpiegelnde Mittel Tropfen des ſtärker als Waſſer brechenden und weit intenſivere Farben erzeugenden Glaſes, als Lichtquellen die künſtlichen des neuzeitlichen Beleuchtungsweſens, vor allem den mächtigen und an Farben reichen Bogen des elektriſchen Kohlenlichtes und die ſeiner Projektion dienenden Einrichtungen benutzt.

Doch ſicherlich iſt es ſchon ein großer Gewinn für den Natur- und Schönheitsſinn der geſitteten Welt, daß auf jene Aeußerungen atmoſphäriſcher Prachtentfaltung, zu denen die Regenbogen gehören, verſtändnißvoll geachtet wird, wenn ſie ſich in der Natur bieten. Dieſelben ſind mannigfaltiger, als allgemein angenommen wird. In dieſer Hinſicht möchte eine wiſſenſchaftliche Syſtematik der in der Natur bisher beobachteten Regenbogen durchaus am Platze ſein.

Deshalb ſchließe ich mit dem Verſuch einer ſolchen Syſtematik dieſen Eſſay.

I. **Iris soligena.** Sonnen-Regenbogen.

Er entſteht durch Brechen und Spiegeln des Sonnenlichtes in den Tropfen von natürlichem oder künſtlichem Regen und Thau und in Nebeltröpfchen.

Vollständig erscheint er als Haupt-, Neben- und überzählige Regenbogen.

1. Iris soligena multicolor. Der gewöhnliche vielfarbige Regenbogen. In den ältesten Ueberlieferungen vielfach erwähnt, u. a. in Genesis IX, v. 12—17.
2. Iris soligena rubra. Der Dämmerungs-Regenbogen. Er entsteht durch Spiegeln und Brechen des rothen Lichtes der im Auf- und Untergang begriffenen Sonne in Regentropfen. Bisher wurde er wissenschaftlich achtmal beobachtet. Verzeichnet wurde zuerst, wie es scheint, die von Wartmann am 30. Mai 1846 bei Pauchy am Genfer See angestellte Beobachtung eines vollständigen Dämmerungs-Regenbogens.[13]
3. Iris soligena alba. Der Nebel-Regenbogen. Er entsteht als weißer Kreisbogen, von kleinerem Durchmesser als multicolor und rubra, auf einer besonnten Nebelwand. A. Bravais zählte bis 1848 24 solcher Beobachtungen.[14] Neben multicolor war alba aber schon Dietrich dem Deutschen (1305) bekannt.[15]

II. 4. **Iris lunigena.** Der Mond-Regenbogen.

Er entsteht meist nur als Hauptregenbogen von ziemlich blasser Färbung durch Spiegeln und Brechen von Mondlicht in Regen- oder Thautropfen. Vielfach beobachtet.

III. 5. **Iris nubigena.** Der Wolken-Regenbogen.

Er entsteht als vielfarbiger Regenbogen durch Spiegeln und Brechen von einer Wolke zurückgeworfenen Sonnenlichtes in Regentropfen. Er wurde erst einmal als Hauptregenbogen, 2—3° oberhalb des eigentlichen Sonnenregenbogens von Herrn de Tessan 1841 in Paris beobachtet.[16]

IV. 6. **Iris aquigena.** Der Waſſer-Regenbogen.

Er entſteht als vielfarbiger Regenbogen durch Spiegeln und Brechen von einer Waſſerfläche zurückgeworfenen Sonnenlichts in Regentropfen. Er wurde erſt zweimal, davon einmal nicht mit voller Sicherheit, 1855 in Eaſt-Windſor am Connecticutfluſſe von Adams,[17] am 25. April 1846 vielleicht von Wartmann in Pauey am Genfer See gelegentlich einer Sonnenfinſterniß beobachtet.[13]

7. **Iris ab aqua reflexa.** Spiegel-Regenbogen.

Er entſteht aus einem Sonnenregenbogen durch nochmaliges Spiegeln der wirkſamen Strahlen auf einer Waſſerfläche. Er wurde bisher einmal, 1853 (?), von J. J. Walker beobachtet und von dieſem auch berechnet.[18]

V. **Iris flammigena.** Der Flammen-Regenbogen.

Er entſteht durch Spiegeln und Brechen künſtlichen Lichtes in Waſſer- und Nebeltropfen.

8. Iris flammigena Parisiensis. Er entſteht durch Spiegeln und Brechen von Gaslicht in Nebeltröpfchen als weißer Kreisbogen von 80—90° Durchmeſſer. Er wurde bisher einmal am 18. Februar 1849 von Faye in Paris beobachtet.[19]

9. Iris flammigena Lipsiensis. Er entſteht durch Spiegeln und Brechen von Gaslicht in den an Telephondrähten hängenden Regentropfen, als blaßröthlicher Streifen, entſprechend dem Querſchnitt der Telephonleitung. Er wurde bisher etwa zehnmal von dem Verfaſſer an einer Leipziger Telephonleitung beobachtet, zuerſt am 14. Oktober 1893.[20]

Vivat sequens!

Anmerkungen.

[1] Vergl. über die Litteratur E. Pulfrich, Regenbogen, in G. Wiedemanns Annalen der Physik und Chemie. Bd. 33. Leipzig 1888. S. 149 ff.

[2] Ebenda.

[3] Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. 41. Leipzig 1837. S. 139 ff.

[4] Tractatus magistri Theodorici de Vriburch de yride et aliis radialibus impressionibus, Coloniae Agrippinae A. D. 1305, im Codex No. 512, Bibl. Albert. Lipsiensis fol. 47. Vergl. auch Venturi in Gay Lussac, Annales de physique et chimie VI. Paris 1817. S. 145.

[5] A. a. O. S. 143.

[6] Nach einer brieflichen Mittheilung des Professor Sundvik in Helsingfors an den Verfasser sind ähnliche Lichterscheinungen in nordischen Städten mit elektrischer Beleuchtung mehrfach beobachtet worden. S. nahm deshalb elektrischen Ursprung an.

[7] J. A. Grunerts, Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. Erster Theil, viertes Heft. Leipzig 1850. S. 423. Die auf die Clausiusſche Figur bezogenen Buchstaben sind hier als überflüssig ausgelassen.

[8] Oeuvres de Descartes publiées par Victor Cousin. Tome V. Paris 1824. (Leyde 1638) p. 155 ff. Les Météores p. 265 ff.: Discours huitième. De l'arc en ciel, p. 277—281. Descartes selbst faßt das Rechnungsergebniß mit den Worten zusammen: Et il est aisé à voir en cette table qu'il y a bien plus de rayons qui font l'angle d'environ 40 degrés, qu'il n'y en a qui le fassent moindre; ou d'environ 54, qu'il n'y en a qui le fassent plus grand; ... et je vois ici que le plus grand angle peut être de 41 degrés 30 minutes et le plus petit de 51, 54; à quoi ajoutant on ôtant environ 17 minutes pour le demi-diamètre du soleil, j'ai 41, 47 pour le plus grand demi-diamètre de l'arc-en-ciel intérieur, et 51,37 pour le plus petit de l'extérieur. „Aus dieser Tafel ist leicht zu ersehen, daß es viel mehr Strahlen giebt, die einen Winkel von ungefähr 40° bilden, als einen kleineren, oder von ungefähr 54°, als einen größeren; und ich sehe hier (d. h. in einer noch genaueren Tafel), daß der größte Winkel 41° 30′ und der kleinste 51° 54′ beträgt; addire oder subtrahire ich etwa 17′ für den Halbmesser der Sonne, dann behalte ich 41° 47′ für den größten Halbmesser des inneren, 51° 37′ für den kleinsten Halbmesser des äußeren Regenbogens."

[9] A. a. O. S. 424. Clauſius verſinnlicht den unten erwähnten Wendepunkt der Drehung auch in ſehr klarer Weiſe durch bildliche Darſtellung für das prismatiſche Spektrum, in den Figuren 11 der Tafel XI ſeines Beitrags.

[10] Meteorologiſche Zeitſchrift. Wien 1893. S. 432. Der dort gebrauchte Ausdruck „Zweite Oktave“ iſt durch den ſchulmäßigeren „Ueberzähliger Bogen“ zu erſetzen.

[11] A. a. O. S. 283—284.

[12] Vergl. des Verfaſſers Bericht über den Meteorologen-Kongreß in Braunſchweig. „Ausland“ 1892.

[13] Annales de chimie et de physique XVIII. S. 324.

[14] Pogg. Annalen. Erg.-Bd. II. S. 562—576.

[15] Tractatus de yride. Cöln 1805. Vergl. Annales de physique et chimie, VI. Paris 1817. S. 145.

[16] Comptes rendus XII. 1841. S. 916. Vielleicht nochmals von Beer am 30. März 1852 in Coblenz beobachtet. Poggendorffs Annalen. Bd. 86. Leipzig 1852. S. 484 f.

[17] Silliman Journal (2) XVIII. S. 18—21.

[18] Philosophical Magasin (4) V. 439—442.

[19] Comptes rendus XXVIII. 1849. S. 244.

[20] Vergl. Illuſtrirte Zeitung Nr. 2635 vom 30. Dezember 1893. S. 799.

Luftwogen und Luftschiffahrt.

Der für die Schnelligkeit neuzeitlicher Entwickelung sicherlich schon alte Plan, den Luftballon nicht allein zu sportlichen und wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen, sondern ihn auch in die Dienste des Verkehrs zu stellen, hat in letzter Zeit wieder einige Bedeutung dadurch gewonnen, daß für höhere Luftregionen ganz außerordentlich große Windgeschwindigkeiten zeitweise festgestellt sind. Die Luftschiffahrt ist überdies unabhängig von den Schwierigkeiten, welche Hochgebirge und andere irdische Hindernisse den an die Erdoberfläche und bestimmte Straßen gebundenen Verkehrsweisen setzen. Sie gestattet ferner, daß dieselbe Luftströmung auf einmal von einer beliebig großen Schar von Fahrzeugen benutzt wird, weil mangels einer fortschreitenden Eigenbewegung dieser Fahrzeuge an einen Zusammenstoß kaum zu denken ist. Da starke Belastung der Ballons gewönlich ausgeschlossen ist, wird sie allerdings nur für Personen- und Postbeförderung in Wettbewerb treten können. Doch wird sie auch nach dieser Richtung bisher Unerreichtes leisten, da jene oberen Winde auf Hunderte von Kilometern Geschwindigkeiten beibehalten und vielleicht noch übertreffen, die von Eisenbahnzügen nur bei besonders hohem Kraftaufwand und doch auf kurze Strecken beschafft werden. Dieser Schnelligkeitsvorzug ist vielleicht auch in der Luftschiffahrt noch der Steigerung fähig. Es ist nichts geringeres als eine kosmische Kraft-

entfaltung, welche in solcher Weise dem Luftverkehr dienstbar gemacht wird: die Erdrotation, welche am Aequator etwa 464 m in der Sekunde zurücklegt. Denn die hauptsächlichsten, östlichen von jenen oberen Luftschichten sind nicht so sehr als über die Erdoberfläche hin bewegte Luft, denn als durch Reibung zurückgehaltene Luftstreifen aufzufassen, unter denen sich die Erde fortdreht. Der innerhalb jener oberen Luft mit seinem Ballon schwebende Luftschiffer hat nur nöthig, die rechte Zeit abzupassen, um auf den rechten Ort der Mutter Erde herabsteigen zu können. Da die Möglichkeit, daß Luftschichten der Erdrotation nicht ganz mehr folgen, in höheren Lufträumen zunimmt, wird die Geschwindigkeit ebenfalls mit Zunahme der erreichten Höhen vergrößert werden. Doch liegt nach dieser Seite eine Grenze der Luftschiffahrt, da der Ballon, abgesehen von der Frage, in solchen Höhen menschliches Leben zu ermöglichen, schon als Fahrzeug der zu seinem Regieren nöthigen Anziehungskraft der Erde nicht entrückt werden kann. Eine andere Grenze liegt in den Gefahren, welche vor allem mit dem Abstieg aus solch rasenden Stürmen des oberen Luftkreises verbunden sind.

Unüberwindlich erscheinen dieselben nicht. Auch aus den bedenklichsten durch sie bedingten Lagen sind doch schon drei Ballon-Expeditionen zurückgekehrt, obgleich dieselben keineswegs mit ihrer vollen Erkenntniß ausgerüstet waren. Es sind die Fahrten der beiden Amerikaner John Wise und John Steiner und diejenige des Franzosen Charbonnet. Mancher verschollene Luftschiffer mag allerdings, wie von der letzterwähnten Expedition jedenfalls ihr Führer, in ihnen seinen Untergang gefunden haben. Im Sturm zu navigiren, ist für die Luftschiffahrt eine erst zu erlernende Kunst, wenn zwar die gewöhnlich damit verbundenen Gefahren der Seeschiffahrt, mit Ausnahme eben des Landens an gewissen Oertlichkeiten, aus-

geſchloſſen erſcheinen. Jene drei Fahrten, von deren Gefahren uns Kenntniß geworden iſt, haben den gemeinſamen örtlichen Zug, daß ſie in geringer Entfernung ſüdöſtlich einer von Südweſt nach Nordoſt verlaufenden Gebirgskette unternommen wurden. John Wiſe fuhr am 17. Juli 1843 von Carlisle in Pennſylvanien 10 km ſüdöſtlich der Alleghanies, John Steiner von Cambden bei Philadelphia, 20 km ſüdöſtlich desſelben Gebirgszuges, Charbonnet am 9. Oktober 1893 von Piobeſi, 50 bis 60 km ſüdöſtlich des Mt. Cenis-Maſſives auf, an dem er ſtrandete. Alle Drei erlebten Zuſtände der Luft, die ſich am treffendſten mit dem Branden der Meeresdünung vor Steilküſten vergleichen laſſen, mit furchtbarer Gewalt wogende Wolkenmaſſen von rieſenhafter Ausdehnung, die den Ballon in einen gefährlichen Wirbel hineinzogen. Die Erlebniſſe ergänzen inſofern einander, als Wiſe von unten, Steiner von oben, die Charbonnetſche, aus vier Theilnehmern beſtehende Expedition von der Seite in dieſe Ungethüme hineingelangt zu ſein ſcheint.

Wiſe, den ich nach Blaſius Storms[1] überſetze, berichtet weſentlich folgendes:

„Ein leichter Weſtwind trieb mich eine kurze Strecke weit horizontal in ſeiner Richtung. Danach wurde der Anſtieg nahezu ſenkrecht, bis die erreichte Höhe 700—800 m (2500 feet) betrug. Der Ballon bewegte ſich da mit weit größerer Geſchwindigkeit nach Oſten, als er angeſtiegen war... Als ich eine Stelle etwa 3 km öſtlich der Stadt (Carlisle) erreicht hatte, erſchien in geringer Entfernung vorn über (beyond and above) mir eine rieſige ſchwarze Wolke... Ich zauderte, mit dem Ballaſtſack in der Hand, ob ich ihn ausſchütten oder geradeaus fahren ſollte... Inzwiſchen hatte ich einen Punkt unterhalb der Wolke erreicht, die ſich ausdehnte, fühlte ſogleich eine Erſchütterung des Netzes (machinery) und ein Aufſteigen des Ballons, der

ſich dabei heftig um ſeine ſenkrechte Achſe zu drehen begann... Die Wolke bedeckte nach genaueſter Schätzung eine Fläche von 6—10 km (4—6 miles) Durchmeſſer. Dieſe erſchien von kreisrunder Geſtalt, als ich in ſie eintrat, beträchtlich eingedrückt (depressed) an der Unterſeite, eine große Höhlung nach der Erde bietend, am unteren Rande (edges) ſehr geriſſen und in heftiger Bewegung herabflatternd, und war von tief ſchwarzer Farbe. Gerade vor dem Eintritt bemerkte ich in einiger Entfernung eine Sturmwolke, von der augenſcheinlich ſtarker Regen herabſtrömte. Ein Gefühl des Erſtickens folgte unmittelbar dem Eintritt, danach Uebelkeit infolge der kreiſenden, ſchwingenden Bewegung der Gondel... Die Kälte war heftig geworden, alles um mich von faſeriger Natur wurde dicht mit Rauhfroſt beſchlagen... Die Wolke hatte in dieſem Theile, den ich wegen des furchtbaren Aufbrodelns, das daſelbſt eintrat, für ihren mittleren hielt, nicht das ſchwarze Ausſehen, das ich beim Eintritt bemerkte, ſondern war von einer lichten milchigen Farbe und gerade da ſo dicht, daß ich kaum den Ballon, fünf Meter über der Gondel, erkennen konnte. Von der heftigen Kälte in dieſer Wolke erwartete ich, daß das Gas ſich ſchnell verdichten, der Ballon raſch ſinken und mich aus ihr befreien würde; darin jedoch ward ich enttäuſcht, denn ſchon wurde ich ſelbſt aufwärts gewirbelt mit furchtbarer Haſt, indem Ballon und Gondel einen großen Kreis in der Wolke beſchrieben. Ein Lärm ähnlich dem Rauſchen von tauſend Mühlwehren, untermiſcht mit grauenvollem Heulen des Windes, umgab mich auf dieſer ſchrecklichen Fahrt. Ob jener Lärm von Hagel und Schnee veranlaßt war, die den Ballon ſo furchtbar umhüllten, iſt mir nicht möglich zu entſcheiden, während ſicher der heulende Ton anderen Urſprungs geweſen ſein muß... Der freundliche Sonnenſchein, unveränderlich über mir, welcher ſchon mit ſchwachem Glanze durch die Spitze (top) der Wolke hatte bemerkt werden

können, ſchwand bald wieder mit einem heftigen Herabſtürzen des Ballons, einige Hundert Fuß tief. Der Ballon hielt an, aber nur, um von neuem emporgeriſſen zu werden, während er nach Erreichen der größten Höhe mit Drehen und furchtbarer Schnelligkeit wieder herabſank, um neuerdings heraufgeriſſen und fallen gelaſſen zu werden. Dies trat acht- bis zehnmal ein, während der Sturm mit unverminderter Wuth weitertobte und mich weder Ballaſtwerfen aus der Spitze (top) der Wolke, noch Gasauslaſſen aus ihrem Boden (bottom) zu erlöſen vermochte. Und doch hatte ich beim erſten Verſuch mindeſtens 30 Pfund des erſteren und nicht weniger als 1000 Kubikfuß des letzteren verloren. Denn der Ballon war auch von den Eiszapfen durchlöchert worden, die ſich aus geſchmolzenem Schnee an den Stricken, dort, wo dieſe vom Ballon divergirten, gebildet und bei der ſteigenden und kreiſenden Bewegung das Zeug durchbohrt hatten. Auf einmal ſah ich die Erde durch einen Wolkenriß, wurde aber danach nochmals emporgeworfen. Dann gerieth ich zu meiner großen Freude ins Freie, nachdem ich von dieſem rieſenhaften und fürchterlichen Luftungeheuer zwanzig Minuten lang emporgeſpieen und heruntergeſchluckt worden war. Sie erſchienen mir wie ein ganzes Leben. Ich dachte ſogar, meine Uhr ſei ſtehen geblieben, bis Vergleichung derſelben mit einer anderen das Gegentheil bewies. Ich landete in ſtrömendem Regen bei der Farm des Mr. Goodyear, 8 km (5 miles) von Carlisle, in einem Brachfelde, wo der klatſchende Regen mich von oben bis unten mit Schmutz beſpritzte, als ich in meiner Gondel ſtand und nach dem ſchreckensvollen Weſen emporſah, das mich eben freigegeben hatte."

Dasſelbe iſt bisher, auch von dem um die Sturmforſchung hochverdienten Deutſchamerikaner Blaſius als eine Art Windhoſe oder Tornado, demnach als mit der Spitze nach unten ſtehender Wolkentrichter aufgefaßt worden. Dieſer Auffaſſung

widerſtreitet aber der genaue Wortlaut des Wiſeſchen Textes, in deſſen Ueberſetzung ich deshalb die betreffenden engliſchen Worte eingefügt habe. Man muß ſich vielmehr jenen Trichter mit der Spitze nach oben gerichtet vorſtellen, demnach als Welle. Auch iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das acht- bis zehnmalige Auf- und nieder ebenſovielen einander folgenden Wellenſpitzen entſprach. In der That ſcheint Steiner, der von Canada bis Philadelphia Gelegenheit hatte, über eine Gewitterwolke zu gelangen, unmittelbar derartige Gebilde beobachtet zu haben:

„Alles, was ich jetzt thun konnte, war, mich über dem Gewitter zu halten (mit dem St. aus öſtlicher Richtung genaht war. Verf.). Ich warf daher meinen geſamten Ballaſt über Bord, wodurch es mir gelang, mich vorerſt außer der Gewalt des Sturmes zu ſetzen. Nachdem ich dieſe nothwendige Arbeit gethan, ſah ich wieder zur Erde. Ich konnte nichts mehr erblicken, als ein kochendes Meer von Schaum, das mich ſchwindeln machte. Ueber mir ſchien die Sonne hell und freundlich, unter mir raſte und tobte es, als ſei der jüngſte Tag angebrochen. Die Donnerſchläge ſchallten betäubend zu mir herauf. Ich befand mich ungefähr 1500 m (5000 feet) über dem Gewitter und 3000 m (10 000 feet) über der Erde. Von Zeit zu Zeit ſchleuderte der Sturm den kochenden Schaum in ungeheuren Bergen in die Höhe; es ſah aus, als wenn mächtige Schneegebirge ſich aufthürmten, alsdann wieder zuſammenſänken, um von neuem gen Himmel zu ſteigen. Ich kann die Bewegung dieſer wogenden Ungeheuer mit nichts vergleichen, was auf Erden ſichtbar iſt.“

Infolge der empfindlichen Kälte im oberen Luftſtrom (— 5° C.) ſank der Ballon in dieſes Chaos herab. Steiner beſchreibt ſein dortiges Befinden folgendermaßen: „Völliges Dunkel umgab mich, ſo daß ich den Ballon nur ſehen konnte, wenn zuckende Blitze die Scene erleuchteten... Die gewaltigen

Lufterſchütterungen trieben mir das Blut aus Naſe und Ohren. Der Ballon taumelte, und die Gondel wurde ſo heftig hin- und hergeſchleudert, daß ich alle Mühe hatte, mich in derſelben feſtzuhalten."

Er ſcheint aber ſehr ſchnell hindurchgelangt zu ſein, woraus vielleicht auf Abweſenheit des von Wiſe erlebten Wirbels an der Durchgangsſtelle oder auch auf eine Herabſtürzung desſelben bis zur Erdoberfläche geſchloſſen werden kann. Jedenfalls will Steiner noch ſehr nahe dieſer faſt die volle Sturmgeſchwindigkeit der oberen Luftſtrömung, mit über 25 m per Sekunde (1 mile per Minute) beobachtet haben. Dieſe hatte ihn in der kurzen, vom vorliegenden Bericht leider nicht mitgetheilten Zeit der Fahrt etwa 70 km (42 miles) vom Ausgangsorte fortgeführt, während Wiſe ſein Beharren unterhalb der Grenzfläche der beiden Strömungen, abgeſehen von ſeiner Schilderung, auch durch die geringe Entfernung, 8 km von Carlisle, belegt, in welcher er wieder zur Erde kam.

Die dritte Ballonfahrt, diejenige Charbonnets und ſeiner Begleiter, benutzte, ſchon nach der Geſchwindigkeit zu urtheilen, ebenfalls den oberen Strom. Sie legte die 60 km Entfernung von Piobeſi bei Turin bis zum Alpenkamm bei Balme am Mont Cenis in weniger als einer halben Stunde zurück, machte alſo mindeſtens 33 m in der Sekunde. Auf Luftwogen läßt erſt die Schilderung des Landens ſchließen, obgleich nach den amtlichen Wetterberichten gerade auch über Oberitalien an dem fraglichen Nachmittage des 9. Oktober Gewitter eintraten. Frau Charbonnet ſchilderte die Landung folgendermaßen:

„Ich wollte Anker werfen; mein Mann aber, von der Schönheit der Fahrt wie berauſcht, hinderte mich daran und warf ſo viel Ballaſt aus, daß wir mit ſchwindelerregender Schnelligkeit nach oben ſchoſſen und die Höhe von 6500 m

erreichten. Ich hielt das Barometer in der Hand, um die Höhe zu messen.... Mein Mann versuchte, den Ballon zum Fallen zu bringen. Ein heftiger wirbelnder Wind, der uns plötzlich umtoste, riß uns wieder empor und fegte uns nun so durch die Lüfte. Plötzlich ändert der Ballon seine Richtung; gleichzeitig fällt er in einem Augenblick aus der Höhe von 6000 m auf 3000 m und geräth in einen Schneesturm von solcher Wuth, daß der Ballon erfaßt, gedreht und umgestülpt wird. In entsetzlicher, furchtbarer, tödtlicher Angst klammerten wir uns an das Netzwerk an, viermal wurde der Ballon kopfüber gedreht, viermal sahen wir uns frei im unendlichen Raume am schwachen Strickwerk hängen. Unsere Kleider waren zerfetzt und in Stücken fortgeweht. Einen Augenblick später — ein Schlag, ein Stoß, ein Ruck — der Ballon war an die Felskanten eines Berges gestoßen. Das Netz des Ballons hatte sich in eine Felszacke verfangen, und wir schwebten über dem Abgrund, den Tod in jedem Augenblick erwartend. Ein neuer Windstoß reißt uns los, der Ballon wird an eine andere Felswand geschleudert und erhält einen klaffenden Spalt. Und plötzlich wieder ein Ruck, und die Gondel ward auf ein Eisfeld geschleudert."

Wissenschaftliches Interesse von besonders hohem Grade verleiht dieser Schilderung, bei der augenscheinlich leider großen Unzuverlässigkeit der Zahlenangaben, der Umstand, daß sich auch aus den barometrischen Aufzeichnungen des amtlichen Beobachtungsnetzes in Italien für 7 ha., von welcher Zeit dieselben ziemlich vollständig in den Bollettini meteorici vorliegen, Bilder ergeben, welche auf wogende Bewegung der unteren Luftschicht schließen lassen. Es ist nur erforderlich, nach den Luftdruckangaben genauere Kurven zu ziehen als die täglichen Wetterkarten bringen.[2] Wie ich schon in einer früheren Arbeit selbständig dargethan[3] und danach in einer noch älteren von

H. von Helmholtz[4] dem physikalischen Zusammenhang nach bestätigt gefunden habe, können solche Kurvenbilder als Grundrisse von Wogensystemen aufgefaßt werden, indem die Cyklone den Wellenbergen, die Anticyklone den Wellenthälern entsprechen. Im Gegensatz zu der bisher als allgemein für Luftdruckverhältnisse gültig angenommenen Schwerewirkung verschieden hoher Luftsäulen, wenig eingeschränkt durch den von Erwärmung bedingten Auftrieb, wird also der Vorgang rein mechanischen Auftreibens oder Abfallens als wirkende Ursache dieser Luftdruckvertheilung aufgefaßt. In der That ergeben sich sehr ausdrucksvolle Wogenbilder, wenn man dieser Auffassung entsprechend auf einfach graphischem Wege Querschnitte der Luftdruckvertheilung entwirft.[2]

Es ergaben sich drei von Südosten nach Nordwesten einander folgende Wogenpaare auf einer Strecke von 1400 km. Die Länge jeder Einzelwoge stellte sich demnach auf etwa 230 km.

Außerordentlich große Uebereinstimmung mit diesen italienischen Luftwogen besaßen diejenigen, auf welche ich für den Nordwesten Vorderindiens und Januar 1890 geschlossen hatte.[2] Etwas verzerrt, doch nur wenig in die Länge gezogen, erscheint dieses Augenblicksbild allein durch den Umstand, daß nicht wie 1893 in Italien zu einheitlicher, sondern zu Ortszeit beobachtet, also an den mehr nach Westen gelegenen Stationen der Luftdruck entsprechend später gemessen wurde als an den östlicheren. Auf der Strecke von 1150 km werden 5 Einzelwogen angetroffen, auf jede entfallen also im Durchschnitt 230 km. Für die Sturmgeschwindigkeit von etwa 50 m in der Sekunde ergiebt sich die durch die verschiedenen Beobachtungszeiten veranlaßte Längenverzerrung jeder Woge zu 8 Prozent, die verbesserten Wogenlängen betragen also 212 km, eine Länge, die der für die italienischen Luftwogen gefundenen sehr nahekommt.

Noch genauer ist die Uebereinstimmung der durchschnittlichen Wogenlängen für die drei Tage, an denen über Indien einer-, Italien andererseits die Wogenerscheinung auf das vollkommenste ausgebildet war. Für Indien war es in der Zeit vom 15. bis 17. Januar 1890, für Italien vom 8. bis 10. Oktober 1893. Die Durchschnittslänge von vierzehn deutlichen Wogen betrug dort 213, von sechzehn Wogen hier 217 km.

Doch möchte ich auf diese Uebereinstimmung der Längen nur insofern Gewicht legen, als sie gewissermaßen, sich gegenseitig stützend, für die Möglichkeit so überaus langer Wogen spricht. Die von Wise und Steiner infolge der Wolkenbildung unmittelbar gesehenen Wellen, welche allerdings auch als brandende Kämme aufgefaßt werden können, erreichten nicht fünf Prozent derselben. Aus theoretischen Gründen ist sogar eine noch größere Mannigfaltigkeit der Luftwogen zu erwarten, als sie die Wasserwogen bieten. Nach H. von Helmholtz[5] sind die Wogenlängen nicht allein abhängig von dem Geschwindigkeitsunterschied der Luftschichten, an deren Grenzfläche sie sich bilden, sondern vor allem auch von ihrem Dichtigkeitsunterschied. Zu ersterem Unterschied stehen sie in direktem, zu letzterem in umgekehrtem Verhältniß. Während aber der Dichtigkeitsunterschied zwischen Luft und Wasser in der Natur im Verhältniß zu seiner Größe nur geringfügige Schwankungen aufweist, besitzt derjenige verschiedener Luftschichten in demselben Verhältniß sehr zahlreiche Abstufungen. Bedingt werden diese Dichtigkeiten durch Erddrehung und Temperatur. Der erstere Einfluß, von H. von Helmholtz als vorhanden nachgewiesen,[4] ist im einzelnen noch nicht auseinanderzulegen. Der Temperatureinfluß dagegen ist der unmittelbaren Messung zugänglich. Leider sind solche Messungen auf der Charbonnetschen Fahrt wohl nicht verzeichnet, jedenfalls nicht mitgetheilt worden, und aus der allgemeinen Darstellung läßt sich so wenig entnehmen, daß

noch nicht einmal feststeht, ob die obere oder die untere Luftschicht im Verhältniß zu ihrer Meereshöhe die kühlere, also dichtere war. So kann es auch nicht befremden, daß bei Annahme von 10° C. Temperaturunterschied sich nach dem Helmholtzschen Satze der mechanischen Aehnlichkeit der Wasser- und Luftwellen[5] aus jenen Wogenlängen die ungeheure Geschwindigkeit von 200 m in der Sekunde für den sie verursachenden Sturm in der oberen Luft ergeben würde. Die Temperatur- und Dichtigkeitsunterschiede der beiden Luftschichten werden eben wesentlich geringer und deshalb nur ein kleiner Bruchtheil jener Geschwindigkeit zur Wogenbildung erforderlich gewesen sein. John Steiner andererseits verzeichnete fast genau jenen Temperaturunterschied der beiden Luftschichten von 10° C. Stärkste Bewegung der bewölkten Oberfläche des unter ihm liegenden Luftmeeres vorausgesetzt, durch die von ihm angegebene Sturmgeschwindigkeit von mehr als 25 m in der Sekunde ist die Länge der Wogen nach von Helmholtz[5] aus der Formel zu berechnen:

$$L : 549{,}65 = c^2 : 10^2,$$

in welcher L die gesuchte Wogenlänge, 549,65 m die Länge der entsprechenden Luftwogen bei 10 m Sekundengeschwindigkeit, c die Sturmgeschwindigkeit von 25—30 m/s bedeutet. Für 25 m Sturmgeschwindigkeit ergeben sich daraus etwa 3½, für 30 m etwa 5 km als Wogenlängen, welche bei der freien Aussicht von dem 1500 m höheren Ballon durchaus in der von Steiner geschilderten Weise zu übersehen waren. Auch die von Wise angegebene Längenausdehnung der von ihm zuerst passirten Sturmwolke, 6—10 km, würde in Uebereinstimmung mit den von ihm nach ihrer Wirkung sehr groß dargestellten Temperaturunterschieden stehen.

Diese beiden Fahrten haben ja auch in sehr nahe gelegenen, fast gleichgestalteten Oertlichkeiten stattgefunden, südöstlich von

den Alleghanies, welche sich daselbst nur bis 500 m Gipfel-, 400 m Kammhöhe erheben.

Der Alpenkamm übersteigt 3000, der höchste Kamm des Hindukusch sogar 6000 m. Für die hier auftretenden Brandungen werden also auch die mit der Höhe gesteigerten Sturmgeschwindigkeiten zur Geltung kommen können, während die Brandungen an den Alleghanies sich durchaus auf diejenigen geringerer Höhe beschränken. Daß diese aber auch schon sehr bedeutend sein können, geht aus Geschwindigkeitsmessungen an der Erdoberfläche aus jüngster Zeit hervor. Dr. Süring maß auf dem Brocken in 1141 m Meereshöhe während des diesjährigen Winters Stürme von mehr als 30 m Sekundengeschwindigkeit. In Hamburg, fast noch in Meereshöhe, besaßen einzelne Stöße des Sturmes vom 12. Februar 1894 mehr 42 m Geschwindigkeit in der Sekunde. Vielleicht sind auch sie, ähnlich wie aus dem Schlußtheil der Steinerschen Fahrt hervorzugehen scheint, aus einem vorübergehenden Herabwogen der oberen Luftschicht bis zur Erdoberfläche zu erklären.

Die Luftschiffahrt wird die außerordentlichen Geschwindigkeiten dieser Stürme, weil sie mittelst der vorgeschlagenen Luftdruckkarten und Thermometermessungen vorauszubestimmen sind, zu ihren Zwecken benutzen können, wie die Segelschiffahrt die Segelrouten der Meere. Es wird das ohne Gefahr geschehen, wenn sich nur der Luftschiffer in hinreichender Höhe über den Gebirgsbrandungen zu halten vermag.

Anmerkungen.

[1] William Blasius, Storms: their nature classification and laws. Philadelphia 1875.

[2] Abbildung vergl. in „Aus allen Welttheilen“. Dezemberheft 1893.

[3] Meteorologische Zeitschrift. Jahrg. 1891. Wien. S. 422 ff.

[4] Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1888. S. 661.

[5] A. a. O. 1889. S. 769 ff.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Chemie, Physik, Astronomie und Verwandtes.

(41 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 20,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Baeyer, Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 3. Aufl. (15) ..... M. —.75
Bessell, Die Beweise für die Bewegung der Erde. 2. Aufl. (132) " —.80
— Ueber Zahl und Maß. (405) ..... " —.60
Bolley, Altes und Neues aus Farbenchemie und Färberei. Ueberblick der Geschichte und Rolle der sogenannten Anilinfarben. 2. Abz. (45) ..... " —.60
v. Bogulawski, Die Sternschnuppen und ihre Beziehungen zu den Kometen. (208) ..... " 1.—
Dove, Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde. 3. Aufl. (3) ..... " —.75
Eyssenhardt, Arzneikunst und Alchemie im siebenzehnten Jahrhundert. (N. F. 96) ..... " —.60
Foerster, Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie. 2. Aufl. (5) ..... " —.75
Geisenheimer, Erdmagnetismus und Nordlicht (192) ..... " —.60
Gerland, Der leere Raum, die Konstitution der Körper und der Aether. (416) ..... " —.80
— Das Thermometer. (470) ..... " 1.—
Ginzel, Ueber Veränderungen am Fixsternhimmel. Mit 2 Tafeln Abbildungen. (N. F. 13) ..... " 1.—
Grashof, Ueber die Wandlungen des Arbeitsvermögens im Haushalt der Natur und der Gewerbe. (288) ..... " —.75
Hoffmann, Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. (400) " —.80
Hoppe-Seyler, Ueber Spektralanalyse. Nebst einer Tafel in Farbendruck. 2. Aufl. (66) ..... " 1.20
Lewinstein, Die Alchimie und die Alchimisten. (113) ..... " —.60
Lipschitz, Bedeutung der theoretischen Mechanik. (244) ..... " —.75
Mayer, Ueber Sturmfluthen. (171) ..... " —.75
Meibauer, Die Sternwarte zu Greenwich. (67) ..... " —.60
Mensinga, Ueber alte und neue Astrologie. (140) ..... " —.60
Meyer, Rich., Ueber Bestrebungen und Ziele der wissenschaftlichen Chemie. (342) ..... " 1.—
Mühl, Der Boden und seine Bestimmung. (253) ..... " —.75
Olschanetzky, Die Entdeckung des Sauerstoffs. (N. F. 105) ..... " 1.—
Perty, Ueber die Grenzen der sichtbaren Schöpfung, nach den jetzigen Leistungen der Mikroskope und Fernröhre. (195) ... " —.75
Peters, Die Entfernung der Erde von der Sonne. (173) ..... " —.60
Pollnge, Klimaänderungen in historischen Zeiten. (359) ..... " —.80
Rammelsberg, Ueber die Mittel, Licht und Wärme zu erzeugen. 2. Aufl. (23) ..... " —.75
Rosenthal, Von den elektrischen Erscheinungen. 2. Aufl. (9) ... " —.75
Schafft, Ueber das Vorhersagen von Naturerscheinungen. (N. F. 1) " —.80
Schasler, Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Farben, sowie ihrer Beziehungen zu einander nebst praktischer Anleitung zur Erfindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Erste Abtheilung: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figurentafel. (409/410) ..... " 2.—

(Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.)

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 198—216 umfassend.)

Heft 200.

Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays

von

Wilhelm Krebs
in Berlin.

Mit 8 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 201.

Die Faustsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Dr. J. Hoyer,
Professor in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 16.—.

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Oscar Linke. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Homunculus. Modernes Epos in 10 Gesängen. Gr.-Oktav. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, in prachtvoll. Orig.-Einb. Mk. 5.—.

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Aufl. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 6.—.

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 15. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Germanenzug. Canzone. — 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.—.

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. von Herm. Dietrichs. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 14.—.

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—. Prachtsalon-Ausgabe. Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr.-Folio in prachtv. Orig.-Einb. mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 19 Lieferungen à Mk. 3.—.

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Aufl. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Gesammelte kleinere Dichtungen. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Sikelionen meiner Lebenspilgerschaft. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 6.—, eleg. in Halbfranz geb. Mk. 8.—.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. in einem Band mit Goldschnitt Mk. 11.50. Neue Folge. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.—.

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Die Faustsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Professor Dr. J. Nover
in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält mit derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen."
(Goethes „Fauſt".)

Mit dieſen ergreifenden Worten ſchildert der Dichter den tragiſchen Zwieſpalt in der Menſchenſeele, ihren ſehnſüchtigen Aufſchwung zum Himmliſchen, Göttlichen, wie ihr dämoniſches Gebanntſein ans Irdiſche, Sinnliche, an die Freuden dieſer Welt. Es ſcheint, als ſei der arme Menſch von ſeiner Geburt an dem Ring- und Wettkampfe eines guten und böſen Geiſtes preisgegeben, bei deſſen Ausgang er jedoch, — von den Anhängern des Fatalismus abgeſehen, — ſelbſtthätigen Antheil hat nach dem bekannten Ausſpruche: „Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann."

In äußerſt ſinniger Weiſe hat ſchon das griechiſche Alterthum dieſe Entſcheidung im Menſchenleben in der vom Sophiſten Prodikos, einem Zeitgenoſſen des Sokrates, erfundenen Allegorie vom „Herkules am Scheidewege" dargeſtellt. Als der Heldenjüngling in ſein reifes und mannbares Alter getreten — ſo erzählt der Verfaſſer —, nahten ſich ihm zwei ſtattliche Frauengeſtalten, die eine ſittſam und von natürlicher Schönheit, die andere dagegen üppig herausfordernd und in auffallender Tracht.

Die letztere drängte ſich zuerſt an den Jüngling heran und verhieß ihm ein Wohlleben ohne Beſchwerden, ein Leben voll ſinnlicher Luſt; die andere dagegen ſchildert ihm einen mühſamen und entſagungsreichen Weg, den aber Ruhm und Ehre lohne und der da hinaufführe zur Gottheit. Herkules wählte, wie bekannt, den rauhen-Pfad der Tugend und ſcheute nicht Kämpfe und Arbeit.

Und dieſes Ringen zwiſchen Gut und Böſe wiederholt ſich in der Sage aller Völker.

Aber es kommt zum tieferen Verſtändniß der Fauſtſage noch ein weſentliches, ein religiöſes Moment hinzu: es iſt der Abfall von Gott und die Ueberlieferung an den Antipoden der Gottheit, ſei es nun, daß wir uns darunter ein leibhaftiges körperliches Weſen vorſtellen, oder an den eigenen rebelliſchen Geiſt in unſerem Innern denken. Das gute und böſe Prinzip, der himmliſche, oder der dämoniſche Geiſt, zwiſchen denen der Menſch wählen muß, erſcheinen in der Mythologie faſt aller Kulturvölker im Ringkampfe miteinander. Die Perſer glauben an den guten Ormuzd und den böſen Ahriman, die Inder an den Schöpfer Brahma und den Zerſtörer Shiwa. Die Griechen erzählen von dem trotzigen Rebellenkampfe der Titanen und ihres Hauptvertreters, des Prometheus, gegen die olympiſchen Götter. Im Chriſtenthume tritt der böſe Geiſt — urſprünglich ein abgefallener Engel — frühzeitig als Satan oder Teufel auf, dem bekanntlich auch die Macht zugeſchrieben wird, die gläubigen und tugendhaften Menſchen zum Abfall von der Gottheit zu verleiten. Dies gelingt ihm weſentlich, wenn er im Menſchengeiſte jenen frechen Sinn des Hochmuthes und frevelhafter Ueberhebung über alle göttlichen und natürlichen Geſetze nährt, der ihn dazu treibt, ſein Wahnbild an die Stelle der höchſten Wahrheit zu ſetzen, ſich Gott gleich oder gar höher zu dünken. Zugleich liegt aber auch hierin ein unſeliger Kampf mit ſich

ſelbſt, mit den höchſten Forderungen des Gemüthes, mit der Sehnſucht nach Heil und Frieden, die ſchließlich nur allein in Gott ihr Ziel haben können. Da giebt es keine Rettung, als nur die Rückkehr zu Gott, Reue und Buße, der hinwiederum die göttliche Gnade zu Hülfe kommen muß. Dies predigte ſchon im Grunde genommen Plato mit ſeiner Lehre von der Verähnlichung mit Gott, wir finden es aber auch eingehüllt in die Reſultate unſerer modernen Philoſophie von Spinoza und Leibniz bis Kant.

Doch zur weiteren Ausbildung der Fauſtſage kommt außer dem Abfall von Gott und dem Anhängen an den Teufel, außer der unerſättlichen Gier nach ſinnlicher Luſt noch ein charakteriſtiſches Merkmal des 16. Jahrhunderts hinzu — der brennende Wiſſensdurſt. Damals war die Zeit, wo man auch in das Bereich des Wiſſens jene dunklen Künſte der Alchymie und Aſtrologie hineinzog, wo man den Schlüſſel finden zu können glaubte in das Reich der Zauber- und Geiſterwelt, freilich mußte man es bezahlen mit dem Abfall von Gott, mit dem Verluſte der ewigen Seligkeit, mußte man ſich überantworten den finſteren Mächten der Hölle.

Und in der That! Die Fortſchritte der Wiſſenſchaften an den damals begründeten Univerſitäten, beſonders die Mathematik und Aſtronomie, vermöge deren der kühne Menſchengeiſt mit frevlem Vorwitz der Gottheit ſozuſagen in die Himmelsfenſter ſah, konnte den Menſchen wohl mit ſtolzem Selbſtgefühl, mit dem Bewußtſein ſeiner Gottähnlichkeit erfüllen! Kühne Seefahrer fanden die Waſſerpfade nach Oſtindien, entdeckten Inſeln und Länder, ja einen neuen Erdtheil — Amerika —, allein noch weiter als die waghalſigen Fahrzeuge ſchweiften des Menſchen Gedanken und Berechnungeu zu nie geahnten Fernen, ſo daß man wohl mit Recht in den Sophokleiſchen Chorgeſang einſtimmen darf:

„Vieles Gewaltige lebt, nichts iſt gewaltiger als der Menſch.“

Sagte doch auch voll mächtigen Kraftgefühles in Italien Alberti: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie nur wollen," und in Deutschland sprach Dürer von „einer Begierde, viel zu wissen, die da jeglichem Menschen eingepflanzt sei."

Wie ein mächtiger Strom, der in gewaltigem Ueberschwall der Ufer nicht achtet, so sprengten alle menschlichen Kräfte, alle Leidenschaften ihre selbst von der Natur, von Ordnung und Gesetz gesteckten Grenzen. Im Guten, wie im Schlimmen suchte man den äußersten Ausdruck. Wenn im Zeitalter der Borgia die Greuel der Machthaber der Raubluft schön gefleckter Tiger oder stolzer Löwen gleichen, so stoßen hingegen die Pioniere der Gelehrsamkeit, die Vorkämpfer für Wahrheit und Geisterbefreiung, mit ihren hochragenden Scheiteln ans Firmament des gestirnten Himmels. Das war die Zeit, in der ein Ulrich von Hutten ausrief: „Es ist eine Lust zu leben!" in der ein Luther voll Glaubenseifer stritt für seine Ueberzeugung, das war die Zeit, in welcher der große Empörer Faust lebte.

Nun wird ja allerdings die wirkliche Existenz eines Schwarzkünstlers Dr. Faust, der zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts gelebt haben soll, stark bezweifelt; andererseits bezeugen so viele Gewährsmänner und Zeitgenossen sein Auftreten und Wirken, daß wir uns der Annahme nicht verschließen können, daß es einen Zauberer nach damaligem Wahne und mit dem überlieferten Namen Faust gegeben haben müsse. Freilich lassen sich schwerlich alle Stückchen, die man sich von ihm erzählt, als von ihm herrührend vertheidigen, vielmehr ist erwiesen, daß sich viele Zaubersagen älteren Datums um den Namen Faust krystallisirt haben.

Für die wirkliche Existenz eines Zauberers Faust zur genannten Zeit ist neuerdings ein mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebenes Werk von Karl Kiesewetter: „Faust in der Geschichte und Tradition" (Leipzig, Max Spohr, 1893)

eingetreten, und je mehr wir die darin gesammelten Zeugnisse glaubwürdiger Gewährsmänner und berühmter Zeitgenossen prüfen, um so weniger können wir das Auftreten und Wirken eines solchen Schwarzkünstlers bezweifeln. Besonderes Interesse erwecken in diesem Werke die Aufschlüsse und Belehrungen über den „occulten Phänomenalismus und das mittelalterliche Zauberwesen", die zum Theil auffallend an den modernen Spiritismus und die wunderbaren Suggestionen unserer Hypnotiseure erinnern; doch hier näher darauf einzugehen, liegt unserer Abhandlung ferne.

Die erste Nachricht von einem Zauberer, der den Beinamen Faustus geführt, finden wir in einem Briefe des gelehrten Abtes von Sponheim, Trithemius (eigentlich Johann von Trittenheim, 1462—1516), der selbst dem Rufe der Zauberei nicht hat entgehen können. In diesem Briefe vom 20. August 1507 an den kurpfälzischen Mathematiker und Hofastrologen Joh. Wirdung zu Hasfurt schildert er ihm einen dort erwarteten Wundermann Georgius Sabellicus in einer Weise, daß ihm die Lust vergehen solle, seine Bekanntschaft zu machen. Er nennt ihn einen Landstreicher, einen leeren Schwätzer und Betrüger, der ausgepeitscht zu werden verdiene, damit er in Zukunft nicht mehr solche gottlose, der Kirche zuwiderlaufende Behauptungen aufstelle. Aller Gelehrsamkeit bar, sollte er sich eher einen Narren, als einen Magister nennen; er sei kein Philosoph, sondern ein alberner Mensch, voll der übertriebensten Anmaßungen. Trithemius hörte von ihm auf einer Reise in Gelnhausen, wo er sich vor einigen Geistlichen rühmte, er könne die Werke des Plato und Aristoteles, wenn sie alle verloren gegangen wären, schöner, als man sie bis dahin gehabt, wiederherstellen. Ebenso rühmte er sich in Würzburg vor vielen Leuten, er könne die Wunder Christi nachmachen. Von den prahlerischen Titeln, die er sich selbst beilegte, erwähnt Trithemius folgende: Magister Georg Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum (d. h. Quell-

brunn der Todtenbeschwörer), Astrologus Magus secundus (zweiter Magier), chiromanticus (Handdeuter), agromanticus (soll wohl heißen aëromanticus), pyromanticus (d. i. Luft- und Feuerprophet), in hydra arte secundus (Zweiter in der Wasserkunst). Der Beiname Faustus junior, sowie der Titel secundus „der Zweite" verführten einige Erklärer zu der Annahme, daß es einen älteren Faust in Geschichte oder Sage des 15. Jahrhunderts gegeben haben müsse, von dem wir aber nichts wissen. Wir müßten denn gerade an einen Schüler des schon zur Apostelzeit berühmten Magiers Simon denken, der Faustus geheißen haben soll. An Johann Fust, den Gehülfen Gutenbergs, zu denken, der von den Mönchen, weil er sie durch die Buchdruckerkunst in ihrer Beschäftigung des Abschreibens geschädigt habe, für einen Erfinder einer teuflischen und schwarzen Kunst verschrieen worden sei, ist längst als eine abgeschmackte Kombination widerlegt. Auch findet sich vor Ende des 17. Jahrhunderts nirgendswo eine Andeutung, daß der „schlaue Mainzer Kapitalist und Drucker" teuflischer Künste geziehen worden sei. Erst Joh. Georg Neumann erwähnt eine derartige Identifizirung, verwahrt sich aber dagegen, wie überhaupt gegen eine diesbezügliche Verdächtigung der Mönche.

Die armen Mönche! Wo in aller Welt findet sich etwas von Eifersucht auf die Buchdruckerkunst oder gar von Verdächtigung der neuen Erfindung von seiten der Mönche?! Dagegen wäre zu erwägen, ob denn der Name Faustus nicht überhaupt, wie er hier zu Sabellicus erscheint, ein purer Beiname gewesen. Faustus bedeutet der „Glückliche", ähnlich wie Fortunatus, und könnte dem Schwarzkünstler seiner günstigen Erfolge wegen beigelegt worden sein. Allein schließlich könnten fast alle Eigennamen in dieser Weise etymologisch gedeutet werden. Der Name Sabellicus aber (soviel als Sabinisch) erinnert an die schon im römischen Alterthume wegen ihrer

Zauberei und Wahrſagerei bekannten Sabiner; auch gab es einen italieniſchen Humaniſten M. Antonius Sabellicus († 1506), nach dem ſich Fauſt dieſen Zunamen beigelegt haben könnte. Der Vorname Georg ſcheint den eigentlichen „Johann", den wir ja auch bei Gutenbergs Genoſſen Johann Fuſt finden, erſetzt zu haben und könnte nach Kieſewetter einen Anklang an die in der Magie viel citirte Dichtung Vergils, an ſeine Georgica enthalten. Warum dieſer ſehr vulgär gewordene Vorname „Johann" wohl auch unſerem Goethe zu ſeiner Tragödie nicht paßte, wird uns ſofort bewußt, wenn wir ſtatt des Ausrufes: „Heinrich! Heinrich!" am Schluſſe des erſten Theiles ausrufen: „Johann! Johann!" Unwillkürlich müßten wir erwarten, daß dann ein Kutſcher angefahren käme.

Daß es aber wirklich einen Zauberer Namens Johann Fauſt gegeben habe, der ums Jahr 1490 zu Knittlingen in Schwaben geboren war und in Heidelberg ſtudirte, wird weſentlich durch das Zeugniß des Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus (eigentlich Conrad Mudt, † 1526) geſtützt, der ein Freund Reuchlins und Melanchthons und einer der gebildetſten Humaniſten war. Dieſer ſchrieb am 7. Oktober 1513 einen Brief an Heinrich Urbanus im Kloſter Georgenthal, worin es heißt, wie folgt:

„Vor 8 Tagen kam ein gewiſſer Chiromant nach Erfurt, mit Namen Georg Fauſtus, der „Heidelberger Halbgott", ein reicher Prahler und Narr. Seine und der wahrſageriſchen Aufſchneider Profeſſion iſt eitel. Das rohe Volk bewundert ihn. Ich hörte ihn in der Herberge aufſchneiden und habe ſeine Frechheit nicht gezüchtigt, denn was kümmert mich fremde Thorheit?"

Der Ausdruck „Heidelberger Halbgott" iſt ohne Zweifel nur ein weiterer bombaſtiſcher Titel, den ſich der prahleriſche Schwindler wohl ſelbſt beilegte. Daß aber ein Johannes Fauſt im Jahre 1509 in Heidelberg ſtudirte, findet ſich unzweifelhaft

im Inſkriptionsverzeichniſſe der philoſophiſchen Fakultät zu Heidelberg, und zwar iſt er dort als zu dem Grade eines Baccalaureus befördert mit noch 15 anderen Promovirten erwähnt mit den Worten: Johannes Fauſt ex Simern.

Unter Simmern verſteht nun Kieſewetter nicht etwa die Stadt Simmern im Regierungsbezirk Koblenz, ſondern das frühere Fürſtenthum Simmern, reſp. Pfalz-Simmern, und weiſt aus analogen Fällen nach, daß es im Mittelalter bei den Gelehrten ſehr gebräuchlich war, ſich nach dem Vaterlande und nicht nach der Vaterſtadt zu nennen. Nun gehörte aber das Fürſtenthum Simmern ſeit 1436 zur Kurpfalz mitſamt dem Städtchen Knittlingen und dem Kloſter Maulbronn, in welch letzterem Orte ſich auch eine Spur von dem Auftreten unſeres Fauſt findet. Knittlingen wird zuerſt 835 erwähnt und hieß urſprünglich Cnudelingen, dann Cnutelingen, Cnuttelingen ꝛc. und ſeit 1295 Knittlingen; es gehörte zumeiſt zu Kloſter Maulbronn und war mitſamt dieſem dem Biſchofsſtuhle zu Speier untergeben.

Nun iſt es gewiß ſehr bedeutſam, daß der Frankfurter Buchdrucker Spieß, der das älteſte Fauſtbuch 1587 herausgab, ſein Manuſkript von Speier erhielt, woher ein Univerſitätslehrer Fauſts, Laurentius Wolff, ſtammte, der möglicherweiſe Notizen über ſeinen berüchtigten Schüler hinterließ. Von den Verwandten dieſes Wolff hat vielleicht Spieß ſein Material erhalten. Auffallend iſt ſicherlich, daß er in ſeinem Fauſtbuche erwähnt, daß der Held ſeines Buches noch 16 andere Magiſter im Examen an Gelehrſamkeit übertroffen habe. Der Ort der Promotion freilich wird nicht genannt. Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer abſichtlich, vielleicht mit Rückſicht auf noch lebende Verwandte Fauſts, Namen und Daten verändert zu haben. So verlegt er den Geburtsort Fauſts nach Roda im Altenburgiſchen und, als die geſchichtliche Perſon ganz in Vergeſſenheit gerathen

war, wob die allzeit geſchäftige Sage ihre Schleier noch dichter, und ſo entſtanden die Angaben von Salzwedel, Anhalt und anderen Geburtsorten. Aehnlich ging es mit den Univerſitätsſtudien Fauſts. Während Spieß den Namen Heidelberg ganz verſchweigt, ſucht ſich der proteſtantiſch-polemiſche Charakter des Reformationszeitalters einen Sitz der katholiſchen Theologie. So finden wir in dem, zwölf Jahre ſpäter als das Spießſche, verfaßten Fauſtbuche von Widmann Ingolſtadt genannt. Verwandte, wenn auch vielleicht nur Namensverwandte Fauſts, exiſtirten auch nachweislich in Frankfurt a. M., und vielleicht beſtimmten Spieß auch Rückſichten auf dieſe zu Aenderungen oder Verſchweigungen.

Von weiteren Daten aus Fauſts Leben hat uns in obenerwähntem Briefe noch Trithemius einiges überliefert.

So ſoll er ſein Weſen auch in Kreuznach getrieben haben, wo ihm auf Fürſorge Franz von Sickingens eine Schullehrerſtelle angetragen ward, in der er ſich jedoch wegen Unzucht unmöglich machte.

Um 1516 ſoll ein Dr. Fauſt ſeinen Landsmann und guten Freund, den Abt Johannes Entenfuß, im Kloſter Maulbronn beſucht haben. Die Angabe ſoll nach Sattlers Chronik (Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Württemberg) auf „guten Nachrichten“ beruhen; ſein ſagenhaftes Ende daſelbſt aber läßt ſich nicht nachweiſen. Im Gegentheil taucht Fauſt nach 1520 in Erfurt wieder auf, wie Motſchmann in ſeiner „Erfordia literata continuata“ nach einer ungenannten Erfurter Chronik angiebt. Ueberhaupt iſt die Fauſttradition in Erfurt ſehr lebendig; er ſoll dort namentlich (vermuthlich mittelſt einer laterna magica) im Kollegium homeriſche Helden heraufbeſchworen haben. „Endlich ſey auch der einäugige Rieſe Polyphemus mit einem feuerrothen langen Barthe, und einen Menſchen, deſſen Schenkel noch zum Maule herausgezottet, freſſend, kommen, der mit

seinem Anblick alle sehr erschrecket, auch nicht wieder fortgehen wollen, sondern er habe mit seinem grossen eisernen Spiesse auff den Erdboden gestossen, daß das ganze Auditorium erschüttert, ja er habe ein paar mit seinen Zähnen anpacken wollen." Auch habe er sich erboten, alle verlorenen Komödien des Plautus und Terenz wieder zu ersetzen, — eine Prahlerei, die bekanntlich an die ähnliche bei Trithemius bezüglich der verlorenen Schriften des Plato und Aristoteles erinnert. Ferner wird darin erzählt, daß sich Dr. Faust gerne bei einem Junker zum Anker in der Schlossergasse aufgehalten habe. Einstmals nun hätte die dort gewöhnlich versammelte Gesellschaft ihre Sehnsucht nach dem gerade nach Prag verreisten Dr. Faust laut werden lassen, und sofort sei er mit seinem Pferde herangeritten und habe die Gäste mit seinen Gaukeleien unterhalten, indem er ihnen allerhand Weine, je nach Wunsch, aus dem Tische herauszapfte, — ein Zug, den bekanntlich Goethe in Auerbachs Keller verwerthet hat. Inzwischen habe aber sein Pferd im Stalle, das der Knecht gar nicht satt kriegen konnte, ihn durch wiederholtes Wiehern zum Aufbruch gemahnt, und so habe er sich denn mit demselben gegen Morgen in die Lüfte geschwungen wieder gen Prag.

Wie sehr sich die Fausttradition in Erfurt erhalten, davon legt besonders die Thatsache beredtes Zeugniß ab, daß man daselbst noch heute das Wohnhaus des Schwarzkünstlers zeigt und ein in die Schlössergasse einmündendes, kaum 3 Fuß breites „Faustgäßchen", durch welches einmal der Zauberer mit einem mächtigen, von vier Pferden gezogenen Baumstamme gefahren sein soll. „Als aber ein Mönch dazu kam und einen Exorcismus sprach (es soll der Augustiner Dr. Luther gewesen sein), verwandelte sich das Blendwerk in einen von vier Hähnen gezogenen Strohhalm." Ja noch 1876 fand Kiesewetter in Erfurt die Sage lebendig, daß Faust im „Dr. Faustgäßchen" und dem Anker, wo er zum Fenster herausfuhr, spuke.

Einen weiteren Anhaltspunkt bieten die Leipziger Annalen von Magiſter Joh. Jak. Vogel zum Jahre 1525. Es heißt da:

„So gehet auch die gemeine Sage, daß der bekannte Schwarzkünſtler Dr. Joh. Fauſt vermittelſt ſeiner Kunſt ein mit Wein gefülltes Faß, welches die Weißkittel (d. i. Küfer) herausziehen ſollten, aus Auerbachs Keller auf die Gaſſe geritten.“

Darüber handeln denn auch zwei Bilder in dieſem Keller. Auf dem einen ſieht man Fauſt auf dem Faſſe reiten, wobei er ein Zeichen mit der Hand giebt; Weinſchröter, die vorher ſich vergebens mit dem Faſſe abgemüht, Studenten, die zuvor den Fauſt begleitet, der Wirth, ein Kellner und ein Laufjunge äußern ihre Verwunderung. Die Aufſchrift lautet:

„Doctor Faustus zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt.
Auf einem Faß mit Wein geſchwind,
Welches geſehen viel Mutter Kind.
Solches durch ſeine ſubtilne Kunſt hat gethan,
Und des Teufels Lohn empfangen davon.“

Die Worte „zu dieſer Friſt“ beziehen ſich auf die Jahreszahl 1525, die man oben und unten lieſt.

Auf dem zweiten Bilde ſitzt Fauſt mit den Studenten am Zechtiſche, um das gewonnene Weinfaß zu verjubeln. Man lieſt darunter ein lateiniſches Diſtichon, das man etwa ſo überſetzen kann:

„Trinke und lebe in Luſt, doch denke des Fauſtus und ſeiner Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam“

Der Jahreszahl 1525 widerſpricht aber die Tracht, die eher auf ein Jahrhundert ſpäter hinweiſt, ſowie die Angabe des Chroniſten ſelbſt, die er zum Jahre 1530 macht, daß erſt dann Auerbachs Keller gebaut worden ſei.

Dann erwähnt ein ſeltenes Werk: „Index sanitatis“, d. i. „Zeiger der Geſundheit“, von Phil. Begardi, Phyſikus und Leibarzt zu Wormbs 1539, den Schwarzkünſtler Fauſt, der

aber viele Leute betrogen habe. Doch scheint dem Verfasser näheres unbekannt, wenn er auch erst vor etlichen Jahren fast ganz Deutschland durchwandert und beschwindelt hatte. Im übrigen stimmt die Schilderung seiner Schwindeleien mit der des Trithemius.

Ueber seinen gewaltsamen Tod berichtet uns zuerst ein protestantischer Theologe Joh. Gast im zweiten Theile seines Werkes: „Sermones convivales“ um 1554.

Danach kehrte der Nekromant Faust einst in einem reichen Kloster ein, wo er einem Mönche aufträgt, ihm im Keller besseren Wein als den vorgesetzten zu holen. Der dienende Bruder aber weigert sich, dies zu thun, aus Angst vor dem Prior, der bereits schlief. Da ging Faust unter Drohungen weg und sandte einen wüthenden Teufel ins Kloster, der Tag und Nacht rumorte, so daß es die Mönche dem Pfalzgrafen meldeten. Dieser nahm das Kloster und die daraus vertriebenen Mönche in seinen Schutz, doch den Spuk konnte er nicht bannen. Desselben Vorfalles erwähnt auch die Zimmersche Chronik.

An einer anderen Stelle, wo Gast von Fausts Kunststücken spricht, wobei ihm ein Hund und ein Pferd Hülfe leisteten, erwähnt er auch sein schreckliches Ende, wie folgt: „..... Der Teufel erwürgte ihn; seine Leiche lag auf der Bahre immer auf dem Gesichte, obgleich man sie fünfmal umdrehte.“ — Gast will sogar mit Faust in Basel gespeist haben. Schon möglich, daß ein Gaukler dieses Namens mit ihm dort zusammengetroffen; von seinem Tode jedoch war er nicht Augenzeuge, und sein ganzer Bericht lautet unbestimmt. Noch unbestimmter klingt eine Stelle in einem Briefe des Heinr. Cornelius Agrippa von Nettesheim (1528), worin es heißt, daß ein Zauberer aus Deutschland am französischen Hofe erwartet werde; die Schilderung seiner Kunststücke paßt wohl auf Faust, doch sein Name selbst wird nicht genannt.

Von anderen Zeitgenoſſen Melanchthons erwähnen wir noch den berühmten Gelehrten Conrad Gesner, der in einem Briefe vom 16. Auguſt 1561 an ſeinen Freund, den kaiſerlichen Leibarzt Joh. Krato von Krafftheim, von Lehrern der Magie ſchreibt, worunter beſonders der unlängſt verſtorbene Fauſt „in hohem Anſehen" ſtehe (mire celebratur).

Der glaubwürdigſte Zeuge für die Exiſtenz unſeres Fauſt iſt ohne Zweifel der Gelehrte Joh. Manlius (eigentlich Mennel) aus Ansbach, ein Schüler Melanchthons, der in ſeinen Collectaneen (1562)[1] — einem Werke, ähnlich den Lutherſchen Tiſchreden — erwähnt, daß ſein Meiſter den Fauſt perſönlich gekannt habe; er ſei aus Knublingen in Schwaben (heißt jetzt ſchon lange Knittlingen) gebürtig und habe in Krakau die Magie ſtudirt, die daſelbſt öffentlich von einem Profeſſor gelehrt wurde; nachher ſei er umhergeſtreift, indem er ſich geheimer Künſte gerühmt: zu Venedig habe er verheißen, in den Himmel zu fliegen; doch der Teufel ließ ihn dabei bedenklich zur Erde fallen. Sodann erzählt Melanchthon nach Manlius folgendermaßen über das Ende des Schwarzkünſtlers:

„Vor wenigen Jahren ſaß dieſer Johannes Fauſtus an ſeinem letzten Tage ſehr betrübt in einem Dorfe des Herzogthums Würtemberg. Der Wirt fragte ihn, warum er ſo niedergeſchlagen ſey wider ſeine Sitte und Gewohnheit; denn er war ſonſt ein ſchändlicher Schelm, der ein liederliches Leben führte, ſo daß er ein- und das andermal faſt wegen ſeiner Liebeshändel umgekommen wäre. Darauf erwiderte er dem Wirt in jenem Dorfe: „Erſchrick dieſe Nacht nicht!" — In der Mitternacht aber ward das Haus erſchüttert. Da Fauſtus am Morgen nicht aufgeſtanden, und bereits der Mittag gekommen war, ging der Wirt in ſein Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehtem Geſichte, — ſo hatte ihn der Teufel getödtet. Als er noch lebte, führte er einen

Hund mit sich, welcher der Teufel war. Dieser Faustus entrann in unserer Stadt Wittenberg, als der vortreffliche Fürst Johann den Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen. Auf ähnliche Weise entwischte er auch in Nürnberg; als er sich zu einer Mahlzeit niedergesetzt hatte, begann er zu schwitzen und stand sogleich vom Tisch auf, indem er dem Wirth seine Schuld bezahlte. Kaum aber war er vor der Thüre, als die Gerichtsdiener kamen und nach ihm suchten..... Dieser Zauberer Faustus, eine schändliche Bestie, eine Kloake vieler Teufel, prahlte, alle Siege, welche die kaiserlichen Heere in Italien erfochten, habe er durch seine Magie ihnen verschafft, was die unverschämteste Lüge war."

Man hat an der Richtigkeit dieser Erzählung Melanchthons ohne Grund deshalb zweifeln wollen, weil man dem Gelehrten so abergläubische Vorstellungen von dem Reich und der Macht des Teufels nicht zutraute. Allein es ist bekannt, wie sehr Melanchthon und sein Freund Luther vom Teufelsglauben ihrer Zeit besessen waren. Hat doch Letzterer auf der Wartburg sein Tintenfaß nach dem vermeintlichen Teufel geworfen. Auch die von Melanchthon geschilderte Todesart Fausts kann ja immerhin von einem zufälligen Naturereigniß, wie Gewittersturm, begleitet gewesen sein. — In Luthers Tischreden finden wir gleichfalls eine Erwähnung des Faust, wie folgt: „Da über Tisch zu Abends eines „Schwarzkünstlers", Faustus genannt, gedacht wird, saget Dr. M. ernstlich:...." Und nun folgt eine Auslassung Luthers, wie sehr ihm schon der Teufel zuzusetzen versucht habe; doch er habe sich seiner bis jetzt stets mit Hülfe von Gottes Wort erwehrt.[2] In dem Widmannschen Faustbuche ist hierauf in längerer Ausführung Bezug genommen. Danach scheint es, als ob bei einer späteren Redaktion von Luthers Tischreden weitere Daten über Faust unterdrückt worden sind, und so kam es, daß obige vereinzelte Erwähnung selbst dem Spürsinne eines Gelehrten, wie Düntzer, entging.

Was nun die Erzählung betrifft, die Manlius seinem Lehrer Melanchthon in den Mund legt, so kommen darin Züge vor, die schon sehr alt sind. So soll sich schon der Magier Simon zur Regierungszeit des Kaisers Nero zu Rom gebrüstet haben, er könne durch die Luft fliegen; da habe der Apostel Petrus, auf ihn hinschauend, zu Gott gefleht: „Wenn ich ein Apostel Christi — nicht ein Betrüger wie Simon — bin, so gebiete ich den bösen Geistern des Simon, ihn nicht länger in der Luft zu halten," — worauf er sofort niederstürzte, beide Beine brach und bald darauf starb. Den Bericht von Fausts schrecklichem Ende finden wir ähnlich auch anderwärts; nur verlegt ihn Melanchthon in die Nähe seiner Heimath Bretten, in ein württembergisches Dorf; — die Zimmersche Chronik nennt Stauffen; — ebenso wird auch anderswo angegeben, daß Faust einen Hund bei sich gehabt, wie auch ein Pferd, in dem der Teufel stecken sollte. Ein schwarzer Pudel, genannt Monsieur, war auch des Cornelius Agrippa steter Begleiter und galt nach dem Aberglauben der Zeit als Teufel.

Es ist sonach mehr als wahrscheinlich, daß ein Zauberer Dr. Faustus, der aus Knittlingen stammte, auch zu Wittenberg sein Wesen trieb, sich an Melanchthon herandrängte, bis er endlich seiner schlechten Streiche wegen die Flucht ergriff. Das Uebrige, wie sein Luftflug zu Venedig und daß ihn der Teufel, der ihn in Gestalt eines Hundes begleitete, schließlich holte, beruht natürlich nur auf Hörensagen, oder ersteres auf einer mißglückten Luftschiffahrt, der vielleicht nach Kiesewetter „eine spiritistische Levitation" zu Grunde lag, und letzteres auf dem Wahn der Zeit.

Ferner erzählt der edle Wier oder Weier, der gelehrte Schüler Agrippas und berühmte Bekämpfer der Hexenprozesse, in seinem Werke: „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis", l. II, c. 4, einige Zauberstücke und Betrügereien von Faust, wie er u. a. einem Kaplan verheißen, ihm den Bart

ohne Schermeſſer abzunehmen. Er rieth dann zu Einreibungen mit Arſenik, die nicht nur die Haare, ſondern auch Haut und Fleiſch weggebiſſen. Ferner ſoll ein Schulmeiſter in Goslar von Fauſt die Kunſt gelernt haben, den Satan in ein Glas zu ſperren, ein Aberglaube, der im Mittelalter ſehr verbreitet war. Der Schulmeiſter ging zur Beſchwörung des Satans in den Wald, verſah aber etwas dabei, ſo daß ihm der Teufel in furchtbarer Geſtalt erſchien, nämlich mit flammenden Augen, mit gekrümmter Naſe, wie ein Kuhhorn, mit langen Zähnen eines Ebers, mit Backen einer Katze. Der arme Ludimagiſter ward von der Erſcheinung ſo betroffen, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzte und lange wie todt dalag. Erſt nach einem Jahre erlangte er ſeine Sprache wieder, erzählte ſein Abenteuer und gab drei Tage darauf den Geiſt auf.

Auch von Fauſts ſchrecklichem Ende berichtet Wier und verlegt es, wie Melanchthon, in ein württembergiſches Dorf und nicht in die Nähe von Wittenberg.

Außer den Zeugniſſen dieſer Zeitgenoſſen liegen uns noch ſolche von mehreren Epigonen vor. So erzählt der Pfarrer Hondorf in ſeinem zu Frankfurt 1572 erſchienenen: „Promptuarium exemplorum“ von Joh. Fauſtus und ſeinem ſchwarzen Hunde, welcher der Teufel geweſen, ſeinem Auftreten in Wittenberg und ſeinem Tode in einem württembergiſchen Dorfe. Ferner der berühmte Theologe Heinr. Bullinger und ſein Schwiegerſohn Ludwig Lavater, ſowie Leonhard Thurneißen erwähnen den Zauberer Fauſt. Das wichtigſte Zeugniß von Epigonen aber iſt ohne Zweifel das von Auguſtin Lercheimer, eigentlich Wittekind, den auch Prätorius in ſeinem Werke: „Von Zauberey und Zauberern“ in der Vorrede als Gewährsmann über dies Kapitel am höchſten ſtellt.

Auguſtin Lercheimer, ein Schüler Melanchthons, erzählt in einer Schrift: „Bedencken von Zauberey“ (1585) einige Geſchichten,

die wesentlich mit dem ersten, (1587) erschienenen Faustbuche übereinstimmen. So z. B., wie Faust in einem Wirthshause zu M. (wahrscheinlich Magdeburg) einen Wirthsjungen, der ihm trotz Warnungen immer seine Kanne zu voll goß, verschluckte, worauf er noch, wie er sagte, zum Hinunterspülen einen Kübel voll Wasser austrank. Auf ernstliches Bedeuten des Wirthes, er müsse ihm seinen Zapfjungen wieder schaffen, hieß ihn Faust ruhig hinter dem Ofen nachsehen. Und siehe! da lag der Bube wie ein begossener Pudel und zitterte am ganzen Leibe. Das ganze Blendwerk ist nach der Halluzinationstheorie Ed. von Hartmanns neuerdings auf Sinnestäuschung Bezechter und auf affenartige Geschwindigkeit Fausts gedeutet worden.

Ferner schildert Lercheimer die nächtliche Fahrt des Dr. Faust mit seiner Zechgesellschaft zur Fastnachtszeit in des Bischofs zu Salzburg Weinkeller über 60 Meilen weit. Von ungefähr kam der Kellermeister dazu, wie die unheimliche Sippschaft seines Herrn edelsten Wein trank, und hub an zu schelten. Da nahmen sie ihn mit durch die Lüfte, und unterwegs ließ ihn Faust in die Krone einer Tanne fallen, worin er wie ein Vogel saß, bis er von zufällig des Weges daherkommenden Wanderern aus seiner peinlichen Lage befreit ward. Diese Erzählung versteigt sich natürlich in das Bereich der Mythe.

Ferner wird darin von Bekehrungsversuchen erzählt, die zu Wittenberg ein Gelehrter mit Faust und danach auch noch ein gottesfürchtiger Mann veranstaltete. Letzterem sandte der Schwarzkünstler zum Dank den Teufel in seine Schlafkammer. Der böse Geist treibt sein Unwesen und grunzt wie ein Schwein. Aber der fromme Mann ließ sich nicht einschüchtern und sprach spöttisch: „Ei, was für ein fein Stimmchen und Gesang eines Engels, der im Himmel nicht bleiben konnte, und nun in der Leut' Häuser geht in Gestalt einer Sau!" Da zog der Teufel ganz kleinlaut ab und klagte Faust, wie höhnisch er behandelt

worden, und wie es ihn verdroſſen, daß man ihm ſeinen Abfall vor die Naſe gehalten.

Wer wäre hier nicht verſucht, an den glaubensſtarken Gottesſtreiter der Reformation zu denken, der mit dem Siegesliede über den alten Feind triumphirt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar bezwingen!"? — In der That erzählt auch Luther dieſen mißglückten Bekehrungsverſuch in ſeinen Tiſchreden, freilich ohne Hinweis auf Fauſt; doch kann dieſe Beziehung in einer ſpäteren Redaktion ausgemerzt worden ſein.

Auch anderes, wie der vierundzwanzigjährige Dienſt des Satans und die doppelte Verſchreibung, findet ſich ſchon bei Lercheimer.

Zum Schluſſe wollen wir noch das bekannte, von Goethe in „Auerbachs Keller" verewigte Zauberkunſtſtückchen von der Verwandlung der Naſen angeheiterter Zecher in Trauben erwähnen. Es begegnet uns ſchon in der Erfurter Chronik und wird von dem Juriſten Phil. Camerarius, einem Sohne des bekannten Freundes Melanchthons, erzählt. Kieſewetter erklärt es für eine Glanznummer in dem Programme moderner Suggeſtion oder profeſſionsmäßiger Hypnotiſeure.

Ueber die Art und den Ort ſeines Todes endlich finden wir in der ſog. Zimmerſchen Chronik 1567 (ſo genannt nach dem Verfaſſer, dem Grafen Chriſtoph Froben von Zimmern) an zwei Stellen deutliche Hinweiſe auf den württembergiſchen Ort Stauffen; auch das Todesjahr läßt ſich nach dem unmittelbar vorher erwähnten Reichstage zu Regensburg als das Jahr 1541 annehmen; wichtig iſt ferner die Nachricht, daß Fauſt Schriften hinterlaſſen habe.[3]

Zur Vervollſtändigung unſerer Vorſtellung von Fauſt fehlte noch eine Beſchreibung ſeines Aeußeren. Widmann ſchildert ihn in ſeinem Fauſtbuche als ein dürres, buckeliges Männlein mit einem kleinen grauen Barte. Dementſprechend beſitzen wir

ein nach einer Zeichnung ſeines Meiſters Rembrandt radirtes Porträt von Jan Joris van Vliet um 1630, das wohl den Vorzug vor dem in Haubers Bibliotheca magica befindlichen Porträt verdient.

Ueber Johann Fauſts Weſen lauten die Urtheile ſo ungünſtig als möglich. Man ſchilt ihn einen „verruchten Windbeutel", einen „Zungendreſcher" und „Landſtörzer", der die Staupe verdiene, einen „ungelehrten, anmaßenden Narren", einen „gottloſen Charlatan, der die Dummen um ihr Geld bringe", ja „eine Beſtie und Kloake vieler Teufel". Doch möchten wir dieſen Verunglimpfungen ehrſamer und hochwohllöblicher Magiſtratsperſonen, ſowie gelehrter und weiſer Domherren mit den Worten Goethes aus dem Munde Fauſts ſelbſt antworten:

„Zwar bin ich geſcheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel, noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Aus allen Ueberlieferungen klingt heraus: Fauſt war ein halbgebildeter, kecker Wander- und Wunderdoktor, ein Schwindler, der gelegentlich ſelbſt einſichtige Männer berückte, aber hauptſächlich mit dreiſter Prahlerei auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge ſpekulirte.

Faſſen wir nun nach all den zerſtreuten Angaben und Notizen die Biographie Fauſts zuſammen, ſo ergiebt ſich etwa folgendes:

„Johann Fauſt, geboren um 1490 zu Knittlingen, trieb ſich 1505 als fahrender Schüler in Gelnhauſen und Würzburg herum, um welche Zeit er Trithemius kennen lernte; er legte ſich damals als nom de guerre den Namen Georg Sabellicus bei, ſeinen wahren unter dem ſcheinbaren Beinamen „Fauſtus junior" verdeckend. Durch die Protektion Franz von Sickingens kam er als Schulmeiſter nach Kreuznach, wo er ſich unzüchtiger

Handlungen wegen unmöglich machte. Danach ſtudirte unter ſeinem wahren Namen Johann Fauſt zu Heidelberg Theologie und promovirte dort am 15. Januar 1509 zum Baccalaureus. Sodann ſcheint er ein abenteuerliches Leben geführt zu haben. Wir begegnen ihm 1513 in Erfurt, wo er ſich „Georg Fauſt, der Heidelberger Halbgott“, nennt. 1516 treffen wir den Zauberer bei dem Abte Entenfuß im Kloſter Maulbronn, wo ihn die Sage ſterben läßt. Allein 1520 taucht er wieder in Erfurt auf, wo er vermuthlich Vorleſungen über Magie hielt, die er zuvor in Krakau ſtudirt zu haben ſcheint. Darauf finden wir ihn 1525 in Baſel und Leipzig, jedoch ſind ſeine Beziehungen zu Auerbachs Keller wohl ins Bereich der Mythe zu verweiſen. Dagegen gewinnt die Annahme, daß Fauſt als Zauberer an den franzöſiſchen Hof zu König Franz I. berufen worden ſei, große Wahrſcheinlichkeit. Er ſoll denſelben von einer veralteten galanten Krankheit kurirt und durch Zauberei ſeine beiden als Geiſeln im Kerker befindlichen Prinzen aus der Gefangenſchaft des Kaiſers Karl V. befreit haben. Auf dieſe Beziehungen zu Franz I. weiſt auch ein Kapitel des älteſten Fauſtbuches hin.

Zu Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts hielt ſich dann Fauſt längere Zeit in Wittenberg auf, ohne jedoch nähere Beziehungen zur Univerſität zu haben; von dort nöthigte ihn ein Haftbefehl Johanns des Beſtändigen zur Flucht Aus ſpäterer Zeit liegen uns noch Nachrichten über Fauſts Aufenthalt in Nürnberg und Battenberg a. d. Maas vor. Sein Tod erfolgte um 1539 in dem württembergiſchen Orte Stauffen bei Freiburg im Breisgau (und nicht in einem Dorfe bei Wittenberg) unter berichtlich ſeltſamen Umſtänden, um welche die Sage ihren geheimnißvollen Schleier wob.“

Wir kommen jetzt zur Beſprechung der Volksbücher über die Fauſtſage.

Das älteſte Fauſtbuch erſchien zu Frankfurt a. M. zur Herbſtmeſſe 1587 unter dem Titel: Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeſchreyten Zauberer und Schwartzkünſtler, Wie er ſich gegen den Teuffel auff eine benandte Zeit verſchrieben, Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewer geſehen, ſelbs angerichtet vnd getrieben, biß er endtlich ſeinen wolverdienten Lohn empfangen. Mehrertheils aus ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften, allen hochtragenden fürwitzigen u. Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel, abſchewlichen Exempel u. trewhertziger Warnung zuſammengezogen vnd in Druck verfertigt. Jakobi IIII. Seydt Gott vnderthänig, widerſteht dem Teuffel, ſo fleuchet er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johann Spies. MDLXXXVII."

Vermuthlich war der Verfaſſer ein proteſtantiſcher Theologe, der zu Wittenberg die Fauſtſage kennen lernte; darauf führen die vielen lateiniſchen Ausdrücke und die orthodoxe Richtung des Buches. Es iſt ein wahres Sammelſurium aller möglichen Geſchichten und Ueberlieferungen ohne Kritik und Sichtung, worin es an unbegreiflichen Wiederholungen nicht fehlt. Herausgegeben iſt das Opus angeblich nach Aufzeichnungen von Dr. Fauſts eigener Hand, ſowie nach Notizen ſeines Famulus Wagner und zerfällt in drei Theile; der erſte handelt von der Verſchreibung und den Geſprächen Fauſts mit ſeinem Geiſte über Hölle und Teufel; der zweite ſetzt letztere fort und beſchreibt ſeine Fahrt in die Hölle und Geſtirne, ſeine große Weltreiſe, auf der er auch das Paradies in der Ferne erblickt; im letzten Theile ſind die eigentlichen Zauberſtücke und ſein ſchreckliches Ende geſchildert. Das Spießſche Fauſtbuch erſchien 1591 und 1592 um die Erfurter und Leipziger Zauberſchwänke vermehrt, während andere weggelaſſen waren.

Bedeutſam für den Verfaſſer iſt die Angabe, daß Fauſt ſtatt aus dem ſchwäbiſchen Knittlingen aus Roda im Weimariſchen

ſtamme,“ alſo aus dem Herzen des Proteſtantismus; von da war der Uebergang nach Wittenberg, dem Herde der Reformation, leichter. Trocken und pedantiſch klingt der Ton des Erzählers, und man erkennt ſofort, daß er ein Feind tiefſinniger Spekulation iſt. Das freiheitlich Revolutionäre und Gigantiſche in Fauſts Abfall von der alten Einfalt ſchildert er, wie folgt: „er name an ſich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforſchen, dann ſein Fürwitz, Freyheit u. Leichtfertigkeit ſtache vnd reitzte ihn alſo.“ Nicht unzutreffend, wenngleich pedantiſch, vergleicht er ſeine Vermeſſenheit mit jener der Rieſen, „davon die Poeten dichten, daß ſie die Berg zuſammentragen u. wieder Gott kriegen wolten“, ja mit dem böſen Engel, „der ſich wider Gott ſetzte, darumb er wegen ſeiner Hoffahrt vnnd Uebermuht von GOTT verſtoßen wurde.“

Die Beſchwörung des Teufels ſoll im ſog. Speſſerwalde bei Wittenberg ſtattgefunden haben. Wenn Kieſewetter die hierbei beſchriebenen Licht- und Spukerſcheinungen auf ſog. mediumiſtiſche Veranlaguug des Beſchwörers zurückführen will, ſo bekennen wir offen, daß uns hierzu das Verſtändniß und der Glaube fehlen (cfr. l. c., p. 96 ff.).

Ohne Phantaſie und Schwung ſchildert im Fauſtbuche der Autor Fauſts Wohlleben: „Bettelhaft kleidet er ſich mit geſtohlenen Stoffen und nährt ſich vom Raub aus herzoglichen und biſchöflichen Küchen und Kellern, oder zieht, die Hand zum Fenſter hinausſtreckend, oder auf einer Leimruthe leckeres Geflügel hinein, ohne damit erheblich über gänſeſtehlende Studenten oder harmloſe Schlaraffen hinauszuragen. Sein Wochengeld beträgt nur 25 Kronen; „thut das Jahr 1300 Kronen, das ward ſein Jars Beſtallung.“ Trotz ſeines Epikuräerlebens muß Fauſt auf Heirathsgedanken verfallen, damit der lutheriſche Autor die Feindſchaft des Teufels gegen den von Gott eingeſetzten Eheſtand ins Feld führen kann. Gewann doch nach der pro-

teſtantiſchen Sagenbildung Papſt Gregor VII. einſt durch die Anordnung des Cölibats den Beiſtand der Hölle. Da Luther das Cölibat brach, mußte ſein Parteigänger tendenziös die Eheloſigkeit der Nonnen und Mönche als teufliſche Einrichtung hinſtellen, und die Abſchreckung Fauſts vor Heirathsgedanken wird mit einem ganz beſonderen Aufgebot des Höllenfürſten in Scene geſetzt. Dafür führte ihm der Teufel ſchöne Weiber zur Unzucht in die Arme.

Intereſſant iſt es, bei Kieſewettter das Kapitel nachzuleſen, „wie und als was er den Mephiſtopheles in der Fauſttradition“ auffaßt. Nach Goethes Darſtellung müßte man denſelben als den „Herrn der Hölle“ ſelbſt auffaſſen, der ſich unter angenommener falſcher Maske und falſchem Namen bei Fauſt einführt. In der Volksſage jedoch iſt es nicht Satan ſelbſt, ſondern ein Abgeſandter und Diener desſelben, ein Spiritus familiaris mit hauskoboldartigen Zügen, der zum Theil der altgermaniſchen Mythologie entſtammt, zum Theil in der Teufelsperiode des 16. Jahrhunderts chriſtlich-dogmatiſche Züge angenommen hat. Kieſewetter leitet dagegen ſeinen Urſprung aus dem Geſtirndienſt der älteſten Völker ab. Danach ſtanden den ſieben Göttern der Planeten ebenſoviele Dämonen, gewiſſermaßen die „ſieben Kurfürſten der Hölle“, gegenüber, wovon der zweite, Mephiſtophiel genannt, der Dämon des Jupiter, den Gegenſatz zu dieſem hellleuchtenden Planeten, alſo den „Geiſt der Finſterniß“ vorſtellt. Demgemäß iſt auch die Schreibart „Mephoſtophiles“, d. h. „der das Licht nicht Liebende“, etymologiſch die richtigere (aber nicht „mephitiſche Dünſte liebend“ oder hebräiſch: „Lügendämon“).

Die Verkörperung nun dieſes Mephiſtopheles, zu dem der unter einem entſprechenden Geſtirn geborene Menſch eine beſondere Inklination hatte, denkt ſich Kieſewetter als eine Hypoſtaſirung des eigenen Ich, als eine Art Objektivirung der

inneren Stimme, „die in der dramatiſchen Spaltung des transcendentalen Subjekts“ wurzele. Zur anſchaulicheren Verdeutlichung ſeiner Auffaſſung zieht er die Traumvorgänge heran, in denen ja auch der Menſch dramatiſche Vorgänge und Geſtalten ſeines eigenen Ich widerſpiegele. Unſer irdiſches Weſen iſt ſonach nur die Hälfte unſeres eigenen Weſens, deſſen andere Hälfte transcendent bleibt, d. h. hinter dem irdiſchen Bewußtſein liegt. „Wir gleichen alſo einem Doppelſtern, ohne unſeren dunkeln Begleiter zu erkennen.“ Ferner zieht der Verfaſſer ſomnambuliſtiſche Vorkommniſſe heran, wonach Epileptiſche oder Hypernervöſe Umgang mit dergleichen Geſtalten der eigenen Phantaſie pflogen, von ihnen Eingebungen und Aufträge erhielten, nach denen ſie handelten. So intereſſant uns alle dieſe Beiſpiele auch erſcheinen mögen, will uns der Glaube eines Mannes, wie Fauſt, an einen derartigen körperlichen Begleiter ſeines Weſens nicht recht einleuchten, und wir müſſen wohl dies Gebilde auf Rechnung des Wahnglaubens ſeiner Zeit ſetzen.

Einen breiten Raum nehmen im Fauſtbuche, dem Geiſte der Zeit entſprechend, der ſich gerne mit der Dämonenwelt beſchäftigt, die Geſpräche über das Regiment in Himmel und Hölle ein. Schlimm ſteht es mit den naturwiſſenſchaftlichen und aſtronomiſchen Kenntniſſen des Verfaſſers, der von den Fortſchritten eines Copernikus keine Ahnung zu haben ſcheint. Mehr Eindruck machen die Anwandlungen von Reue bei Fauſt, die aber darum nicht den Rückweg zu Gott finden, weil ihm einerſeits der Glaube fehlt, der allein ſelig macht, andererſeits die Unfreiheit des Willens den armen Sünder immer tiefer in den Höllenpfuhl verſinken läßt. Aber auch der Entdeckungstrieb des 16. Jahrhunders und die Reiſeluſt der damaligen Zeit wird durch Fauſts Fahrten zu den Geſtirnen, von wo er alle Länder überſieht, wie durch ſeine Höllenfahrt und Reiſe durch die Welt auf geflügeltem Höllenroſſe befriedigt. Doch der Autor ſchildert

es ohne Phantasie, im trockensten Bädekertone; nicht einmal bei Kölns schönen Weibern geräth er in Extase. Nur Rom giebt ihm Veranlassung, seine antipapistische Gesinnung durch Possen mit dem Papste zu bekunden, und Konstantinopel, um dem Türkenhasse des 16. Jahrhunderts Luft zu machen. Auch hier müssen wir bei Rom unwillkürlich an Luthers Beobachtungen bei seiner italienischen Reise denken. Wir erkennen in den Verurtheilungen des römischen Lebens, die der Verfasser dem Faust in den Mund legt, den eifrigen Lutheraner.

Aber nicht nur der titanische Forschertrieb des 16. Jahrhunderts, sondern auch die Genußsucht und göttliche Grobheit des Zeitalters spiegeln sich in der Faustsage ab. Wie man in hohen Kreisen Prunk und Epikuräerthum pflegte, so liebte das Volk behagliche, rohe Freude an massenhafter Speise, Fülle des Trunkes und derber Unterhaltung. Gotteshaus und Schenke waren benachbart: neben religiöser Andacht kam auch die ausgelassene Fastnacht zu ihrem Rechte. So erscheint Faust gewissermaßen als Hofspiritist von Kaiser Karl V., dem Liebling der alten Sage, wie er die Geister Alexanders des Großen und seiner Gemahlin citirt. Aehnlich wird vom Abt von Sponheim erzählt, er habe dem Kaiser Max die Geister seiner Vorgänger, ferner Alexander den Großen, Julius Cäsar, item des Kaisers Maximiliani Braut beschworen; im Faustbuche heißt es, der Kaiser Karl V. habe sogar die Warze auf dem Nacken Roxanes, der Gemahlin Alexanders, wiedererkannt; ähnlich Maximilian an seiner Gemahlin Maria von Burgund. Ferner bewirthet Faust die Herzogin von Anhalt, baut Schlösser und macht mit jungen Grafen eine Lustreise zu einer Hochzeit. Doch der Tausendkünstler würdigt sich herab, wenn er einen Roßtäuscher foppt, der statt eines Pferdes einen Strohwisch in die Schwemme reitet und ihm nachher scheinbar, ähnlich wie in der Rübezahlsage, ein Bein ausreißt; — ferner einen jüdischen Wucherer betrügt,

der ihm scheinbar ein Bein zum Pfande absägt, — Stückchen, die übrigens zum Theil auch vom Zauberer Zyto erzählt werden, wenn er einem Taschenspieler wie aus Neid so grausam das Handwerk legt, daß er seine Lebenspflanze, die im Glase steht, zerschlitzt, worauf er sterben muß,[5] oder einen Bauer samt Wagen und Pferden verschlingt, eine, nebenbei bemerkt, uralte Sage, u. dergl. m. Noch mehr steigt er ins gemeine und platte Alltagsleben herab, wenn er in unmäßiger und ausgelassener Weise mit den Studenten schlemmt nnd trinkt und sich und sie mit albernen, plumpen Späßen lustirt. Besonders zur Fastnachtszeit kann sich der Faust der Volkssage mit seinen Trinkkameraden im Schlitten ohne Pferde durch die Stadt kutschiren, — auf der Tafel läßt er einen Kalbskopf „Mordio, Helfio!“ schreien, veranstaltet Geisterkonzerte und Affenballetts und zieht schließlich als gewöhnlicher Fastnachtsbutz in den Häusern herum, um Unfug zu stiften.

Wie eine Oase in dieser Wüste flacher Belustigungen erscheint die Beschwörung der schönen Helena, die Faust am weißen Sonntag citirt und zur Konkubine nimmt.

„Diese Helena erschien in einem köstlichen schwartzen Purpurkleid; jhr Haar hatt sie herabhangen, dz schön, herrlich und Goldfarb schiene, auch so lang, dz es Jhr biß in die Kniebeugen hinabginge, mit schönen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpfflein, jhre Lefftzen roht wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Halß wie ein weißer Schwan, rohte Bäcklein wie ein Rößlin, ein vberauß schön gleißend Angesicht, ein länglichte auffgerichte grade Person. In summa, es war an jr kein vntädlin zu finden.“ Die Studenten, denen Faust diese Wundererscheinung beschwor und ein Bild derselben schenkte, geriethen darob in solche Aufregung, daß sie des Nachts nicht schlafen konnten. Auch der Magier Simon soll mit der schönen Helena, die er zu Tyrus aus tiefer

Erniedrigung befreite, herumgezogen sein. Nach einer griechischen Sage vermählt sich dieses ewig junge und ewig schöne Weib auf den Inseln der Seligen mit Achill, und diesem Bunde entsprießt der geflügelte Euphorion.

In der Faustsage erscheint Helena, wie anderwärts, als der Inbegriff aller Reize eines verführerischen Weibes. Aus dem Bunde Faustens mit der schönen Helena entsprießt auch ein Sohn, Justus, doch nach des Zauberers Tode verschwinden Mutter und Kind. Zwar soll Fausts Famulus, Wagner, den er auch zu seinem Erben eingesetzt, versucht haben, Helena bei sich zu behalten, doch sie dankte und ging. Dem züchtigen Theologen unseres Faustbuches ist natürlich Helena die verkörperte sinnliche Lust, und es fehlt nicht an ekelhaften Ausmalungen späterer Umbildner und Nachahmer dieser Episode, wonach sich dem begehrlich die Arme ausbreitenden Sünder das gleißnerische Phantom in eine Schlange oder einen verwesenden Leichnam verwandelt. Sicherlich ein sehr moralisches und abschreckendes Bild; doch wer hindert uns, ähnlich wie Goethe, als versteckten Sinn in der Vereinigung Faustens mit der schönen Helena die Verbindung des Forschertitanismus der Renaissance mit der Formenschönheit des klassischen Alterthums herauszudeuten? Diesem Bunde aber entsprießt ein allwissender Sohn, — wie die meisten Faustinterpreten annehmen — Lord Byron, der Hauptvertreter der modernen Romantik.

Die Sehnsucht nach der klassischen Antike klingt ja auch in dem Wunsche der Studenten wieder, die nach einer Erweiterung des Spießschen Faustbuches (1590) von dem Zaubermeister verlangen, die homerischen Helden citirt zu sehen. Nicht minder, wenn sich Faust anheischig macht, die verschwundenen Komödien des Plautus und Terenz, deren Sprache und Sentenzenreichthum die Studenten entzückte, herbeizuschaffen.

Im Jahre 1588 war auch eine gereimte Bearbeitung des Fauſtbuches erſchienen und eine niederdeutſche Ueberſetzung zu Lübeck von Joh. Balhorn, danach eine franzöſiſche von Victor Palma Cayet, den die Sage, wie den Fauſt, vom Teufel holen ließ; auch nach Frankreich, Holland und England wanderte das inzwiſchen vermehrte Fauſtbuch.

Allein es ward in Deutſchland 1599 durch eine breitere und eingehendere Bearbeitung von Georg Rud. Widman verdrängt, die den Anſpruch erhebt auf authentiſchere Quellen. Auch finden wir hier den erſten, freilich noch ziemlich unbeholfenen Verſuch einer kritiſchen Fauſtforſchung. Davon gab 1674 Joh. Nik. Pfitzer eine neue Bearbeitung heraus, die aber weſentlich auf der Widmanſchen fußt. Ein Auszug hieraus erſchien 1717 und eine freiere Bearbeitung 1726 „von einem Chriſtlich Meynenden“. Andere Bearbeitungen der Fauſtſage ſind von keinem Belang.

Ein naiver Humor, der die Macht des Fauſt über die Höllengeiſter möglichſt groß darzuſtellen ſucht, macht ſich in dem Liede: „Doctor Fauſt“, das uns in einem fliegenden Blatte in Köln erhalten iſt, geltend. Danach hat dieſer ſeinen dienſtbaren Geiſt Mephiſtopheles zum beſten, indem er ihm ſeinen Dienſt recht ſauer macht. Zu Straßburg, berühmt durch ſein Freiſchießen, zeigt er ſeine Kunſt im Scheibenſchießen, wobei er einmal den Mephiſtopheles ſelbſt trifft, ſo daß dieſer vor Schmerz „vielmal laut aufſchreit“. Dies erinnert auffallend an Kaſpers Ende im „Freiſchütz“.

Ferner, wenn Fauſt fährt, ſo müſſen ihm Geiſter, die vor und hinter dem Wagen laufen, den Weg pflaſtern. Am Charfreitag muß ihn der Teufel nach Jeruſalem bringen, wie ſchrecklich ihm auch dies ſein mag, da „Chriſtus hier hänget am Kreuzesſtamm ohne Unterlaß“. Auf die härteſte Probe aber ſtellt er den Mephiſtopheles mit dem Auftrage:

„Hör', Du sollst mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz.
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag' es frei,
Daß Du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein."

Doch dem Mephistopheles ist es unmöglich, „Herr Jesu Christ" zu schreiben, weshalb er den Faust bittet, ihn zu entlassen, wogegen er ihm seine Verschreibung zurückgeben wolle.

„Der Teufel fing an zu fragen:
Herr, was giebst Du für einen Lohn?
Hätt'st das lieber bleiben lassen, —
Bei Gott sind'st Du kein Pardon."

Zu seiner Bekehrung sendet Gott einen Engel, der einen Lobgesang anstimmt; doch der Teufel bekommt ihn wieder in seine Gewalt, indem er ihm eine Venus vormalt. Wie es scheint, wird Faust diesem Liede zufolge vom Teufel in Jerusalem geholt.

Auch in der niederländischen Sage wird der Teufel „Jost" von seinem Herrn sehr schlecht behandelt, so daß er darüber ganz abmagert und ihn sogar um seine Entlassung bittet. Aber Faust entläßt ihn nicht, sondern quält ihn mit allerhand Aufträgen. So verlangt er mitten im Winter reife Trauben und im Hochsommer Schnee und Eis; er muß ihm eine Kutsche mit vier unermüdlichen Rossen verschaffen, um nach Konstantinopel zu fahren; ist Jost am Tage todtmüde gearbeitet, so sät er ihm zur Plage abends einen Scheffel Korn in die Dornhecke und verlangt von ihm — à la Aschenbrödel —, alle Körner herauszulesen u. dergl. — An einer wahrhaft geistvollen und poetischen Auffassung der Faustsage im 16. Jahrhundert in Deutschland fehlte es aber noch. Ein Engländer sollte zuerst den Schatz heben.

gefloſſen. Er möchte ſeinen Leib preisgeben und die Seele der Hölle entreißen. Gäbe es wenigſtens ein Ziel für die Pein, die ſeiner wartet! Wenn er auch tauſend, ja hunderttauſend Jahre in der Hölle ſchmachten müßte, aber wenigſtens dann erlöſt würde! Wenn er doch ein blödes Thier wäre, deſſen Seele in Atome zerſtiebt!

„Doch meine lebt noch für die Höllenpein.
Fluch ſei den Eltern, daß ſie mich erzeugten!
Nein, Fauſte! Dir nur fluche, fluche Lucifer,
Der Dir des Himmels Freuden hat geraubt.“ —
(Es ſchlägt zwölf.)
„Es ſchlägt, es ſchlägt! Nun Körper, werde Luft,
Sonſt wird Dich Satan flugs zur Hölle ſchleppen!
O Seele, wandle Dich in Waſſertröpflein,
Zerrinn' ins Weltmeer, daß man Dich nicht finde!“

In der That, man glaubt hier den Angſtſchrei des Verworfenen zu hören, — verzweiflungsvoll, markerſchütternd!

Mit ernſter Mahnung ſchließt der Chor:

„Fauſt iſt dahin! Betrachtet ſeinen Sturz,
So daß ſein Mißgeſchick die Klugen warne,
Verbot'ner Weisheit grübelnd nachzugeh'n;
Denn ihre Tiefe lockt vorſchnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz'.“ —

Dies iſt die einzige geiſtvolle und wahrhaft poetiſche Geſtaltung der Fauſtſage aus dem 16. Jahrhundert.

Freier, aber echt volksthümlich ſind die Behandlungen der Fauſtſage im deutſchen Puppenſpiele. Wir finden von einer dramatiſchen Bearbeitung derſelben in Deutſchland ſogar ſchon vor dem Erſcheinen des erſten Fauſtbuches Spuren. In den Senatsprotokollen der Tübinger Univerſität nämlich werden zwei Studenten ſchon im April 1587 zum Karzer verurtheilt, weil ſie eine Komödie von Fauſt gemacht. Im 17. Jahrhundert

müſſen dramatiſche Aufführungen der Fauſtſage exiſtirt haben, haben, woraus ſich ohne Zweifel die Puppenſpiele entwickelten. Eb gab eine Schütz- und Dreherſche Geſellſchaft, welch letztere beſonders in Oberdeutſchland Stücke aufführte und ſich ſchließlich in Potsdam niederließ; noch in den zwanziger Jahren ſind ihre Puppenſpiele in Berlin aufgeführt worden. Simrock hat ein ſolches in ſeinen Volksbüchern nach eigenen Erinnerungen ſehr glücklich wiederhergeſtellt. Auch hierin ſehen wir den guten und böſen Engel bemüht, Fauſt, der ſich der Magie ergeben will, für ſich zu gewinnen. Für die Komik ſorgt darin die Figur des Kaſperle, der ſich mit Wagner und den Geiſtern ſpaßhaft unterhält. Von drei Studenten erhält dann Fauſt das längſt geſuchte Zauberbuch, mit welchem er die Höllengeiſter beſchwört. Von dieſen wählt er ſich den geſchwindeſten, den Mephiſtopheles, der raſch iſt, wie der Gedanke des Menſchen. Dem Volksglauben entnommen iſt die Erſcheinung des Raben als teufliſchen Vogels, der den Kontrakt im Schnabel trägt. Unter den Bedingungen, unter denen Fauſt ſich hier verpflichtet, gehört ſeltſamerweiſe auch die, ſich wie Struwelpeter weder zu waſchen, noch zu kämmen, noch die Nägel zu beſchneiden; denn obwohl der Teufel hier ſelbſt als ſtattlicher, mit der Hahnenfeder geſchmückter Junker erſcheint, liebt er doch die Unreinlichkeit. Es folgen nun allerhand Zauberkunſtſtücke am Hofe des Herzogs von Parma, und Kaſperle wird ſchließlich — Nachtwächter. Fauſt aber fällt trotz Anwandlungen von Reue dem Teufel ganz in die Hände, der ihn mit dem Trugbilde der ſchönen Helena ködern will. Aber, als er ſie umarmen will, verwandelt ſie ſich in eine peſthauchende Schlange. Schließlich verkürzt ihm der Teufel die vertragsmäßig zubemeſſene Zeit von 24 Jahren, indem er ihm auch die Nächte berechnet. Kaſperle bemüht ſich zum Schluſſe, das gräßliche Ende Fauſts durch Späße zu mildern.

Andere Puppenspiele gefallen sich besonders in der Ausmalung unmöglicher Forderungen, die Faust an Mephisto stellt. So verlangt er, nach Jerusalem zu reisen, eine Stätte, die ja dem Teufel zu betreten verboten ist. Statt dessen holt ihm Mephisto das Kreuz vom Kalvarienberge, vor dem sich Faust reuig niederwirft. Aber der Teufel läßt ihm im Rücken das verführerische Bild der Helena erscheinen, und Faust, sobald er sie erblickt, wird wieder rückfällig. In allen diesen Puppenspielen, deren wir von Augsburg, Köln, Straßburg und Ulm besitzen, ist der Schauplatz von Fausts Wirken in Wittenberg, abgesehen von seinen Fahrten und Reisen. Schon 1746 ward ein solches Puppenspiel in Mainz gegeben, welche Stadt auch einmal die Ehre erfahren, des Teufels Luststätte zu werden. Auch in Frankfurt a. M. ward es frühe bekannt, wie sich denn Goethe aus seiner Knabenzeit dessen erinnert. Noch 1844 ward das Puppenspiel von Faust in Berlin aufgeführt, und zwar nach Ueberlieferung oder handschriftlichen Skizzen. So gering auch an und für sich der poetische Werth solcher Puppenspiele sein mochte, so erhielten sie doch die Erinnerung an die tiefsinnige Sage wach, und es konnte nicht fehlen, daß hochbegabte Dichter sich des Stoffes bemächtigten. — Zuerst entwarf Lessing ums Jahr 1759 ein Drama Faust, von dem jedoch nur kleine Bruchstücke erhalten sind. Danach haben sich an dem Stoffe noch versucht der Maler Müller, dann Lenz (1777) und Goethes Landsmann Klinger (1791), Grabbe in seiner geistreichen Parallele: „Faust und Don Juan“ (1829). Von anderen dichterischen Gestaltungen nennen wir noch die des unglücklichen Nikolaus Lenau. Schließlich verwandelte sich der Stoff in eine Oper und durch Heine gar in ein Tanzpoem.

Die tiefsinnigste Auffassung und großartigste Behandlung erfuhr die Sage ohne Zweifel durch Goethe, der diesen Stoff fast sein ganzes Leben in sich herumgetragen und ihn zum

Spiegel des höchſten titanenhaften Ringens einer gewaltig angelegten Menſchennatur gemacht, eines Menſchen, der in ſich all das Weh und all die Luſt der ganzen Welt erleben will. Schon in ſeiner früheſten Jugend empfing er die erſten Eindrücke durch das Puppenſpiel, wie ihn auch lange lebhaft eine andere tiefſinnige Volksſage, die vom „ewigen Juden", beſchäftigte. Hat er doch auch eine ſeiner ſchönſten Jugenderinnerungen, die Erſcheinung des ſchlichten Bürgermädchens Gretchen, in ſie hineinverwoben. Wenn wir jene rührende Epiſode in „Wahrheit und Dichtung" leſen, fällt uns die ſeltene Wärme und Innigkeit auf, womit der Greis ſeine erſte Jugendliebe und die Erſcheinung des naiven Kindes dem Volke ſchildert. Unwillkürlich erſcheint uns die liebliche Geſtalt des fleißigen Bürgermädchens am Spinnrad, von dem ganzen Zauber der Häuslichkeit und Einfachheit umfloſſen; wir folgen ihr auf ihrem kindlich-frommen Gange zur Kirche und wir empfinden das ganze Glück eines ſchlichten ungebildeten Mädchens, in deren Herz und Geiſt die Hoheit und Halbgöttlichkeit eines in allen Wiſſenſchaften erfahrenen und von dem Nimbus der Kunſt und Poeſie umſtrahlten Mannes mit Allgewalt hineinleuchtet. Wir können es ihr ſo recht nachempfinden, wenn ſie im Gefühle ihrer Niedrigkeit vor ſich hinlallt:

„Du lieber Gott, was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Und hierin liegt gerade das Geheimniß der Liebe, das iſt ja der unbeſchreibliche Reiz, der den ernſten und gelehrten Mann an das unwiſſende Mädchen feſſelt, der unſagbare Zauber eines unberührten und darum unentweihten Gefäßes, das aber

fähig und empfänglich ist, durch das Medium der Liebe eine unendliche Fülle von Gedanken und Bildungsstoffen aufzunehmen. Von jeher hat das Verhältniß eines Lehrers zur geliebten Schülerin eines der zartesten und innigsten Bande gewoben, und von jeher hat es den Bildner am meisten entzückt, das von seinem Geiste gebildete Wesen gewissermaßen von sich selbst zurückzuempfangen. Wir nennen hier nur ein berühmtes Beispiel: Abälard und Héloïse.

Wie denn alle Schöpfungen Goethes Selbstbekenntnisse, oder Niederschläge seiner eigenen Empfindungen und Erlebnisse genannt zu werden verdienen, so namentlich der Faust. Ihm bot die Volkssage nur das äußere Kleid, in das er sein tiefsinniges Menschheitsbild einkleidete. Schritt für Schritt begegnen wir Erinnerungen aus seinem Leben, Gestalten, denen er seine eigenen Ideen eingehaucht. Wie anschaulich entrollt sich vor unseren Augen jener Spaziergang am Ostermorgen aus der altehrwürdigen Reichsstadt! Ja, die ortskundigen Bewohner von Frankfurt können jenen freien Platz vor der Stadt finden und jene Linde, um die sich der lustige Volkstanz dreht; die Typen aus dem Volksleben treten plastisch und leibhaftig vor unsere Augen, Goethe *erfand* sie nicht, er *kannte* sie. Wer erblickte ferner nicht in jenem unerfahrenen Schüler, den Mephisto unter der Maske des Faust in die Lehre nimmt, das leibhaftige Konterfei des jungen Goethe zu Leipzig, der dorthin kam, mit durstigem Geiste an dem frischen Bronnen der Wissenschaft zu trinken?

„Ich wünschte, recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur."

Und klingt es nicht wie eine Satire auf die Gelehrtenpedanterie und staubtrockene Büchergelehrsamkeit, wenn der Pseudofaust dem timiden Schüler den Rath ertheilt:

„Zuerſt collegium logicum!
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtig ſo fortan
Hinſchleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken, frei,
Eins, Zwei, Drei! dazu nöthig ſei.
Zwar iſt's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Webermeiſterſtück,
Wo ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.
Der Philoſoph, der tritt herein
Und beweiſt euch, es müßte ſo ſein:
Das Erſt' wär' ſo, das Zweite ſo,
Und drum, das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler allerorten,
Sind aber keine Weber geworden."

Welchem jungen Anfänger des Studiums der Philoſophie wäre es beim Anhören der Definitionen und Schelling-Hegelſcher Terminologie beſſer ergangen, als unſerem Schüler, dem „von alledem ſo dumm ward, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum?" Wie wenig ſaftige Früchte werden oft auf Univerſitäten dem hungrigen Jünger der Wiſſenſchaft geboten! Auch dem jungen Goethe erging es, wie ſo vielen anderen Leidensgefährten, die, wenn ſie ſich auch vorher „wohl präparirt, paragraphos wohleinſtudirt" am Ende ſahen, daß der Profeſſor nichts anderes lehrt, als was im Buche ſteht. Und dann die köſtlichen, allerdings mit teufliſchen Sarkasmen gewürzten Aufklärungen über den Geiſt ſo mancher Fakultät, der Medizin und

Juriſterei! Doch nun der Gegenſatz zu der Wiſſenſchaft! Der Lebensgenuß! Was nennt die Welt: ſein Leben genießen? Zu dem Ende führt Goethe uns in Auerbachs Keller, den er in Leipzig ſelbſt beſuchte. Welch platte, gemeine Kneipgeſellſchaft findet er da, ſich bei ſaurem Wein, zotigen Liedern und plumpen Späßen erfreuend! Kein Wunder, wenn ein ernſter und zu tiefſinniger Spekulation angelegter Charakter ſich voll Ekel und Abſcheu von ſolchen Epikuräern abwendet, er müßte denn Luſt tragen, die bekannten Heineſchen Verſe zu bethätigen:

„Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch, —
Nur, wenn wir im Koth uns fanden,
Da verſtanden wir uns gleich!“

Doch wir müſſen es uns an dieſen Andeutungen, die da beweiſen, wie Goethe aus dem Borne ſeiner eigenen Lebenserfahrungen geſchöpft hat, ſeinen Helden nach ſeinem Geiſte zu geſtalten, genügen laſſen, obwohl wir dieſe Hinweiſe auch im zweiten Theile ſeiner Tragödie fortſetzen und namentlich zeigen könnten, wie des Dichters Beſtrebungen als Miniſter am Hofe zu Weimar ſich in der Thätigkeit Fauſts abſpiegeln. Aus allem erhellt, daß ſein Held nicht der Gaukler und Luſtigmacher der Volksſage iſt, der einen Ehrgeiz hineinſetzt, Tölpel und Rüpel zu foppen, oder fidele Zechkumpane mit Zauberkunſtſtückchen zu unterhalten.

Darum durfte aber auch der Goetheſche Fauſt unmöglich ſo zu Grunde gehen, wie der Held der Volksſage. Schon von vornherein deutet dies der Dichter in der Wette an, die Gott mit dem Teufel um die arme Seele des titanenhaft, aber immerhin in edlem Wiſſensdurſte ringenden Menſchen eingeht. Bekanntlich hat Goethe das Modell zu dieſer Wette im Buche Hiob vorgefunden. Schon der Umſtand, daß Gott ſich herabläßt, mit dem Satan eine ſolche Wette zu ſchließen, läßt uns

von vornherein seinen Sieg über die Macht der Hölle voraus-ahnen. „Irrt auch der Mensch, so lang' er strebt", so weiß doch die Gottheit, daß ein von Haus aus „guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohlbewußt ist", und nur damit „des Menschen Thätigkeit nicht erschlaffe", da er die „unbedingte Ruhe liebt", wird ihm der dämonische Geselle zugegeben, der reizt und wirkt und als Teufel schaffen muß.

In der Darstellung des Paktes mit dem Teufel war Goethe, abgesehen von den Volksbüchern vom Faust und den Puppenspielen, nicht ohne Parallelen. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts hatte die fromme Nonne Hroswitha zu Gandersheim die Legende von dem abtrünnigen und reuigen Klosterbruder Theophilus geschrieben, der sich dem Teufel ergiebt und ihm seine Seele verschreibt, wenn er ihm sein Amt wieder-schaffe. Aber sofort nach der That erfaßt ihn Reue; durch sein Flehen rührt er die Jungfrau Maria, die dem Satan den Pakt wieder entreißt und dem lobpreisenden Theophilus zustellt.

Doch das Ringen und Streben des Faust ist bei Goethe unendlich weiter gefaßt. Die ganze Natur will er erforschen und erfassen, die Elemente ergründen, aufgehen in der Allgemein-heit, wirken und streben zum Heile der ganzen Menschheit; denn er ruft aus:

„..... was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen, —
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Ein solcher Geist ist nicht dazu geschaffen, „in flacher Un-bedeutendheit zu zappeln und zu kleben", wie Mephisto will; auch wird er nicht, wenn er sich nach klösterlichem Zwange und unbefriedigtem Wissensdrange glühend in die Arme des geliebten

Weibes stürzt, im Sinnengenuß vergehen, — nein! auch an ihm wird sich die läuternde, heiligende Macht edler Weiblichkeit offenbaren, und anstatt daß, wie es der Teufel will, ihn die Liebe und das Weibliche hinabziehen, klingt zum Schlusse das versöhnliche und tröstliche Wort:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!"

Auch kann ein Straucheln im Sinne der wahren Liebe das Wesen der Liebe nicht zerstören, die dereinst, wenn die Geliebte ihren Fehltritt gebüßt und ihrer Schuld entsühnt, zum Himmel sich emporgeschwungen, auf den Geliebten ihr reinigendes Licht herniederstrahlt. Wie wenig sich Gretchen in ihrer blinden und vertrauensvollen Hingabe an den geliebten Mann einer Sünde bewußt gewesen, geht aus den rührend naiven Worten hervor:

„..... Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! Ach! war so lieb!" —

Der Raum verstattet mir nicht, die vielbesprochene Idee und den zum Theil dunklen Inhalt des zweiten Theiles von Goethes Faust näher zu beleuchten.

Ueber die Grundidee des ganzen Goetheschen Faust ist viel geklügelt, gedeutelt und gefabelt worden. Dem aufmerksamen Leser und unbefangenen Denker wird sich aber wohl die eine Idee als einleuchtend und sich durch das ganze Werk hindurchziehend erkennen lassen, daß der Dichter darstellen wollte, wie ein redlich ringender und ernstlich thätiger Mensch nicht gänzlich verloren gehen könne. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", so klingt die tröstliche Verheißung der himmlischen Geister.

Zuerst sehen wir den Faust nach den höchsten Zielen menschlicher Erkenntniß ringen; er steht im Dienste der Wahrheit. Im zweiten Theile erkennen wir in der Helena-Episode deutlich

des Menschen völlige Hingabe an die Kunst. In welch vollkommeneren Gestalt aber könnte dem Manne das Wesen der Kunst sich offenbaren, als in der Erscheinung des vollendetsten Schönheitsideals der klassischen Antike, in dem schönsten Weibe, in Helena?! Sonach steht Faust im zweiten Theile zuvörderst im Dienste des Schönen. Zunächst erblicken wir allerdings den Faust im zweiten Theile bei Hofe in Gunst und rastloser Thätigkeit, wobei dem Dichter wohl sein eigener Zwiespalt als Staatsmann und Künstler vorgeschwebt haben mag, wie im Tasso. In der Fabrikation des Papiergeldes erkennen wir eine beißende Satire auf die Goldmacherei des Mittelalters, wie auch die Suche nach dem Stein der Weisen und der Versuch, den Menschen in Retorten zu destilliren, köstlich persiflirt wird. So hat der berühmt gewordene Dr. Wagner ein Menschlein, homunculus, im Glase zu Tage gefördert. Dieser — wohl als Produkt des grübelnden Menschenverstandes aufzufassen — führt als Leuchte der Wissenschaft den Faust auf dem Pfade ins klassische Hellenenthum, wo er in Helena keineswegs die antike Buhlerin, sondern in der Verkörperung griechischer Formenschönheit und vollendetster Weiblichkeit die höchste Offenbarung der Kunst selbst findet. Ihr giebt sich Faust entzückt und begeistert völlig hin, vermählt sich mit ihr, und dieser Verschmelzung des romantischen Geistes mit der klassischen Antike entspringt, wie man allgemein annimmt, der Repräsentant der modernen Poesie, Euphorion, oder divinatorisch, wie man nach des Dichters eigenen Andeutungen mit deutlicher Beziehung geschlossen hat, — Byron. Wenigstens klingt Euphorions vorzeitiger Tod an Lord Byrons tragisches Ende an. Und an eine Persönlichkeit zu denken, bietet etwas Greifbareres, als an eine allgemeine Abstraktion, etwa an ein Kunstwerk selbst.

Wir können uns hier nicht weiter in eine Deutung all der Scenen oder Figuren verlieren, die uns der Dichter namentlich

in seiner klassischen Walpurgisnacht vorführt; aber eine Idee scheint dann wieder nach all dem Wirrsal von Allegorien und Räthseln gegen Schluß des zweiten Theiles deutlich hervorzuleuchten: die rastlose Thätigkeit Fausts zum Wohle der Menschheit, also im Dienste des Guten. Sollte es demnach wohl als eine gekünstelte Deutung klingen, wenn wir den ganzen Faust für eine Illustration der menschlichen Thätigkeit im Dienste der drei Grundideen des Wahren, Schönen und Guten erklären?

Je mehr Faust die Abnahme seiner Kräfte, das Herannahen des Alters und Todes verspürt, um so mehr verdoppelt er seine Thätigkeit, um noch die Neige der Zeit möglichst im Dienste der Menschheit auszunutzen, zu wirken, solange es noch Tag ist. Und schleichen sich auch Noth, Schuld, Mangel und Sorge durchs Schlüsselloch ein, deckt auch finstere Nacht seine Augen, in seinem Innern leuchtet helles Licht, und rastlos arbeitet er, dem Meere Land für glückliche Menschenkolonien abzuringen, und freut sich schon im voraus des Gewinnes seiner Mühen mit folgendem herrlichen Schwanengesange:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errung'ne;
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n
Das Letzte, wär' das Höchsterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neu'sten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsig'ge Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf den Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit höchster Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Mit diesen Worten sinkt Faust todt nieder, und nun erscheint Satan, sein Opfer zu holen. Allein den Mächten der Hölle gegenüber erhebt sich die Macht des Himmels. In flammenden Rosen überstrahlt die himmlische Liebe die Höllenbrände, und wuthschnaubend stürzt der „betrogene Teufel" zum Abgrund. Frohlockend erheben sich die Engel mit der unsterblichen Seele, frohlockend tragen sie Büßerinnen der fürbittenden Mutter Maria entgegen, — auch Gretchen erhebt sich geläutert und gesühnt zum himmlischen Chore, der tröstlich und verheißungsvoll von oben herabschallt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Anmerkungen.

[1] Der Titel lautet vollſtändig: „Locorum communium collectanea, a Johanne Manlio, per multos annos pleraque tum ex lectionibus D. Philippi Melanchthonis, tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta et nuper in ordinem ab eodem redacta.“

[2] In welch derber und cyniſcher Weiſe man damals den Teufel „abſtinken“ ließ, — das muß man in Luthers Tiſchreden ſelbſt (III, p. 37 und 42) nachleſen, — man kann es nicht gut wiedergeben.

[3] Von dieſen iſt der ſogenannte „Höllenzwang“ wohl das bedeutſamſte; allein die Frage der Echtheit iſt eine ſchwer zu löſende.

[4] Das Widmannſche Fauſtbuch läßt ſeinen Helden aus dem Anhaltiſchen ſtammen und leitet die Herkunft ſeiner Eltern aus der Mark Sondwedel (Salzwedel) her.

[5] Wird ſchon von Simon Magus u. a. berichtet.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) " —.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190) ..... " —.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372) ..... " —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... " —.60
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31) " 1.—
—, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53) " 1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... " —.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie (N. F. 98) ..... " —.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183) .. " —.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... " —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... " —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... " —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... " —.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81) " —.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88) " —.80
Hauff, Shakespeares Hamlet (N. F. 117) ..... " 1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... " 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) ..... " —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... " —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... " —.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52) ..... " 1.—
Koch, Gottsched u. d. Reform d. deutsch. Litteratur im 18. Jahrh. (N. F. 21) " —.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79) " —.80
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... " —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... " —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... " 1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45) .. " —.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92) " 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... " —.80
Reményi, Journale u. Journalisten d. franz. Revolutionszeit. (340/341) " 1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25) ..... " —.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68) ..... " —.80
— Die Thiersage. (N. F. 164) ..... " 1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... " —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) ..... " —.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111) . " —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... " —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) " —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... " 1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51) ..... " —.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Die Faustsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Dr. J. Nover,
Professor in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung Minot fund.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 202.

Das Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,

Professor in Zürich.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(92 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf = 46 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur. (476/477)	M.	1.50
— Rassenmischung im Judenthum. (Mit Abbildungen.) (N. F. 116)	„	—.80
Augerstein, W., Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58)	„	—.75
Bayer, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412)	„	1.—
Buchner, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250)	„	—.75
Cornill, Entstehung des Volkes Israel. (N. F. 60)	„	—.60
Deckert, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. (364)	„	—.75
Diercks, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. (N. F. 32)		—.80
Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Altertums. 2. Aufl. (137)	„	—.75
Doehler, Die Orakel. (150)	„	—.60
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (N. F. 71)	„	—.80
Eyssenhardt, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. (469)	„	—.80
Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360)	„	—.75
Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168)	„	—.60
Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274)	„	1.—
Friedel, Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442)	„	1.20
Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten. (N. F. 46)	„	1.—
Gmelin, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam. (190)	„	—.60
Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. (N. F. 8)	„	—.80
— Das nordische Wohnhaus. (N. F. 131)	„	—.60

Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung" erschienenen Hefte.
(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Das Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,
Professor der technischen Chemie am Polytechnikum in Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Eine ſchöne Sage des klaſſiſchen Alterthums iſt die von den entſchwundenen glücklicheren Zeitaltern. Aus der Gegenwart Mühe und Qual heraus, wo Recht und Tugend wenig oder gar nichts, Liſt und Gewalt alles zu bedeuten ſchienen, flüchteten ſich Heſiod und die ſpäteren griechiſchen und römiſchen Dichter in das ſonnenglänzende Reich der Phantaſie. Sie erzählen uns, daß in grauer Vorzeit die Erde unbearbeitet alle Lebensbedürfniſſe von ſelbſt hervorbrachte. Die Menſchen lebten damals ohne Mühe, ohne Arbeit und ohne Harm. Sie kannten nicht Leidenſchaft, Schmerz und Sünde; in ſtetem Frieden und Glück dauerten ihre Tage viel länger, als heute, ohne daß ſie die Beſchwerden des Greiſenalters empfanden, und noch nach ihrem Hinſcheiden walten ſie als himmliſche Schutzgeiſter des heutigen Geſchlechtes. Das war das goldene Zeitalter, das trotz alles Sehnens der gequälten Menſchheit nie mehr wiederkehren wird. Ihm folgte das ſilberne Zeitalter. Jetzt mußte die Erde ſchon bebaut werden, um Früchte zu tragen; feſte Wohnſitze und Kleidung wurden nothwendig; Schmerz und Sünde ſtellten ſich ein, und die Menſchen dienten nicht mehr den Göttern in dem Maße, wie vormals. Dann kam das eherne Zeitalter. Die Welt lernt jetzt die Künſte kennen, dabei auch den Gebrauch der Waffen; Kriege brechen aus, großes Elend kommt über die Menſchen, aber unter ihnen erſtehen doch noch Heroen, und Gewaltthätigkeit und Unrecht müſſen geſühnt

werden. Doch auch das eherne Zeitalter ist dahingegangen; die eiserne Zeit, in der der Dichter selbst lebt, ist weit schlechter und trauriger; Betrug, Gewalt, Habsucht, Laster aller Art führen die Herrschaft; zwar haben sich Handel, Gewerbfleiß und Schiffahrt entwickelt, aber in ihrem Gefolge auch ungerechte Kriege. Kummer und Sorge sind jetzt das allgemeine Los der Sterblichen.

Ein anderes Bild entrollt sich, wenn wir aus den lichtumflossenen Höhen der Poesie auf den Boden der rauhen Wirklichkeit herabsteigen, d. h., wenn wir den Anthropologen, den Alterthumsforscher und den Kulturhistoriker zum Worte lassen. Das erste Auftreten des Menschen auf der Erde zeigt ihn nur einige wenige Stufen über den höchstorganisirten Vierhändern stehend. In stetem Kampfe mit den wilden Thieren und mit seinesgleichen, nährt er sich von dem, was ihm die Natur an rohen Wurzeln und Früchten, sowie an erlegbaren Thieren darbietet, die er vielfach ohne Anwendung des Feuers zu seiner Nahrung verschlingt. Die Metalle sind ihm ganz unbekannt; zerschlagene Kiesel, Knochen, Fischgräten müssen ihm Werkzeuge und Waffen liefern. Dieses erste Zeitalter wird von den Alterthumsforschern als das „Steinzeitalter" bezeichnet, und es muß ein nach unseren Begriffen äußerst armseliges und trauriges gewesen sein — alles eher, als ein goldenes oder silbernes. Weit höher stehend erscheint die Gesittung und mit ihr sicherlich der Glückszustand des Menschen, sobald wir auf ein Zeitalter stoßen, in dem er den Gebrauch der Metalle kennt. Weil bei den Nachforschungen an den Sitzen der heutigen Kulturvölker in der ältesten Periode, wo Metalle auftreten, darunter Gegenstände von Bronze, dichterisch „Erz" genannt, ganz vorwiegend und oft ausschließlich gefunden worden sind, so hat man diesem Zeitalter den Namen des Bronzealters gegeben, und trifft durch diese Bezeichnung mit dem ehernen Zeitalter des Dichters zusammen. Auch diese

Periode liegt weit hinter dem Zustande zurück, den wir als einen wirklich civilisirten bezeichnen können, wo der Mensch gelernt hat, sich festen Staatsformen einzufügen, wo Gesetz und Recht, wenn auch oft genug gebeugt oder gebrochen, als oberste Richtschnur für das Leben festgehalten werden, wo die bildende Kunst im höheren Sinne zu blühen anfängt und die Dichtkunst mit den homerischen Epen, wie Pallas Athene aus der Stirn des Zeus, gleich in aller Vollkommenheit in die Welt tritt. Und was ist das für ein Zeitalter, das so weit über der halbthierischen Steinzeit und der so langsam fortschreitenden Bronzezeit steht? Das ist das von den Dichtern so schwer beschuldigte eiserne Zeitalter, denn gerade diesen Namen muß ihm die Alterthumsforschung geben. Erst da, wo wir eiserne Geräthschaften und Waffen vorfinden, wissen wir, daß wir auf dem Boden der Gesittung im heutigen Sinne stehen. Den Uebergang bezeichnen deutlich die homerischen Gedichte, in denen das Eisen zwar schon vorkommt, aber nur selten erwähnt wird und sogar werthvoller als die Bronze zu sein scheint, was freilich von manchen Forschern in Zweifel gezogen wird. Der nüchterne Geschichtsforscher kommt also zu einer Ueberzeugung, die der dem Dichter vorschwebenden Idee gerade entgegengesetzt ist. Die Menschheit ist in Wirklichkeit nicht aus einem erträumten goldenen Zeitalter in das eiserne hinabgesunken; sie ist vielmehr aus dem rohen, wilden Stein-Zeitalter in das eiserne hinaufgestiegen.

Die Bezeichnung „Eisen-Zeitalter" ist freilich in einem gewissen Sinne der alten Civilisation noch nicht zuzusprechen. Der Gebrauch des Eisens für die Zwecke des täglichen Lebens, wie auch für die der Technik, war damals nicht entfernt so weit verbreitet, wie er es in diesem Jahrhundert geworden ist. So können wir z. B. aus dem Nationalmuseum in Neapel ersehen, daß zur Römerzeit viele Gegenstände des täglichen Lebens aus Bronze angefertigt wurden, die heute auch für die

wohlhabendſten Häuſer aus Eiſen gemacht werden. Zum Theil gilt dies auch von der damaligen Bewaffnung. Selbſt in der Baukunſt und dem, damals freilich noch in ſeinen erſten Anfängen daſtehenden Maſchinenweſen finden wir noch Kupfer oder Bronze angewendet, wo wir heute nur an Eiſen denken würden. Noch häufiger allerdings treffen wir im Hochbau, Brücken- und Wegbau da, wo wir heute Eiſen vorziehen, zur Römerzeit ausſchließlich Stein verwendet. Zu den allerimponirendſten Ueberreſten aus jener Periode der Weltgeſchichte gehören die großartigen Waſſerleitungen. Wem in der Campagna von Rom die langen Züge der Aquädukte die alte große Zeit ſichtbar vors Auge geführt haben, oder wem in dem einſamen Thale des Gardon bei Avignon das Wunderbild des dreigeſchoſſigen Pont du Gard entgegengetreten iſt, der denkt gewiß, und wenn er ein noch ſo verhärteter Techniker wäre, im erſten Augenblicke nur an die ſtaunenerregende Thatkraft und Befähigung jenes größten aller Herrſchervölker, das die Welt je geſehen hat. Aber wenn der Beſchauer einen Fachmann fragt, warum denn unſere Ingenieure nicht ebenſolche Wunderbauten von Waſſerleitungen errichten, ſo wird man ihm mit Achſelzucken antworten, daß ſolche unendlich koſtſpielige Werke vollkommen unnöthig geworden ſind, ſeitdem man gußeiſerne Röhren herſtellen kann, die es geſtatten, das Waſſer unter Druck fortzuleiten und demnach die Leitung den Unebenheiten des Bodens anzupaſſen. Dazu kannten eben die Alten keine Mittel und Wege; ſie mußten deshalb ihren Waſſerleitungen von der Quelle bis zum Verbrauchsort ſteten Fall geben und Thaleinſchnitte, ſowie größere flache Strecken durch gemauerte Bogenſtellungen überwinden. Welcher der in ihrer Art bewundernswerthen römiſchen Ingenieure hätte in ſeinen kühnſten Träumen an eine thurmhohe Ueberbrückung von tiefen, reißenden Flüſſen, wo Mauerpfeiler nicht angebracht werden können, oder gar von Meerengen, gleich dem Menai-Sund

oder dem Buſen des Forth und Tay, und des Hudſon bei New York, gedacht? Von ſonſt zweckloſen Kunſtſtücken, wie dem Eiffelthurm, wollen wir gar nicht reden; aber wie wäre es mit der römiſchen Baukunſt denkbar, Hallen gleich denen unſerer großen Bahnhöfe zu ſchaffen! Angeſichts ſolcher Gegenſätze ſind wir verſucht, das Wort „Stein-Zeitalter" gerade auf die Glanzzeit der griechiſchen und römiſchen Baukunſt anzuwenden. In dieſem Sinne iſt das Stein-Zeitalter ſpäter noch in mehreren Glanzperioden aufgetreten; ſeine höchſten Triumphe hat es jedenfalls in den unbegreiflich kühnen Pfeilern, Schwibbögen und Gewölben der gothiſchen Dome gefeiert. Selbſt in dem durch den Mangel an Hauſtein erzwungenen Backſteinbau, der der heutigen Technik ſchon weit näher ſteht, haben die Römer und im Mittelalter die norddeutſchen Städte Leiſtungen verrichtet, denen wir in manchen Stücken erſt in neueſter Zeit, ja vielleicht noch heute nicht ganz nachgekommen ſind. Das was wir im baulichen Sinne als das Zeitalter des Eiſens bezeichnen können, beginnt erſt gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts, etwa gleichzeitig mit der Ausbreitung der Eiſenbahnen, aber nur, um nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Weiterentwickelung zu dem Zeitalter des Stahles zu erfahren, in dem wir heute ſtehen.

Der Stahl iſt freilich kein Produkt unſerer Tage, ja nicht einmal der Neuzeit überhaupt. Ich will gar nicht davon reden, daß die Indier ſchon ſeit mehreren Jahrtauſenden in genau derſelben Art wie heute den berühmten Wutz-Stahl gemacht haben, der von den feinſten Stahlſorten unſerer Zeit an Güte kaum erreicht, ſicher nicht übertroffen wird. Uralt iſt gleichfalls die Kunſt des armeniſchen Stammes der Chalyber, von denen das griechiſche Wort für Stahl, χάλυψ, ſtammt. Homer unterſcheidet deutlich von dem gewöhnlichen Eiſen den Stahl als κίανος, das blaue Metall, während Heſiod ihn als ἄδαμας, d. h. das unbezwingliche, harte Metall, bezeichnet, welches Wort

wir in unſerem „Diamant" wiederfinden. Von den Stahlklingen der nordiſchen Götter und Recken wiſſen uns die Heldenſagen, von der Edda an, zu erzählen. Schon der Donnergott Thor mit ſeinem von ihm unzertrennlichen Hammer deutet auf die Schmiedekunſt hin. Direkter aber ſpielt dieſe in den vielen Sagen von Wieland dem Schmied, und hier dreht ſich alles um die Güte des Stahles. Eines der von Wieland geſchmiedeten Schwerter, das in einen Bach gelegt wird, ſchneidet einen dagegen antreibenden Wollballen von drei Fuß Dicke glatt durch. Wielands Nebenbuhler, der Schmied Amilias, hat eine für unbezwinglich geachtete Rüſtung vom feinſten Stahle angelegt; Wieland tritt hinter ihn und drückt ihm ſein Stahlſchwert durch den ganzen Leib, durch Helm und Harniſch hinunter; Amilias fragt verwundert, ob man ihm einen Tropfen kalten Waſſers aufgegoſſen habe; aber als er ſich nun auf die Aufforderung Wielands ſchüttelt, da fällt er in zwei Hälften auseinander. Ganz ſo weit könnte man es heute auch mit der beſten Solinger Klinge noch nicht bringen. An Wodans Schwert, das Siegmund aus der Eiche in Hundings Haus herauszieht und das ſich im Nibelungenlied als Siegfrieds Balmung wiederfindet, braucht man den Muſikfreund nicht zu erinnern.

Sicher iſt es kein Zufall, daß in eben den Gegenden, wohin die Heldenſage die einſamen Waldſchmieden verlegt, die Eiſen- und Stahlinduſtrie ſich bis auf den heutigen Tag in vollſter Blüthe erhalten hat. Im alten Noricum, dem heutigen Kärnthen und Steiermark im Oſten, am Niederrhein und in Weſtfalen im Weſten Germaniens ſteht noch heute die Stahlerzeugung mit in allererſter Linie unter den Ländern der Welt. Wenn auch das engliſche Volk ſchon ſeit einem Jahrhundert nicht nur in quantitativer Beziehung den oberſten Rang in der Eiſen- und Stahlinduſtrie einnimmt, ſondern auch mit vollſtem Rechte die Ehre beanſpruchen darf, in dieſer Periode

die größten qualitativen Fortschritte in dieser wichtigsten aller Industrien hervorgebracht zu haben, so ist es doch viel zu weit gegangen, wenn manche Schriftsteller allen anderen Völkern nur die Rolle von Nachtretern auf diesem Felde zuerkennen wollen. Am allerwenigsten verdienen dies die Deutschen. Der imponirendste und für die Eisenerzeugung durchaus grundlegende Apparat, der Hochofen, ist eine deutsche Erfindung, die erst viel später nach England verpflanzt worden ist. Westfälische Arbeiter haben um 1700 die Erfindung des Cementstahles nach England gebracht. Das Eisenpuddeln ist zwar eine englische Erfindung, aber der Puddelstahl ist in Deutschland erfunden worden. Diejenige Art der Stahlerzeugung, welcher voraussichtlich die Zukunft im größten Maßstabe gehören wird, das Herdstahlverfahren, verdankt man zur einen Hälfte dem Franzosen Martin und zur anderen dem Deutschen Siemens. Schon der Name „Stahlhof", den das im Jahre 1266 errichtete Lagerhaus der Hansa in London führte, deutet darauf hin, daß damals Stahl eines der wichtigsten Einfuhrartikel aus Deutschland war; und ebenso bezeichnend ist es, daß noch im Jahre 1354 ein Verbot der Ausfuhr von Eisen und Stahl aus England erlassen wurde, damit nicht Mangel daran im Lande entstehe. Ueberhaupt war Deutschland mit der Lombardei im Mittelalter die Hauptbezugsquelle für Eisen und Stahl.[1] Wir wollen und müssen es dankbar anerkennen, daß in England von den drei größten Fortschritten im Eisenhüttenwesen die zwei späteren entstanden sind, nämlich das Puddeln und das Bessemerverfahren, nach denen noch immer der weitaus größte Theil alles schmiedbaren Eisens in der Welt erzeugt wird; wir müssen es ebenso bezeugen, daß auch die erste jener größten Erfindungen, der Hochofen, wenn sie auch nicht in England geschaffen wurde, doch dort ihre heutige Gestalt in den wesentlichsten Zügen erhalten hat, und die englischen Methoden darin der Welt den besten Weg gewiesen haben; aber nicht nur die

vorhin gegebenen Belege, ſondern noch viele andere ließen ſich dafür geben, daß auch andere Völker, die Deutſchen, Franzoſen Schweden u. ſ. w., ihr redliches Theil dazu geliefert haben das Zeitalter des Eiſens und des Stahles in dem heute von mir gemeinten Sinne zu ſchaffen. Selbſt in Bezug auf die Maſſenproduktion, in der England ſeit einem Jahrhundert allen übrigen Ländern weitaus voran war, haben die anderen Völker kräftige Anläufe genommen. Die Produktion Deutſchlands, in der letzten Generation vielleicht ein Zehntel der engliſchen, iſt heute über halb ſo groß, als dieſe. Und der junge Rieſe, Nordamerika, über den nicht nur die Natur ihre unerſchöpflichſten Schätze ausgeſchüttet hat, ſondern der ſie auch in thatkräftigſter Weiſe auszunutzen verſteht, iſt eben mit Rieſenſchritten dem alten Lande nachgekommen und hat es ſchon überholt. Schon längſt hatte die Zahl der Dampfpferdekräfte der Vereinigten Staaten diejenige Großbritanniens überflügelt, und ſein Eiſenbahnnetz iſt jetzt erheblich größer, als das von ganz Europa; aber das war zum Theil durch die ungeheure Größe des Landes bedingt, und das dazu nöthige Eiſenwerk wurde früher auch größtentheils mit aus Europa eingeführtem Material hergeſtellt. Aber allmählich entwickelte ſich die einheimiſche amerikaniſche Eiſeninduſtrie, allerdings zuerſt ganz nach engliſchem Vorbilde, bald jedoch in der Bewältigung großer Maſſen ihre eigenen Wege gehend. Unterſtützt wurde ihr Aufſchwung einerſeits durch den ſchier unfaßbaren Reichthum der Vereinigten Staaten an den edelſten Eiſenerzen und den beſten Kohlen, andererſeits freilich auch durch einen kräftigen Schutzzoll. Bei der großen internationalen Zuſammenkunft der Berg- und Hüttenleute zu Pittsburg im Jahre 1890 wurde der Beweis erbracht, daß in dieſem Jahre die Vereinigten Staaten mehr Roheiſen und Stahl als England erzeugten und daß ſie aus denſelben Öfen das Doppelte bis zu dem Vierfachen von dem herausbringen,

was die Engländer damit leisten. Die Hunderte von englischen und deutschen Hüttenleuten, welche dies anhörten und denen es unglaublich vorkam, mußten sich schon in den nächsten Tagen mit eigenen Augen davon überzeugen, daß hier kein sogenannter amerikanischer Humbug vorlag.

Das Gesagte wird durch folgende Zahlen erhärtet werden. Es erzeugten an Roheisen in Tonnen von 1000 kg:

	1860	1890
England und Schottland	3 828 000	8 001 000
Vereinigte Staaten	1 014 000	9 202 703
Deutschland	395 000	4 658 451
Frankreich	797 000	1 970 000
Oesterreich-Ungarn	312 000	925 000
Belgien	319 000	782 000

Da wir nicht vermeiden können, bei unserer Betrachtung vielfach von Roheisen und Schmiedeisen neben Stahl zu sprechen, so möchte es angebracht sein, dem mit der Technologie weniger Vertrauten die Unterschiede zwischen diesen Substanzen zu erklären. Roheisen (oder Gußeisen) und Schmiedeisen weichen in ihren äußerlichen Eigenschaften so ungemein voneinander ab, daß man sie vermuthlich für ganz verschiedene Metalle ansehen würde, wenn nicht ihre Herstellungsart und die chemische Analyse von vornherein den Beweis lieferten, daß wir es doch mit demselben, nur in verschiedenem Grade mit fremden Körpern versetztem Metalle zu thun haben. Den Dritten im Bunde macht das Stahl aus, der dem Schmiedeisen weit näher als dem Roheisen steht und mit ersterem als „schmiedbares Eisen" zusammengefaßt wird. Vergegenwärtigen wir uns zunächst die wichtigsten Eigenschaften dieser drei Arten von Eisen. Das Roheisen, d. h. das erste Produkt, wie es aus den Erzen durch den Hochofenprozeß erschmolzen wird, kommt in zwei voneinander sehr verschiedenen Formen, als weißes und graues, vor.

Das weiße Roheisen ist durch seine Farbe und seine faserige, strahlige oder blätterige Textur schon auf den ersten Blick von dem grauen Roheisen mit seinem mehr oder weniger grobkörnigen Gefüge verschieden; ebenso auch in chemischer und mechanischer Beziehung; doch wollen wir hierauf nicht näher eingehen. Das Roheisen schmilzt bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur, nicht viel höher, als Kupfer und Gold, und läßt sich daher leicht in Formen gießen. Sehr große Mengen davon werden auch wirklich in dieser Weise verarbeitet, und dann als Gußeisen bezeichnet. Das Gußeisen entspricht in mancher Beziehung doch nicht dem, was wir von einem eigentlichen Metalle erwarten, womit übrigens seine chemische Zusammensetzung durchaus stimmt. Dem Gußeisen fehlt die Dehnbarkeit; es läßt sich nicht schmieden, noch weniger schweißen; unter kräftigen Hammerschlägen, manchmal schon bei starker Erschütterung, zerbricht es. Es ist also durchaus kein Material, mit dem der Schmied hantiren könnte. Dieser hat es vielmehr mit dem Schmiedeisen zu thun, einem verhältnißmäßig weichen Metalle, das sich schon in der Kälte, besser aber in der Hitze durch Hämmern, Walzen, Ziehen, Drücken u. s. w. in beliebige Formen bringen läßt und im glühenden Zustande einen ähnlichen Grad von Bildsamkeit, wie das Wachs bei gewöhnlicher Temperatur, besitzt. Noch eine andere, höchst werthvolle Eigenschaft besitzt das Schmiedeisen; es läßt sich in der Weißgluth schweißen, d. h. zwei Stücke, genügend erhitzt und von Schlacke gereinigt, lassen sich durch Schlag oder Druck zu einem einzigen Stücke vereinigen, ganz wie wir zwei Stücke Brotteig zusammenkneten können. Dagegen schmilzt das Schmiedeisen erst bei so hoher Temperatur, daß eine Verarbeitung durch die Operation des Gießens bis in die neueste Zeit ganz ausgeschlossen war und erst durch einen Zusatz des jüngsten Kindes der Metallurgie, des Aluminiums, ermöglicht worden ist.

Wir kommen nun zum Stahl, der fast alle Vorzüge des Roheisens mit denen des Schmiedeisens vereinigt. Von dem ersteren hat er die Härte und einen genügenden Grad von Schmelzbarkeit, um seine Verarbeitung durch Guß zu gestatten, wenn auch nicht so leicht, als das Roheisen; mit dem Schmiedeisen theilt er die Dehnbarkeit, Schmiedbarkeit und Schweißbarkeit, letztere beide allerdings ebenfalls in geringerem Grade. Ihm allein aber kommen zwei seiner werthvollsten Eigenthümlichkeiten zu, nämlich die große Elasticität oder Federkraft und die Härtbarkeit, d. h. die Eigenschaft, daß der Stahl, wenn er glühend gemacht und in Wasser plötzlich abgekühlt wird, eine enorme Härte, gepaart mit großer Sprödigkeit, annimmt und sich aus diesem Zustande durch vorsichtiges Anwärmen („Anlassen") wieder in ganz beliebige Grade von geringerer Härte, aber größerer Elasticität zurückführen läßt. Daher ist er für die schärfsten Schneideinstrumente ebenso wie für die stärksten oder feinsten Federn brauchbar und in beliebigen Mittelzuständen zu erhalten.

Daß der Stahl, gerade wegen der bei ihm stattfindenden Vereinigung aller guten Eigenschaften eines Metalles, werthvoller als die beiden anderen Formen des Eisens ist, weiß ja jedes Kind. Von den ältesten Zeiten an hat man ihn zum Symbol der Standhaftigkeit und Zuverlässigkeit, allerdings auch zu dem der grausamen Härte, genommen. Es ist aber kaum allgemeiner bekannt, bis zu welchem Grade das gemeinste aller Metalle, das Eisen, welches in Form von Roheisen im Großhandel manchmal nicht über vier Pfennig das Kilogramm kostet, in Form von Stahl veredelt werden kann. Wir wollen dafür folgenden Beleg geben, der sich allerdings nicht auf Stahl als Rohmaterial, sondern im verarbeiteten Zustande bezieht. Zu den Gegenständen, welche aus keinem anderen Materiale, als dem besten Stahl, dargestellt werden können, gehören die Uhrfedern. Spiralfedern für kleine Uhren wiegen im Durchschnitt

je 7 mg. Mithin liefert 1 kg Stahl je 12000 Dutzend ſolcher Federn, die einen Werth von etwa 2 Mark das Dutzend haben. Federn für ganz kleine Uhren ſind im Verhältniſſe zu ihrem Gewichte noch viel mehr werth. Nehmen wir aber nur das eben genannte Verhältniß an, ſo ſehen wir, daß 1 kg Stahl nach der Verwandlung in ſolche Uhrfedern einen Werth von 24000 Mk. darſtellt. Das iſt etwa der zehnfache Werth des Goldes; man muß alſo dieſe Stahlartikel mit ihrem zehnfachen Gewichte an Gold bezahlen, und ſie ſtellen den 600000fachen Werth des ihnen gleichen Gewichtes von Roheiſen vor.

Wie kommt es nun, daß ein und dasſelbe Metall ſo ungeheuer verſchiedene Werthe beſitzen kann? Selbſt der Laie wird zögern, anzunehmen, daß es ſich hier nur um mehr oder minder reine Varietäten desſelben Körpers handeln kann, daß alſo etwa der Stahl das reinſte, das Roheiſen das unreinſte Eiſen wäre. Das wird auch ganz poſitiv dadurch widerlegt, daß der Betrag der neben dem wirklichen Eiſen vorhandenen fremden Körper im Stahl ſogar größer, als in dem viel weniger werthvollen weichen Eiſen iſt, am größten allerdings im Roheiſen. In der That ſind dieſe fremden Körper der Hauptſache nach gar nicht als Verunreinigungen anzuſehen, ſondern ſie gehören ebenſo weſentlich zum Beſtande des Roheiſens und Stahles, wie das Eiſen ſelbſt; nur das weiche Eiſen läßt ſich als ganz frei von ihnen denken. Der wichtigſte dieſer Körper iſt der Kohlenſtoff, und da wir ja von einer vollſtändigen Abhandlung über dieſen Gegenſtand abſehen müſſen, ſo wollen wir uns auf einige Andeutungen über die Rolle des Kohlenſtoffes im Eiſen beſchränken, und die anderen, freilich auch recht wichtigen Beimengungen, Silicium, Mangan, Schwefel, Phosphor u. ſ. w., ganz übergehen.

Im Eiſen findet ſich der Kohlenſtoff nicht nur in ſehr verſchiedener Menge, ſondern auch in ſehr voneinander ab-

weichenden chemiſchen Formen, theils frei, theils mit dem Eiſen in chemiſcher Verbindung. Am meiſten Kohlenſtoff, nämlich 3—5 %, enthält das Roheiſen. Die eine Art desſelben, das weiße, ſehr ſpröde Roheiſen, beſteht geradezu aus einer chemiſchen Verbindung von Eiſen und Kohlenſtoff; in einer anderen Art von Roheiſen, dem grauen oder Gießerei-Roheiſen, iſt das Eiſen großentheils mit Silicium verbunden und der Kohlenſtoff größtentheils in freier Form, als Graphit, enthalten. Am wenigſten Kohlenſtoff, bis höchſtens 0,3 %, enthält das weiche Schmiedeiſen. Der Stahl aber, der ja in ſeinen Eigenſchaften theils mehr mit dem Roheiſen, theils mehr mit dem Schmiedeiſen ſtimmt, ſteht auch in Bezug auf den Kohlenſtoffgehalt zwiſchen beiden. Dieſer Gehalt beträgt (mit ſeltenen Ausnahmen) höchſtens 1 %, meiſt aber nur $^3/_4$ oder $^1/_2$ %; bei den neueren Verfahren bekommt man ein Produkt mit den Eigenſchaften des Stahles, aber mit noch erheblich unter $^1/_2$ % Kohlenſtoff, ſo daß man kaum noch ſagen kann, wo der Stahl aufhört, und wo das Schmiedeiſen anfängt. In der That iſt der Stahl um ſo weicher, je geringer ſein Kohlenſtoffgehalt iſt. Abweichungen um Zehntelprozente davon können ganz ungeheure Unterſchiede in der Härte, Feſtigkeit und Elaſtizität des Stahles hervorbringen. Und was ebenfalls ſehr bemerkenswerth iſt: die früher erwähnten, außerordentlich großen Aenderungen in den Eigenſchaften des Stahles, welche durch das Härten und Anlaſſen entſtehen, treten dadurch ein, daß der Kohlenſtoff nur in einen anderen chemiſchen Zuſtand übergeht, aber ohne daß ſeine abſolute Menge irgend verändert wird.

Die fünf techniſchen Hauptformen des Eiſens, die uns ihren Eigenſchaften nach faſt als ebenſo viele beſondere Metalle vorkommen, ſind alſo wirklich auch ganz verſchiedene Körper. So gut wie reines Eiſen iſt nur das weiche Schmiedeiſen; die anderen ſind Verbindungen von Eiſen mit Kohlenſtoff und anderen Elementen. Verhältnißmäßig wenig Kohlenſtoff giebt

Stahl, in den beiden chemiſch verſchiedenen Formen des harten und angelaſſenen Stahles; mehr Kohlenſtoff, wenn er mit dem Eiſen chemiſch verbunden iſt, giebt weißes oder graues Roheiſen. Durch geeignete Behandlung kann man aber jede dieſer fünf Formen in eine der anderen überführen.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick darauf, wie man dieſe einzelnen Eiſenqualitäten früher gewonnen hat und noch heute gewinnt. Alle alten Völker vermochten das Eiſen nur in der ſchmiedbaren Form, und daher natürlich immer nur direkt aus ſeinen, in der Natur außerordentlich weit verbreiteten Erzen, zu gewinnen, und noch heute findet ſich dieſe Art der Eiſenerzeugung, welche man als Rennarbeit bezeichnet, bei allen wilden oder halb civiliſirten Völkern, welche überhaupt Eiſen gewinnen, faſt genau in derſelben Weiſe, wie bei den alten Griechen und Römern. Dabei diente entweder ein gewöhnlicher Schmiedeherd mit einer Vertiefung für das Gemiſch von Erz und Holzkohle, oder ein ganz niedriger, ſogenannter Schachtofen, wie er z. B. bei Homburg vor der Höhe, an der äußerſten Grenze des Römergebietes vom Oberſt von Cohauſen aufgefunden worden iſt.[2] In allen Fällen diente augenſcheinlich Holzkohle als Brennmaterial, und wurde die nöthige Hitze durch Blaſebälge gewonnen, deren Form und deren techniſcher Nutzeffekt bei den Griechen und Römern ungefähr auf gleicher Stufe, wie damals und noch heute bei den halbwilden Gebirgsvölkern Indiens, den Malayen auf den Sundainſeln oder den Negern im Innern Afrikas, geſtanden haben muß. Man kann auf dieſem Wege immer nur ganz kleine Mengen von Erz verarbeiten, mit ſchlechter Ausbeute und verhältnißmäßig großem Aufwande an Kohlen und Arbeit; dabei erhält man Produkte von ſehr ungleichen Eigenſchaften, manchmal weiches Eiſen, manchmal hartes, ſtahlartiges Eiſen, je nach der Natur des Erzes oder nach Zufälligkeiten der Operation. In keinem

Falle kommt dabei das Eisen zum Schmelzen; es entsteht in Form eines porösen Klumpens, einer sogenannten Luppe, welche durch Ausscheiden von beigemengter Schlacke befreit und zu einem kompakten Block zusammengeschweißt werden muß. Eine solche Luppe wiegt selten über 10 kg, oft weniger. Die bei den Todtenspielen zu Ehren des Patroklos von Achilleus als Preis ausgesetzte Eisenscheibe war vermuthlich nichts, als eine solche ausgeschmiedete Luppe. Die Indier müssen freilich schon zu uralter Zeit eine staunenswerthe Kunstfertigkeit, nicht nur in der Gewinnung von Eisen mit den allerprimitivsten Hülfsmitteln, sondern auch im Schmieden besessen haben. Ein wirkliches, wenn auch in Europa wenig bekanntes Weltwunder ist die von den Indiern göttlich verehrte, mindestens 2000 Jahre alte Eisensäule bei Delhi, welche unten 41 cm im Durchmesser, eine Höhe von 18 m und ein Gewicht von 17000 kg hat und dabei aus vielleicht 100 Luppen von höchstens 25 kg zusammengeschmiedet ist. Das wäre noch heute ein nur bei Krupp oder in ähnlichen Riesenwerken mögliches Kunststück; wie es aber die Indier mit ihren schwachen Blasebälgen, ohne Dampfmaschinen und selbst ohne Wasserkraft (denn auch diese wird dort nicht benutzt) fertig gebracht haben, das ist noch heute ein völlig ungelöstes Räthsel. Ebenso müssen die Indier schon vor mehreren Jahrtausenden die Kunst erfunden haben, durch Umschmelzen von kleinen Stücken von Renneisen mit Kohlenpulver in Tiegeln einen wirklichen Stahl von ausgezeichneter Güte, den oben erwähnten Wutzstahl, darzustellen, der unserem besten Gußstahl gleichkommt und vermuthlich auch schon bei den Völkern des klassischen Alterthums bekannt war, die sonst ihren Stahl hauptsächlich von den Chalybern in Armenien und den Norikern im heutigen Steiermark bezogen.

Aus dem Mittelalter fehlen uns anfänglich sichere Nachrichten über die Eisenerzeugung. In den österreichischen Alpenländern

blieb ſie jedenfalls fortbeſtehen und ſtand auch ſchon ſehr früh am Niederrhein in Blüthe, wenn ſie auch in lauter kleinen einſamen Waldſchmieden ausgeübt wurde, im Gegenſatz zu der heutigen Zuſammendrängung in großen Induſtrieorten. Wenn es in Arndts Vaterland heißt: „da, wo der Märker Eiſen reckt", ſo iſt damit nicht etwa die Mark Brandenburg, ſondern die rheiniſche Grafſchaft Mark gemeint. Dort und im benachbarten weſtfäliſchen Siegenerland finden ſich maſſenhaft Eiſenerze, noch heute die größten Lager der Art in Deutſchland, und ein Theil derſelben eignet ſich ſehr gut zur Stahlerzeugung. Mit dem Aufblühen der Eiſeninduſtrie ſuchte man vermuthlich den Arbeitsertrag dadurch zu erhöhen, daß man die Oefen größer und tiefer machte und die früheren, rohen Gebläſevorrichtungen durch beſſere erſetzte, wobei man ungefähr um das Jahr 1400 die Menſchenarbeit durch Waſſerkraft zu erſetzen anfing. So mußte man, anfangs gewiß rein durch Zufall, namentlich durch zu hoch getriebene Erhitzung, darauf kommen, daß bei tiefen Oefen und bei ſehr hoher Temperatur das Eiſen ganz andere Eigenſchaften annahm. Es blieb dann nicht mehr in Form einer poröſen, teigähnlichen Luppe, ſondern es gerieth in wirklichen Fluß, und man konnte es am Fuße des Ofens durch eine Oeffnung ablaufen laſſen. Anfangs hat man dies gewiß für fehlerhafte Arbeit gehalten, fand aber bald, daß die Eiſenverhüttung dadurch ganz gewaltig erleichtert wurde. Bei der bis dahin ausſchließlich betriebenen Rennarbeit mußte man jede fertig gewordene Luppe aus dem Ofen herausheben, wozu man bei größeren Luppen die Vorderwand des Ofens herausbrechen und jedesmal wieder friſch zumauern mußte. Bei der neueren Arbeit aber konnte man fortlaufend den Ofen von oben mit Erz und Kohlen ſpeiſen und unten das flüſſige Eiſen mit den Schlacken ablaufen laſſen. Freilich kann der Schmied das auf dieſem Wege gewonnene Eiſen nicht, wie das Luppeneiſen, direkt ver-

wenden; es ist ja eben das uns schon bekannte Roheisen und daher nicht schmiedbar. Aber man muß bald gefunden haben, daß man beim Umschmelzen dieses Produktes auf Herden mittelst eines Gebläses daraus ganz ähnliche Luppen, wie früher bei der Rennarbeit, bekam, daß dies billiger als früher bei der Rennarbeit war, und ein gleichförmigeres, werthvolleres Produkt lieferte. Außerdem mußte man bald darauf kommen, die leichte Schmelzbarkeit des in jenen hohen Oefen gewonnenen Eisens dadurch zu verwerthen, daß man es wieder umschmolz und in Formen goß, wozu man in der schon damals Jahrtausende alten Bronzegießkunst ein Vorbild hatte. Jedenfalls finden wir die Kunst der Eisengießerei am Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland in vollem Gange. Kurz, man hatte die Erfindung des Hochofens und des Roheisens gemacht, auf welcher seither die gesamte Eisenindustrie aller Kulturvölker beruht. Ueberall gewinnt man seitdem aus dem Erze zunächst ein kohlenstoffreiches Roheisen, das man zum Theil direkt zur Herstellung von Gußwaren benutzt, zum Theil durch die, „Frischen" genannte Operation in weiches Eisen oder Stahl umwandelt. Die ersten Hochöfen entstanden schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Siegenerland; Ortsgesetze erwähnen sie urkundlich zuerst im Jahre 1443. Jene Oefen haben vermuthlich nur wenige hundert Kilogramm Roheisen im Tag geliefert. Nach England wurden die Hochöfen um das Jahr 1500 durch deutsche Arbeiter verpflanzt und dort, wie in Deutschland, mit Holzkohlen betrieben, was freilich schon damals theuer gekommen sein muß. Die englische Eisenindustrie konnte sich erst aufschwingen, nachdem Abraham Darby im Jahre 1735 das Schmelzen von Eisenerzen mit dem aus Steinkohlen bereiteten Koks erfunden hatte. Erst dadurch kam der große Reichthum Englands sowohl an Erzen, wie an Kohlen zur Verwerthung.

Ueberſpringen wir nun einige Jahrhunderte, und vergleichen wir die Hochöfen der Jetztzeit mit den älteren. Da tritt uns freilich ein anderes Bild entgegen. Statt der Oefen von 4 oder 5 m Höhe ſehen wir ſolche von 25—30 m Höhe und entſprechend größerem Durchmeſſer; ſtatt der Bewegung der Gebläſe durch Menſchenkraft oder durch ein kleines Waſſerrad finden wir Maſchinen von mehreren Tauſend Pferdekräften. Unaufhörlich befördert ein Dampfaufzug Tauſende und Abertauſende von Kilogrammen von Erz, Kalkſtein und Koks auf die Höhe des Ofens, um ſie in deſſen gähnenden Schlund hinabzuſtürzen. Früher ſpie dieſer Höllenrachen, wie er ſo manchem Zuſchauer vorgekommen ſein mag, eine rieſige, dem Himmel zu lodernde Flamme aus; heute aber ſind die brennbaren Gaſe gebändigt und werden in einer Eiſenleitung fortgeführt, um die Dampfkeſſel zu heizen und die Gebläſeluft auf Glühhitze vorzuwärmen, ehe ſie durch die Düſen in den Ofen einſtrömt. Den ganzen Tag lang kommt aus dem Ofen, wie aus dem Krater eines thätigen Vulkans, ein weißglühender Strom von flüſſiger Schlacke, die nach dem Erſtarren in der Umgebung der Hochöfen manchmal ganze Berge bildet. Das flüſſige Eiſen bleibt zunächſt im Ofen, um mehrmals im Tage abgelaſſen zu werden. Ein Hochofen liefert heute in den europäiſchen Werken täglich 80000—120000 kg, ausnahmsweiſe 200000, in Amerika ſogar bis 400000 kg Roheiſen, d. h. wahrſcheinlich das Tauſendfache deſſen, was die erſten mittelalterlichen Oefen lieferten, und immer noch das Hundertfache der beſten europäiſchen Oefen vor 100 Jahren. Dabei iſt dieſer ganze Rieſenapparat vollſtändig in der Gewalt des Leiters, der daraus nach Belieben weißes oder graues Roheiſen aus ganz verſchiedenen Erzen und von ſehr verſchiedener Reinheit gewinnen kann.

Immerhin haben wir bisher für unſeren Zweck nur eine Zwiſchenſtufe erreicht; wir haben im Roheiſen erſt ein Material

gewonnen, aus dem wir Schmiedeiſen und Stahl leichter als aus dem Erze direkt herſtellen können. Im Prinzip geſchieht dies immer auf demſelben Wege, nämlich durch theilweiſe Verbrennung, wobei der Kohlenſtoff und zugleich die daneben vorhandenen fremden Körper bis zu einem genügenden Grade entfernt werden, allerdings immer unter Aufopferung einer ziemlichen Menge von Eiſen ſelbſt, welches mit jenen Verunreinigungen zuſammen als Schlacke abfließt, während der größte Theil des Eiſens in reinem Zuſtande zurückbleibt. Man nennt dieſen Vorgang das Friſchen des Roheiſens. Bis vor 100 Jahren wurde ausſchließlich mit Holzkohlen auf äußerſt einfachen Herden gefriſcht, die nur eine kleine Stufe über den uralten Schmiedefeuern ſtanden. Eine Umwälzung im Eiſengewerbe bedeutete es, als im Jahre 1784 der Engländer Henry Cort den Puddelofen erfand, der ſtatt mit theuren Holzkohlen mit Steinkohlen gefeuert wird und erheblich größere Maſſen als das Friſchfeuer bewältigt. Erſt dies ermöglichte eine maſſenhafte und billige Erzeugung von Schmiedeiſen, und Cort's Erfindung muß demnach als eine epochemachende bezeichnet werden. Es iſt daher um ſo trauriger, daß Cort das Los ſo vieler anderer Wohlthäter der Menſchheit, im beſonderen ſo vieler Erfinder, theilen mußte. Er ſtarb im Jahre 1800 in dürftigen Verhältniſſen, ohne Antheil an den durch ihn geſchaffenen Reichthümern. Uebrigens konnte man nach dem von ihm erfundenen, von mehreren anderen Engländern weſentlich verbeſſerten Puddelverfahren nur weiches Eiſen, nicht Stahl, erzeugen. Das Puddeln auf Stahl iſt wieder eine deutſche Erfindung, etwa um das Jahr 1840 in Weſtfalen gemacht; ſie iſt den Technikern anderer Länder erſt durch die Londoner Weltausſtellung im Jahre 1851 bekannt geworden. Bis dahin, und großentheils noch ſpäter, wurde der Stahl doch immer noch hauptſächlich durch das alte Holzkohlen-Herdfriſchverfahren,

die beſten Sorten durch ein noch theureres, das ſogenannte Cementationsverfahren, gewonnen und er konnte deshalb nur für Werkzeuge, Federn, Waffen und andere Zwecke verwendet werden, wo ſeine ſpecifiſchen Eigenſchaften unbedingt erforderlich ſind, war aber zu theuer für eine allgemeine Verwendung an Stelle des Schmiedeiſens. Das Eiſenzeitalter in dem von mir früher hingeſtellten Sinne war alſo durch die Erfindung des Puddelns ermöglicht worden und trat durch andere großartige, ebenfalls weſentlich den Engländern zu verdankende Erfindungen, vor allem die der Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen, in die Wirklichkeit ein; gerade die Bedürfniſſe der Eiſenbahnen haben auch zuerſt die Einführung von Eiſenkonſtruktionen in die Baukunſt, von denen ich vorhin redete, vermittelt. Aber das Zeitalter des Stahles konnte doch erſt anbrechen, als wieder eine neue Pforte aufgethan worden war, durch die ein unermeßlicher Ausblick in weitere Felder menſchlicher Thatkraft ſich eröffnete.

Wir kommen zu einer der kühnſten und genialſten Erfindungen aller Zeiten, dem Stahlbereitungsverfahren von Henry Beſſemer aus Sheffield, patentirt am 17. November 1855, bekannt geworden durch einen im folgenden Jahre bei der britiſchen Naturforſcher-Verſammlung in Cheltenham gehaltenen Vortrag des Erfinders, anfangs als Utopie belächelt, aber nach wenigen Jahren über alle Hinderniſſe triumphirend, — eine Erfindung, ohne die nach allgemeinem Urtheil die ſtaunenswerthe Entwickelung des Maſchinen-, Eiſenbahn- und Dampfſchiffweſens in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts ſchlechterdings undenkbar wäre. Beſſemers Erfindung hat folgenden Hintergrund. Wir haben ſchon geſehen, daß das Friſchen des Roheiſens ein Verbrennungsprozeß iſt, welcher die Verunreinigungen des Eiſens zugleich mit einem Theile des Eiſens ſelbſt befällt. Jeder Verbrennungsprozeß erzeugt Wärme. Man

denke daran, daß alle die Wärme, die wir zur Heizung unſerer Wohnungen, zur Erzeugung von Dampf, zu vielen induſtriellen Proceſſen brauchen, ſtets durch Verbrennung von Holz oder Kohle hervorgebracht wird. Man erinnere ſich ferner daran, daß der Hauptbeſtandtheil aller unſerer Brennſtoffe genau derſelbe Kohlenſtoff iſt, von dem das Roheiſen etwa 4% enthält, und welcher durch das Friſchen zu Schmiedeiſen oder Stahl daraus entfernt werden ſoll. Die Wiſſenſchaft lehrt uns außerdem, daß nicht nur die Verbrennung von Kohle, ſondern ebenſo diejenige des Eiſens und der im Roheiſen anderweitig enthaltenen Körpern, wie Silicium, Mangan u. ſ. w., große Mengen von Wärme frei macht. Solche große Mengen von Wärme müſſen alſo beim Friſchen des Roheiſens neu entſtehen; ſie treten aber hinter der im Friſchfeuer oder Puddelofen durch Verbrennung von Holzkohle oder Steinkohle äußerlich hinzugeführten Wärme zurück und wurden früher gar nicht beachtet. Beſſemer ſagte ſich nun, daß es möglich ſein müſſe, eine ſolche äußere Zuführung von Wärme ganz zu unterlaſſen; wenn einmal das Roheiſen geſchmolzen und der Friſchprozeß in Gang geſetzt worden iſt, ſo müßte er auch ohne äußere Heizung von ſelbſt fortgehen, indem er ja in einer Verbrennung beſteht, welche den durch die Abkühlung des Apparates von außen und die entweichenden Gaſe entſtehenden Wärmeverluſt immer wieder erſetzt. Freilich iſt dies nur denkbar, wenn man große Maſſen auf einmal in Arbeit nimmt und mittelſt mächtiger Gebläſe den Friſchprozeß ſo intenſiv betreibt, daß er in ganz kurzer Zeit zu Ende geführt wird; denn dann kommt die Verbrennungswärme des Kohlenſtoffes, Eiſens u. ſ. w. in derſelben kurzen Zeit zur Entwickelung und verhütet ſomit eine Abkühlung des Apparates. Was alſo die erſte Bedingung iſt, um den neuen Prozeß überhaupt durchführen zu können, nämlich die Behandlung großer Maſſen in einer möglichſt kurzen Zeit,

das führt gerade dazu, ihm seine allerwichtigste Bedeutung zu geben, nämlich die, daß man nunmehr unvergleichlich mehr Material, als dies früher denkbar war, mit einem Minimum von Zeit und Arbeit bewältigt, wobei die Körperkraft des Menschen fast ganz zurücktritt und sein Riesensklave, der Dampf, die Hauptrolle spielt. Während am Frischfeuer sechs Männer von muskulösestem Körperbau und kräftigster Ernährung in 24 Stunden etwa 1200 kg Eisen herstellen, und am Puddelofen dieselbe Zahl etwa das Doppelte an Eisen fertig bringt, macht eine wenig größere Zahl mit dem Bessemerapparate alle 20 Minuten, in Amerika gar alle 12 Minuten, bis zu 10000 kg Stahl. Letzteres bedeutet in 24 Stunden, selbst mit den unvermeidlichen Pausen, 850 000 kg, also das 700fache der Leistung eines Frischfeuers oder das 350fache von der eines Puddelofens. Man sieht auf den ersten Blick, was das für eine kolossale Ersparniß an Arbeitskraft, Brennstoff und Kapital bedeutet.

Das ist aber nicht alles. Im Frischfeuer und Puddelofen kann man allerdings nicht nur kohlenstoffarmes, weiches Schmiedeisen, sondern auch kohlenstoffreiches, also Stahl, machen. Aber das letztere ist weitaus schwieriger, als das erstere; daher wurde die Stahlbereitung früher als eine besondere Kunst angesehen, die nur an wenigen Orten ausgeübt, von Generation zu Generation vererbt und vielfach mit dem Mantel des Geheimnisses umgeben wurde. Vor allem galt dies von der Bereitung des Gußstahles, der durch Umschmelzen von gewöhnlichem Stahl in Tiegeln erhalten wird. Noch heute ist Erlaubniß zum Besuche der größten Gußstahlwerke der Welt, derer von Fr. Krupp in Essen, nur mit großer Schwierigkeit zu erlangen. Um so bemerkenswerther ist es, daß das Bessemerverfahren nicht nur in Bezug auf Massenproduktion einen Riesenschritt über die alten Verfahren hinaus gethan hat, sondern daß bei ihm die Darstellung von Stahl sogar viel leichter, als die von weichem

Eiſen, vor ſich geht; der Stahl wird zudem gleich flüſſig, wie Gußſtahl, erhalten und deshalb als Flußſtahl bezeichnet. Beſſemers erſte Verſuche blieben gerade darum ohne genügenden Erfolg, weil er damals nur weiches Eiſen machen wollte, und ſein Verfahren gelangte erſt zur Vollendung, als ein anderer Engländer, Muſhet, die ſogenannte Rückkohlung erfunden hatte, durch die man zu Stahl gelangt. Dies kommt daher, daß bei dem Beſſemern das Friſchen des Eiſens in wenigen Minuten beendigt und äußerſt ſchwierig auf der Zwiſchenſtufe von Stahl anzuhalten iſt; der Kohlenſtoff verſchwindet faſt immer ganz und läßt nur ein verbranntes unbrauchbares Eiſen zurück. Um ein brauchbares Produkt zu erzielen, ſetzt man am Schluſſe das ſogenannte Spiegeleiſen, ein an Kohlenſtoff und Mangan reiches Produkt, zu und hat es durch die Menge dieſes Zuſatzes an der Hand, einen Stahl von beliebig hohem oder niedrigem Kohlenſtoffgehalt darzuſtellen.

Veranſchaulichen wir uns nun, ſo gut es gehen will, den Hergang bei einer Beſſemer-Operation. Im Hintergrunde des Gebäudes ſehen wir zwei eigenthümlich geformte Eiſengefäße von mehreren Metern Höhe, die Birnen oder Converters, aus deren offenem Schlunde Funken nach oben ſtieben. Die Birnen hängen in Zapfen und ſind um dieſe vermittelſt hydrauliſcher Triebwerke drehbar, die von einem weit davon entfernt ſtehenden Manne bedient werden. Die Umdrehung der mehrere tauſend Kilogramm ſchweren Gefäße vollzieht ſich mit derſelben Leichtigkeit, mit der ein Kind eine Puppe handhabt. Jetzt ſehen wir einen dieſer Converters ſich auf die Seite legen und gewahren, daß er im Innern ein weißglühendes, feuerfeſtes Futter hat. Nun ergießt ſich aus einem dahinterſtehenden Schmelzofen ein Strom flüſſigen Roheiſens, 8000—10000 kg für jede Ladung, in den Converter, und gleich darauf ſehen wir dieſen ſich langſam aufrichten und mit der Mündung nach oben zeigen.

In demſelben Augenblicke erſchallt lautes Gebrüll. Es ſtammt daher, daß eine mächtige Gebläſemaſchine durch über hundert im Boden des Converters angebrachte Düſen einen gewaltigen Strom von Luft durch das metertiefe Bad von flüſſigem Roheiſen hindurchtreibt. Ein blendender Funkenregen entſtrömt der Mündung des Converters. Immer lauter wird das Toſen in deſſen Bauch; mit den Tauſenden von Funken fliegen, oft unter exploſionsähnlichem Krachen und Donnern, centnerſchwere, geſchmolzene Schlacken oben heraus, fallen aber unſchädlich in die den Converter umgebende Grube, die freilich jetzt kein Aufenthalt für Menſchen von Fleiſch und Bein iſt. Wohl Jeder, der dieſes Schauſpiel zum erſten Male angeſehen und angehört hat, wird ein gewiſſes Gefühl der Beklemmung dabei nicht haben abwehren können. Allmählich aber beruhigt ſich das Getöſe einigermaßen; das Auswerfen von Schlacken hört auf; aus dem Converter ſteigt jetzt nur noch eine, in allen Farben des Regenbogens ſpielende Flamme auf, die immer kleiner wird. Jetzt, von uns unſichtbarer Hand bewegt, neigt ſich der Converter nach vorn, aber nur ſo weit, daß wir in ſeinen Bauch hineinblicken können, während das Gebläſe aufhört. Arbeiter ſchleudern einige Stücke Spiegeleiſen in die Birne, oder man läßt es auch aus einem anderen Schmelzofen flüſſig einlaufen. Die Birne richtet ſich wieder auf, das Gebläſe ſetzt wieder ein, aber nur eine Minute lang, nämlich nur, um die Materialien zu vermiſchen; die Birne dreht ſich wieder um ihre Zapfen, ſtürzt ſich aber diesmal weiter um, und ihr weißglühend flüſſiger Inhalt ergießt ſich nun in eine große, ſchon vorher zum Glühen gebrachte, mit Thon ausgekleidete Eiſenpfanne, die ein hydrauliſch bewegter Krahn oder eine Lokomotive zur Stelle gebracht hat. Zuletzt richtet die Birne ſich wieder auf und fängt das Spiel von vorn an. Von Zeit zu Zeit muß man ihr Futter ausbeſſern, aber dann entſteht keine Pauſe, weil inzwiſchen ihr Kamerad an ihre

Stelle tritt. So wird alle 12—20 Minuten ein Quantum von 10 000 kg Stahl erzeugt und zunächst in große Blöcke gegossen, um später zu Schienen ausgewalzt oder sonst verwendet zu werden.

Das, was dem nichtfachmännischen Beobachter dabei hauptsächlich imponirt und ihm anfangs beinahe den Eindruck des Unheimlichen, Magischen macht, später ihn aber mit Staunen vor der Macht der heutigen Technik erfüllt, ist die spielende Leichtigkeit, mit der die weißglühenden, viele Tonnen wiegenden Ungethüme von Oefen und Pfannen von einem entfernten Punkte aus, ohne größere körperliche Anstrengung der Arbeiter, gelenkt werden. Hier kommt es uns recht zum Bewußtsein, wie sehr des Menschen Geist Herrscher über den rohen Stoff ist. Das Großartigste der Art, das selbst viele europäische Hüttenleute in Erstaunen setzte, wurde diesen im Jahre 1890 in den Eisenwerken zu Pittsburg und Chicago gezeigt. Wir sehen da, wie ein Jüngling von 18 Jahren, hinter einem hydraulischen Krahne sitzend, aus weiter Entfernung durch Bewegung dieses oder jenes kleinen Hebels, einen nach dem anderen der etwa 2000 kg schweren Eisenblöcke noch glühend aus der Gießgrube aufhebt und ihn in den Rachen eines Ofens hineinschiebt, nachdem er aus der Ferne her die gewaltige Vorderthüre des Ofens hat in die Höhe steigen lassen. Der Block entschwindet unseren Augen in der blendenden Gluth. Gleich aber schiebt sich aus dem Krahne ein Riesenfinger (eine „Klaue") horizontal in den Ofen hinein und zieht einen der früher eingesetzten, jetzt zu der richtigen Gluth erhitzten Blöcke nach vorn; eine zweite Klaue packt den Block von der anderen Seite; beide zusammen heben ihn heraus; der Krahn dreht sich seitwärts; die Riesenfinger lassen die glühende Eisenmasse auf eine Bühne gleiten, die vor dem aus drei Walzen bestehenden Walzwerke angebracht ist und aus vielen Rollen besteht. Nun erhebt sich jene Bühne

am hinteren Ende, so daß der Eisenblock den Walzen zukollert, wo ihn die beiden unteren sofort erfassen und breit gequetscht hinten an eine ähnliche Bühne abgeben. Sofort erhebt sich auch diese Bühne so hoch, daß der Block zwischen der mittleren und oberen Walze hinüber nach vorn zurückgeht, wo ihn die erste Bühne aufnimmt und durch nochmaliges Kippen wieder den Walzen zuführt, bis nach einigen Wiederholungen dieses Spieles eine Panzerplatte entstanden ist, die auf einer anderen Bühne von selbst einer Riesenschere zugeführt und dort fertig gemacht wird. Und alle diese verschiedenartigen Bewegungen der gewaltigen weißglühenden Stahlmasse bewirkt der vielleicht 15 m davon entfernt ruhig dasitzende Jüngling vermittelst der hydraulischen Vorrichtungen ohne alle und jede Körperanstrengung!

Unermeßlich war die Bedeutung des Bessemerverfahrens für die ganze Entwickelung der Industrie. In weniger als 20 Jahren nach seiner ersten Erfindung, etwa 10 Jahre nach seiner vollen Durchbildung, hatte der Bessemerstahl das Puddeleisen aus einer ganzen Reihe von Gebieten verdrängt, die das letztere vorher unbestritten innehatte. Die Eisenbahnschienen wurden schon damals fast allgemein, Dampfschiffe und Dampfkessel theilweise aus dem neuen Metalle gemacht, aber es klafften dabei doch zwei große Lücken. Erstens zeigte es sich bald, daß das Bessemerverfahren den schlimmsten Feind des Eisens, den Phosphor, nicht so, wie das Puddelverfahren, zu entfernen vermochte; man konnte daher zum Bessemern nur die reinsten Erze verwenden, was das Produkt natürlich sehr vertheuerte. Von den deutschen Erzen z. B. sind nur 3% für diesen Zweck brauchbar. Der Bessemerstahl kostete zwar viel weniger, als der nach den alten Methoden erzeugte Stahl, konnte aber unmöglich so billig wie Puddeleisen hergestellt werden. Zweitens vermochte doch der Bessemerstahl auch qualitativ das Puddeleisen

nicht immer zu ersetzen, wo man ein weicheres, durchaus nicht sprödes Eisen bedarf, und wurde deshalb für Brückenbauten, Dachkonstruktionen, Dampfkessel, verschiedene Theile von Dampfschiffen und Maschinen weniger verwandt. Hierfür brauchte man damals und auch noch heute vorzugsweise das Puddeleisen, für das deshalb immer noch großer Bedarf ist.

Die Erfindungsgabe des Technikers erprobte sich zunächst hauptsächlich an dem erstgenannten Punkte. Die Entphosphorung der Eisenerze, des Roheisens oder des Stahles selbst war lange Zeit der Traum jedes Hüttenmannes, und große Kapitalien sind in Versuchen darüber aufgegangen, lange Zeit vergebens. Die Lösung der Aufgabe gelang endlich zwei jungen Engländern, von denen der entschieden genialere, Thomas, ein Schreiberamt bei der Staatsverwaltung hatte und nur in den Abendstunden der von ihm eifrigst getriebenen Lektüre chemischer und metallurgischer Bücher obliegen konnte, während sein Vetter Gilchrist, der als Chemiker in untergeordneter Stelle an einer Eisenhütte beschäftigt war, ihm mit einigen heimlich angestellten Versuchen im kleineren Maßstabe sekundiren konnte. Tausend und abertausend ähnlicher Fälle giebt es, bei denen solche Arbeiten nur zu verlorener Liebesmühe führen. Aber hier wollte einmal das Schicksal eine Ausnahme machen. Was den gelehrtesten, wie den praktisch bewährtesten Hüttenleuten nicht gelungen war, das glückte zwei blutjungen Männern, von denen der eine durchaus Autodidakt und Dilettant, der andere nicht viel mehr war. Thomas und Gilchrist fanden im Jahre 1878 eine einfache Abänderung des Bessemerverfahrens, die man jetzt als den basischen Prozeß bezeichnet, und dem man das alte Bessemerverfahren als das saure entgegenstellt. Durch das basische Verfahren kann man aus Roheisen mit hohem Phosphorgehalt einen so gut wie phosphorfreien Stahl erzeugen. Hätten Thomas und Gilchrist nicht ein Patent auf ihr Verfahren

nehmen können, so wäre ihre Erfindung aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gewesen, denn zu deren Durchführung bedurfte es großer Kapitalien, um ausgedehnte Versuche in fabrikmäßigem Maßstabe anstellen zu können. Die jungen Leute hatten aber nichts als ihr kärgliches Gehalt, und welcher Kapitalist wäre so thöricht gewesen, Hunderttausende herzugeben, um eine Erfindung auszubilden, die nicht durch ein Patent geschützt wäre! Zum Glück konnte aber die Ausbildung der Erfindung von Thomas und Gilchrist unter dem Schutze der Patentgesetze in England und Deutschland ungestört erfolgen. Sie hat es ermöglicht, die gemeinen, stark phosphorhaltigen Erze dieser Länder, welche bis dahin für den Bessemerprozeß wesentlich auf die Einfuhr von reinen Erzen aus Schweden, Spanien und Algier angewiesen gewesen waren, mit Leichtigkeit in ähnlicher Weise zu verarbeiten. Die beiden Erfinder sind dadurch reiche Leute geworden; aber den vielfachen Gewinn haben zunächst die Eisenindustriellen jener Länder und einen noch viel höheren Vortheil, durch allgemeine Verbilligung des Flußeisens, die Bewohner aller Welttheile davongetragen. In ganz unverhoffter Weise ist dabei ein werthvolles Geschenk für ein anderes Gewerbe, das wichtigste von allen, nämlich die Landwirthschaft, abgefallen. Die bei dem Thomasprozesse entstehenden, an Phosphorsäure sehr reichen Schlacken haben sich im feingemahlenen Zustande als ein ebenso vorzüglicher wie billiger Dünger bewährt und werden in enormen Mengen, vor allem in Deutschland, in der Schweiz und in anderen Ländern angewendet. Derselbe Phosphor, der früher die meisten englischen und deutschen Eisenerze viel weniger werthvoll, als andere ausländische, machte, ist heute eine Quelle des Segens für die Landwirthschaft geworden. Ohne die Patente wäre dieser ungeheure Fortschritt sicher viele Jahre aufgehalten worden, — eine schlagende Widerlegung des doktrinären oder eigennützigen Ge-

redes, wonach durch die Erfindungspatente, alſo den Schutz des geiſtigen Eigenthumes, dem Publikum eine Steuer auferlegt werde.

Auch hier, wie ſchon früher einmal, haben wir ein merkwürdiges Zuſammentreffen zweier Vortheile zu konſtatiren. Der baſiſche Thomasprozeß hat nicht nur die Frage der Verwerthung der phosphorhaltigen Erze endgültig gelöſt; er hat gleichzeitig auch die andere Lücke ausgefüllt, welche das ſaure Beſſemerverfahren gelaſſen hatte. Man kann nämlich durch das baſiſche Verfahren ſtatt des eigentlichen harten Stahles auch ein kohlenſtoffarmes, weiches und zähes Metall herſtellen, welches zwiſchen Stahl und Schmiedeiſen in der Mitte ſteht und letzteres faſt durchgängig erſetzen kann. Der Art ſeiner Herſtellung nach bezeichnen es die Engländer und Amerikaner immer noch als „Stahl", während man in Deutſchland lieber „Flußeiſen" ſagt.

Daß nunmehr die neuen Stahlprozeſſe die alten Schmiedeiſenverfahren wirklich ſchon großentheils aus dem Felde geſchlagen haben, erſehen wir nicht nur aus der ſchnellen Ausbreitung der Stahlproduktion (1870: 1/2 Million, 1890: über 10 Millionen Tons zu 1000 kg), ſondern auch aus dem Zurückgehen der Puddelwerke. In England beſtanden im Jahre 1875 noch 7575, im Jahre 1889 aber nur noch 3446 Puddelöfen. Hieran, wie überhaupt an den wunderbaren Fortſchritten der Eiſeninduſtrie in den letzten Jahrzehnten hat allerdings außer dem Beſſemer- und Thomasverfahren auch noch ein anderes Verfahren theilgenommen, das man als Herdſtahlprozeß oder Siemens-Martinprozeß bezeichnet, und mit einer kurzen Betrachtung dieſes Verfahrens wollen wir unſere heutige Aufgabe ſchließen.

Der franzöſiſche Eiſeninduſtrielle Martin, zurückgreifend auf längſt früher gemachte Verſuche in derſelben Richtung, bemühte ſich, durch Zuſammenſchmelzen von weichem, alſo ſehr kohlenſtoff-

armem, Eiſen mit Roheiſen ein kohlenſtoffreicheres Produkt, alſo Stahl herzuſtellen. Das gelang aber erſt in wirklich großem Maßſtabe, als ein Ofen konſtruirt worden war, in dem man die gewaltige dazu nöthige Hitze erzeugen konnte; das Verdienſt der Konſtruktion dieſes Ofens haben die berühmten Brüder J. W. und Fr. Siemens, deren Namen verdientermaßen mit dem von Martin als Erfinder des neuen Prozeſſes vergeſellſchaftet worden ſind. Dieſer Prozeß nahm freilich eine ganz andere Geſtalt, als die urſprünglich im Sinne der Erfinder gelegene, an, wie es ja auch bei dem Beſſemerverfahren gegangen war. Bei der heutigen Geſtaltung des Siemens-Martin-Verfahrens wird in einem Herde Roheiſen geſchmolzen; darauf werden große Mengen von Abfällen von Stahl oder weichem Eiſen, wie ſie in ungeheurer Menge als altes Eiſen oder „Schrott" in der Induſtrie entſtehen und früher kaum verwendet werden konnten (man denke nur an die großen Maſſen von ausrangirten Schienen), in den Herd geworfen und kommen darin bald ebenfalls zum Fluß. Häufig ſetzt man auch noch etwas Eiſenerz hinzu, deſſen Sauerſtoff, gleichzeitig mit dem durch die Arbeitsthür des Ofens eindringenden, ebenſo ein „Friſchen" des Roheiſens hervorruft, wie dies bei den alten Prozeſſen oder dem Beſſemerverfahren eintritt, indem auch hier der Kohlenſtoff zur Verbrennung kommt. Die Beſchickung eines Ofens iſt meiſt 10000—15000 kg, ſteigt aber heute ſchon bis 25000 kg. Auch hier iſt es nicht gut möglich, den Prozeß von vornherein genau an der gewünſchten Stelle feſtzuhalten, wo ein Metall von ganz beſtimmter Qualität entſtanden iſt; vielmehr muß man, ganz wie beim Beſſemerprozeſſe, eine „Rückkohlung" mit Spiegeleiſen oder Ferromangan vornehmen. Da aber eine Operation im Martin-Siemens-Ofen etwa 6 Stunden dauert, ſo hat man dabei genügende Zeit, um den Prozeß genau zu verfolgen, wozu man regelmäßig eine Anzahl von mechaniſchen Proben oder ſogar von chemiſchen

Analyſen anſtellt. Infolgedeſſen hat man die Qualität des Produktes hier doch ungleich mehr in der Gewalt, als bei dem Beſſemer- und Thomas-Prozeß, und kann mit weit größerer Beſtimmtheit für ein fehlerfreies, zähes und homogenes Metall Gewähr leiſten. Dies wiegt den Rückſchritt auf, der ſcheinbar darin liegt, daß man nicht mehr mittelſt eines Gebläſes, ſondern durch gewöhnlichen Luftzug oder Eiſenerz, alſo ganz wie beim Puddeln, friſcht, und daß man natürlich mit einem Martinofen viel weniger als mit einem Converterpaar leiſten kann. Dafür koſtet aber auch eine Beſſemereinrichtung mit allem Zubehör ſo viel, wie eine ganze Anzahl von Martinöfen, ſo daß der Unterſchied in der Kapitalanlage für gleiche Produktion nicht ſo ſehr erheblich iſt. Beide Prozeſſe ergänzen ſich auf das glücklichſte, namentlich ſeitdem auch bei dem Martin-Siemens-Verfahren die „baſiſche“, dem Thomasverfahren entſprechende, Modifikation ſich als höchſt erfolgreich erwieſen hat. Während dem Beſſemer- und Thomasverfahren die eigentliche Maſſenproduktion von Flußeiſen und Flußſtahl, vor allem diejenige der Eiſenbahnſchienen und Schwellen, zufällt, übernimmt der Martin-Siemens-Prozeß die Verwerthung des „Schrotts“, ſowie die Herſtellung von feineren Qualitäten für Dampfkeſſel, Maſchinen, Brücken u. dgl. m. Das letztere Verfahren ſtellt in ſeiner jetzigen Geſtalt eigentlich nur eine Ueberſetzung des Puddelns in dem Koloſſalbetrieb vor, ermöglicht durch Anwendung einer ſo hohen Temperatur, daß das Eiſenbad ſtets im Schmelzen bleibt und daher keine „Luppe“, ſondern ein Bad von Flußeiſen oder Flußſtahl (mit ganz beliebig regulirbarem Kohlenſtoffgehalt) erfolgt, das man durch Abſtechen in ebenſolche Blöcke, wie beim Beſſemern formt und ebenſo weiter verarbeitet. Es iſt nun um ſo leichter verſtändlich, daß das Produkt dieſes Verfahrens auch in ſeinen Eigenſchaften das Puddeleiſen vollkommen zu erſetzen vermag. Es iſt kaum eine allzukühne

Prophezeiung, daß in abſehbarer Zeit der Herdſtahlprozeß das Puddeleiſen ganz aus dem Felde ſchlagen und die Welt dann erſt ganz und gar in das Zeitalter des Stahles getreten ſein wird.

Anmerkungen.

[1] Ich entnehme dieſe, ſowie viele andere geſchichtliche Angaben dem werthvollen Werke von Dr. Ludwig Beck: „Die Geſchichte des Eiſens.“ (Braunſchweig 1884.)

[2] Ganz ähnliche, ſogenannte „Stücköfen“ aus uralter Zeit ſind in großer Zahl im Schweizer Jura aufgefunden worden, wo ſchon vor der Römerherrſchaft eine verhältnißmäßig ſchwunghafte Eiſengewinnung ſtattgefunden haben muß.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(48 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 21.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142)..... M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80) „ —.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (288) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472).... „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294)..... „ 1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241)..... „ 1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277)..... „ —.80
— Die Halbedelsteine. (334)..... „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76).. „ —.60
List, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126) .. „ —.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202) ... „ 1.20
Roeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104)..... „ —.60
— Der Torf. (230)..... „ —.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118)..... „ 1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151) „ —.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379)..... „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185)..... „ 1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
— Ueber das Gold. (324/325)..... „ 1.20
Reusch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92)..... „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19)..... „ —.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111) „ —.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)..... „ —.75
— Ueber die Erdbeben. (390)..... „ —.80
Röttger, Erdbeben. (N. F. 74)..... „ 1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedrucken Holzschnitten. 2. Abz. (55/56) „ 1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März u. April 1886 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38) „ —.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) „ —.60
Taruuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139)..... „ —.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439) „ 1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160).. „ —.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86)..... „ —.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136)..... „ —.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)..... „ —.80

Das
Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,
Professor in Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 203.

Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen

in Rendsburg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DAS WEIB
ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.
ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,
GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES

VON

C. LOMBROSO UND G. FERRERO.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON DR. MED. H. KURELLA.

MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger vom 25. Oktober 1893: Die vulgäre und poetische Vorstellung von dem Weibe, wie sie namentlich in deutscher Sitte und Poesie besteht, wird hier zerstört. Aber es ist nicht frivole Tendenz, die den Gedankengang beherrscht, sondern streng wissenschaftliche, anthropologische Untersuchung. Auf dialektische Kunstgriffe, phantastische oder philosophische Paradoxien wird dabei gänzlich verzichtet, sondern nur mit dem ernsten Material von Erfahrungsthatsachen gearbeitet, welche der Anthropolog, der Anatom, der Psychiater, der Statistiker, der Kriminalist unter allen Völkern der Erde gesammelt hat.

— — Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Socialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, u. s. w.

Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen
in Rendsburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

„Da ſahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen zu Weibern, welche ſie wollten.“ So erzählt in ihrem bewundernswerthen Lapidarſtil die Bibel, Geneſis 6, 2, und wir können ergänzen: Da gingen die Töchter der Menſchen hin, zu beſehen ihr Bild in den Spiegeln ſtiller Gewäſſer oder blanker Erzſchilde, und, da ſie fanden, daß einige unter ihnen ſchöner waren als andere, ſuchten ſie nach Mitteln, es jenen gleichzuthun, und erfanden die Künſte der Toilette und der Kosmetik, die Künſte des „Mannfangs“, wie Viſcher den Endzweck dieſer Beſtrebungen in ſeiner derben Weiſe nennt. Ich möchte allerdings annehmen, daß noch früher unſere Stammmutter Eva, als ſie Adam zum Koſten der verbotenen Apfelfrucht verleitete, trotzdem ſie eine Konkurrenz nicht zu fürchten hatte, das kleine Geſchütz angeborener weiblicher Koketterie und kosmetiſche und Toilettenkünſte anwandte, ſo weit immer die primitiven Hülfsmittel und das einfache Blattgewand es erlaubten, um ſich ſchöner zu machen, wie gewöhnlich, und den guten Adam, dem die Erfahrung Sirachs[1] noch nicht zur Seite ſtand, zu bethören.

Wie ſie vom Weibe erfunden iſt, ſo wurde von jeher die Kunſt des „Selbſtſchmuckes“ im lauſchigen, verſchwiegenen Frauengemach geübt, und ſie iſt, trotzdem auch hier Ausnahmen vorkommen und trotzdem ſie von ernſten Männern wiſſenſchaftlich behandelt worden iſt,[2] eine Domäne des ſchönen Geſchlechtes geblieben. Nicht ohne Grund ja nennt man es das ſchöne

Geſchlecht, denn Schönheit des Leibes und Anmuth ſind ihm ſtatt der Kraft von Mutter Natur mitgegeben, um Liebe zu entflammen, und der Trieb, dieſe „männerverderbenden" Eigenſchaften zu pflegen, zu vergrößern und ſichtbar zu machen.

Es verliebt ſich ja der Mann mit dem Auge. Er ſieht der Frau holdſelige Schönheit und wird von ihr hingeriſſen, während ſie von den Tugenden des Mannes, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Anſehen und Reichthum hört und, ſeiner äußeren Ungeſtalt vergeſſend, in Liebe zu ihm entbrennt. So läßt der große Menſchenkenner Shakeſpeare den abſchreckend häßlichen Mohren von der liebreizenden Desdemona die verſteckte Liebeserklärung erzählen:

Wenn je ein Freund von dir mich lieben ſollte,
Ich mög' ihm die Geſchichte (meiner Abenteuer) erzählen lehren,
Das würde ſie gewinnen —
— — ſie liebte mich, weil ich Gefahr beſtand!

So lehrt außerdem das Sprichwort, daß die Frau am meiſten gilt, von der am wenigſten geſprochen wird, von der am wenigſten zu hören iſt.

Schon an dieſer Stelle wollte ich eines Sinnes gedenken, dem von dem ſchönen Geſchlecht aus kosmetiſchen Rückſichten mit gewiſſer Vorliebe geſchmeichelt wird: des Geruches, und bemerken, daß das Streben, „ſich in guten Geruch zu ſetzen", in ſeinen Anfängen offenbar auch in paradieſiſchen, orientaliſchen Gefilden zu ſuchen iſt.

Nicht zufrieden damit, daß man durch ſorgfältiges Waſchen und Baden den, jedem Organismus eigenthümlichen, von den ſchweißabſondernden Drüſen herrührenden Geruch, den ſtrengen Vorſchriften moſaiſcher Satzungen folgend, bekämpfte und ſich dem ſpäter von Martial gethanen beherzigenswerthen Ausſpruche anſchloß:

Ziehe Geruchloſigkeit vor feinſtem Geruche!
(VI, 55)

ſuchte wieder beſonders die ſchöne Welt ein Uebriges zu thun und hüllte ſich in eine Wolke von Wohlgeruch. Da die gedachten Abſonderungen[3] naturgemäß in heißen Klimaten (man erinnere ſich an die als ſchier unerträglich geſchilderte Atmoſphäre, die die Neger umgeben ſoll!) am ſtärkſten auftreten, iſt auch der Gebrauch von Parfüms, und zwar der aufdringlichſten, dort am meiſten im Schwange, wo die Sonne am heißeſten brennt, und es iſt begreiflich, daß brünette Menſchen, deren Ahnen ſüdliche Klimate bewohnt haben dürften, die Sitte des ſtarken Parfümirens beibehalten haben und meterweit ihre Anweſenheit verrathen.

Dieſen Zweig der Kosmetik ſpäterer Beſprechung vorbehaltend, wende ich mich zu den verſchiedenen Methoden, deren man ſich bedient, möchte aber von vornherein bemerken, daß von allem, was aus dem lauſchigen Boudoir ſchöner Frauen durch die Indiskretion eines Kammerkätzchens ans Tageslicht bringt oder was von der Wiſſenſchaft, die ſich, vollkommen berechtigt, immer wieder mit dieſem Zweige der Medizin beſchäftigt, neu gefunden wird, bedauernd oder tröſtend geſagt werden kann: Alles ſchon dageweſen!

Das Feld, das die meiſte Gelegenheit zur künſtleriſchen Thätigkeit bietet, iſt das Geſicht.

Verſchwindend iſt, was zu ſeiner Verſchönerung der Mann je gethan. Wohl hat manch Einer das Streben, die Eigenſchaften, die ihn berechtigt zieren, auch dem Auge zur Perception zu bringen. Der Wilde ſucht ſich durch Tättowiren oder durch Bemalen mit grellen Farben furchtbar zu machen, er bringt ſich Narben bei, und unſere Muſen- und Marsſöhne ſuchen ihre Ehre darin, außer einem martialiſchen Barte von Migargees Gnaden ſich das Geſicht mit zahlloſen Schmiſſen zerfetzen zu laſſen, um das Waffengetümmel des Paukbodens und die dort bewieſene Schneidigkeit zu illuſtriren. Wohl giebt es und gab

es ſtets ſogenannte Männer, deren ödes Leben kosmetiſche und Toiletteſorgen ausfüllte. Dieſe Sorte von Männern iſt zum Glück jedoch nur verſchwindende Ausnahme geblieben; ſie iſt wegen ihrer Verirrungen ſtets dem Spotte anheimgefallen und bevölkert jetzt, von den Griffeln eines Schlittgen oder Oberländer meiſterhaft karrikirt, unſere Witzblätter; man hat eben dem Manne ſtets eher eine gewiſſe Extravaganz in männlichen Eigenſchaften, eine gewiſſe Kraftmeierei verziehen, als das Nachäffen weiblicher Eigenſchaften, das weibiſche Gigerlthum.

Den Ausdruck des Geſichts beeinfluſſen die Augen. Ihnen galt inſonderheit des Dichters Sang, als dem Spiegel der Seele; das hohe Lied rühmt Taubenaugen oder vergleicht ſie mit den Teichen von Hesbon; die Griechen verherrlichen die Athene als gluth- und ochſenäugig, und am weiteſten zurück laſſen ſich die Beſtrebungen verfolgen, ihr künſtlich die Berechtigung für die genannten Epitheta zu verſchaffen.

Schon um 3000 vor unſerer Zeitrechnung brachten die Semiten nach Aegypten eine, Puch oder Kohol genannte, ſchwarze oder doch dunkle Augenſchminke, die, hier Meſtem oder Stim genannt, bei den Griechen den Namen Stimmi oder Stibi erhielt und die entſchieden identiſch iſt mit einem Körper, der von Plinius und Dioscorides als Stibium beſchrieben wird und unſerem Spießglanz entſpricht.[4] In den Trümmerſtätten des Fayum fand Flinders Petrie vor wenig Jahren in Gräbern von Frauen, deren älteſtes er der zwölften Dynaſtie, alſo etwa den Jahren 2500 vor Chriſto zuweiſt, Schminkbehälter aus Holz, Thon und Alabaſter, mit Reſten von Schminken, den Todten zur Toilette auf ihrem dunklen Wege mitgegeben. Die chemiſchen Analyſen beſtätigten vollinhaltlich nicht allein, was philologiſche Spekulationen vermuthen ließen, ſondern auch den von Virchow und Sane ausgeſprochenen Verdacht, daß nämlich ſtatt des theuren Meſtem auch minder-

werthiger Bleiglanz, Ruß oder Hammerſchlacke betrügeriſch untergeſchoben wurden. Theilweiſe in Stäbchenform, wie wir die „Fettſchminken“ jetzt zu ſehen gewohnt ſind, beſtanden die ägyptiſchen Schminken im weſentlichen aus Antimon, Bleiglanz oder Kohle, ja aus Eiſenoxyd, das wahrſcheinlich, gleich dem Kupfer, wie Schlackenfunde darthun, im Lande ſelbſt produzirt wurde. Arabien, in vielen Fällen nur Durchgangsſtation, importirte auch dieſe Erze, verſchwieg aber ſeine Bezugsquellen (Oſtindien und Japan?) aus Nationalſtolz oder merkantilen Intereſſen wohlweislich und hüllte ſie künſtlich in Dunkel. Als Bindemittel für die Farbſtoffe dürften ſchleimige Subſtanzen gedient haben, jedenfalls waren keine Fette oder Harze, wie ſie jetzt üblich ſind, nachzuweiſen. Wahrſcheinlich befolgten die alten Schminkfabrikanten — es dürften das, wo die Schönen die Bereitung nicht ſelbſt beſorgten, die Apotheker geweſen ſein — die ſpäter von Plinius zur Bereitung des Kalliblephoron überlieferte Vorſchrift, nach der das betreffende Antimon- oder Bleierz zwiſchen Brot auf Kohle geglüht werden ſollte. Wo nicht Erzeugniſſe des Abendlandes an die Stelle getreten ſind, ſoll man noch jetzt im Orient dieſelbe Methode befolgen, nur ſtatt des Brotes eine Quitte nehmen.[5]

Intereſſant iſt, daß das Alter der Sitte des Augenſchminkens durch Ausgrabungen ebenfalls im Fayum kürzlich noch auf andere Art nachgewieſen worden iſt. Auf einigen von den bewunderns-werthen altägyptiſchen Porträts, denen, als den „Auferſtandenen von Kerke“, Ebers eine Abhandlung widmete und die, in den meiſten großen Städten ausgeſtellt, wohlberechtigtes Aufſehen erregten, iſt entſchieden das Schminken der Augen wiedergegeben. Daß in der That das Auge in einer dunklen Umrahmung, die ihm die Natur durch ſchöne Bewimperung verleihen kann, aber auch verſagt oder durch die bekannte Gerſtenkornkrankheit nimmt, eine berückende, unergründliche Tiefe bekommt, ſchlüpfrig wird,

wie Horaz es nennt, wird Jeder anerkennen, der nicht von ihm so geblendet ist, daß er, des kritischen Blickes beraubt, nicht mehr weiß, „ob braun, ob schwarz die Aeuglein sind“.

Applicirt ist damals die Schminke vermuthlich ebenso worden, wie es noch jetzt geschehen soll (in des Toilettenzimmers Geheimniß bringt nicht das Auge des Sterblichen!), jedenfalls deuten die in ein Spatelchen verlängerten Stopfen der antiken Schminkfläschchen darauf hin, daß sie, beladen mit der färbenden Substanz, zwischen den geschlossenen Lidrändern durchgezogen worden sind. Juvenal beschreibt die Manipulation in seiner zweiten Satire 93 f. als selbst von Männern ausgeübt:

„Mittelst gekrümmter Sonde verlängert der Eine der Braue Bogen,
Betupft mit befeuchtetem Ruß, und die zuckenden Augen malt er
Hebend empor,“

und Ovid berichtet uns, daß ineinander übergehende Augenbrauen für schön gehalten wurden, und daß man

„wußte, künstlich der Brauen haarlose Grenzen zu füllen“.

Daß die Araberinnen jetzt für diesen Zweck Tusche verwenden, die Russinnen (und unsere Backfische) sich einer angekohlten Haselnuß oder Mandel bedienen, die Damen in Turkestan mit dem Auszuge einer indigohaltigen Pflanze färben und die Tartarinnen eine Kupferanreibung ins Auge träufeln, um ihm die im Kinderantlitz so entzückend wirkende leichte Bläuung zu geben, sei nebenbei bemerkt, ebenso, daß vor wenig Jahren von dem bekannten Geheschen Welthause berichtet wurde, daß die Präparate aus der Tollkirsche eine Preiserhöhung erfahren hätten, weil sie von gewissen Damen zur Vergrößerung der Pupillen gebraucht würden, um denselben Zweck zu erreichen, der durch das Schminken erzielt wird. In der That deutet der Name Belladonna, schöne Dame, auf die der giftigen Pflanze innewohnenden, lange auch arzneilich benutzten giftigen Eigenschaften.

Neben dieſer Spezialbehandlung der Augen war allgemeines Schminken bei den Orientalinnen ſtets im Gebrauch. So ſchminkte Jeſabel (2. Richter 9, 30) ihr Angeſicht, um die Augen Jehus, mit ſchauerlichem Erfolge, auf ſich zu lenken, und Jeremias mahnt 4, 30: „Wenn du dich auch mit Goldkleinodien ſchmückſt und dein Angeſicht ſchminkſt, ſo ſchminkſt du dich doch vergeblich!“ Man gedenkt dabei der Frauen, die auch jetzt noch in beſonders auffälliger Art der Kosmetik fröhnen. Ob und inwieweit man ſich des jetzt in Arabien zum Färben der Nägel und Zähne gebrauchten Henna, des hebräiſchen Kopher (zu Deutſch: bedeckte), griechiſch Kypros, als Schminke bediente, iſt ungewiß, doch wurde die ſchöne und wohlriechende traubige Blüthe von den Aegypterinnen am Buſen getragen. Daß übrigens des Tobias drittes Töchterlein, als Koſenamen wahrſcheinlich, den Namen Keren ha puch (etwa Schminkdöschen) erhalten hat, dürfte die Vorliebe der jungen Dame für den färbenden Inhalt genügend klarlegen und leiſe verſpotten, außerdem iſt er ein Beweis mehr für die Allgemeinheit der Sitte des Schminkens.

Der allgemeinen Pflege der Haut widmete man aus den angedeuteten Gründen beſondere Aufmerkſamkeit, und die Sorge für Reinlichkeit, auch aus hygieniſchen Gründen, als Vorbeugungsmittel gegen Hautkrankheiten, findet ſich z. B. im Leviticus 14. Nicht allein im Freien wurde gebadet, ſondern die vornehmen Häuſer hatten in den Höfen oder Gärten (ſ. Suſanna 15) Badegelegenheiten, und es exiſtirten öffentliche Bäder. Auch rieb man ſich ſchon damals mit Kleie ab und beſuchte die Heilbäder von Tiberias oder Kallirhoe am todten Meer, wo noch jetzt warme Quellen hervorſprudeln.

Dem Baden folgte in der Regel ein Salben des Körpers, um ihn geſchmeidig zu machen uud die Hautausdünſtungen zu mäßigen, und es bildete ſich bald die Sitte aus, die Salben mit „Specereien“ zu parfümiren und ſich bei feierlichen Gelegenheiten,

beim Machen und Empfangen von Beſuchen, bei Gaſtmählern und Hochzeiten, und um ſeine Ehrerbietung zu zeigen,[6] zu ſalben, und es iſt nur ein Schritt weiter, das Salben auch auf die Leichname zu übertragen. Ebenſo wurde es Geſetz, daß nicht allein die Prieſter ſich vor rituellen Handlungen zu ſalben hatten, ſondern daß auch die gottesdienſtlichen Geräthe ebenſo vorbereitet werden mußten. Symboliſch findet ſich das Bad in der Taufe, in der Ceremonie des Weihens, und das Salben in der letzten Oelung wieder.

Bereitet wurde das, von allen Sünden reinigende, von allem Unreinen befreiende Sprengwaſſer durch Löſen der Aſche einer unter Beobachtung weitgehender Vorſchriften verbrannten rothen Kuh, die noch von keinem Joch berührt ſein durfte, und den Weihwedel bildete das Yſopkraut, dem vom Alterthum (vergl. auch Dioscorides 1, 105; 3, 30; Plin. 26, 15 und Joh. 19, 20) reinigende Eigenſchaften beigelegt wurden. Das heilige Salböl dagegen wurde nach den Regeln der Apothekerkunſt nach der Vorſchrift in Exod. 30, 23 f. dargeſtellt, wo auch von dem heiligen Räucherwerk die Rede iſt. Die nöthigen Gewürze ſcheinen, wie das Meſtem, von Arabien bezogen worden zu ſein (Plinius ſpricht von der Arabia odorifera!), doch importirten die Phönizier manche aus Vorderaſien und Südeuropa.

Daß Griechen und Römer aus Naturnothwendigkeit den geſchilderten Sitten des Orients huldigten, ſie vielleicht direkt nachahmten, iſt begreiflich. So erinnert ſich ein jeder, daß dem, unter der Maske eines Bettlers heimkehrenden göttlichen Dulder Odyſſeus von der freundlichen Schaffnerin ein Fußbad und Salböl gereicht wurde und daß den Kämpfen und Wettläufen der ſich in den Gymnaſien den damaligen Jugendſpielen hingebenden Jünglinge Einfettungen vorangingen. Es exiſtirten Salbenhändler und Salbenhändlerinnen, die zu gleicher Zeit

ihr Fabrikat applicirten, und wir wiſſen, daß das, von Liebreich vor wenig Jahren neu entdeckte, aus dem Wollſchweiße dargeſtellte Lanolin als Oiſypos oder Oeſypon im Alterthum als Toilettemittel geſchätzt war. Daß die ſchöne Welt von dieſen einfachen, nur der Hygiene dienenden Mitteln ſehr bald zu gemiſchten, wohlriechenden Salben überging, iſt natürlich. Ihre Bereitung, wie auch die der Arzneiſalben, des Myron, der Schminken, zu deren Aufbewahrung die ſchon erwähnten, den Roſenknoſpen aus Alabaſter, Onyx oder Thon nachgebildeten Alabaſtra dienten, der antiken Sachets oder Puder, der Diapasmata, lag in den Händen der Pharmakopolen, — Quackſalbern, die entfernt mit unſeren Apothekern zu vergleichen, auch Brenngläſer feilboten und, wie es ſcheint, niedere Chirurgie trieben. Sie beeiferten ſich, Specialitäten zu erfinden, bereiteten Majoranſalbe und Majoranöl, eine Salbe, aus der, der Venus geweihten Brunnenkreſſe, Sisymbrium, aus dem duftenden Quendel, empfahlen Specialitäten für den Buſen, zum Geſchmeidigmachen der Kniee u. ſ. w.

Gelehrige Schüler, übertreffen die Römer ihre Lehrmeiſter, die Griechen, ſehr bald in der Kunſt der Kosmetik, und die Werke eines Ovid, beſonders ſeine „Kunſt zu lieben“ und die „Schönheitsmittel“ geben reiche Ausbeute an Belegſtellen für das tiefe Verſtändniß der römiſchen Damen für alle Toilettekünſte. Ihren Höhenpunkt dürften ſie übrigens zu den Zeiten der Poppäa erklommen haben, der intriguanten Gattin Othos, die alle Künſte der Koketterie anwandte, um die Blicke Neros auf ſich zu locken und ihn ſich durch Liebe unterthänig zu machen.

Kein Wunder, daß des ſittenloſen Zeitgenoſſen Petronius Werke uns ebenfalls Einblicke in die Toilettenzimmer der Römerinnen und Schilderungen des damaligen verſumpften Gigerlthums geben, daß der frivole Martial die Schale ſeines

beißenden Witzes über die Verirrungen ausgießt, an denen er gern theilgenommen hat, daß in des Horaz Werken uns interessirende Stellen vorkommen und daß der spätere sittenstrenge Juvenal seinen Zeitgenossen die haarsträubenden Verirrungen dieser Zeit im Spiegel beißenden Spottes mahnend vor Augen führt.

Wie noch jetzt, hatte auch damals jede Dame ihr Lieblingsparfüm und eine bevorzugte Methode der Schönheitspflege. So wurde von der erwähnten berüchtigten Poppäa ein Schönheitsmittel erfunden (pinguia Poppaeana), bestehend aus Brotteig und Eselsmilch, die, des Nachts auf das Gesicht geschmiert, seine Falten glätten und jugendliche Frische und Zartheit erhalten sollte. Um diese Paste zu entfernen, wurden Waschungen mit Milch vorgenommen, die selbst zum Baden des ganzen Körpers gebraucht wurde. So soll Poppäa für diesen Zweck auf ihren Reisen einen Troß von hundert Eseln mit sich geführt haben. Eine andere Methode verpönte die Anwendung von Feuchtigkeit und empfahl nur das Einpudern mit den schon erwähnten Diapasmen aus dem Mehl der fetten Bohnen[7] oder das Einsalben mit dem Oesypum, dessen Gebrauch eine nicht geringe Selbstverleugnung verlangte, da es, unvollkommen dargestellt, nicht eben schön geduftet hat,

Und diesem Mittel entströmte ein Duft, wie den Tischen des Phineus; Oefter als einmal fühlt Ekel der Magen davon.

(Ovid, Heilmittel der Liebe 355.)

Beseitigt wurde die Fettigkeit durch Abreiben mit Waschpulvern, Lomenta, aus Bohnen- und Reismehl, auch Aphronitrum (Mart. 14, 58), oder durch Waschen mit Seifen, zu denen Plinius verschiedene Vorschriften giebt, mit Milch oder durch Vollbäder in Wannen von oft kostbaren Metallen. Daß auch Privathäuser warme und kalte Bäder hatten, daß öffentliche, zum Theil äußerst luxuriös eingerichtete Badehäuser „erster

Klaſſe" beſtanden, dürfte allgemein bekannt ſein; es exiſtiren ja da und dort noch wohlerhaltene Reſte derſelben.

Während in Griechenland die Sitte des Badens immerhin einen ernſteren hygieniſchen Hintergrund behielt, bot ſie in Rom ſchon zu Neros Zeiten ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Verweichlichung und des ſittlichen Verfalls, und man überbot ſich im Erfinden ſtets neuer Sinnenkitzel. In den verſchwenderiſch prächtig ausgeſtatteten Thermae Pompejanae, wie in den theilweiſe erhaltenen des Caracalla, fand man alles, was verfeinerter Lebensgenuß heiſchte. Im Apodyterium von ſeiner eigenen Dienerſchaft oder Sklaven entkleidet, empfing den Beſucher — in Athen koſtete ein Bad zu Lukians Zeiten 2 Oboli, etwa 26 Pf., in Rom 1 Quadrans, etwa 12 Pf., während Kinder frei badeten — im Salbzimmer, Unctorium, eine Schar von Badedienern, die ihn mit ſichelförmigen Schabeiſen, Strigiles, ſprachlich die Ahnen unſerer Striegeln, vom Schweiß befreiten und, unter ſanftem Kneten, ſalbten. Athleten hatten ihre eignen Leibchirurgen, Aliptes, die ihren Herren im Bade bedienten, ihn ſalbten, frottirten und ihn für ſeine Kunſt durch ſtrenge Diät ꝛc. trainirten. Wer kalt baden wollte, begab ſich in die betreffende Abtheilung, das Frigidarium, mit Baſſins zum Schwimmen, Piscines; war er empfindlicher, ſo wählte er das Tepidarium oder nahm, wenn ſeine erſchlafften Nerven ſtärkere Reize forderten, ein heißes oder Schwitzbad. Unter dem Boden des letzteren war die Heizvorrichtung angebracht, mit deren Hülfe zur Heizung des ganzen Bades Waſſer zum Verdampfen gebracht wurde. Ein erfriſchendes Douchebad findet ſich ebenfalls beſchrieben und die Angabe, daß Diebe ſich die Toilettezimmer nicht ſelten zu fruchtbringender Thätigkeit erwählten. Nach dem Bade konnte man ſich geiſtigen Genüſſen hingeben: in den Exedrae konnte man Vorträge hören oder ſich zu anregendem Gedankenaustauſch vereinen, oder man gab ſich in den Sphaeristeria

den Freuden des Ballspiels hin, wenn man nicht vorzog, sich in den schattenspendenden Wandelgängen der Platanones zu ergehen.[8] Daß diese edle Sitte nach und nach der Unsitte wich, daß die Bäder zu Versammlungslokalen degradirt wurden, wo Zucht- und Sittenlosigkeit die Losung war, daß hier die lüderliche Jeunesse dorée ihre Zeit, von Begierde zu Genuß taumelnd, vergeudete, daß in den Exedrae die Chronique scandaleuse durchgehechelt wurde und die Wandelgänge statt von philosophischen Erörterungen von zärtlichem Liebesgeflüster und leichtfertigem Kosen zu erzählen wußten (Männer- und Frauenbäder lagen nebeneinander!) und die Thermae bei den Wohlgesinnten in bedenklichen Ruf kamen, wird uns überliefert und findet seine Analoga im Mittelalter.

Nicht überraschend ist es, daß ein Badeleben im Sinne unserer Zeit, wie es vor kurzem von Schweninger gegeißelt wurde, zu Neronianischen Zeiten z. B. bestand und tief in das soziale Leben hineinspielte. Neben wirklichen Heilbädern — ich nenne nur die gleichzeitigen oder fast gleichzeitigen Aquae mattiacae, unser Wiesbaden, in dem schon die alten römischen Generale die Folgen der Feldwachen und Liebesmahle zu heilen suchten, die Aqua Aurelia aquensis, unser Baden-Baden, wo man schon damals die Folgen des Wohllebens, Zipperlein und Podagra, kurirte und bei fröhlichem par et impar, Gerade oder Ungerade, seines Leides vergaß, oder die schwefelhaltigen Aquae gratianae in Savoyen, jetzt Aix les bains — gab es eine ganze Reihe von Sommerfrischen, in denen einen Theil des Jahres zu verbringen zum guten Ton gehörte, in denen sich die Welt des Geistes und der Finanz, die Haute volée des Nähr- und Wehrstandes traf, in denen sich die Damen der Monde und der Demimonde von den Söhnen des Mars hofiren ließen, in denen Dichter poetische Eingebungen suchten und fanden, wo die Zeit, die die Kunst der Jünger des, durch Juvenal und Martial un-

ſterblich gemachten damaligen großen Parfümeurs Cosmus übrig ließ, zu fröhlichem Kokettiren und Intriguiren, zu feſtlichen Waſſerpartien, zu, des Wuchſes Schönheit und der Bewegungen Anmuth fördernden und ins rechte Licht ſetzenden Spielen und Tänzen verwandt und mit allen den Scherzen und Ergötzungen ausgefüllt wurde, die Amor,

der wilde Knabe
Der beſtändig brennende Pfeile ſchärft auf
Blutigem Wetzſtein

oder die ſchaumgeborene Tochter des Zeus (leider auch die herumſchweifende, in ihren Mitteln wenig wähleriſche) erfand und erfindet, um ſich das ſtaubgeborene Menſchengeſchlecht tributpflichtig zu machen.

An der ganzen herrlichen campaniſchen Küſte in der Nähe unſers jetzigen Neapels reihte ſich unter ewig lachendem azurnem Himmel am ſpiegelnden, die Hitze des Sommers milderndem Meere perlengleich ein Badeort an den anderen. Da lagen, miteinander wetteifernd, Stabiä, Sorrentum, die unglücklichen, die Vergänglichkeit des Irdiſchen bis in unſere Tage hinein predigenden Herculanum und Pompeji; ihnen allen aber that es das, jetzt zu einem armſeligen Dorf herabgekommene Bajä voraus. Hier hatten Cäſar, Cicero, Pompejus ihre eigenen Villen; um ſich ihres Palaſtes zu bemächtigen, tödtete der grauſe Nero die ihm verwandte Domitia und, wer nicht reich genug war, ſich den Luxus eigenen Beſitzes zu erlauben, bei ſich zu wohnen und zu baden, fand bei Freunden und Gönnern oder in zahlreichen „Logirhäuſern“ Unterſchlupf und badete in den luxuriöſen öffentlichen Bädern. Die Vorbereitungen, der ſchwierige Transport des für die Damentoilette nöthigen Troſſes (man denke an die hundert Eſelinnen der Poppäa!) und all die durch die Ueberſiedelung nach den Bädern veranlaßten Unbequemlichkeiten werden von Seneca ſatyriſch geſchildert und die Schönheiten Bajäs viel-

fach poetiſch verherrlicht. Martial ſingt: Du biſt der Venus Goldgeſtade, die ſchönſte Gabe der Natur! und Horaz, der

herabſteigt an das Meer und gönnet ſich Ruhe

ruft begeiſtert:

Wo giebt es einen Platz wohl noch auf Erden,
Der Bajä gleichen könnt an Anmuth!

Daß die Ausgelaſſenheit des Badelebens in Bajä ruchbar wurde und ſeine Widerſacher fand, daß es ein Renommee bekam, das etwa dem von Trouville glich, und ſtreng Denkende ſchon bei Nennung ſeines Namens ein gewiſſes Grauen empfanden, iſt klar. Bekennt doch ſelbſt der joviale Schelm Ovid:

Wer dort gebadet, fand nicht Geneſung, nur Wunden im Herzen

und Properz mahnt ſein Liebchen:

Schnell, o Cynthia, eil' vom Ort, wo Verführung nur lauert,
Vielen Verliebten ſchon hat es Trennung auf ewig gebracht!
Ehrbaren Frauen iſt Bajä ein ſehr gefährlich Geſtade,
Fliehe es künftig! o daß Jupiter bald es verderb'!

Einer gleich reichen Geſchichte der Kosmetik können ſich unſere germaniſchen Vorfahren nicht rühmen, und ſchwer kommt uns der Gedanke an, daß die Bewohner der Pfahlbauten, die rothblonden Rieſengeſtalten, denen die Jagd und die Fehden unter einander oder die Kämpfe gegen fremde Eindringlinge, die Bethätigung ungezügelter Kraft die Hauptfreude des Lebens ausmachte, Zeit für die Toilette gefunden haben ſollen. Tacitus berichtet, daß des Jünglings erſter Schmuck die Framea, ein kurzer Speer, geweſen ſei, daß die Zahl der, nicht wie bei den Römern zwangsweiſe in der Zahl beſchränkten, Kinder nackt und ſchmutzig im Elternhauſe zu dem Gliederbau und zu der bewundernswerthen Leibesgeſtalt aufwüchſen und daß Geſchicklichkeit den Anſtand erſetze; daß ihnen die Frauen, als Mütter ihrer Kinder

und als Pflegerinnen ihrer Wunden, verehrungswerth schienen und daß sie ihnen einen heiligen prophetischen Zauber beimäßen.

Weiter berichtet er aber doch, daß „die Germanen gleich nach dem Schlafe, den sie gewöhnlich bis in den Tag hinein ausdehnten, badeten und zwar in der Regel warm, da bei ihnen meist Winter sei, und daß sie erst, wenn sie gebadet hätten, die Speisen, jeder am eigenen Tisch, zu sich nähmen". Bezüglich der Haartracht erzählt er, daß zwischen den einzelnen Stämmen unterscheidende Moden geherrscht haben. So trugen die Sueven das Haar „schräg" über das Haupt genommen und in einen Knoten geschürzt, die Großen wohl auch mit einiger Sorgfalt geschmückt. „Darin allein besteht ihre Sorge für Schönheit; sie ist jedoch unverfänglich, denn nicht, um Sinnenreiz zu nähren und zu wecken, sondern gleichsam für das Auge des Feindes schmücken sie sich im Kriegsfall zu einer gewissen Hoheit und zum Schrecken." Dasselbe Motiv treibt die Harier, die sich, um sich bei ihren nächtlichen Kämpfen noch mehr mit dem Nimbus des Hölliſchen und Gespenstischen zu umgeben, schwarz färben.

Daß die Huldinnen jener Zeit, für die durch Wagners Musikdramen erst Verständniß ins Volk gedrungen ist, dennoch Sinn für Schmuck gehabt haben, wissen wir aus zahllosen Gräberfunden, und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Damen, die ihr Gewand mit einem Gürtel rafften und Armspangen trugen, anderen Evatöchtern gleich, versucht haben werden, ihren Reizen, wenn auch nur durch einfache Mittel der Kosmetik aufzuhelfen. Wie der Einfluß des Orients auf Griechen und Römer, so hat der Einfluß der letzteren auf den Norden gewirkt, und mit ihren Heeressäulen und dem nachfolgenden Christenthum zogen Verfeinerung der Sitten und damit kosmetische Künste ein.

So wissen wir, daß die Söhne des heiligen Gallus, wohl nicht nur als Zeichen der Demuth, sich gegenseitig die Füße

waſchen mußten und daß manche Mönchs- und Nonnenklöſter durch ihr üppiges Leben, das mehr der Pflege und dem Schmuck des Leibes, als dem der Seele galt, Aergerniß hervorriefen. In den Zeiten des, der Minne dienenden Ritterthums hatte man ſich ein ziemlich beſtimmtes Ideal von Frauenſchönheit konſtruirt. Die Sänger forderten von der Schönen, daß ſie, mäßig groß, von natürlich gelocktem, glänzendem Goldhaar umwallt ſei, daß dabei dunkle, aber nicht zuſammenſtoßende Brauen hellleuchtende Augen beſchatten ſollten, daß die Wangen roſig angehaucht, die Lippen weich und feurig roth, die Zähne gleichgeſtellt und ſchneeweiß ſein müßten! Wie konnte ſolchen Forderungen allwegs entſprochen werden ohne gelegentliche diskrete Kunſthülfe! Bäder, wahrſcheinlich unter dem Einfluſſe des durch die Kreuzzüge bekannt gewordenen Orients, waren ein unerläßliches Bedürfniß des Lebens, ihre Darreichung eine Pflicht höflicher Gaſtfreundſchaft, ja die Sitte der Zeit forderte (wie es beiläufig geſagt noch jetzt in Schweden in den öffentlichen Bädern Sitte iſt!), daß Jungfrauen den Beſuchenden bedienten, und man fand nichts dabei, daß Männer und Frauen zuſammen badeten. Auch bei den gewöhnlichen Waſchungen wurde den Nägeln und Zähnen die größte Sorgfalt gewidmet und Bürſten und Spiegel, letztere natürlich noch in kleinſter Form, waren im Beſitz wenigſtens der beſſeren Stände und ſind zahlreich auf uns gekommen. In Kämmen wurde direkt großer Luxus getrieben, wie der ſilbergefaßte und mit Edelſteinen verzierte Kamm der Longobardenkönigin Theodolinde in Monza und der Elfenbeinkamm Heinrichs II. in Bamberg bezeugen. Sonderbar muthet uns an, daß die Sitte der Zeit verordnete, daß, wie alles Werk, ſogar das Schneiden des Haares und Bartes, mit einem Gebet begonnen werden mußte, und die Bibliothek in St. Gallen weiſt eine benedictio ad barbam comendam und ad capillos tondendos auf. An eiſerner Kette hing, wie Scheffel im Ekkehardt erzählt,

der Kamm in einer Klosterzelle von der Decke herab, und die frommen Mönche erwiesen einander „den Dienst sorglicher Glättung des Haupthaars und ward auch manch' überwachsene Tonsur zu strahlendem Glanze erneut".

Falsche Haare und Schminken waren den Damen bekannt, den Männern ein Greuel. In den Städten existirten auf Grund wohlthätiger Stiftungen „Soolbäder" für Minderbemittelte, und „Bader" unterhielten öffentliche Badestuben, in denen ebenfalls die beiden Geschlechter zusammen badeten. Hier riß bald eine gewisse Zügellosigkeit ein, und die Herren „Bader" wurden unter die Unehrlichen versetzt. Der biedere Hans Sachs zählt unter 300 Stücken, die er, für den Hausrath eines jungen Paares nöthig, poetisch aufführt, einen Spiegel auf, und fährt fort:

wenn man in das Bad will gan,
einen Krug mit Laugen muß man han,
Badmantel, Badtuch und Haubtuch,
Beck, Purſten, Schwammen und pruch (?)!

Schminken und andere Schönheitsmittel waren im Schwange, dem Bart und Haupthaar wurde eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet, man parfümirte sich, und an zierlichen Ketten trugen die Damen neben Riechfläschchen, Ambra- und Bisamäpfeln, aus Holz oder Gewürz gedreht, kleine Anhängespiegel bei sich. Nach den Turnieren nahmen die Ritter ein erfrischendes und kräftigendes Bad, und der strenge Katholik Butzbach klagt zu Luthers Zeit, daß die katholischen Geistlichen das Gut frommer Stiftungen in Bädern verpraßten. Fischart geißelt die Mode- und kosmetischen Thorheiten, und im Lustgarten der Herrad von Landsperg wird illustrirt, wie nach den Mahlzeiten die Hände gewaschen wurden. Als köstliche Illustration für die Anschauung der Zeit, wie für die Vielseitigkeit des sich empfehlenden Figaro

verdient folgende Nürnberger Annonce aus dem Jahre 1640 Erwähnung:

Isaak Makerl, Barbier, Perückenmacher, Schuhlmeister, Hufschmied und Geburzhelfer. Rasiert für 1 Kreuzer, schneidt die Haar vor 2 Kreuzer und Puter und Pomade obendrein die jungen artigen Fräuleins, lernt die jungen Edelleute ihre Mutterſprache grammadikoliſch und ganz leicht, ſorgt vor ihre guten Sitten und lernts Buchſtabyren. Beſchlägt die Ferde meiſterhaft, magt und flickt Schu und Stiffel, lernts Hoboe und Flaute, läſt Ader, ſetzt Schropfkopf, lernt in die Häuſer die Kodiljons und andre Tanz, verkauft Parfümery aller Art ꝛc. ꝛc.

Eine eingehende Speciallitteratur bietet dieſer Zeitabſchnitt in nur verſchwindendem Maße, und was z. B. Guy de Chauliac, ein bedeutender Arzt des vierzehnten Jahrhunderts, an Schönheitsmitteln empfiehlt (La grande chirurgie, Montpellier 1363), iſt im Grunde genommen nichts anderes, als was wir in Geſtalt der Lomenta, Diapasmata ꝛc. kennen gelernt haben. Seine Schminkmethode iſt z. B. folgende: Das gut abgeriebene Geſicht wird mit lauwarmem Seifenwaſſer gewaſchen, gut abgetrocknet und mit einer Salbe, deren Recept er giebt, die Nacht über bedeckt gehalten. Tags darauf wird das Geſicht mit Kleie oder Veilchenwaſſer gewaſchen und bleibt dann einige Zeit mit einem Tuch verhüllt; dann erſt werden die Wangen mit Alaunlöſung, die mit Rothholz verſetzt iſt, gefärbt.

Auch damals fühlten ſich bedeutende Aerzte nicht zu hoch ſtehend, um der Kosmetik ihre Kraft zu leihen, weil es, wie Marinello (Gli ornamenti delle donne, Venedig 1562), ſich auf Ovid berufend, ſagt, nur Gott wohlgefällig ſein könne, die den Menſchen verliehene Schönheit zu konſerviren.

Lange blieb der Süden, Italien, das Land, in dem unſere Kunſt blühte; von dort wurden die den Toilettentiſch bevölkernden Sächelchen beſonders nach Frankreich gebracht, das berufen war,

wie in der Mode im allgemeinen, die Führerschaft auch im Gebiete der Kosmetik zu übernehmen.

Katharina von Medicis und Margarethe von Valois sollen sich rühmen können, zuerst tonangebend im Reiche der Toilettekunst gewesen zu sein, und bezeichnend genug ist es, daß man nicht wohl des französischen Worts Toilette entrathen kann, daß für das sehr bezeichnend vom Hahn hergeleitete Kokettiren meines Wissens noch kein treffendes deutsches Wort gefunden ist, und daß man immer noch nur Eaux, Esprits, Pâtes, Toupets kennt und daß wir uns pudern, frisiren, coiffiren. Die Kunst der Galanterie scheint allerdings, dürfen wir der Ableitung trauen, aus deutschen Gauen zu stammen.

Nicht viel später sehen wir ein Schönheitsmittel wieder auftauchen, das schon zu den geschilderten Neronianischen Zeiten eine große Rolle spielte: das Schönpflästerchen, die Mouche, unter dessen Siegeszeichen allerdings erst die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stand. Wahrscheinlich von der Erfahrung ausgehend, daß ein natürliches kleines Mal, ähnlich einem neckischen Grübchen, das Auge auf sich lenkt, daß es durch den Farbenkontrast die zarten Gesichtsfarben hebt, klebte man kleine, ursprünglich nierenförmige Lederstückchen, Splenia, aufs Kinn, auf die Stirn und die Wangen. Martial geißelt in einem später nochmals vorkommenden Epigramm (2 29), daß

zahllos sind die Pflästerchen, welche die Stirn ihm verschmieren.

Er spottet ihrer und des Schminkens (10, 22):

Du frägst, weshalb so häufig bepflasterten Kinnes
und die Lippe mit weißer Bleifarbe bemalet,
Philaent, ich ausgeh?! Ich will dich nicht küssen!

und Ovid erzählt in seinen Liebeskünsten, daß kleine Lederchen

— — — die ungeschminkten Wangen schmückten.

Unſer ſiebzehntes Jahrhundert ſchnitt ſeine „Fliegen“ aus ſchwarzem Sammet oder aus Seide und ſtellte bezüglich der zu wählenden Formen und Geſichtsſtellen und der zu verwendenden Anzahl — man verſtieg ſich bis zu einem Dutzend! — genau zu beobachtende, tyranniſche Regeln auf. Ein ſternförmiges Pfläſterchen, la galante, zierte die Wangen, auf's Kinn gehörte ein rundes, die Straße forderte beſonders geſtaltete, der Ballſaal wieder andere Mouches, die ſchließlich die Geſtalt kunſtvoller Silhouetten bekamen und mit einem Kranz von Brillanten umgeben wurden. Es iſt die Zeit tiefen ſittlichen Verfalls und die Zeit, in der die Kosmetik ihre größten Triumphe feiert. Nicht zufrieden mit dem Schminken am Tage, forderte ſie, daß zur Schonung des Teints das Geſicht Nachts mit masquins, Hüllen von leichtem Zeug, bedeckt oder daß für die Nacht ein beſonderes zartes Roth aufgelegt wurde. Man unterſchied zwiſchen dem Roth, das der Dame vom Stande zukam, und dem, das die Bürgersfrau oder die Prieſterin der Venus *vulgivaga* ſchmückte, gebot ſelbſt den Backfiſchen ihre jugendfriſchen Wangen zu ſchminken, ja ein Theil der Männerwelt, zum verweichlichten Spottbild degradirt, äffte dieſe Thorheiten nach, ſuchte angemalt und gepudert und, ſich truthahnähnlich ſpreizend, ſeine Befriedigung in faden Liebeleien, nicht aus Herzensbedürfniß, ſondern weil das Halten einer Mätreſſe zum guten Ton gehörig, à la mode war.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Tracht der Zeit, ſo ſehen wir, daß Bruſt und Leib in ihrer natürlichen, freien Entwickelung durch ein ſteifes Mieder gehindert wurden, daß ein ſtählernes Blankſcheit die Spitze der Taille möglichſt tief herabdrückte, während von den Hüften, die durch Drahtgeſtelle, Bouffanten, ebenſo der Natur Hohn ſprechend, in die Höhe gehoben wurden, eine unmäßig lange Schleppe dahinwallte. Aus dem ſehr tiefen Bruſtausſchnitte guckte gelegentlich neugierig

eine Mouche hervor und auf dem Kopf erhob ſich ein unendlicher, den Karrikaturiſten zahlreich benutzten Stoff für ihre Griffel bietender, drahtgeſtützter, flitter- und ſpitzendrapirter Aufbau. Die Häupter der Männer bedeckte eine koloſſale Perücke, die in Preußen Friedrich III. (I.) einführte, um ſeine verwachſenen Schultern zu verbergen, und die er ſpäter beſteuerte. Kurz, es machte ſich auch auf dieſem Felde der Kosmetik eine Unnatur geltend, die, wie die ſonſtigen verrotteten Verhältniſſe, nach einer reformirenden Umwälzung drängten, die in radikalſter Weiſe die Zeit der franzöſiſchen Revolution brachte.

Wenden wir unſere Betrachtungen dem Schmuck der Haare zu, ſo wiſſen wir, daß ihm, beim Manne auch dem Barthaar, von Alters her große Aufmerkſamkeit gewidmet wurde. Die alten aſſyriſchen Bildwerke lehren uns, daß lang wallendes, gelocktes Haar und eben ſolcher Bart Mode war, und ebenſo galt dickes und ſtarkes Haar den Hebräern, wie allen Orientalen (mit Ausnahme der bartloſen Aegypter) als Zierde (Ezech. 8, 3, Jeremias 7, 29, Abſalons Haar!); ein Kahlkopf war dem Volk, auch wegen des Verdachtes des Ausſatzes, zuwider. Eine ſpätere Zeit ſcheint den üppigen Haarſchmuck für ein Zeichen der Verweichlichung gehalten und ihn nur den Jünglingen geſtattet zu haben, während das Alter ſich des Scheermeſſers bediente und Haupt- und Barthaar ſich nur als Zeichen der Trauer wachſen ließ. Beim Bart, der Manneszier, dem Zeichen ſeiner Freiheit, ſchwur man, und noch jetzt hält der Orientale unfreiwilliges Stutzen oder das Zupfen daran für einen ihm widerfahrenen Schimpf.

Von den Frauen wurde der Schmuck der, „den Haaren der Ziegen auf dem Berg Gilead“ gleichenden (Hohes Lied) Haare ſehr hoch gehalten, ſie wurden gekräuſelt, geflochten, geſalbt, mit glänzendem Pulver beſtreut, und das Tragen von aufgelöſtem Haar galt als ungehörig, wenn nicht als Zeichen

der Trauer. Dagegen ist auch hierbei das Färben mit dem schon genannten Kopher oder Henna ebenso ungewiß, wie der Gebrauch der, den Medern (Xenophon, Cyr. 1. 3, 2) bekannten Perücken. Daß die Aegypter sich der letzteren ebenfalls bedienten, geht aus Gräberfunden hervor.

Auch bei den Griechen erfreute sich das Haar des Ansehens und der Pflege. Die Spartaner trugen es lang und übertrugen seine und die Pflege der Nägel dem Barbier, dem Kureus. Wie die bekannte Büste des Apoll von Belvedere zeigt, war zu altattischen Zeiten eine, auf dem Vorderkopf zum Knoten, Krobylos, geschürzte Flechte Sitte. Schwarze Haare waren gewöhnlich, blonde aber die beliebtesten, und das Bestreben, sie durch Färben goldlockig zu machen (Apollo wird als goldlockig gepriesen und die Helden Homers blond genannt!), erklärlich. Ein voller Bart (man unterschied schon damals wie heut Backen-, Kinn- und Schnurrbart, mystax, beiläufig gesagt, der sprachliche Urahn des französischen moustache) galt als Zeichen der Männlichkeit — kurz gestutzt als Zeichen der Trauer —, bis Alexander die Sitte regelmäßigen Scheerens in die Mode brachte. Das Frauenhaar wurde nicht geflochten, sondern, schlicht nach hinten gekämmt, in dem „griechischen" Knoten zusammengefaßt oder nach dem Vorderkopf hin tief in die Stirn hinein arrangirt, denn eine niedrige Stirn galt (man denke an die bekannte Büste der Klytia) als schön. Ein Band faßte spangengleich das Haar zusammen, und das des Hinterkopfes hielt ein Netz oder Tuch zusammen. (Dionysos hatte den Beinamen Chrysomitros, weil er seine Lockenfülle in einem goldigen, dünnen Haupttuch trug.)

Die Römer folgten orientalischer Sitte etwa bis 300; Scipio der Jüngere erst ließ sich täglich durch, aus Sicilien eingewanderte Tonsores rasiren, radere. Besonders fleißige Barbierstuben-Abonnenten belegte man mit dem Namen barbatuli,

und, als Hadrian seines mangelhaften Teints halber bärtig einherging, wurde die Sitte des Barttragens allgemein und der Tag des ersten Rasirens im 21. Jahr feierlich begangen. Die Kaiserzeit ließ auch in der Pflege der Haare den Modethorheiten die Zügel schießen, man brannte die Haare mit dem Brenneisen, calamistrum, legte die Stirnhaare in, den „Simpelfransen" ähnliche Löckchen, cincinni, und ersetzte den Haarmangel durch Haartouren, capillamenta. Cato warf den Römern vor, daß sie ihr dunkles Haupthaar mit dem gelben der Chatten und Sigambrer bedeckten, wenn sie es nicht färbten, und Juvenal erzählt (6, 120),

daß sie mit gelber Perücke verbergen ihr dunkeles Haupthaar

und daß Caracalla sich, auf galante Abenteuer ausgehend, durch eine ebensolche unkenntlich gemacht und à la Germania frisirt habe, während Herodian verräth, daß Commodus sein Haar mit Goldstaub puderte, um es goldglänzend zu machen.

Die Tabernen der Tonsores wurden in Rom auch bald die Sammelplätze der Müßigen, die ihre Zeit mit Stadtklatsch vertrödeln wollten, und man sah auch wohl (Horaz an Mäcenas)

einen Geschorenen allein dort sitzen im Schopfe des Baders
und mit dem Messer gemüthlich sich selbst herrichten die Nägel,

deren Pflege man sich angelegentlich widmete, denn

„Nichts darf vorn überragen und verpönt sind schmutzige Ränder,"

wie Ovid in der Liebeskunst sagt. Interessant ist, daß schon damals die Lieblinge der Musen oder solche, die es zu sein wähnten, eine gewisse geniale Unordnung glaubten zur Schau tragen zu müssen; so spottet Horaz:

„— — Er mag auch die Nägel ein gut Theil nimmer sich schneiden,
Noch abschneiden den Bart, sucht Oeden auf, meidet die Bäder.
Dadurch wähnet er Namen und Ruhm zu gewinnen als Dichter,
Wenn den Kopf, unheilbar in drei Anticyras,* niemals
Licinius bietet zur Kur, dem Barbier."

Dem liebewerbenden Manne räth der erfahrene Ovid:

„Männern geziemt nachläſſige Form! Die Minois gewann ſich
Theſeus, welchem das Haupt nimmer ein Eiſen gekrauſt,“

doch einige Verſe weiter ſagt er (Liebeskunſt I):

„Laß auch durch ſchlechten Schnitt nicht ſtörriſches Haar dich entſtellen:
Bart und Haare verſchneid' nur 'ne geübete Hand!“

Eine weiter unten angeführte Belegſtelle zeigt uns übrigens, daß das Nägelkauen auch bei den Römern zu den verpönten Struwwelpetergewohnheiten gehörte.

Die Damen ſträhnten ihr eigenes oder geborgtes, naturfarbenes oder gefärbtes Haar mit „dem vielfach getheilten Zahn“, d. h. Kämmen aus Buchsbaum oder Elfenbein, flochten es und ſteckten es (ſelbſt die galante Männerwelt nach Juvenal

„füllte aus mit gewaltigem Schopf das geſtrickete Goldnetz!“)

mit Goldfäden durchflochten oder mit koſtbaren Nadeln oder Schildpattkämmen geſchmückt, chignonähnlich auf. Bleichte es Alter und Sorge, ſo griff man zu Nußſchalentinktur, um es, jugendlich braungefärbt neu erſtehen zu laſſen oder färbte es mit einer Spezialität des, durch Martial unſterblich gemachten Parfümeurs Niceros, einem Bleipräparat, ſchwarz. Daß ſelbſt junge Damen ſich der Haartouren bedienten, verräth der indiskrete Bonvivant Ovid (Kunſt zu lieben 3, 245):

„Ich ließ plötzlich einmal bei einem Mädchen ſich melden
Und verkehrt in der Angſt ſetzte das Haar ſie ſich auf.“

Eine köſtliche Schilderung einer Toiletteſcene im alten römiſchen Frauengemach, würdig des Pinſels eines Tadema, geben folgende Verſe Juvenals in ſeiner ſechsten Satire:

„Machet den Kopf ihr zurecht, mit zerraufeten Haaren ſie ſelber,
Pſecas, entblößt an der Schulter und bloß an den Brüſten, die Arme!
„„Weshalb ſtehet die Locke ſo hoch?!““ flugs eilet zu ahnden
Eines gekräuſelten Haares Unthat und Verbrechen die Knute.

— — — Links müht sich die zweite,
Streicht in die Länge das Haar, kämmt's durch und dreht's in die Runde.
— — — So viel Stockwerk noch baut sie
Hoch auf's Haupt."

Was würde eine moderne Kammerzofe sagen, wenn sie bei ihrer verschönenden Thätigkeit sich der Knutenhiebe der nervösen Dame und der Attacken mit den Nägeln oder den Haarnadeln versehen müßte, wie die römischen Putzjungfern, die entblößt gehen mußten, um desto empfindlicher gezüchtigt zu werden:

„Ach und die Blutende weint in das verhaßete Haar!"
(Ovid, Kunst zu lieben III, 241.)

Die Gegend unseres Wiesbaden lieferte eine zum Färben der Haare benutzte Spezialität, die Pilae Mattiacae, eine Art von Seifenkugeln, und der Allerwelts-Plinius giebt eine Vorschrift zur Darstellung einer Bleifarbe aus Blei, Blutegeln und Essig. Die schon besprochene Vorliebe für blondes Haar verdankte ihre Entstehung der Bekanntschaft mit unseren germanischen Vorfahren. Eine Folge der durch sie nöthig werdenden Färbversuche, die Behandlung der Haare mit allen möglichen Substanzen, den Spuma caustica Batava,[10] den Pilae Mattiacae u.s.w. war eine Schädigung des Haarwuchses und eine frühzeitige Kahlköpfigkeit, die, selbstgeschaffen, die allgemeine Spottlust hervorrief und das Geschäft der Perückenmacher aufblühen ließ. So höhnt Ovid:

„Schmücke den Kahlkopf dir doch mit 'ner Fülle germanischer Haare!"

und an anderer Stelle:

„Weiber färben das Haar, ist's grau, mit germanischen Kräutern,
Und es gewinnt durch Kunst schönere Farb' als vorher."

So schön an richtiger Stelle ein sog. Pigmentfleck oder ein kleines Muttermal erscheint, so erwünscht es die Blicke des

Beſchauers auf die Trägerin lockt und ihn feſſelt, ſo fatal, ja direkt verunzierend präſentiren ſich ſolche natürlichen Zugaben und rangiren höchſtens unter den „beſonderen Kennzeichen“, noch dazu, wenn ſie mit dunkeln, glänzenden Härchen bedeckt ſind. Auch in ſolchen Fällen bediente man ſich bergender Pfläſterchen oder des Hülfsmittels der Enthaarung. Beider mußte man ſich in klaſſiſcher Zeit um ſo häufiger bedienen, als die herrſchende Kleidertracht mehr Hautpartien unbedeckt ließ, als jetzt. Nicht äſthetiſch wirkte die mit dem linken Arm aus den Gewandfalten hervorragende Schulter und die beim Geſtikuliren ſichtbar werdende Schulterhöhle, und begreiflich in kosmetiſchem und künſtleriſchem Sinne ſind die Bemühungen, das die Augen Störende zu beſeitigen. Der Natur allerdings ſpricht dieſe Epilation Hohn, und geradezu naturwidrig iſt die nach und nach ſich, erſt bei den Frauen, dann auch bei den Männern zur Mode ausbildende Sitte, den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, von Haaren zu befreien.

Man wandte für den Zweck Aetzpaſten an, wie das Pſilothrum, das, vegetabiliſchen Urſprunges, eine Pflanze Ampeloleuce, unſere Zaunrübe, enthielt, mühte ſich ab,

„— — die zarte Lende zu glätten mit Catinas Bimsſtein“,
(Juvenal)

nachdem die Haare, zuvor mit Bruttiſchem Leim zuſammengeklebt, herausgeriſſen worden waren, und polirte weiter,

„damit auch die Arme glänzten nach Entfernung der Haare!“
(Martial)

oder man ließ ſich den Tonſor kommen oder männliche (Alipili) und weibliche Enthaarungsſpezialiſten, die anfänglich die Härchen mit einer Art Pinzette, Volsella, ausriſſen, ſpäter das Pſilothrum anwandten oder die behaarte Stelle mit einem Pechpflaſter, Dropax, bedeckten, das ſie dann mit den feſtgeklebten Haaren

auf einmal abriſſen, eine Operation, die auf Martials boshafte Frage:

„Glatz und Geſicht machſt glatt du mit Dropax und mit Pſilothrum.
Macht der Tonſor vielleicht Furcht dir, o Gargilian?!“

gewiß nur ein ſauerſüßes Lächeln als Antwort erwarten läßt. Wie weit ſich die Gebieterin Mode erſtreckte, verräth uns Ovid in ſeiner Liebeskunſt, die die Forderung ſtellt,

„daß ja nicht darf aus der Naſe Höhle hervorſchau'n ein Härchen!“

Von dem, was uns über die Haartracht der alten Germanen überkommen iſt, ſprach ich ſchon beiläufig, — ſie bietet für unſere Beobachtungen ebenſowenig hervorragende Momente, wie die ganze nachklaſſiſche Zeit, trotzdem die Werke eines Galen in der Mitte des zweiten Jahrhunderts ebenſo, wie die der arabiſchen ärztlichen Koryphäen Rhazes um 960 und Avicenna um 1000 vieles, die Kosmetik Betreffendes enthalten. Erſt im elften Jahrhundert treffen wir einige Spezialwerke der berühmten Aerztin aus der Schule von Salerno, Trotula, und zwar in der Hauptſache ihre Practica de ouris mulierum. Später giebt der ſchon erwähnte Guy de Chauliac in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Vorſchriften allgemein kosmetiſcher Art und auch ſolche zum Konſerviren und Verſtärken des Haarwuchſes. Wie noch jetzt als Hausmittel üblich, verordnet er Waſchen mit Eigelb und verſchieden zuſammengeſetzten Seifen; gegen Haarausfall empfiehlt er unter anderem Schwefel oder Kanthariden, in denen die freundliche Leſerin Bekannte findet, denn ſpaniſche Fliegen (die Volksetymologie verwandelt die Kantharidin in Katharinentinktur!) fehlen ja in keinem der Rezepte gegen Haarausfall, die in unzähligen Exemplaren im Schoße der Familie gehütet und guten Freundinnen weitergeliehen werden, und mit Schwefelſeifen geht man ja immer noch allen möglichen pflanzlichen Invaſionen, alſo auch den, den Haarausfall mit ver-

urſachenden Schinnen oder Schuppen zu Leibe. Chauliac läßt ſich auch über Haarfärbemittel vernehmen und berichtet, daß die Damen von Montpellier mit Ginſter und Immortellen, die Pariſerinnen mit Enzian- und Berberitzenwurzeln färbten, und giebt auch ein Rezept, das das uralte und noch nicht vergeſſene Blei enthält, zum Schwarzfärben. Als Enthaarungsmittel empfiehlt er eine Aetzpaſte (wie ſie als Rhusma theilweiſe noch im Orient üblich iſt) mit Operment, dem giftigen Schwefelarſen, ferner erwähnt er das Einzelausziehen. Auch Marinello beſchäftigt ſich ausgiebig mit dem Kapitel der Haarpflege, ja es ſcheint, daß zu ſeiner Zeit das Färben der Haare mindeſtens ebenſo en vogue war, wie zu klaſſiſchen Zeiten. Die empfohlenen Mittel bieten übrigens, bis auf einige Quackſalbereien ganz zweifelhaften Werthes, ebenſowenig neues, wie die von dem Einfluſſe neuer wiſſenſchaftlicher Anſchauungen wenig, von der Mode deſto mehr berührten Vorſchriften in dem Buche von Porta.

Daß die Haartrachten des Mittelalters bis hinauf ins achtzehnte Jahrhundert die Hülfe der Kosmetik nöthig machten, daß die Haare gebraunt, gepudert und mit wohlriechenden Pomaden geſalbt wurden, daß die Damen Stirn- und Scheitellöckchen trugen, daß man zeitweiſe ſelbſt üppigen Haarwuchs mit enormen Perücken bedeckte, daß ſelbſt das widernatürliche völlige Enthaaren bei Männern und Frauen unter dem Sonnenkönig ſeine Auferſtehung feierte, iſt ebenſo bekannt, wie, daß der Zopf der Mode und ihre Ausſchreitungen in unſere Tage hineinreichen, daß heute ein thurmähnlicher, gregarinenzüchtender Chignon das Frauenhaupt unnatürlich belaſtet, das morgen, madonnenhaft glatt geſcheitelt, an ſeiner Stelle nur einen kleinen griechiſchen Knoten zeigen darf, daß heute eine niedrige, durch Simpelfranſen zuſammengedrückte Stirn für ſchön gehalten wird, die morgen, weil man ſich erinnert, daß hinter ihr der Gedanken

Fülle thront, hoch sein muß, daß selbst die uniformirte Armee der Haar- und Bartmode fröhnt und daß Leute, wie Vischer, ebenso vergeblich, wie Juvenal, die Zeiterscheinungen geißeln, die in den illustrirten Journalen vom Griffel eines Oberländer und Schlittgen festgehalten, von den Zeitgenossen belacht, aber nicht beherzigt werden.

Widmen wir zum Schluß dem Munde und den Zähnen eine kurze Besprechung, so begründet schon der Umstand, daß beider Schönheit seit Alters her die Blicke der Künstler und Poeten auf sich gezogen, die ihnen stets gewidmete angelegentliche kosmetische Pflege. Das hohe Lied preist die Lippen, die einer rosenfarbenen Schnur gleichen, es rühmt, weniger sympathisch und für unseren Geschmack unverständlich, daß sie wie triefender Honigseim seien; die Griechen sprechen rühmend vom Gehege der Zähne und der verliebte Jüngling der Jetztzeit schwelgt vom Kuß auf das Rosenmündchen und von schwellenden Rosen- und Kirschlippen.

Ein gleiches Gewicht wird auf die Schönheit der Zähne gelegt und defekte oder auffällig gefärbte werden verspottet. So macht Horaz seine ehemalige Freundin Canidia dadurch unsterblich, daß er sie zum Dank für ihre Abtrünnigkeit in einer Epode schildert als

„Canidia, die grause, die mit gelbem Zahn
An unbeschnittenem Daumen nagt,"

und der Lyce wirft er vor,

„Daß sie die gelblichen
Zähne, daß sie die Runzeln
Und ihr schneeiges Haupt entstellen."

Ovid mahnt in der Liebeskunst,

„— — daß frei sein sollen die Zähne von stockigen Flecken!"

und daß einem Zahnpulver in den Epigrammen von Martial die Worte in den Mund gelegt werden:

„Nicht pflege ich zu putzen gekaufte Zähne",

beweiſt, abgeſehen von anderen Stellen, daß man ſich damals ſchon, und zwar Elfenbeinzähne, einſetzen laſſen konnte.

In der That kannte man das Plombiren der Zähne, wie Unterſuchungen von Mumienkiefern beweiſen, ſchon zu altägyptiſchen Zeiten, und ſo lange es Zähne giebt, werden ſich ihre Beſitzer gelegentlich unter der Pein der Zahnſchmerzen gewunden haben und ebenſo lange kennt man Zahnärzte. Nachgewieſenermaßen gab es bei den Griechen und Römern Zahnſpezialiſten, Zahnbrecher, die mit dem Pelikan und anderen ehernen Marterwerkzeugen ihr wohlthätiges Handwerk ausübten und ſich bemühten, „den verdrießlichen Affekt, der einem was rechts zuſetzen kann", wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, zu beſeitigen. Ebenſo gab es ſchon im Alterthum die rationellen Zahnſtocher, Dentiscalpia, die im Mittelalter (allerdings mehr in eine Bürſte umgewandelt und dargeſtellt aus Malven- oder Altheewurzel, die einerſeits zerfaſert und mit Myrrhe, Althee oder Cochenille getränkt waren) in den Apotheken feilgeboten wurden. Daß die ungemein läſtige Beigabe ſchlechter, Speiſereſte in ihren Höhlen zurückhaltender Zähne, allerdings auch die Folge eines verdorbenen Magens, der übelriechende Athem, die Anima foetida, den Alten bekannt war, iſt nicht zu verwundern. Man verbarg das Leiden durch Kauen von Maſtixzweigen oder von Paſtillen oder Trochisken, die man aus dem uralten Räucherwerk Kyphi, formte, zu dem ſich ſchon im Papyrus Ebers eine Vorſchrift findet. Es beſtand aus Myrrhe, Maſtix, Weihrauch, Foenum Graecum (das ſeiner aromatiſchen Eigenſchaften wegen ſchon durch Karl den Großen nach Europa gebracht wurde, um im Kloſtergarten von St. Gallen gebaut zu werden) und Honig.

Wer ſich nicht den Mund eifrig mit Spülwäſſern, Gargarismata, reinigte, führte auch, um ſeinen normalen Athem zu

parfümiren oder den Genuß von allzureichlich genossenen oder verbotenen Getränken zu verbergen, unseren Cachous ähnlich die parfümirten Pastillen im Munde, und deshalb macht sich Martial mit Recht lustig, wenn er malitiös sagt:

„Sage mir doch, Postumius, warum duftet schier ständig
Myrrhenähnlich dein Kuß?, Hast ja wohl das Parfüm
Jahraus jahrein in Pacht! Fast scheint's mir verdächtig: wer immer
Gut riecht, riecht doch nur schlecht! Das verbirgt das Parfüm!"

Noch tiefere Einblicke in die Sitten der Zeit läßt folgendes Epigramm desselben Dichters thun:

„Um zu verbergen den Wein, den du, Ueppige, gestern zu viel trankst,
Kaust des Cosmus Pastill', heut', Fescennia, du!"

Daß auch die Liebeskunst der Eigenschaft denkt, die allerdings jede kosende Annäherung problematisch, jedes Schwelgen in süßem Kusse unmöglich macht, ist natürlich. Sie fordert, daß

Nie sei widerwärtig und schlecht der Geruch im Munde!

Werfen wir einen Blick auf die vorhergegangenen Zeilen, die ja nur einige Merksteine aus der Geschichte der Kosmetik herausgreifen konnten, so fällt uns das verschiedene Ziel, der schwankende Begriff der ihr Streben bestimmenden körperlichen Schönheit auf. In der That mangelt es ja an einer bündigen Definition dafür, und sie unanfechtbar zu formuliren, wird wohl ewig vergebliches Mühen bleiben.

Lassen wir extreme Anschauungen ganz außer Acht, vergessen wir, daß die Kongoneger, ihrem Schönheitsideal entsprechend, ihre Zähne schwarz färben, sie durchlöchern, um sie mit Edelsteinen zu besetzen, sie theilweise ausbrechen oder spitz zufeilen, daß die Einwohner gewisser Alpenthäler die endemische Wucherung der Schilddrüse, den Kropf, der schon den Römern auffiel,[11] für schön halten, daß die Orientalinnen weibliche Schönheit mehr mit der Wage und dem Maße, als mit dem

Auge abſchätzen, ſo daß die holde Schöne, um ihres künftigen Herrn und Gebieters Auge auf ſich zu lenken, ſich erſt einer Art Maſtkur unterwirft, denken wir nicht daran, daß der gute Ton den Hinduariſtokraten (und unſeren Elegants!) krallenförmige lange Nägel, ein Zeichen privilegirten Nichtsthuns, vorſchreibt, ſo gab unſere Betrachtung für das proteusähnliche Wechſeln des Schönheitsbegriffs der Beweiſe genug an die Hand, und jeder Tag führt neue vor.

Wir ſahen das Beſtreben, den Wangen zartes Roth anzuſchminken, und doch ſchmähen wir das „unverſchämt" rothe, geſundheitsſtrotzende Bauernröschen auf Koſten der intereſſanten krankhaften Bläſſe der ſtädtiſchen umworbenen, koketten Balldame. Wir ſchwärmen für die neckiſchen Gazellenaugen unſerer Jugendliebe, die ſelbſt vielleicht findet, daß ſie ſich viel ſchöner hinter einem, ihr wunderhübſches und doch nicht „ſchönes" Stumpfnäschen einklemmenden Augenglas präſentirten. Die Schöne mit natürlichen Locken, „die ſo ſchwarz wie die *Nacht* wohl ſind", ſcheut ſelbſt die fatalſten Proceduren *nicht*, um ihren Haarſchmuck modern, alſo ſchön blond zu färben. Kritiklos giebt ſich Don Juan dem eigenthümlichen und doch ſo verſchiedenen Zauber der Schönheiten aller Nationalitäten hin, und ohne weiteres iſt anzunehmen, daß der geiſtesklare weimarſche Herrſcher im Reiche poetiſcher Schönheit dort, wo er ſich willenlos der Macht der Frauenſchönheit hingab, ſich öfterer Inkonſequenz ſchuldig gemacht hat. Zeit und Geſchmack wirken eben auch hier; was des Knaben Herz mit Entzücken erfüllt, veranlaßt des tieferblickenden ernſten Mannes zweifelndes Kopfſchütteln und das Lächeln des Greiſes; was dem Backfiſch als kindlich gut ſteht, fordert bei der reifen Jungfrau als kindiſch den Spott des Beſchauers heraus; die Bläſſe des Geſichts und frühzeitige Falten erwecken als Zeichen der Krankheit bei der Jugend unſer Bedauern, oder wir ſtellen unſere

Betrachtungen über durchschwelgte Nächte und frühes Greisenthum an und finden dieselben Merkmale umrahmt von schneeweisen Locken wunderschön.

Es ist Schönheit etwas Relatives, nicht mit dem Zirkel meßbar, nicht durch Formeln, nicht mit dem Meißel oder Griffel absolut richtig darstellbar, wenn auch vom künstlerisch-ästhetischen und anatomischen Standpunkte allgemein als richtig anerkannte Regeln (letzthin z. B. von Brücke, Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt) aufgestellt worden sind. Jedenfalls ist das sterbliche, sichtbare Gefäß von seinem unsichtbaren Seeleninhalt nicht zu trennen; dem Inhalt wird sich das Gefäß bis zu einem gewissen Grade wenigstens anpassen. Mens sana in corpore sano, aber auch umgekehrt: ein gesunder Körper die Hülle einer gesunden Seele. Von gesundem, starkem, seinen modernen Nerven keine Uebermacht einräumendem Geist soll das schwache Fleisch, der Körper gezügelt und gelenkt werden, seinem Willen soll er sich unterwerfen, unter seiner Herrschaft soll der Körper unter steter Uebung, „im Schweiße des Angesichtes" gestählt und abgehärtet werden. Die natürlichen Folgen dieser von der Diätetik und der Gymnastik, dann erst von der Kosmetik vorgeschriebenen, in den Werken über Makrobiotik zusammengefaßten Lehren sind eine erhöhte Nahrungsaufnahme, ein guter Stoffwechsel, sanfte, apollinische Rundung der Körperformen und frische Körperfarbe, Gesundheit, — Schönheit.

Wer seine Pflicht zu erfüllen glaubt nur durch Zuhülfenahme der Kosmetik, der beherzige wenigstens, daß ein durchsichtiges Zuviel lächerlich macht, daß

„man nicht darf auf dem Tisch der Geliebten treffen die Büchsen!
's helfe den Reizen die Kunst, ohne daß Jemand sie merkt!"
(Ovid, Liebeskunst III, 209.)

und daß sie im Grunde den Körper zu einem Dekorationsstücke erniedrigt, dessen trügerische Pracht durch eines Lüftchens

Macht in Stücke fällt, deſſen oberflächliche Tünche ein Regentröpfchen verwiſcht, deſſen Lockenſchmuck eine Nebelwolke in häßliche Strähnen löſt, das ſich mit einem Worte bald als hohle Lüge entpuppt. Die Quinteſſenz bleibt der ſeeliſche Inhalt, und es verſöhnt uns mit dem frivolen Ovid, daß er in ſeinen Schönheitsmitteln die Frauen apoſtrophirt:

„Erſte Sorge für euch ſei die für die Sitten, ihr Frauen!
Schönheit feſſelt, wofern edles Gemüth ſie empfiehlt.
Liebe hierfür nur beſteht, die Schönheit raubet das Alter
Und von Runzeln durchpflügt wird das Geſicht, das gefiel.
Edles Gemüth genügt und dauert aus bis zum Alter
Und die Liebe beruht, bis ſie erliſchet darin!"

Anmerkungen.

[1] Kap. 9, 9: Schöne Weiber haben manchen bethöret.

[2] In der letzten Zeit äußerſt intereſſant durch Paſchkis *in ſeiner* von mir gelegentlich benutzten Kosmetik für Aerzte.

[3] Ovid ſagt in der Liebeskunſt, ſchön umſchrieben, von dem eigenthümlichen Bocksgeruch: Daß von der Herde Mann werde die Naſe verletzt.

[4] Xaver Fiſcher, Archiv der Pharmacie, 1890, 9.

[5] Hille, Zeitſchrift der morgenländiſchen Geſellſchaft, 1851.

[6] Chriſtus und die Ehebrecherin.

[7] Eine genaue Vorſchrift, die Ovid in ſeinen Schönheitsmitteln giebt, iſt folgende:

„Gerſte, welche zu Schiff uns libyſche Ackerer ſchickten,
Müßt ihr von ihrer Spreu und von der Rinde befrei'n.
Linſen ein gleiches Maß, laßt dann zehn Eier befeuchten;
Aber gehäuft zwei Pfund wiege die Gerſte für ſich.
Wenn in windiger Luft du dieſe hatteſt getrocknet,
Mahle die Eſelin, träg', es in der Mühle zu Mehl.
Ferner das erſte Geweih, das vom lange lebenden Hirſch fällt,
Stampfe; vom ganzen Pfund gebe ein Sechstel darauf.
Und nachdem mit einander gemengt das ſtaubige Mehl ward,
Werd' in dem hohlen Faß alles geſiebet darauf.

Wenn von Narziſſen dazu zwölf Zwiebeln ohne die Rinde,
Die auf ſauberem Stein reibe die fleißige Hand,
Einen Sextanten ſchwer nimm Tuscischen Samen (Spelt) und Gummi,
Und neunmal ſoviel Honig nimm noch dazu.
Jegliche, die ihr Geſicht mit ſolchem Mittel benetzet,
Wird ſich glänzender ſeh'n, als ihr Siegel es iſt!"

Andernorts ſagt er:

„Weiß verſteht ihr euch auch aufzulegen mit Kreide!
Die nicht wirkliches Blut röthet, die röthet die Kunſt!"

Eine intereſſante Schilderung des Toilettenlebens der Römerin in dem Zeitalter der höchſten Sittenverſumpfung giebt Juvenal (6, 458 f.):

„Alles erlaubt ſich ein Weib und es dünkt unziemlich ihm gar nichts,
Wenn es die grünen Juwelen dem Hals umlegt und die mächtigen
Eirundperlen ſich hängt in die niedergezogenen Ohren.

Greulich indeſſen zu ſehen und lächerlich ſchwillt ihr von vielem
Brote das Antlitz, oder es athmet von ihm Poppäas
Fettige Schmier und bekleiſtert die Lippen des armen Gemahls.

Endlich enthüllt ſie die Züg' und beſeitigt frühere Tünche:
Kenntlich beginnt ſie zu werden und läſſet ſich bäh'n mit der Milch,
Welcher zu lieb' ein Gefolge von weiblichen Eſeln ſie mitſchleppt."

[8] Horaz beſchreibt ſein Leben im „Glück der Reſignation" folgendermaßen:

„Bis zehn bleib' ich im Bett', dann bumml' ich, und wenn ich geleſen
Oder geſchrieben, was ſtill mich erheitert, ſalb' ich mit Oel mich.
Aber ſobald mich Müden die ſtechenden Strahlen der Sonne
Mahneten, baden zu gehen, dann flieh' in den Kamp ich und 's Ballſpiel."

[9] Nach Anticyra gingen Kopfſchwache, um durch die dort beſonders heilkräftige Nieswurzel geheilt zu werden, und ſpäter ſagt Horaz (Stoiker 82 f.):

„Geizigen reicht man gern die beträchtlichſte Gabe von Nieswurz,
Wenn ſie vielleicht die Vernunft nicht ganz nach Anticyra weiſet."

[10] Plinius erzählt, daß die Germanen für ihre gelben Haare eine Seife aus Buchenaſche und Ziegentalg bereiteten.

[11] Juvenal 13, 162 .....
„Wem fällt auf in den Alpen ein Wulſt an den Hälſen."

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.

Von Prof. Dr. G. Müller.

Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. C. Laas.

Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. K. Bruchmann.

Preis Mk. —.60.

Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von Dr. Wilhelm Stricker.

2 Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von Carl Reineck.

Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von Carl Neumann.

Preis Mk. —.60.

Die Brutpflege der Thiere.

Von Dr. K. Kräpelin,

Professor und Direktor des Naturhistorischen Museum in Hamburg.

Preis Mk. —.60.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von Dr. Erich Bußler.

Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,

die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

Von Dr. Paul Weizsäcker.

Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.

Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.

Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.

Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.

Von Alice Bousset.

Preis Mk. 1.—.

Für und über die deutschen Frauen.

Neue hyochondrische Plaudereien. Von Gerhard v. Amyntor. Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs. 2. Auflage. In elegantestem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 5.—.

B. W. Zell sagt in „Frauenlieblinge" über das Werk: Das Buch ist anziehend und belehrend, wie selten ein Buch, und aus den geistvollen ästhetischen Abhandlungen mancherlei Inhalts kann jedes junge Mädchen — auch manche ältere Frau! — mehr lernen, als aus dem schablonenmäßigen „Guten Ton" der sich jetzt fast in jedem Bücherschranke findet und doch so gar nichts Neues sagt.

Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen

in Rendsburg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

VIII. 17

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfaſſend.)

Heft 204.

Ueber die ſüdſlaviſche Guslaren-Epik

Von

Conrad Thuemmel

in Görlitz.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Schöpfung.

Ein Gedicht

Von

J. J. L. ten Kate.

Aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen durch Victor Zimmermann in Batavia.

154 S. 8°. 1890.

Eleg. geh. 3 Mk., eleg. geb. 4.20 Mk.

In gewissem Sinne könnte man diese phantasieprächtigen Bilder mit jenen machtvoll rauschenden Paraphrasen vergleichen, durch welche Virtuosen wie Liszt und Andere irgend einer schlichten Melodie erst Leben, modern durchgeistigtes Leben verliehen haben.
(Westermanns Monatshefte 22. 8. 91.)

Victor Zimmermann hat die Uebersetzung mit lobenswerthem Fleiße und sorgsamster Wahrung der Individualität des Holländers verfaßt. (Leipz. Tageblatt 16. 12. 90.)

In sieben Bildern voll großartiger Schilderungen läßt ten Kate seinen Moses in der Wüste das geheimnißvolle Entstehen der Erde aus dem Nichts „schauen". (Gegenwart.)

Çunita.

Ein Gedicht aus Indien

von

Leopold Jacoby.

Quart, ff. Kupferdruckpapier, in prachtvollem, nach indischem Motive ausgestatteten Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 10.—.

Das **Sonntagsblatt des „Bund"** in Bern schreibt: „Bevor wir die Dichtung gelesen, waren wir fast geneigt, gegen diese äußere Herrlichkeit des Einbandes zu wettern; nun aber finden wir, daß diese Ausstattung wohl paßt für ein weihevolles Gedicht, das man als ein poetisches Andachtsbuch bezeichnen darf und dessen innere Schönheit auch durch die glänzendste Außenseite noch lange nicht überstrahlt wird."

Ueber die
südslavische Guslaren-Epik.

Von

Conrad Thuemmel
in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Für uns Deutsche im Osten des Reiches, insbesondere vom rechten Ufer der Elbe ab, enthält die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Germanen und Slaven nicht nur für die Vergangenheit eine der wichtigsten Seiten der Urgeschichte und Alterthumskunde, sondern vielleicht auch das große Räthsel der politischen Zukunft späterer Zeiten. Für unseren Nachbarstaat Oesterreich aber schließt dieses Verhältniß geradezu eine der grundlegenden Lebensfragen in sich. Um so wichtiger muß es dort erscheinen, den Uranfängen der slavischen Staaten- und Kulturgeschichte nachzuforschen, soweit sich ihre Quellen jetzt noch nutzbar machen lassen; und auch für uns wird das Ergebniß dieser Forschungen im Hinblick sowohl auf unsere eigene Vergangenheit, als auch für die Gegenwart und Zukunft von hohem Interesse sein. Für Oesterreich hat dieses Interesse durch die vor einigen Jahren erfolgte Einverleibung von über 1⅕ Million neuer südslavischer Unterthanen in Bosnien und der Hercegowina noch erheblich zugenommen. Gleichzeitig hat diese Besitznahme aber die sehr erwünschte Veranlassung und Möglichkeit geboten, echt südslavisches Leben in einer Unberührtheit von dem übrigen heutigen Europa studiren zu können, wie wir diesen jungfräulichen Zustand kaum noch irgendwo anders finden. Denn die vielhundertjährige muhamedanische Regierung hat nicht im mindesten verändernd auf Sitten und Kulturstand dieser Völker eingewirkt, sondern nur das Fortschreiten verhindert und unmöglich gemacht,

ſo daß wir hier einen gewiſſermaßen auf künſtlichem Wege konſervirten Zuſtand, wie er vor etwa 250—300 Jahren ſich gebildet hatte, noch faſt unverändert antreffen. Nur in Einem hat die Türkenherrſchaft eine Aenderung im Volksleben hervorgebracht und unterhalten: in dem Religionsbekenntniß eines großen Theiles der Bewohner der Balkanhalbinſel. Unter der etwa 1⅕ Million von Bewohnern Bosniens und des „Herzogsländchens" befindet ſich ungefähr eine halbe Million Bekenner des Islam. Dieſe Muhamedaner ſind aber ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nach nicht etwa eingewanderte Türken, ſondern reine Slaven; ſelbſt die wenigen unter ihnen eingeſprengten Abkömmlinge der rein türkiſchen Eroberer haben in allem, was nicht die unmittelbare Religionsübung betrifft, ſo vollſtändig Sitten und Lebensweiſe des von ihnen urſprünglich unterjochten Volkes angenommen, mit dem ſie ſich ja auch naturgemäß ſehr zahlreich vermiſcht haben, daß auch ſie nicht nur heute, ſondern nach den vorhandenen Kulturanzeichen auch ſchon vor 200 und mehr Jahren als echte und reine Slaven erſcheinen. Dieſe Verſchmelzung geht ſo weit, daß ſelbſt poſitive Vorſchriften des Korans hier vollſtändig außer acht gelaſſen und außer Uebung gekommen ſind, ſoweit ſie weſentlichen Bedingungen des ſlaviſchen Lebens zuwiderliefen. Das trifft z. B. den Weingenuß und die Stellung des weiblichen Geſchlechts. In erſterem Punkte unterſcheiden ſich die muhamedaniſchen Bewohner dieſer Gegenden faſt gar nicht, in dem zweiten nur zu ihrem Vortheil, d. h. zu dem des weiblichen Geſchlechts, von den mit ihnen vermiſcht wohnenden chriſtlichen Stammesbrüdern.

Man braucht nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß von der islamitiſchen Religion zu haben, um alsbald zu verſtehen, wie ſehr ihre Annahme dazu beitragen mußte, die an ſich ſchon vorhandene kriegeriſche Tüchtigkeit und Anlage der Südſlaven in hohem Grade zu vermehren. Wenn ſich dieſe Eigenſchaften

bei den fortwährenden Kämpfen zwischen ihnen und ihren dem christlichen Glauben treu gebliebenen Stammesbrüdern auch auf diese übertrugen, so dürfte es doch höchst wahrscheinlich sein, daß gerade diese muhamedanisch gewordenen südslavischen Völkerschaften das gefährlichste und brauchbarste Element jener Türkenheere gebildet haben, vor denen Europa vom 15. bis zum 18. Jahrhundert in steter bleicher Furcht zu zittern alle Ursache hatte; wenigstens für die beiden letzten Jahrhunderte dieser Zeit ist dies mit einer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, für die wir manche Belege auch aus den hier von uns zu behandelnden Volksgesängen entnehmen können. So war die Türken-Ueberschwemmung Europas in jenen Zeiten zum wesentlichen Theile schon eine slavische — wie ängstliche Russophoben sagen könnten, nur ein Vorbote der uns noch drohenden. Allerdings haben sich früher und insbesondere, solange das zunächst von der slavischen Nachbarschaft bedrohte Oesterreich noch die Kaisermacht des Deutschen Reiches war, auch kräftige Vorstöße des Deutschthums gefunden, welche noch über die Grenzen der jüngsten österreichischen Erwerbungen hinausgingen. So gehörte von 1718 bis 1739 ein großer Theil des heutigen Königreichs Serbien zu Oesterreich nicht nur, sondern dadurch auch zu dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation". Und wie bereit man auch in den Kreisen der damaligen südslavischen Unabhängigkeitsbestrebungen war, diese Zugehörigkeit anzunehmen und auszunutzen, zeigt der Umstand, daß der damalige serbische Patriarch von Ipek, Jovannovic, und der Erzbischof von Ochrida (im nördlichen Albanien) sich um jene Zeit mit der ernsten Absicht trugen, sich auch als weltliche Herrscher in ihren Sprengeln unabhängig zu machen und dann als Kirchenfürsten des Deutschen Reiches in dessen damaligem Reichstage Sitz und Stimme zu erhalten, so gut wie die Erzbischöfe von Mainz und Köln u. a. Man sieht daraus, daß damals noch die Blicke und Hoffnungen der christlichen

Südſlaven ſich nicht auf das durch Stammesverwandtſchaft und Glaubensgemeinſchaft ihnen verbundene Rußland richteten, da dieſes damals noch in den Windeln ſtaatlicher Entwickelung lag, ſondern auf das anſcheinend weltgebietende und doch ſo kläglich ſchwache Deutſche Reich. Dieſe Zeit und dieſe Strömung hat allerdings die römiſch-katholiſche Kirche benutzen können, um ſich ein, wenn auch kleines Gebiet im Norden der Balkanhalbinſel von der griechiſch-katholiſchen Kirche zu erobern. Indes machte die bald wieder beginnende Aera neuer ſlaviſch-türkiſcher Siege ſowohl dieſer Propaganda, als auch dem weiteren Gedanken an das Deutſche Reich bald ein Ende. Wenn jetzt Oeſterreich dort „Occupationen" vornimmt, ſo iſt nicht mehr vom Anſchluß an ein Deutſches Reich die Rede, ſondern eine jede weitere Million ſlaviſcher Unterthanen macht die Frage nach dem gegenſeitigen Verſtändniß von Germanen und Slaven für beide große Volksſtämme um ſo brennender.

Die Seele eines Volkes offenbart ſich nirgends deutlicher, als in ſeiner Dichtkunſt. Und es ſpricht für die verhältnißmäßig größere Jugend des ſlaviſchen Stammes, daß in ihm die Quelle der reinen Volkspoeſie noch fließt; wenn auch anſcheinend nicht mehr aus neu erſtehenden Bornen, ſo doch aus den unverfälſchten einer noch friſch im Herzen lebenden Erinnerung.

Die bloße Thatſache, daß heute noch in einem Theile von Europa, der ſo verhältnißmäßig nahe den Mittelpunkten unſerer heutigen Kultur liegt, ſich eine vom Volke ſelbſt ausgehende und in ihm noch friſch pulſirende Dichtkunſt erhalten hat und geübt wird, dürfte auch allein vom allgemein-litteraturgeſchichtlichen Standpunkte aus intereſſant genug ſein, um ſie einer näheren Beachtung zu unterziehen.

Daß eine ſolche älteſte, urwüchſige Volkspoeſie ihrem Inhalte nach hauptſächlich der epiſchen Gattung angehört, iſt eine allgemeine Beobachtung, an die hier nur erinnert zu werden braucht.

Die Personen der Dichter sind unbekannt und treten für die Zuhörer wie für den Forscher ganz zurück hinter denen der Vortragenden, deren mündlicher Ueberlieferung das Volk heute noch lauscht, und der Forscher von heute mit eifriger Aufzeichnung mühevoll zu folgen versucht. Wir dürfen, wenn wir die Personen dieser Sänger betrachten, freilich nicht die romantischen Vorstellungen bestätigt zu finden erwarten, die wir uns von unseren nordischen Skalden und germanischen Barden zu machen gewöhnt sind, wenn in der hohen Halle nach reichlichem Mahle die Recken den Gesängen der Edda, von Beowulf u. a. gelauscht haben mögen.

Auch der Inhalt darf nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den uns die Dichtungen des oder der Rhapsoden auf dem südlichen Theile der Balkanhalbinsel vor etwa drei Jahrtausenden in den vollendetsten Meisterwerken ihrer Gattung, Ilias und Odyssee, geliefert haben.

Form und Inhalt stehen aber etwa wie die Personen der Vortragenden selbst in der Mitte zwischen jenen unerreichten Meisterwerken des Alterthums mit ihren Sängern, soweit uns die Sage das Bild des Vaters Homer überliefert hat, und den schaurigen Liedern, welche zur Erläuterung gemalter „Morithaten" auf unseren und anderer civilisirter Länder Jahrmärkten vorgetragen werden.

Die Vortragenden der südslavischen Heldengesänge von heute, die Guslaren, sind meist alte Greise, oft blinde, die mit ihrem Instrument, der Gusla, und dem dazu gehörigen krummen Bogen von Dorf zu Dorf, von einem Jahrmarkt und Kirchweihfest zum andern ziehen und die sich um sie sammelnde Zuhörerschaft mit dem frei aus dem Gedächtniß hergesungenen Inhalt ihrer Dichtungen unterhalten. Das Wort „singen" ist hier allerdings nur in sehr beschränktem Sinne zu verstehen. Die Lieder haben ebensowenig Reime, als ein eigentliches, bestimmtes Versmaß. Der Vers ist nichts anderes als ein bestimmtes Maß

von Silben, ohne Rückſicht auf Länge und Kürze, Hebungen oder Senkungen. Vorherrſchend iſt der zehnſilbige Vers. Was ihn im weſentlichen von der gewöhnlichen Proſarede unterſcheidet, das iſt lediglich der ſingende Ton, in welchem dieſe beſtimmt abgemeſſenen Wortreihen vorgetragen werden. Eigentliche Melodie in unſerem Sinne kann man die eintönig wiederkehrende Sangesweiſe auch wohl kaum nennen. Aber ihre Stütze findet dieſe rhythmiſch ſingende Vortragsweiſe in der Begleitung, welche der Sänger ſelbſt dazu ſpielt. Mit dem „krummen Bogen" ſtreicht er die zwiſchen ſeinen Knieen auf der Erde ſtehende einſaitige Gusla. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe einfache Begleitung an rein muſikaliſcher Wirkung die des eintönigen halb ſingenden, halb ſprechenden Vortrages nicht gerade übertrifft; indes wirken beide vereint eben durch die Gleichartigkeit und Einfachheit der Mittel dahin, daß der Inhalt durch ſie zwar keineswegs verdeckt, aber doch in ein gewiſſes künſtleriſches Gepräge gebracht wird. Der Sänger redet oft zu Beginn ſeines Vortrages ſein Werkzeug an, gerade wie Homer die Muſe anruft:

„Schlanke Gusla, du der Männer Labſal!
Komm du Jammerholz, o meine Gusla,
Und aus Buchsbaumholz du, krummer Bogen!"

Und oft knüpft ſich hieran eine weitere, mit dem eigentlichen Gegenſtand des Geſanges in gar keiner Verbindung ſtehende Ausführung, welche uns einen Blick in das eigene Leben der Sänger eröffnet und zugleich darauf hindeutet, daß dieſe Sangeskunſt ihnen nur einen kärglichen klingenden Lohn einträgt, der ja meiſt wohl nur von dem guten Willen der Zuhörer abhängt:

„Schwer iſt's Jenem, den ihr müßt ernähren,
Ihn ernähren und vom Böſen wehren —
Schwer dem Gläubiger, wenn ihr ihm haftet;
Schwer iſt's auch dem Rumpf mit tollem Kopfe

Und der Flinte in der Hand des Feiglings,
Schwer auf schmutz'gem Hals dem reinen Golde
Und dem Kopfputz auf der alten Wlachin,[1]
Schwer dem Mädchen, welches Niemand freiet,
Und dem Jüngling, den kein Mädchen küsset;
Schwer dem Helden, wenn der Wein zu Ende,
Und dem Esel auf der Pferdehochzeit!"

Es läßt sich unschwer aus diesen zum Theil etwas derben Bildern herauslesen, daß der Sänger damit das Mißverhältniß schildern will, das zwischen den Schätzen der Dichtkunst, die er seinen Zuhörern darbietet, und dem materiellen Drucke seines eigenen kümmerlichen Daseins besteht. Aber der Sänger verwerthet auch wohl gelegentlich bei äußeren Anlässen, welche diese Art des Vortrages oft genug erleben mag, Stellen aus seinem Gesange selbst, mehr oder weniger verändert, in ganz treffender Weise zur Erwiderung auf irgendwelche Interpellationen, so daß ihm sogar die Kunst des Improvisirens nicht fern erscheint. Einer der fleißigsten Sammler und Uebersetzer dieser Gesänge aus neuester Zeit, Dr. F. S. Krauß, erzählt davon ein hübsches Beispiel in der Einleitung zu „Mehmed's Brautfahrt" (Smailagic Meho) (Wien 1890 bei Alfred Hölder) von dem alten muhamedanischen Guslaren Achmed, nach dessen Vortrage Jener das ziemlich lange Gedicht wörtlich nachschrieb. In diesem, auf muhamedanischem Standpunkte stehenden Gesange drückt der alte Pascha von Kanitza vor Beginn der entscheidenden Feldschlacht seinen Kummer darüber aus, daß ihn sein Alter daran hindert, sich an dem Wettstreit darüber zu betheiligen, wer die grüne Schlachtenfahne dem Reiterhaufen voraus führen soll, und thut dies mit den Worten:

„O ihr Jahre — meine bösen Jahre!
Wie so bald seid ihr dahingeschwunden;
Nimmer taugt der sieche Leib zum Kampfe,
Denn sonst wär' ich Alter längst der Erste;"

Im Laufe des etwa sechs Stunden währenden Vortrages mußte nun Dr. Krauß recht oft die Bemerkung machen, daß der Vortrag des zahnlosen Greises sehr schwer zu verstehen war, und forderte ihn daher endlich auf, sich doch mehr Mühe zu deutlichem Sprechen zu geben. Darauf sang der Alte, ohne sich in seinem Vortrage zu unterbrechen, in gleichem Tonfall und Rhythmus die offenbar nach dem Muster der obigen improvisirten Verse:

„O ihr Jahre, meine Unglücksjahre,
Wie so bald seid ihr gezählt zu Ende;
Nun hab' weder Stimme ich noch Kehle,
Und der Jüngling tadelt mich — den Alten!"

So erscheint als das am meisten Bewundernswerthe in der Kunst dieser Rhapsoden selbst nur ihr Gedächtniß, welches ohne jede schriftliche Unterstützung die Ueberbleibsel einer mehrere Jahrhunderte vor uns dem Volke selbst entsprossenen Dichtkunst treu und vollständig bewahrt hat. Gleichzeitig ergiebt sich aus obigem Beispiel aber auch die Schwierigkeit der Sammlung, die es erklärlich macht, daß der erwähnte Forscher von den noch 150 anderen Gesängen, die der alte Achmed zu kennen behauptete, keine weiteren gerettet zu haben scheint.

Die Verbindung von Wort und Ton, welche uns hier in, wenn auch noch so kunstloser Weise entgegentritt, ist ja kennzeichnend für die Entstehung aller Volksdichtung. Und die Bardengesänge der alten Germanen, von denen uns nur Tacitus die allgemeine Mittheilung, aber leider kein gleichzeitiger Forscher Worte und Inhalt überliefert hat, mögen in ähnlicher Weise durch die Hütten des alten Germaniens getragen worden sein, wie heute diese Guslarenlieder durch die Dörfer und Gehöfte der Balkanhalbinsel.

Wenn also auch die Dichtungen, deren Ueberlieferung wir jenen alten heute noch singenden Guslaren und ihren Vorgängern

verdanken, nicht mit jenen Meiſterwerken des alten Homer auf eine Stufe geſtellt werden können, ſo tragen ſie doch den Stempel echter Epik und wahren dichteriſchen Geiſtes. Ihr Charakterzug iſt der die Echtheit der Empfindung und des Gefühles verbürgende der Naivetät. Es tritt uns aus ihnen die wahre Volksſeele der Zeit entgegen, der ſie entſtammen; ſie ſind unbefangen und natürlich in ihrer Liebe und ihrem Haß. Sie verſchweigen auch das Schlechte an ihren Helden nicht, wenn ſie auch, ſtreng nach dem für das Epos geltenden Geſetze der reinen Objektivität, der Regel nach kein anderes Wort des Tadels dafür haben, als der aus den bereuenden Worten des Helden ſelbſt hervorklingt. So z. B. bei der geradezu abſcheulichen Geſchichte, die der meiſtbeſungene Held insbeſondere der ſerbiſchen Volksgeſänge, der Königsſohn Marko (Kraljevic Marko), ſelbſt, alt geworden, ſeiner alten Mutter erzählt auf ihre Frage, warum er ſo viel fromme Werke thue? Da erzählt er ihr von ſeiner ſiebenjährigen Gefangenſchaft bei dem „Mohrenkönige", der ihn in ſeinem Thurmverließe ſo lange ſchmachten läßt, daß er nur an dem hereinfallenden Schnee merkt, wenn es wieder Winter geworden iſt. (Wir dürfen dieſen „Mohrenkönig" alſo wohl nicht in Afrika ſuchen, ſondern auf der Balkanhalbinſel ſelbſt.) Die Tochter des Mohrenkönigs verliebt ſich in den Helden und erbietet ſich ihm, die Befreiung aus ſeinem Kerker zu bewirken, wenn er mit ihr entfliehen wolle. Sie verlangt dann einen Schwur von ihm; und es tönen aus der Tiefe des Thurmverließes zu ihr herauf die Worte:

„Hör den Schwur: Bei meinem feſten Glauben ſchwör' ich,
Werde dich nicht laſſen, nie betrügen;
Selbſt die Sonne hat den Schwur gebrochen,
Wärmt im Winter nicht mehr, wie im Sommer;
Aber ich will meinen Schwur nicht brechen!"

Hierauf vertrauend, befreit ihn das Mädchen und entflieht mit ihm. Aber er fühlt ſich ihr gegenüber durch den Schwur

nicht gebunden. Denn er hat ihn — an ſeinen Kalpak gerichtet gehabt, den er zu dieſem Zwecke, als er jene Worte ſprach, von ſeinem Haupte genommen und auf ſeine Knie geſetzt hat. Und ſo benutzt er den erſten Schlummer des ihm vertrauenden Mohrenkönigskindes an ſeiner Seite, um ihr im Morgengrauen den Kopf abzuſchlagen nnd mit ihren Schätzen auf ſeinem gewaltigen Roſſe Scharatz zu entfliehen; und nicht einmal rührt es ihn, daß der abgehauene Kopf ihm noch angſtvoll zuruft:

„Du in Gott mein Bruder! Hör' mich, Marko!
Darfſt mich, Theurer, darfſt mich nicht verlaſſen!"

Dieſe ſchmachvolle That rechtfertigt denn nun auch wohl die bereuenden Worte Markos an ſeine Mutter:

„Damals hab' ich mich an Gott verſündigt,
Unrecht Gut gar viel erworben — Mutter,
Deshalb thu' ich ſo viel fromme Werke!"

An echt ſlaviſchen Zügen von Roheit gegen das weibliche Geſchlecht fehlt es überhaupt in vielen dieſer Geſänge nicht; und ſelbſt der Ton des Verkehrs zwiſchen Bräutigam und Braut, zwiſchen Eheleuten fürſtlicher Stellung, zwiſchen Mutter und Sohn iſt ſehr häufig durchaus nicht für die Empfindung eines zart beſaiteten Gemüthes geſchaffen, obgleich die rauhen und unholden Worte hier gar nicht von feindſeligem Thun begleitet ſind. Und wenn es gar zu ſolchem kommt, wie in dem von dem Ueberſetzer „Das Burgfräulein von Preßburg" betitelten Geſange: Pogibija Nakic Huseina (Das Ende des Nakitſch Huſo), wo der Burgherr ſeine erwachſene Tochter Janja wegen ihrer Liebe zu einem muhamedaniſchen Grenzer-Anführer mit dem Ochſenziemer ſtreicht:

„Und wo er trifft, da ſpringt die weiße Haut auf!
Das Fräulein ſteht in rothem Blut gebadet" —

und zwar dasſelbe Fräulein, von der es in den erſten Verſen des Liedes heißt:

„Seit jenem Tag, an dem die Welt entstanden,
Ist niemals noch in aller Herren Landen
So aufgeblüht in Prangen eine Blüthe
Als wie das stolze Edelfräulein Janja
Des Burgherrn von Preßburg so holde Tochter.“ —

da finden wir uns in unserem doch, auch von dem Unterschiede der Zeiten abgesehen, anders gearteten germanischen Gefühle selbst nicht durch den Umstand versöhnt, daß diese alt-slavischen Helden — und zwar Muselmänner so gut wie Christen — im Trinken es mit den darin berühmtesten Helden der alt-germanischen Vorzeit sehr wohl aufnehmen können. So heißt es nach der oben erwähnten Scene:

„Der Burgherr geht hinauf zum weißen Weine
Und setzt sich hin und trinkt die ganze Woche.“

Und als der „nackte Junge“, den seine Tochter, mit ihres Vaters Kleidern, Roß und Waffen ausgerüstet, zu ihrem muselmännischen Geliebten mit einem Briefchen geschickt hat, zu dem Grenz-Kastell kommt, wo Nakic Huso mit seinen 29 Grenzer-Edelleuten die (damals beinahe ganz Ungarn mit einschließende) türkische Grenze bewacht, da muß er erst die ihm von diesen Muselmännern dargebotenen dreißig „Willkommensbecher“ und weitere sechzig „Seigegrüßtunsgläser“ leeren, ehe er seine Botschaft bestellen kann.

Freilich muß man es mit den Zahlen in diesen Gesängen nicht so genau nehmen. Es geht offenbar aus dem slavischen Volkscharakter hervor, bei solchen Schilderungen mit Zahlen um sich zu werfen, mit denen der Sänger ebenso wenig einen bestimmten arithmetischen Begriff verbindet, wie das Kind, wenn es sich „tausend Millionen“ Spielzeug oder Leckerbissen wünscht, oder der Liebhaber, der seine Braut in Gedanken „viel hunderttausendmal“ umarmt oder küßt. Ein Beispiel für diesen kindlich-naiven Gebrauch von unglaublichen Zahlen giebt es nicht nur

in dem eben erwähnten Sange, wenn der „nackte Junge" (Vide Zjeravica) seinen ererbten, aber in zwölf Jahren, „in denen er nicht ein einziges Mal nüchtern" geworden sei, durchgebrachten väterlichen Reichthum dahin schildert:

„Dreihundert Lehensbauern hatt' ich eigen,
Dreihundert Wassermühlen hatt' ich eigen,
Neun Tücherwalkereien hatt' ich eigen",

sondern ein noch viel bezeichnenderes in dem Gesange „Mehmeds Brautfahrt" (Smailagic Meho), wenn der Reichthum der alten Begovica, der Mutter der schönen Fatma, geschildert werden soll. Wenn die Mutter dort dem nach der erfolgreichen Brautwerbung zunächst heimreitenden Mehmed durch ihre Lieblingsssklavin Kumra folgendes Abschiedsgeschenk überreichen läßt:

„Auf dem Kopf trägt sie ein gold'nes Becken,
In dem Becken sechzig Leinenhüllen
Und in jeder sechzig bunte Tücher,
Tausend Rupien in jedem Tuche": —

so ist es klar, daß selbst der stärkste Mann unter der Last auch nur eines winzigen Bruchtheils dieser über 3 1/2 Millionen Münzen hätte zusammenbrechen müssen. Diese phantastisch großen Zahlen — die überall ebenso genau und darum gerade so von vornherein unwahrscheinlich wiederkehren — entsprechen offenbar nur der echt slavischen Neigung für das Uebermäßig-Große, der nur das imponirt, was die Fassungskraft übersteigt. Diese Neigung ist nun aber wohl zu berücksichtigen, besonders bei den Gesängen, welche geschichtliche Vorgänge zur Unterlage haben. So sind z. B. in dem die verhängnißvollste Katastrophe der Südslaven gegen die Türken, die Schlacht auf dem Amselfelde (1389) behandelnden Liedercyklus die vielen Hunderttausende von Streitern, die dort (ganz wie bei Homer der „Katalog der Schiffe") unter den Namen ihrer Anführer

aufgezählt werden, vielleicht auf ein Fünftel oder gar Zehntel zu reduciren.

Wir haben oben schon erwähnt, daß der die Völker der Balkanhalbinsel durchziehende Religionsgegensatz zwischen (meist griechisch-katholischem, doch spielt auch in den Gesängen das römisch-katholische schon eine Rolle) Christenthum und Muhamedanismus sich auch in diesen Liedern von vornherein scharf ausprägt. Das Lied selbst nimmt natürlich voll und ganz den Standpunkt des Theiles ein, in welchem es entstanden ist. Roheit finden wir allerdings auf beiden Seiten; aber merkwürdig genug, was uns bei den die muhamedanischen Helden feiernden Liedern sympathischer berührt, als bei den christlichen, ist die bei Jenen offenbar viel würdigere Stellung der Frau. Die Südslavin hat es, wie einer der Sammler in einer Vorrede bemerkt, so einzurichten verstanden, daß sie aus dem Islam nur das für sich herübernahm, was ihre Stellung vortheilhafter zu gestalten geeignet war, während sie die ihr nachtheiligen Einrichtungen gar nicht bei sich erst aufkommen und sich einbürgern ließ.

Ein zweiter Umstand, der in den aus dem slavisch-islamitischen Lager stammenden Gesängen unsere Sympathie für die Helden in höherem Maße erwecken könnte, als für die der christlich-slavischen, ist, daß wir bei Jenen oft einen Bildungsgrad antreffen, der selbst in dem Deutschland des 14. und 15. Jahrhunderts nicht allzuhäufig gewesen sein wird, und der selbst mit dem damals in dem an der Spitze der Kultur stehenden Italien herrschenden erfolgreich in die Schranken treten konnte.

Für Beides finden wir auffallende Belege in dem epischen Gesange: Orlovic, der Burggraf von Raab. Dieses Lied schildert die Befreiung eines in Arsan (worunter das Lied höchst wahrscheinlich Ancona versteht) gefangen gehaltenen islamitischen Helden aus dem „Herzogsländchen“ durch einen muhamedanischen

Slaven, den der Padiſchah ſogar an die damalige Grenze ſeines Reiches, nach Raab in Ungarn, als Burggrafen geſetzt hat. Dieſer, der nicht mehr jugendliche Held Orlovic, hat in Wien ſtudirt und dort ſich ſo viel von der Blüthe der damaligen chriſtlichen Bildung angeeignet, daß er mit Erfolg ſowohl den Ritter als den Prieſter der Chriſten zu ſpielen vermag. Er muß beides vereinen, weil er in der Maske eines Malteſerordensritters durch ſo und ſo viel chriſtliche Kaſtelle und Schlöſſer (natürlich geht es auch hier ohne die beliebten runden und darum eben fabelhaften hohen Zahlen nicht ab) bis nach Ancona ſich durchſchlägt. Da ausdrücklich erwähnt wird, daß er überall auch Meſſe leſen muß, ſo muß er natürlich nicht nur volle Kenntniß der lateiniſchen Sprache, ſondern auch des ganzen katholiſchen Ritus beſeſſen haben. In der feſten Burg Arſan weiß er ſich ebenfalls durch ſeine Bildung und Gelehrſamkeit nicht nur bei dem Kommandanten, ſondern auch bei deſſen etwas ſchöngeiſtig angehauchten Tochter Lucinde ſo gut einzuführen,[2] daß ihm zuletzt nicht nur mit Hülfe der Letzteren die Befreiung und Entführung des Gefangenen, ſondern auch die der Tochter und deren aufrichtige und überzeugte Bekehrung vom Chriſtenthum zum „wahren Glauben“ (dem Islam) gelingt, und zwar das Letztere dadurch, daß er mit ihr den Koran ſo eifrig wie nur irgend ein Reformator des folgenden oder nächſtfolgenden Jahrhunderts die Bibel, lieſt und erklärt. Allerdings bleiben auch bei dieſem Studium Scenen nicht aus, wie die, welche der armen Franceſca von Rimini bei Dante das Weiterleſen an dem einen Tage verhinderten.

Den nach unſerer Empfindung nun aber unvermeidlichen Konflikt zwiſchen dieſer unvermutheten Zugabe zu der Befreiung des gefangenen Kriegshelden und dem auf dieſe That geſetzten Preiſe: einer ſchönen Braut mit Vermögen hat das Lied nun

aber gar nicht einmal erfaßt, geschweige denn, daß es ihn etwa in der Art zu lösen versucht hätte, wie der bekannte Graf von Gleichen in einem ähnlichen Falle.

Die unmittelbare Veranlassung zu des türkischen Burggrafen Orlovic Wagstück ist es nämlich, die uns die ganz von der türkischen Sitte und Recht abweichende freie Stellung des Weibes bei den muhamedanisch gewordenen Südslaven zeigt. Ein junges, schönes, vaterloses Mädchen, die Schwester des muhamedanischen in Dumno, dem alten illyrischen Delminion, herrschenden Begs Mohammed Kòvcic, fordert von diesem ihrem Bruder die Herausgabe ihres väterlichen Erbtheiles zur freien Verfügung, die ihr dieser ohne Widerrede gewährt, und zieht dann allein zu Pferde, nur von einem jungen Pagen begleitet, mit allen ihren Schätzen durch die Lande vom adriatischen Meere bis nach Raab, indem sie überall verkünden läßt, daß sie sich selbst mit allen ihren Schätzen zum Preise aussetze für Denjenigen, der ihren in der Gefangenschaft der Christen zu Arsan schmachtenden Schwager befreien werde. Das ist die „Auslobung", welche den Burggrafen Orlovic zu seinem so erfolgreich verlaufenden Zuge nach Arsan (Ancona) veranlaßt, deren Verwirklichung aber später in Bezug auf die Person und die Schätze des Mädchens das Lied gar nicht weiter erwähnt; gerade als wenn es diesen Punkt durch die Entführung der italienischen Christentochter ohne weiteres für ausgeschlossen hielte: eine jedenfalls nicht von orthodox-polygamistischer Anschauung zeugende Auffassung.

Direkt gegen die Gebote des Islam verstößt aber dieses Umherziehen einer unverschleierten Schönen zum beliebigen Anblick und sogar zum Anreiz für Männer, die eben dadurch zu einem gefährlichen Unternehmen entflammt werden sollen. Denn in den Suren 24 und 33 des Korans ist es den Gläubigen ausdrücklich verboten, irgend ein weibliches Wesen außer

ihren eigenen Frauen und Sklavinnen und denjenigen Blutsverwandten, bei denen die Nähe der Verwandtschaft die Ehe ausschließt, jemals unverschleiert zu sehen. Es ist dies eben die Bestimmung, welche im islamitischen Orient das Weib von allem geselligen Verkehr der Geschlechter so gut wie völlig ausschließt.

Dann ist aber auch sehr beachtenswerth die freie vermögensrechtliche Stellung, welche hier der Frau, ebenfalls im Gegensatz zu den Vorschriften des Korans eingeräumt wird, nach denen sie vielmehr von einem Bruder bis zu ihrer Verheirathung unter vollständigem Ausschluß von eigener Vermögensverwaltung zu bevormunden sein würde.

Der Umstand endlich, daß ein junges schönes Weib, noch dazu mit Schätzen, in jener wilden Zeit des 14. oder 15. Jahrhunderts eine so weite Reise fast allein ohne Gefahr zurückzulegen unternehmen darf, spricht jedenfalls für einen hohen Grad von Achtung, deren sich das Weib im allgemeinen unter diesen muhamedanischen Slaven mehr, als unter ihren christlichen Brüdern, zu erfreuen hatte.

Wir haben oben schon hervorgehoben, daß wir die hauptsächlichste Bedeutung dieser Volkspoesie für uns darin erblicken, daß sie heute noch im Munde des Volkes lebt und lebendig ist, und aus diesem Grunde haben wir auch die obigen Beispiele meist aus solchen Gesängen entnommen, welche erst in jüngster Zeit aufgefunden, gesammelt und übersetzt sind. Aber wir dürfen darüber natürlich nicht diejenigen vergessen, welche schon zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Vuk Stefanowitsch gesammelt und durch zahlreiche Uebersetzungen, bei uns zuerst durch Therese v. Jakob (Talvj), in ganz Europa bekannt wurden. Unter ihnen nehmen wohl den hauptsächlichsten Platz ein die Gesänge des Nationalhelden Königssohn Marko (Kraljevic Marko). Daneben sind besonders die Gesänge über die Schlacht am Amselfelde von hervorragendem, auch geschichtlichem Inter-

esse; sie sind in neuester Zeit zu einem abgerundeten Epos von einem Uebersetzer[8] zusammengestellt worden.

Sie lassen sich nach den Gegenständen, die ihnen zu Grunde liegen, ungefähr unter folgenden Bezeichnungen eintheilen: Zunächst die Mädchenentführung oder Frauenraub besingenden; dann die Preiswettrennen schildernden. Diese beiden Klassen sind begrifflich nicht so weit voneinander entfernt, als es scheinen könnte. Denn es kommt oft genug vor, daß bei diesen Wettrennen als Preis ein schönes Mädchen ausgesetzt wird; die Drohung des Burgherrn von Preßburg in dem oben erwähnten Gesange an seine Tochter, die wegen ihrer geheimen Liebe zu dem Türken Nakic Huso alle Freier abweist:

„. . . . . die pflanz' ich auf die Kutsche
Und setz' sie aus als Preis beim Pferderennen"

deutet auf diesen Gebrauch hin. Dann kommen die gegenseitigen Türken- oder Christenniedermetzelungen und überhaupt Kriegsabenteuer zu Wasser und zu Land, unter denen namentlich die Befreiung von Gefangenen eine große Rolle spielt.

Eine übermäßige Verehrung des weiblichen Geschlechtes, so erheblich auch seine Betheiligung in allen diesen Gesängen ist, kann man den südslavischen Helden sicher nicht nachsagen. Weder die spitzfindige Sinnlichkeit der zeitgenössischen französischen Troubadours, noch die Zartheit und Innigkeit der gleichzeitigen deutschen Minnesänger hat hier eine Stelle gefunden. Um so mehr kann man vielleicht aus diesen Gesängen entnehmen, daß sie ein wahrheitsgetreues Abbild des wirklichen Lebens bieten. Der Mann ist immer die Hauptperson und macht dies rücksichtslos geltend. Andererseits thut es seinem Werthe auch keinen Abbruch, wenn er von dem weiblichen Geschlechte übel behandelt wird. So wird vom Königssohn Marko nicht nur seine erste mißglückte Freiersgeschichte erzählt, bei der die ebenso spröde als schöne Rossandra, Schwester des Häuptlings von Prisrend,

ihm einen durchaus nicht überzuckerten Korb ertheilt, sondern er verhält sich sogar später, als seine mit großen Gefahren errungene Gattin Angjelija, Tochter des Bulgarenkönigs Schischma, sich einmal von keinem Geringeren, als dem türkischen Sultan selbst hat entführen lassen, sehr philosophisch-gleichmüthig nicht nur gegen die unzweifelhaft begangene eheliche Untreue, sondern sogar, was offenbar noch viel schwerer wiegt, gegen den Umstand, daß sie in dem Zweikampf zwischen ihm und dem Sultan, als er die Flüchtigen eingeholt hat, verrätherischerweise dem Liebhaber gegen den Gatten thatkräftige Unterstützung leiht. Um so größer ist ja allerdings dadurch der Ruhm Markos, der trotzdem den Sultan besiegt. Daß er dann die Ungetreue und Verrätherin mit großmüthigem Verzeihen ohne ein Wort des Tadels wieder mit zurücknimmt, ist vielleicht mehr naturwahr, als den Forderungen der sogenannten poetischen Gerechtigkeit angemessen. Daß das Lied aber auch hierfür eine Empfindung hat, zeigt der merkwürdige Umstand, daß es ihre Vertretung hier an Stelle des doch eigentlich beleidigten Gatten dem eigenen Vater der Gattin in den Mund legt. Dieser nämlich macht dem Marko nachher Vorwürfe, daß er nur den Entführer, nicht aber die Treulose bestraft habe. Marko vertheidigt sich gegen diesen Vorwurf, seinen Aerger unterdrückend, in durchaus philosophischer Weise:

„Stolz erwidert er und doch voll Aerger:
Warum soll ich, alter Schwiegervater,
Warum soll ich denn entzwei sie spalten
Mit dem Säbel oder mit dem Handschar?
Weißt Du selbst doch — was ein Frauenzimmer:
Langes Haar, doch kurz nur im Gehirne —
Wer der Stärkere, der ist ihr lieber."

Da übrigens Marko sich eben erst dem Sultan gegenüber doch als der „Stärkere" erwiesen hat, so kann das Wort hier nur den Sinn von „Mächtigere, Vornehmere" haben, und so

entſchuldigt er ſein Weib damit, daß ſie ſich nur durch das Anſehen und den hohen Rang des Bewerbers habe blenden laſſen — eine Anſchauung, die ja auch in Deutſchland noch in vorigem und ſelbſt dieſem Jahrhundert durch hochadelige Mütter zur Geltung gebracht wurde, wenn ſie ihre Töchter Auguſt dem Starken oder ſelbſt dem König Jerôme in Kaſſel als Maitreſſen zuführten.

Uebrigens hat Marko zu dieſem philoſophiſchen Gleichmuth auch in dem Beiſpiele der Frau ſeines eigenen Oheims Veranlaſſung, welche ihren Gatten, als deſſen Ebenbild Marko, ſein Neffe, geſchildert wird, in ähnlicher Weiſe an Markos leiblichen Vater verräth. Wenn er ihn aber gerade gegen dieſe ſeine Gattin Angjelija bethätigt, ſo kann dazu auch beitragen die Erinnerung an zwei andere Vorfälle, in denen ſie als ſeine getreue und hülfreiche Gattin, und einen dritten, in dem ſie als ſeine Braut in ihrer Klugheit, Treue und Ergebenheit gegen ihn eine ſehr ehrenvolle Hauptrolle ſpielte. Jedem dieſer drei Vorgänge iſt ein beſonderer Geſang gewidmet. Die Fabel des erſten iſt genau die von Shakeſpeares Imogen (in Cymbelin); in dem zweiten wird ſie durch Muth und Klugheit ſeine Erretterin aus ſchwerer Gefahr. Beide Eigenſchaften bethätigt ſie auch bei dem der Eheſchließung vorhergehenden Abenteuer, bei welchem ihre Schönheit den Dogen von Venedig zu einem verrätheriſchen Anſchlage gegen ſie und ihren Bräutigam Marko gereizt hat.

Aus der Geſchichte dieſer ihrer feierlichen Heimführung aus dem elterlichen Hauſe in das ihres Bräutigams, wo erſt die Ehe geſchloſſen und vollzogen werden ſoll, ſehen wir nun allerdings im Gegenſatze zu dem oben erwähnten Beiſpiele, wo die muhamedaniſche Slavin unverſchleiert umherzog, die Verſchleierung der Braut auch in dieſem chriſtlichen Kreiſe ganz ſo geübt, wie dies in den türkiſchen der Regel nach immer geſchehen ſoll. Allerdings erſcheint die Verſchleierung hier als eine Be-

sonderheit der mit besonderer Feierlichkeit gehandhabten Brautheimführung, und dabei zeigt sich, daß sie durch die „Ueberschönheit" der Braut eine sehr gerechtfertigte Maßregel war. Die alte Mutter Angjeligas hat deswegen schon den Bräutigam gewarnt, bei der Auswahl seiner „Beistände" und überhaupt auf der ganzen mehrtägigen Reise sehr vorsichtig zu sein, denn:

„Ueberschön ist wahrlich unser Mädchen,
Und wir fürchten eine große Schande!"

Zu diesen „Beiständen", unter deren Schutz die jungfräuliche Braut die Reise in ihr neues Heim zu machen hat, wählt man gewöhnlich einen Bruder oder wenigstens Vetter des Bräutigams. Marko hat aber weder Bruder noch Vetter, und so erwählt er zunächst seinen „Bundesbruder" Stefan Zemljitsch, der den Vorzug hat, auch schon der Taufpathe seiner Braut zu sein. Dieses Band der Taufpathenschaft wird bei den christlichen Südslaven außerordentlich heilig gehalten. Dafür spricht u. a. z. B. der Umstand, daß eine Verletzung der Ehrfurcht vor dem Taufpathen zu den drei schweren Sünden zählt, welche der Seele die Ruhe im Jenseits rauben, nämlich neben der

„die verleumdet eine Jungfrau„

auch diejenige,

„die den Kum (Taufpathen) zog vors Gericht!"

Als zweiten Beistand wählt Marko den silberbärtigen Dogen von Venedig, und beide erscheinen mit fünfhundert „schmucken Swaten" (Rittern). Bei den an „dem weißen Hofe" des Vaters, Königs Schischma, mehrere Tage lang begangenen Hochzeitsfeierlichkeiten ist nun die Braut offenbar gar nicht, oder nur dicht verschleiert aufgetreten. Denn erst auf der Reise erblickt der Doge ihr Gesicht, als der Wind zufällig ihren Schleier beiseite geweht hat; dies genügt, um ihn zum Verrath zu entflammen. Das Lied schildert dies in folgender Weise:

„Doch wo Glück — kann man auch Unglück finden;
Denn ein Windstoß bläst im breiten Felde;
Er erhebt des Mädchens feine Schleier
Und enthüllt des Mädchens weißes Antlitz;
Dieses sieht der Doge von Venedig,
Und die Liebesqual wollt' ihn verzehren;
Kaum erwarten konnte er den Abend."

Und nicht nur der Doge wird zum Verräther, sondern der Versuchung des von ihm gebotenen Goldes — zuletzt drei Stiefel voll — unterliegt zuletzt auch der andere Beistand, der Taufpathe Stefan Zemljitsch. Unter einem ersonnenen Vorwande führt er Angjelija spät abends aus ihrem Zelte in das des Dogen. Dieser bestürmt sie mit feurigen Liebesanträgen, die übrigens sehr unverblümt und gerade auf das Ziel losgehen. Anscheinend legt aber das Lied hier gerade dem Italiener solche verwerfliche Grundsätze, wie er sie entwickelt, in den Mund, um den Gegensatz gegen die in dieser Hinsicht offenbar noch unverdorbenere Art der damaligen Helden seines Stammes zu zeigen. Das Mädchen setzt auch allem die entschiedenste Weigerung entgegen. Aber der Doge läßt sie nicht fort; was soll sie machen? Um Hülfe rufen geht nicht, denn es ist fast Nacht, und der bloße Umstand, daß sie hier in des Dogen Zelte zu solcher Zeit getroffen wird, kann die eifersüchtige Wuth ihres Bräutigams zu ihrer sofortigen Niedermetzelung entflammen, ehe sie sich rechtfertigen könnte. Da greift sie zu einer ebenso klug und vorausblickend ersonnenen, wie geschickt durchgeführten List. Sie zeigt sich scheinbar geneigt, auf die Wünsche des Dogen einzugehen. Nur noch ein Bedenken hält sie zurück:

„O mein Beistand, Doge von Venedig!
Meine Mutter hat mich einst beschworen,
Daß ich keinen bärt'gen Helden küsse,
Sondern nur den bartlosen und jungen,
Wie es ist der Kraljewitsche Marko!"

Der Doge ist sofort bereit, seinen langen grauen Bart, der das Mädchen allein noch abzuhalten scheint, ihm ihre Liebkosungen zu theil werden zu lassen, diesem Glücke zum Opfer zu bringen. Er läßt sofort den Barbier in sein Zelt kommen und den ganzen Bart in Gegenwart des Mädchens abrasiren. Da ergreift sie schnell den größten Theil dieser Barthaare, welche ihr allein Zeugen für ihre Unschuld und die Wahrheit ihrer Anklage werden können, sammelt sie in ihr „Schweißtuch", flieht aus dem Zelte und gelangt glücklich in das Zelt ihres Bräutigams. Nachdem sie diesen mit der demüthigen Anrede „Mein Gebieter" aus seinem Schlafe geweckt hat, ist das erste, dem sie sich von diesem rauhen Liebhaber ausgesetzt sieht, das unverhüllte, in die wenig schmeichelhaftesten Ausdrücke gekleidete Aussprechen eines Verdachtes für den Grund ihres Kommens, der doch ihm nur schmeichelhaft sein könnte, wenn er es wäre. Er weist sie einfach und barsch darauf hin, ihre Ungeduld zu zügeln, bis der Priester in seinem Hause den endgültigen Segen gesprochen habe. Sanft und bescheiden bei diesem erniedrigenden Verdachte erzählt sie nun, wie es ihr gegangen, und zeigt dabei das wichtige Beweisstück vor, die Barthaare des Dogen. Erst jetzt heißt er, der sich von seinem Lager bis dahin gar nicht erhoben hat, sie sich niedersetzen und schläft dann ruhig bis zum Morgen. Dann geht er zu des Dogen Zelt, und erst als ihm dessen bartloses Gesicht die Wahrheit der Erzählung seiner Braut bestätigt, da glaubt er dieser, was er bisher nicht hat glauben wollen. Und nun hält er allerdings ohne weiteres furchtbares Gericht. Der Kopf des Dogen fliegt in den Sand, und den fliehenden ungetreuen Taufpathen holt er bald ein:

„Mit dem Säbel hat er ihn getroffen,
Daß aus einem Zemljitsch zwei geworden".

Man sieht, daß auch diese Lieder den alten von Horaz so drastisch ausgesprochenen Satz über die erste Entstehung des

Krieges nicht verleugnen, den schon das uralte Sanskrit-Epos: Der Tod des Çiçupala[4] (Gesang II, Vers 38) in folgender Weise anführt: „Denn eine mächtige Wurzel des tief eingewurzelten Feindschaftsbaumes sind die Frauen."

Wir haben schon oben angedeutet, daß auch in Markos nächster Familie der eheliche Verrath eine verhängnißvolle Rolle in Ereignissen gespielt hat, die mit seiner Geburt eng zusammenhängen. Sein Vater, der König Wukaschin (daher eben sein Titel „Königssohn", obgleich er niemals die direkte Anwartschaft auf einen Thron gehabt hat) wird vom Volksliede verächtlich als „Weichling" bezeichnet, und derjenige Held, von dem ihn das Lied alle seine hervorragenden Geistes- und Körpereigenschaften erben läßt, dem es ihn preisend gleichstellt, und mit dessen Ruhme es den seinigen wahren zu können glaubt, ist sein Oheim mütterlicherseits, der tapfere Wojwode Momtschil. Dieser, auf dessen Feste Prilitor seine Schwester Jewrosima als Jungfrau bei ihm lebt, wird von seiner nach der Stellung einer Königsfrau lüsternen Gattin Widosawa an seinen Feind, den König Wukaschin verrathen. Sie sperrt die Burg vor dem von der Jagd heimkehrenden und von seinen Feinden verfolgten Momtschil, und vergeblich ist es, daß die treue Schwester Jewrosima ihr aufgelöstes langes Haar von der Burgmauer herabläßt, damit Momtschil sich daran soll in die Höhe schwingen, da die verrätherische Gattin die hülfreiche Schwester zurückreißt. Momtschil erliegt der Uebermacht seiner Feinde, die dann in die geöffnete Burg einziehen. Aber die Verrätherin Widosawa findet statt der gehofften Königskrone an Wukaschins Seite auf dessen Befehl den grausamsten Tod durch Zerreißen von vier wilden Pferden, und die treue Schwester Momtschils als Gattin des Königs Wukaschin gebiert den Helden Marko.

„Und der Marko wurde so gewaltig
Wie sein Oheim, der Wojwode Momtschil."

Es ist wohl möglich, daß dieses Hervorheben der mütterlichen Verwandtschaft bis auf die ältesten Stufen der Kultur zurückdeutet, in denen die Familie sich lediglich nach den Grundsätzen des sogenannten Mutterrechtes zusammenfügt und der älteste Mutterbruder vor dem Geschlechtsgefährten der Mutter die Schutzrechte und Schutzpflichten über deren Sprößlinge ausübt. Vielleicht ist es auch erlaubt, bei jener Verrathstragödie an den Tod unseres Sagenhelden Siegfried zu denken, der ebenfalls auf der Jagd erfolgt, und zwar durch die Ränke eines Weibes, die nach der ältesten unverfälschten Gestaltung der Sage ebenfalls als seine eigentliche Gattin angesehen werden muß, und die später eine Königskrone wirklich trägt — wenn auch diese Rolle der Brunhilde in der mittelalterlichen Gestaltung der Nibelungensage den später entwickelten Anschauungen über den Werth des Weibes entsprechend abgeschwächt und verdunkelt ist.

Der von Frauen oder Mädchen geübte Verrath an den Helden der Gesänge in den Kämpfen gegen ihre Feinde ist auch sonst häufig Gegenstand des Liedes, wie z. B. bei Marko selbst in dem Gesange: „Die Verrätherin", als er mit dem schönen Schenkenmädchen in die schwarzen Berge zum Kampfe mit dem Haiducken Mijat geritten ist. Diese Erscheinung hängt sicherlich zusammen und erklärt sich wohl zum Theil aus der allgemein üblichen rohen Behandlung des Weibes, wenigstens bei den christlichen Südslaven, die sich selbst darin bekundet, daß es auch in Aeußerlichkeiten stets hinter dem Herrn der Schöpfung zurückstehen muß. So sagt z. B. Marko in dem erwähnten Gesange ausdrücklich zu dem Schenkenmädchen, als er ihr befiehlt, zwei Rosse zu ihrem gemeinschaftlichen Ritt vorzuführen:

„Einen Rappen Dir und mir den schwärzeren",

d. h. also offenbar „besseren".

Am empörendſten für unſer Gefühl äußert ſich die verletzte Eigenliebe der Männer dem Weibe gegenüber bei einer Veranlaſſung, bei der wir nach unſerem germaniſchen Gefühl das ureigenſte Recht des Weibes auf ſeine Perſon rückhaltlos anerkennen: bei der Zurückweiſung von Freiern durch eine umworbene Jungfrau. Wenn wir an die vielen deutſchen Sagen und Märchen denken, in denen ein ſolch ſpröbes Verhalten ſeitens einer vielbegehrten Jungfrau den unbeſtrittenen Ausgangspnnkt für einen auf Gewinnung ihrer Liebe gerichteten Wettkampf bildet, ſo ſteht hierzu in einem ſchroffen Gegenſatz das Verhalten des geprieſenen Helden Marko und ſeiner beiden ihm faſt gleichſtehenden „Bundesbrüder", des Wojwoden Miloſch vom Amſelfelde und des Bosniaken Relja „mit den Flügeln" von Novibazar gegen die ſchöne Roſſanda, Tochter des Häuptlings Leko von Prisrend. Alle Drei ſind an den „weißen Hof" Lekos geritten und wollen es dem Mädchen durchaus freiſtellen, welchen von ihnen ſie wählen will; aber einen von ihnen muß ſie wählen: das verſteht ſich für die drei Bundesbrüder, nachdem ſie übereingekommen ſind, die Entſcheidung Roſſandas ohne Neid und Zwietracht als ſogar zu gegenſeitigem Schutze und Beiſtand verbindend anzuerkennen, ganz von ſelbſt. Marko nimmt auch ſeinen eigenen Korb ruhig hin; als das Mädchen aber ebenſo auch die beiden anderen verſchmäht, und zwar allerdings in der denkbar kränkendſten Weiſe, indem ſie Jedem gerade das vorhält, was in ſeinem Weſen und Daſein den dunklen oder wunden Punkt bildet (unbekannte oder niedrige Herkunft ꝛc.) und an Jedem gerade das verſpottet und ins lächerliche zieht, was ſeinen Stolz und Vorzug ausmacht (z. B. an Relja die wunderliche Eigenſchaft der „Flügel", die ihm das Lied ohne weitere Erklärung, aber ſtets im ſchmückenden Beiwort verleiht) da bricht der Zorn dieſer „Helden" gegen das entfliehende Mädchen in Thätlichkeiten aus in einer Weiſe, die ſie für immer

unfähig machen würde, in einem germaniſchen Heldengeſange gefeiert zu werden.

Dagegen werden wir darin keine Entwürdigung des Weibes erblicken dürfen, wenn ſie als dienende Gehülfin ihres Mannes ihm z. B. das Schlachtroß ſelbſt ſattelt nnd vorführt. Dieſe Scene bildet z. B. in den Geſängen über die Schlacht am Amſelfelde eine der anmuthigſten Stellen und mag uns wohl an die Zeiten zurückerinnern, da mit den alten germaniſchen Wandervölkern die Frauen mit in den Kampf zogen und dem Manne, wenn auch nicht jenen bei Reitervölkern wichtigen, ſo doch andere Dienſte leiſteten, die für den Fußkampf von Nutzen ſind: das Herbeitragen von Pfeilen, von Steinen für die Schleuderer ꝛc.

Die zarten Töne der Liebe finden wir in den auf chriſtlicher Seite ſtehenden Liedern der Südſlaven ſehr ſelten angeſchlagen; mehr dagegen in denjenigen, die auf der muhamedaniſchen entſtanden ſind. So in „Mehmeds' Brautfahrt" die ſtändige Anrede an ſeine Geliebte:

„Fatma hold — Mein Gold, du Stolz der Mutter!"

Dieſes Lied ſpielt theils in der Heimath Mehmeds, in Kanitza, theils in Ofen, auf deſſen „weißer Burg" ja ein türkiſcher Paſcha als Statthalter des Sultans ſaß, und endlich auf dem Wege von Ofen bis zur Donau, wo ein wilder Kampf zwiſchen dem nach Tauſenden zählenden Hochzeitszuge und einem chriſtlichen Heere ſtattfindet. Das Lied knüpft hierin nach den ſcharfſinnigen Ermittelungen der Herausgeber höchſtwahrſcheinlich als an eine wirkliche geſchichtliche Thatſache, an das Treffen bei Sikovár am 28. Juni 1657 zwiſchen Türken und Ungarn an, welches für die letzteren unglücklich ausfiel und ſogar die Kriegsgefangenſchaft ihres Führers, des Grafen Peter Szápary zur Folge hatte. Nur dichteriſche Erfindung und als ſolche lehrreich

für die Art, wie das Volk sich die Entstehung solcher einzelnen Kriegsakte zurechtlegt und (vielleicht auch nicht anders, wie die Rolle der Helena als Anlaß des trojanischen Krieges) mit allgemein menschlichen Motiven zu begründen sucht, dürfte aber die in dem Liede gegebene Vorgeschichte dieses mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschilderten Treffens sein. Der türkische Vezir in Ofen spielt hier eine Verrätherrolle, die aus verschmähter Liebe hervorgeht. Eben die schöne Fatma, die einzige Tochter des reichen Zaiin-Alibey, hat die Anträge des Paschas zurückgewiesen, und dieser hat deshalb zunächst ihren Vater verbannt. Von dessen Reichthum haben wir schon oben eine Probe gegeben, als wir von der verschwenderischen Zahlenfülle der Lieder ein Beispiel anführten; er wird außerdem noch erläutert durch die Angabe, daß er allein bei Wardein auf seinen Gütern tausend Lehensbauern [Kmeten] (und zwar christliche) hat. Nachdem der Pascha nun seinen Wunsch, das Mädchen selbst zu besitzen, als unerfüllbar hat erkennen müssen, verkauft er sie für eine „Wagenladung Thaler" an den „Wlachengeneralen Peter", womit eben jener ungarische Graf Szápary gemeint sein soll. Als Mehmed nun diese seine junge Braut mit zahlreicher Bedeckung seiner Freunde als Hochzeitsgeleite in das Haus seiner alten Vaters, des Paschas von Kanitza, holt, treffen sie an dem Uebergange der Donau ein zahlreiches Christen- (oder „Wlachen"-, wie der nicht-muhamedanische Südslave einschließlich der Ungarn von islamitischer Seite unterschiedslos genannt wird) Heer, mit welchem sie in erbittertem Kampfe drei Tage und drei Nächte ringen. Die völlige Vernichtung und die Gefangennahme des Führers des christlichen Heeres bilden den Schluß. Es ist bezeichnend und lehrreich für die Entstehung aller dieser Lieder, daß sich in diesen ziemlich genau feststellen läßt, wo die eigenen Erlebnisse des ersten Sängers oder Dichters anfangen, und bis wohin die mehr oder weniger erfundene oder dazu gebrachte

Vorgeſchichte, die ganze Einleitung von Mehmed's und Fatmas Liebe ꝛc. geht. Denn als es an die Schilderungen der eigentlichen Schlacht geht, da beginnt das Lied plötzlich mit „Wir" zu erzählen, während es bis dahin den ruhig ſchildernden Ton des epiſchen Dichters bewahrt hat. Wie ein wilder Schlachtgeſang lieſt ſich von da ab das Lied: wie die türkiſche Reiterſchar ſich, offenbar um einen höhnenden Gegenſatz zu der Panzerung der chriſtlichen Reiter zu bilden, alle Kleider vom Leibe reißt, um vollſtändig nackt, den bloßen Säbel zwiſchen den Zähnen, die lange Flinte in der rechten Fauſt, auf den Feind loszuſtürmen und das fürchterliche Gemetzel zu beginnen, welches drei Tage lang fortgeſetzt wird. Und in der ganzen Schilderung dieſes Kampfes bleibt der Erzähler, den Ton des Mitanweſenden und Mitthätigen feſthaltend, in der erſten Perſon der Mehrheit.

Außerordentlich bezeichnend für das türkiſche Rechtsverfahren ſchildert uns dagegen in den vorhergehenden Geſängen der Dichter u. a. den Beſuch, den Mehmed bei dem Kadi in Ofen macht, um ſeinen Heirathsvertrag mit der ſchönen Fatma aufſetzen zu laſſen. Der Kadi, auf einem Teppich ſitzend, Tſchibuk rauchend und dazu aus einer kleinen Taſſe Kaffee trinkend, empfängt den ihm unbekannten jungen Helden ſchweigend, läßt ihn ſich gegenüber hinſetzen und ihm durch ſtummen Wink an den Diener ebenfalls Pfeife und Kaffeetaſſe bringen. Erſt nachdem ſie eine Weile ſtumm gegenüber geſeſſen, trägt Mehmed ſein Anliegen vor. Statt jeder Antwort ergreift der Kadi ſeine Taſſe und zerſchmettert ſie auf dem Marmorfußboden. Mehmed folgt ſeinem Beiſpiele, ſpringt auf und zieht ſeinen Säbel. Und als dann erſt der Kadi ausruft, daß er ſeinen Kopf nicht lange auf den Schultern behalten würde, wenn er das Mädchen, nach dem der allmächtige Paſcha ſelbſt ſeine Hände ausſtreckt, einem Anderen verloben wollte, da macht ihm Mehmed klar, daß jene Trennung des

Kopfes vom Rumpfe jetzt ſofort durch ihn geſchehen werde, wenn der Kadi die erforderliche Heirathsurkunde nicht alsbald aufſetze. Und dieſem überzeugenden Zureden fügt ſich der Kadi denn auch wirklich, und Mehmed führt die Verlobte aus Ofen dem Paſcha zum Trotz, der dann nur durch Verrath an die Chriſten dem Zuge jenes Hinderniß an dem Uebergange über die Donau bereitet.

Das großartigſte Schlachtgemälde von allen bietet ſich uns natürlich in den Geſängen, welche ſich an das größte National-Unglück der chriſtlichen Südſlaven knüpfen, an die Schlacht auf dem Amſelfelde 1389, welche dem großſerbiſchen Königthum ein Ende machte und die ganze Balkanhalbinſel dem türkiſchen Sultan unterwarf. Die Volksdichtung hat dieſe große geſchichtliche Kataſtrophe natürlich durch Einführung beſtimmter pſychologiſcher Motive dramatiſch zu geſtalten geſucht. Die eigentliche Urſache des unglücklichen Ausganges der Schlacht ſucht das Lied, wie noch von jeher die Sage jedes unglücklich unterlegenen Volkes, in dem ſchnöden Verrath eigener Angehörigen. Dieſer im Liede mit allen Flüchen und Verwünſchungen eines niedergetretenen Volkes beladene Verräther iſt ein Mitglied des ſerbiſchen Herrſcherhauſes, Wuk (·Wolf) Brankowitſch. Und der Grund, der ihn zum Verrath an ſeinem Volke und ſeinem „Zaren" und Schwiegervater Lazar treibt, iſt, ganz wie in unſerem Nibelungenliede, der Streit zweier Frauen. Wie dort in der Kirche zu Worms Chriemhilde und Brunhilde um den Vorrang ſtreiten, ſo hier die ſtolze Mara, die Gattin Wuks, und die ſanfte Wukoſawa, die Gattin des ſtärkſten und berühmteſten Helden am Hofe König Lazars, des Miloſch Obilitſchu. Auch hier hat, wie im Nibelungenliede, der hervorragendere Held die weniger bedeutende Gattin. Beide Frauen ſind Töchter des Königs Lazar; und als Wukoſawa einmal die größere Kraft und Tüchtigkeit ihres Miloſch hervorhebt, da wirft ihr Mara höhnend

vor, daß ſeine Kraft ja wohl daher komme, daß er, von einem niedrigen unbekannten Zigeunermädchen geboren, von einer Stute großgeſäugt ſei. Nun kommt es zwiſchen den beiden Königstöchtern zum Streite, nicht nur mit Worten, ſondern auch von Maras Seite mit Thätlichkeiten, denn dieſe

„ſchlägt ſie mit der Hand ins weiße Antlitz"

daß der Diamantring an ihrem Finger Wukoſawas Wange blutig reißt. Als dieſe nun dem rückkehrenden Gatten ihr Leid klagt, überfällt Miloſch den Wuk, ſchlägt ihm zwei Vorderzähne aus, wirft ihn zur „ſchwarzen Erde" nieder und hätte ihn getödtet, wenn nicht der greiſe Lazar dazwiſchengetreten wäre mit den Worten:

„Willſt Du einen Bruderkampf beginnen,
Wo es gilt, das Vaterland zu retten
Vor den Kolben ungläubiger Türken?"

Aus Rache hierfür geht nun der „verfluchte Brankowitſche" mitten in der Schlacht mit ſeinen 12 000 „blanken Küraßreitern" zu den Türken über und entſcheidet ſo die Niederlage ſeiner Landsleute. Allerdings kennt ja die Geſchichte die ſo dichteriſch dargeſtellte Uneinigkeit und Zerriſſenheit unter den verſchiedenen chriſtlichen Völkerſchaften der Balkanhalbinſel auch als inneren Grund jener letzten bei der türkiſchen Ueberlegenheit unvermeidlichen Kataſtrophe. Aber der Held des Volksliedes iſt die ganz ſagenhafte Geſtalt des Miloſch Obilitſchu deshalb geworden, weil in der That ein ſerbiſcher Edelmann dieſes Namens, welcher beim Ausgange der Schlacht verwundet auf dem Schlachtfelde lag, den im Triumphe des Sieges vorüberſchreitenden Sultan Murad mit einem Dolchſtoße tödtete. Dieſe für den Erfolg der ſchon entſchiedenen Schlacht leider bedeutungsloſe That hat das Lied nun ausſchmückend ſo dargeſtellt, als wenn ſie, von Miloſch mitten in der Schlacht geſchehen, ohne jenen Verrath ſeines

Todfeindes, den Sieg der Chriſten zur Folge gehabt haben würde. Nach dem Liede dringt nämlich Miloſch Obilitſchu mit nur zwei Begleitern zu Pferde mitten in das Türkenlager bis in das Zelt des Sultans Murad, den er darin tödtlich verwundet, um dann wieder ſchnell zu Roß bis faſt zu ſeinem Heerhaufen zurückzugelangen, wo er dann aber verwundet und gefangen wird, und zwar eben durch jene verrätheriſche Ueberläuferei des Wuk Brankowitſch. Als dann nach dem Verluſt der Schlacht der gefangene „Zar" Lazar und Miloſch vor den ſterbenden Sultan Murad gebracht werden, da zeigt ſich die an die germaniſche Anſchauung genau erinnernde Vaſallentreue des kühnen Miloſch darin, daß er die ihm von Murad zugedachte Ehre, nachdem ihnen Beiden unmittelbar nach des Sultans Tode der Kopf abgeſchlagen ſein werde, als der tapferſte Held neben dem Sultan auf dem Schlachtfelde ſelbſt begraben zu werden und Lazar zu ihren Füßen, ablehnt und die Ehre, neben dem Sultan zu liegen, für ſeinen König und für ſich den Platz zu ſeinen Füßen erbittet. Und der ſterbende Sultan gewährt ſeinem tapfern Feinde die Bitte. Aber in Bezug auf den Verräther Wuk verliert ſelbſt das Lied ſeine ſonſt ruhige epiſche Haltung, wie die folgenden Verſe zeigen:

„Gott verdamme Wuk, den Brankowitſchen,
Er verrieth ſein Volk am Amſelfelde!
Nichts gedeihe ihm in ſeinen Händen;
Nicht der weiße Weizen auf den Feldern,
Nicht die ſaft'ge Rebe auf den Bergen,
Nicht die Kinder im verfluchten Hauſe!"

Und am tiefſten empfindet die durch ſeinen Verrath geſchaffene Schmach ſeine ſtolze Gattin Mara. Sie, deren Hochmuth und Uebermuth die Veranlaſſung zu dieſer Handlung gegeben, bringt ſich — wieder ähnlich wie Brunhildens Schickſal — ſelbſt zum Opfer unter der Wucht des durch ihre Schuld hervorgerufenen Unglücks. Während die durch ſie des Gatten

beraubte Wukoſama „weint um ihren treuen Gatten Miloſch", heißt es von Mara mitten in dem Jammer, der die „weiße Burg" des Zaren Lazar erfüllt:

„Keine Thräne hat die ſtolze Mara,
Und ſie flieht zum dunkeln Ahornwalde;
Niemand mehr hat Mara je geſehen."

Das Lied iſt reich an einzelnen ſtimmungsvollen Nachklängen zu dieſer großen, erſchütternden Völkerkataſtrophe. So z. B. in der ergreifend geſchilderten Verzweiflung des Wojwoden von Moſtar, Raditſch, der zu ſpät an dem Schlachtfelde ankommt, nachdem die Schlacht ſchon verloren, und dieſen unglücklichen Ausgang dadurch erfährt, daß ihm das (unten noch zu erwähnende) „Amſelfelder Mädchen" den von dieſem unter den Todten gefundenen weißen Seidenkalpak des Zaren Lazar übergiebt. Da ſchlägt er ſich verzweifelnd den ſcharfen Handſchar ins eigene Herz.

Die Epiſode des „Amſelfelder Mädchens" bringt einen freundlichen, faſt idylliſchen Zug in das große Schlachtengemälde und zugleich eins der wenigen Beiſpiele, bei denen wir auch auf chriſtlicher Seite zarte und ritterliche Töne im Liebeswerben angeſchlagen finden. Während König Lazar vor der Entſcheidungsſchlacht mit allen ſeinen Helden in der „weißen Samodraſcher Kirche" das heilige Abendmahl nimmt, trifft „der ſchönſte Held auf dieſer Erde", Toplitza Milane, vor der Kirche mit dieſem, nirgend mit Namen bezeichneten „Amſelfelder Mädchen" zuſammen, und von ihrer Lieblichkeit hingeriſſen, verlobt er ſich mit ihr unmittelbar vor der Todesſchlacht. Dieſe Scene iſt zart und poetiſch geſchildert. Der erſte Held des Liedes, Miloſch Obilitſchu, als ihr Hochzeitspathe reicht ihr ein ſeidenes Tuch, Koſantſchitſch Iwane als Brautführer das goldene Ringlein, und der Bräutigam ſelbſt den goldenen Schleier mit den von ihr ſpäter erzählten Worten:

„Und er ſprach zu mir verſchämtem Mädchen:
Nimm den Schleier, Amſelfelder Mädchen.
Nimm ihn hin zu meinem Angedenken,
Daß Du mich im Herzen nicht vergeſſeſt.
Sieh, ich ziehe nun zum heißen Kampfe;
Alle können wir den Tod dort finden.
Bitte Gott, Du meine theure Seele,
Daß geſund vom Kampf ich wiederkehre;
Dann iſt Dir ein großes Glück beſchieden —
Nehme Dich zu meiner treuen Gattin."

Und auch dieſes junge Glück wird in der Schreckensſchlacht daniedergemäht. Wie das Mädchen auf dem blutigen Schlachtfelde nach dem Geliebten ſucht, den ſie nur als Leiche wiederfinden ſoll, da klagt ſie ſchon in trüber Vorahnung:

„Weh' mir Armen! Welch' Geſchick verfolgt mich!
Wollte eine Föhre ich berühren,
Auch die grüne Föhre müßt' verdorren!"

Aber das Lied von dem Untergange der ſüdſlaviſchen Unabhängigkeit ſchließt nicht in dieſer trüb-entſagenden Stimmung ab, ſondern es erhebt ſich zu einer machtvollen Vorverkündigung des Wiederauflebens alter Größe und Herrlichkeit. Und die Repräſentantin dieſer im Volke lebenden Zuverſicht iſt abermals ein Weib, die alte Königin Miliza, Lazars Gattin, die wie eine antike Heldengeſtalt aus dem Jammer der Weiber und Kinder der Erſchlagenen emporragt. Nicht gebeugt durch den Tod ihres Gatten und der neun blühenden Söhne, die ſie mit ihm in die Schlacht geſchickt, obgleich er ihr den jüngſten, ihren Liebling, hat zurücklaſſen wollen, zieht ſie ſelbſt auf das blutgetränkte Schlachtfeld hinaus, um die Leichen aufzuſuchen und zu beſtatten. Nachdem ſie ihre neun Söhne dort gefunden, zuletzt den jüngſten, deſſen Zurückbleiben ſie nicht hat annehmen wollen, weil ſie ſeine Kampfluſt ſah, da wäſcht ſie die Leiber „rein von Blut mit ihren Thränen" und gräbt ihnen mit eigenen Händen „neun geweihte Gräber", und dann ſpricht ſie:

„Wahrlich, nicht beklag' ich Euch, o Kinder,
Ich beklag' Euch nicht, daß Ihr gefallen,
Schirmend Euer Vaterland vorm Erbfeind;
Euren Stamm habt sterbend Ihr verherrlicht!"

Hierauf schmückt sie noch „mit grünem Busche die lieben Stätten" und kehrt zu ihrem Schloß, „der weißen Kule", zurück, wo sie ihre neun Schwiegertöchter findet, welche

„Fluchten allen Türken-Janitscharen,
Doch den Wuk verfluchten sie noch böser,
Der am Amselfeld verrieth den Fürsten."

Aber in all ihrem Schmerz und Jammer ungebeugt spricht die alte Fürstin Miliza zu ihnen die tröstenden und prophetischen Worte:

„Seid nicht thöricht, meine Schwiegertöchter,
Lobet Gott für alle seine Werke!
Ich hab' jung die Söhne nicht geboren,
Daß sie feig' in weichen Polstern ruhen,
Sondern daß das Vaterland sie schirmen
Vor den Kolben ungläubiger Türken.
Und nun weinet nicht, geliebte Töchter;
Sind uns auch die Drachen ausgeflogen,
Ließen sie uns doch die Drachenjungen;
Laßt uns diese Drachenjungen pflegen —
Nie wird unser edler Stamm vergehen,
Unsere Höfe werden nie veröden!"

Und wenn sich jetzt, nach der fast einhalbtausendjährigen türkischen Knechtschaft, als Folge jener Niederlage diese im Volksliede bewahrheitete Verkündigung der alten Fürstin Miliza in dem staatlichen Neuaufblühen der südslavischen Völkerschaften zu bewahrheiten scheint, so ist es sicherlich eine bewundernswerthe Zähigkeit und Urkraft, die in diesen Völkern steckt, und die nicht zum wenigsten auf Rechnung der Tüchtigkeit seines weiblichen Theiles zu setzen ist. Wir haben im vorhergehenden so oft auf die Rolle hingewiesen, welche das Weib in dieser Volks- und Heldenpoesie spielt, daß es uns nur noch übrig

bleibt, auf das weibliche Element aufmerksam zu machen, welches aus der übernatürlichen Welt auch in diese Lieder hineinragt. Es ist kennzeichnend, daß auch in den auf christlicher Seite entstandenen Gesängen die Anklänge eines alten Heidenthums viel stärker sind, als der sehr äußerlich aufgefaßte Inhalt der christlichen Religion. So wird z. B. einmal dem Königssohne Marko die Befolgung der Mahnung seiner alten Mutter, beim Ausreiten an einem Feiertage die Waffen zu Hause zu lassen, fast zum Verderben.

Die eigenthümlichen weiblichen Wesen, welche ganz unvermittelt neben diesen christlichen Anschauungen als Wirklichkeiten in das Leben mancher Helden eingreifen, sind die viel besprochenen Vilen. Sie werden, von dem Liede wenigstens unbedingt, wo sie dem Menschen begegnen, nur als böse, schadenbringende und schadenfrohe Wesen aufgefaßt, so daß man, da sie die einzigen auftretenden bösen Geister sind, wohl gesagt hat, daß bei diesen Südslaven selbst der Teufel weiblichen Geschlechtes sei.

Und es kommen allerdings in den Liedern Redensarten vor, bei denen wir, um sie recht verständlich übersetzen zu können, wohl an Stelle der „Vilen" einfach den Teufel im Sinne des deutschen Sprüchwortes und Sprachgebrauches setzen müßten. Wenn es z. B. im „Burgfräulein von Preßburg" heißt .... (er sprang auf, als wenn ....):

„Drei Vilen fuhren schier in seinen Leib ein",

so heißt das in unserem Sprachgebrauche „als sei der Teufel in ihn gefahren". Aber diese Gleichbedeutung erinnert doch stark an die Umgestaltung, welche sich auch unsere altgermanischen heidnischen Volksgottheiten unter der christlichen Herrschaft in die „Geister der Finsterniß" haben gefallen lassen müssen.

Und in der That tragen diese Vilen manche Züge, die uns auch aus unserer germanischen Götterlehre bekannt sein

müſſen. Der Umſtand, daß ſie auf flüchtigen Roſſen, und zwar von ſchwarzer Farbe mit goldener Mähne und Schopf, einherbrauſen und das Waffenhandwerk verſtehen und lieben, genügt zwar nicht, um ſie mit den nordiſchen Walküren zuſammenzubringen, da ſich von der eigentlichen Thätigkeit dieſer „Schildjungfrauen" bei ihnen keine Spur findet, und ſie ſelbſt den tapferſten Helden eher feindlich als freundlich gegenübertreten.

In ihrer Lieblingsbeſchäftigung, den nächtlichen Reigentänzen im Mondſchein auf hochgelegenen Waldwieſen, erinnern ſie durchaus an „Erlkönigs Töchter", wie ſie die nordiſche Sage kennt, und damit ſtimmt auch die todbringende Wirkung überein, welche ihre den Helden nur auf die Bruſt gelegte Hand hat.

Die Vilen halten ſich vorzugsweiſe in den Wäldern des „Schwarzgebirges" (Cernagora) und der Planina auf und bedrohen den durch dieſe einſamen Wälder ziehenden Wanderer und Reiter mit hinterliſtigem Ueberfall. Ein ſicheres Mittel, ſie herbeizulocken, iſt der Geſang; ein erſtes Gebot der Klugheit daher, dieſen in ſolchen Gegenden ſorgfältig zu vermeiden. Selbſt dem ſtarken Helden Marko wäre es einmal beinahe ſehr übel bekommen, daß er in ſeinem Uebermuth eine Vila durch lauten Geſang in den ſchweigenden Bergwäldern auf ſich aufmerkſam gemacht hat. Daß er ſie ſchließlich dann nach hartem Kampfe doch überwindet, das kennzeichnet ihn eben nach unſerem Sprachgebrauche als einen „Kerl, der ſich vor dem Teufel nicht fürchtet". Die überwundene Vila, Ravijola, bietet ihm ſogar dann die Bundesbrüderſchaft an und wird ſeine treue „Bundesſchweſter", obgleich oder vielleicht, weil er ſie vorher mit ſeiner ſchweren Schlachtenkeule dermaßen bearbeitet hat, daß ein ſterblicher Körper für immer daran genug gehabt haben würde. Auch bei dieſen übernatürlichen Vertreterinnen des ſchönen Geſchlechtes zeigt es ſich alſo, daß nach der ſlaviſchen Anſchauung

Prügel und Liebe unzertrennlich zu sein scheinen. Bietet doch selbst der Königssohn Marko gelegentlich seiner alten Mutter noch Prügel an.

Wenn wir also trotz dieser unleugbaren und vielfach hervortretenden Roheit das Weib des Südslaven in diesen seinen Volksgesängen doch eine so hervorragende Stelle einnehmen sehen, wie sich aus dem obigen ergiebt, so deutet dies wohl unzweifelhaft darauf hin, daß die Stellung des Weibes nur an sich betrachtet, aber nicht relativ, d. h. im Verhältniß zu dem Kulturstande des ganzen Volkes, auf der Balkanhalbinsel heute eine niedrigere ist, als bei den sich einer höheren Kulturentwickelung erfreuenden Völkern. Und da jene ganze Dichtkunst, von der wir hier nur einige Proben geben konnten, zugleich ein lebendiges Zeugniß ablegt für die frische Jugendlichkeit dieser Völker, so ist wohl anzunehmen, daß bei den sich immer mehr lockernden Fesseln der türkischen Staatsmacht auch dort eine neue selbständige Kulturentwickelung aufblühen wird, welche dann auch für uns als Nachbarn nicht ohne Einfluß und Bedeutung sein kann.

Anmerkungen.

[1] Wlache, Wlachin, die gewöhnliche Bezeichnung für alle Bekenner des griechisch-katholischen Glaubens, dann ausgedehnt auf alle christlichen Südslaven im Gegensatz zu den muhamedanischen.

[2] Das Lied erklärt sein schnelles Beliebtwerden bei allen Menschen damit, daß er im Besitze eines Talismans (amaliamento) gewesen sei, der ihm alle Herzen zuführte; der Uebersetzer vermuthet, daß damit der Koran gemeint gewesen sei.

[3] Karl Gröber: Die Schlacht am Amselfelde. Wien 1885.

[4] Maghas Tod des Çiçupala. Ein sanskritisches Kunstepos. Uebersetzt und erläutert von Dr. C. Schütz. Bielefeld, Belhagen & Klasing, 1843.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.

Uebersetzt von

E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet Mk. 3.—.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht. (Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte. (Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwangslosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat. (Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung"** u. a. folgendes über das Werk „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke ein in seiner Art einzig dastehendes Buch macht, das in den Grundzügen als eine der besten Leistungen des völkerschildernden Schrifttums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. Dr. Schwicker widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung"** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Ueber die südslavische Guslaren-Epik

Von

Conrad Thuemmel

in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 205.

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit

sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Von

Dr. M. Alsberg

in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Geniale Mensch.

Von

Cesare Lombroso,

Professor der Psychiatrie an der Universität Turin.

Autorisirte Uebersetzung von **Dr. M. O. Fränkel.**

(XXII u. 448 S.) Gr. 8°. Geh. *M.* 10.—, geb. *M.* 12.50.

I. Psychologie und Pathologie des Geistes.
II. Biologie des Genies.
III. Das Genie bei den Irren.
IV. Die Entartungs-Psychose des Genies.

Das diesen reichen Stoff behandelnde, anregende, belehrende Buch Lombrosos wird gewiß die weite Verbreitung finden, deren es vermöge seines Inhaltes sowohl als auch vermöge der Art, wie dieser erörtert wird, in so hohem Grade würdig ist.

(Dr. Ille in Wiener Medizinische Blätter.)

Was für eine Arbeit, was für ein Wissen steckt zu alledem in dem Buch! Und welche Selbständigkeit der Betrachtung, welche systematische Begabung!

(Dr. A. Schnitzler in Internat. Klinische Rundschau.)

Auch ohne ein Anhänger der vom Verfasser aufgestellten Theorien zu sein, wird man nicht umhin können, das Werk als eine vieldurchdachte, glänzend ausgeführte, tiefsinnige Arbeit zu bewundern. (Reichsgerichtsrath Meves im Archiv für Staatsrecht.)

Ein kühnes, materialreiches Buch. (Zeitschrift für Rechtswissenschaft X. 1.)

Das Werk bringt eine so große Menge höchst interessanter und feinsinniger Beobachtungen, so überreiche Einzelheiten aus dem für Kriminalisten, Psychologen, Aerzte, Dichter u. A. gleich anziehenden Grenzgebiete zwischen geistiger Vollendung und Geisteskrankheit, daß man dieses sehr gewandt geschriebene und trefflich übersetzte Buch, das lange den Mittelpunkt der Diskussion abgeben wird, zu den bedeutendsten auf diesem Felde und sicher zu den des Lesens und des Studiums werthen rechnen muß. (Juristisches Litteraturblatt Nr. 23. 1891.)

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit,

sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Vortrag,

gehalten auf dem XXIV. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Hannover am 8. August 1893.

Von

Dr. med. A. Alsberg

in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofverlagshandlung.

1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn wir ſehen, daß jene Organe, welche im menſchlichen Körper paarweiſe ſich vorfinden, meiſtens in koordinirter Stellung zuſammen thätig ſind, daß die Gehöreindrücke uns gleichzeitig durch beide Ohren übermittelt werden, daß das Geſichtsfeld durch das Zuſammenwirken und die Stellung beider Augen bedingt wird, daß bei der Athmung beide Lungen, bei der Urinſekretion beide Nieren in gleicher Weiſe betheiligt ſind, ſo müßte es uns eigentlich fremdartig anmuthen, daß von den beiden Greiforganen, welche dem Homo sapiens als beſondere Auszeichnung vor der überwiegenden Mehrzahl der Thiere verliehen ſind, die rechte Hand meiſtens das Uebergewicht behauptet, daß dieſelbe bei allen Verrichtungen und Thätigkeiten, die ein beſonderes Maß von Kraft und Geſchicklichkeit erheiſchen, vorzugsweiſe verwendet wird. Die Frage nach den Urſachen der vorwiegenden Rechtshändigkeit iſt bisher in verſchiedenſter Weiſe beantwortet worden. In weiten Kreiſen verbreitet iſt noch heutzutage die Annahme, daß der vorwiegende Gebrauch der rechten Hand im weſentlichen auf Sitte und Gewöhnung zurückzuführen ſei, — eine Anſchauung, die ſchon deshalb als wenig wahrſcheinlich gelten darf, weil die Rechtshändigkeit unabhängig von Klima, Lebensweiſe und Kultur bei allen Bewohnern der Erde, bei den civiliſirten Nationen, wie bei den auf niedrigſter Stufe der Geſittung ſtehenden Eingeborenenſtämmen die Regel bildet,[1] weil dieſelbe ſeit vielen Jahrtauſenden der

Menſchheit eigenthümlich iſt, ja wahrſcheinlich ſo alt iſt, wie die Menſchheit ſelbſt. Was letzteren Punkt anlangt, ſo giebt es gewiſſe Thatſachen, welche mit Sicherheit darauf ſchließen laſſen, daß bereits der Menſch der ſogenannten „Rennthierzeit" (d. i. jener Menſch, der die Vergletſcherung eines großen Theiles von Europa noch zum Theil durchlebt und das damals in Südfrankreich und Süddeutſchland einheimiſche Rennthier am Fuße der Pyrenäen und Alpen gejagt hat) im allgemeinen ein Rechtshänder geweſen iſt. Jene Zeichnungen und Schnitzereien in Horn und Mammuthelfenbein, die der Menſch jener fernentlegenen Epoche als Zeugniſſe ſeiner Thätigkeit in ſüdfranzöſiſchen und ſüddeutſchen Knochenhöhlen uns hinterlaſſen hat, laſſen mit ihren in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nach links gerichteten Thierkopfprofilen deutlich erkennen, daß die Verfertiger jener älteſten Kunſtprodukte bei Herſtellung jener Artefakte der rechten Hand ſich bedient haben.[2] Auch laſſen nach John Evans gewiſſe Eigenthümlichkeiten der in verſchiedenen europäiſchen Ländern aufgefundenen, roh zugehauenen (paläolithiſchen) Steingeräthe darauf ſchließen, daß bei Herſtellung derſelben die rechte Hand vorzugsweiſe Verwendung gefunden hat.[3]

Daß die Rechtshändigkeit ein uraltes Erbſtück der Menſchheit darſtellt, hierfür liefert auch die Sprache vollgültige Beweiſe. Ueberall — auch bei den auf niedrigſter Kulturſtufe ſtehenden Stämmen und Horden — wird der rechten Hand ein ehrendes Beiwort, der linken Hand dagegen häufig ein Epitheton beigelegt, welches auf die Minderwerthigkeit der linken oberen Extremität hindeutet. Auch iſt es ſicher kein bloßer Zufall, wenn ſchon in den Sprachen der alten Völker mit der Bezeichnung für die rechte Hand zugleich der Begriff des Geſetzmäßigen, Geſchickten und Glückverheißenden, mit der Bezeichnung für die Linke der Begriff des Ungeſchickten, Unzuverläſſigen oder Unheilbringenden ſich verbindet. In der Sprache der Samoaner

lautet die Bezeichnung für die linke Hand: „lima-woat“, d. i. wörtlich überſetzt: „Hand, die thöricht zugreift“. Bei den Chippeway-Indianern Nordamerikas führt die rechte Hand den Beinamen „große Hand“, während die linke als „Hand, die nichts verſteht“ bezeichnet wird. Ebenſo wie das lateiniſche „sinister“ hat das griechiſche σκαιός und σκαιότης, ſowie das altkeltiſche „cearr“ neben der Bedeutung: „links“ zugleich die Bedeutung „unheilbringend“.[4] — Wenn in gewiſſen Sprachen das Zahlwort „fünf“ identiſch iſt mit der für die linke Hand gebrauchten Bezeichnung, während andererſeits zwiſchen dem Zahlwort „zehn“ und der Bezeichnung für die rechte Hand verwandtſchaftliche Beziehungen beſtehen, ſo erklärt ſich dies aufs ungezwungenſte aus der Annahme, daß man beim Zählen mit den Fingern der linken Hand anfing, und ſobald die Zahl 5 überſchritten wurde, die Finger der rechten Hand zu Hülfe nahm. — Daß in mehreren orientaliſchen Sprachen ein und dasſelbe Wort ſowohl „rechts“ wie auch „Süden“, ein anderes Wort ſowohl „links“ wie auch „Norden“ bedeutet, — dieſe Thatſache iſt auf den Umſtand zurückzuführen, daß die feueranbetenden Völker des Orients bei ihren gottesdienſtlichen Handlungen das Antlitz nach Oſten (Sonnenaufgang) richteten, wobei ſie dann natürlich Süden zur Rechten, Norden zur Linken hatten.

Von großer Bedeutung für das Studium der Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit, ſowie der dem Gebrauche der rechten Hand, bezw. linken Hand zu Grunde liegenden urſächlichen Momente ſind jene Beobachtungen, bezw. Unterſuchungen, welche die amerikaniſchen Gelehrten J. M. Baldwin und Daniel Wilſon[5] neuerdings ausgeführt haben. Um feſtzuſtellen, in welchem Stadium der körperlichen Entwickelung die Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit zuerſt in die Erſcheinung tritt, hat Baldwin an ſeinem eigenen Kinde während der

ersten zehn Lebensmonate Beobachtungen, bezw. Versuche angestellt, deren Gesamtzahl rund 2200 beträgt, die demnach eine gewisse Beweiskraft für sich in Anspruch nehmen dürfen. Baldwin ging im allgemeinen so zu Wege, daß er dem Kinde einen glänzenden oder auffallend gefärbten Gegenstand vorhielt und nun beobachtete, welche Hand das Kind zum Ergreifen des Gegenstandes in Bewegung versetzte. Er gelangte dabei zu folgenden Schlüssen: Beim Säugling ist von der Geburt an bis etwa zum siebenten oder achten Lebensmonate eine Bevorzugung der einen oder anderen Hand nicht nachzuweisen. Auch über die bezeichnete Altersgrenze hinaus tritt für gewöhnlich, d. h. bei Bewegungen, die sich ohne besondere Gemüthserregung vollziehen, das von der rechten Hand behauptete Vorrecht nicht zu Tage. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß im Zustande der Erregung der sieben bis acht Monate alte Säugling in der Regel bereits der rechten Hand den Vorzug giebt, wie daraus hervorgeht, daß nach Baldwin von 100 Handbewegungen, welche das sieben- bis achtmonatliche Kind im besagten Zustande ausführt, 93 auf die rechte Hand und nur 7 auf die linke kommen. Wilson — selbst ein Linkshänder — theilt die gesamte Menschheit hinsichtlich der Bevorzugung der einen oder anderen Hand in drei Kategorien ein, nämlich erstens in Rechtshänder, d. h. in solche, welche der rechten Hand ausnahmslos den Vorzug geben und diese Bevorzugung bereits im Säuglingsalter zu erkennen geben, zweitens Linkshänder, d. h. solche, die von Jugend auf geneigt sind, der linken Hand den Vorzug zu geben — eine Kategorie, der nach der Schätzung des bekannten Anatomen Professor Hyrtl[6] ungefähr 2%, nach der von dem englischen Arzte Dr. Ogle[7] aufgestellten, auf der Untersuchung von 2000 Hospitalpatienten beruhenden Statistik 4¼% aller Menschen

angehören, und die nach dem letzterwähnten Beobachter unter dem männlichen Geschlecht zahlreicher vertreten sein soll, als unter dem weiblichen. Endlich haben wir nach Wilson noch eine dritte Kategorie von Menschen zu unterscheiden, nämlich solche, bei denen weder eine Neigung zur Rechtshändigkeit, noch eine solche zur Linkshändigkeit von vornherein vorhanden ist und bei denen eben die äußeren Lebensumstände, Erziehung und Sitte den Betreffenden zum Rechtshänder machen. Auch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß bei Rechtshändern durch eine von besonderen äußeren Umständen angeregte gleichmäßige Uebung eine Gleichwerthigkeit beider Hände erzielt wird. Ebenso ist es allgemein bekannt, daß unter dem Drucke der Nothwendigkeit — so z. B. bei Verlust oder Lähmung der einen Hand — die andere Hand das Uebergewicht erlangt, daß in Fällen, wo die rechte Hand gebrauchsunfähig wird, die linke Hand einen Ersatz bietet und so vice versa.

Die zuvor erwähnten Beobachtungen, denen zufolge bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen die Neigung zum vorzugsweisen Gebrauche der einen oder anderen Hand — in der Regel der rechten Hand — schon im Säuglingsalter zu Tage tritt, diese Beobachtungen berechtigen dann ferner zu dem Schlusse, daß den Erscheinungen der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit gewisse Eigenthümlichkeiten der körperlichen Organisation zu Grunde liegen. Letztere Schlußfolgerung erhält noch eine besondere Bestätigung durch dasjenige, was Dr. Ogle[8] und ich selbst bezüglich der Vererbung der Linkshändigkeit festzustellen im stande waren. Weiterhin erhält die Annahme, daß den Erscheinungen der Linkshändigkeit, bezw. Rechtshändigkeit ganz bestimmte Eigenthümlichkeiten der organischen Struktur zu Grunde liegen, eine Stütze durch die Thatsache, daß der vorzugsweise Gebrauch der linken Hand, welcher das Charakteristikum ge-

wiſſer Individuen bildet, durch konſequente Uebung zwar eingeſchränkt, aber niemals vollſtändig beſeitigt werden kann. Was letzteren Punkt anlangt, ſo will ich hier nur darauf hinweiſen, daß bei den Linkshändern die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Geſellſchaft, ſowie unſer geſamtes Erziehungs- und Unterrichtsſyſtem darauf hinwirken, die angeborene oder wenigſtens im erſten Lebensjahre ſich entwickelnde Neigung zum vorzugsweiſen Gebrauche der linken Hand zum Verſchwinden zu bringen und an deren Stelle die Rechtshändigkeit zu ſetzen. Wenn wir ſehen, wie ſchon während des Säuglingsalters die Mutter den linkshändigen Sprößling dazu nöthigt, den Löffel mit der rechten Hand zu ergreifen und zum Munde zu führen, wie der Schreiblehrer mit größter Konſequenz, bisweilen ſogar unter Zuhülfenahme von Schulſtrafen, dahin wirkt, daß der linkshändige Schüler zum Schreiben nur die rechte Hand verwendet, wenn wir in Betracht ziehen, wie die Form vieler Geräthe und Haushaltungsgegenſtände den Linkshänder dazu nöthigt, dieſelben mit der rechten Hand zu ergreifen und zu handhaben, wie die an den Kleidungsſtücken des weiblichen Geſchlechtes, an Korſetten, Schuhen und Handſchuhen angebrachten Schleifen, Schlingen, Spangen, Haken und Oeſen darauf berechnet ſind, daß das Zuſammenknöpfen, Zuſammenhaken und Zuſammenſchnüren mit der rechten Hand bewerkſtelligt wird — wenn wir alles dieſes in Betracht ziehen, ſo muß es uns eigentlich in Erſtaunen verſetzen, daß es überhaupt noch Perſonen giebt, bei welchen die Linkshändigkeit in die Erſcheinung tritt. Eben nur jene angeborene, nicht ſelten ererbte Eigenthümlichkeit der körperlichen Organiſation, die wir als die Grundbedingung der Linkshändigkeit vorausſetzen müſſen, ermöglicht es, daß ungeachtet aller die Rechtshändigkeit begünſtigenden äußeren Einwirkungen und Verhältniſſe die Linkshändigkeit bei jenen Individuen immer noch bis zu gewiſſem

Grade beſtehen bleibt. In Uebereinſtimmung mit dem ſoeben Geſagten beobachten wir, daß bei den Kulturvölkern der Linkshänder durch die von Kindsbeinen an auf ihn einwirkenden Einflüſſe in der Regel zum ambidexter gemacht wird, daß er für die meiſten Verrichtungen beide Hände ohne Unterſchied verwendet, daß aber bei einzelnen Thätigkeiten — und zwar meiſtens bei ſolchen, die eine beſondere Geſchicklichkeit oder Kraft erheiſchen — die linke Hand doch in der Regel noch ihre Präponderanz behauptet. So iſt es z. B. ein ſehr gewöhnliches Vorkommniß, daß der Linkshänder entſprechend der Anleitung, die ihm die Schule gegeben hat, mit der rechten Hand ſchreibt, daß aber beim Zeichnen die linke Hand in Thätigkeit tritt; ſo kann man ferner beobachten, daß der linkshändige Graveur, Holzſchneider und Kupferſtecher zu vielen Verrichtungen des täglichen Lebens entſprechend den in früher Jugend erhaltenen Anweiſungen die rechte Hand verwendet, daß er aber für die eine große Exaktheit und Präziſion der manuellen Thätigkeit erheiſchenden Arbeiten, die ihm ſein Beruf auferlegt, ſich ausſchließlich der linken Hand bedient. So findet man ferner Perſonen, die, während ſie für die meiſten Thätigkeiten bald die eine, bald die andere Hand verwenden, doch bei gewiſſen Verrichtungen, wie z. B. beim Eintreiben eines Nagels, beim Ausziehen eines in den Flaſchenhals feſt eingekeilten Korkes, beim Einführen des Fadens in das Nadelöhr u. dergl., ausſchließlich die linke Hand benutzen. Wohl für keine Kategorie von Menſchen, wie für den Linkshänder, gilt in gleichem Grade der Spruch des Horaz: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“ (Jage die Natur zur Thür hinaus und ſie wird zum Fenſter wieder hereinkommen). Menſchen, welche ſich beider oberen Extremitäten mit gleichem Vortheil bedienen können, ſind jedenfalls ſelten, und es war ſomit unbillig, wenn Celſus forderte, daß der Chirurg ein Ambidexter ſei, d. i., daß er je

nach Bedürfniß mit der rechten oder linken Hand zu operiren im ſtande ſei.

Ich wende mich nunmehr zu jenen Theorien, mit Hülfe deren man das Vorherrſchen der Rechtshändigkeit bisher zu erklären verſucht hat. Zahlreiche Anhänger hat zunächſt jene Erklärung gefunden, welche das Vorherrſchen der Rechtshändigkeit mit der Handhabung der Waffen in Zuſammenhang bringt. Zufolge jener Anſchauung ſoll der Menſch ſchon in älteſter Zeit ſich daran gewöhnt haben, mit dem von der linken Hand gehaltenen oder am linken Arme hängenden Schilde die linke Seite des Körpers, insbeſondere das Herz als lebenswichtigſtes Organ, zu beſchirmen, und ſomit ſoll für die Handhabung der Angriffswaffen der Gebrauch der rechten Hand ſich ganz von ſelbſt ergeben haben, was dann zu einer beſonderen Uebung und Vervollkommnung der die Angriffswaffen (Speer, Schwert, Axt u. ſ. w.) führenden Hand und zum Prädominiren derſelben mit Nothwendigkeit habe führen müſſen. Aber ganz abgeſehen davon, daß viele Naturvölker den Schild gar nicht kennen, iſt gegen dieſe Theorie einzuwenden, daß dieſelbe bei dem Naturmenſchen eine ſolche Vorſtellung von der Bedeutung des Herzens vorausſetzt, wie ſie der auf niedriger Kulturſtufe ſtehende Menſch wohl kaum beſitzen kann. Wir können alſo dieſe Theorie um ſo eher als abgethan betrachten, als ſie auch für die Linkshändigkeit keinerlei Erklärung bietet, und da nur ſolche Erklärungen uns befriedigen können, welche ſowohl die der Rechtshändigkeit, wie die der Linkshändigkeit zu Grunde liegenden urſächlichen Momente in Betracht ziehen. — Charles Bell, der berühmte engliſche Anatom, begnügt ſich in ſeinem Werke: „The human hand“ darauf hinzuweiſen, daß die rechte Körperhälfte im allgemeinen beſſer entwickelt iſt, als die linke, daß in der Regel auch das rechte Bein leiſtungsfähiger und beſſer entwickelt ſei, als das linke, und daß die rechtsſeitigen Extremitäten vor den

linksſeitigen zugleich den Vortheil voraus hätten, im allgemeinen ſeltener von Krankheiten befallen zu werden, als letztere. Obwohl Ch. Bell ſich bereits zu der Anſicht bekennt, daß der vorzugsweiſe Gebrauch der rechten Hand nicht lediglich auf Gewohnheit zurückzuführen ſei, daß derſelbe vielmehr als eine von der Natur getroffene Einrichtung (natural provision) aufzufaſſen und einem beſtimmten Zwecke zu dienen berufen ſei, ſo erhalten wir von dem berühmten Gelehrten doch keine Auskunft über die der vorwiegenden Rechtshändigkeit zu Grunde liegende organiſche Urſache. Der engliſche Anatom Dr. Barclay bekennt ſich bei Erörterung der Frage nach den Urſachen der vorwiegenden Rechtshändigkeit zu teleologiſchen Anſchauungen, die wohl kaum bei Naturforſchern und Aerzten Anklang finden dürften. Er iſt der Anſicht, daß dem Blutſtrom in den zur Hohlvene verlaufenden Venen der linken Seite des Rumpfes und der linken unteren Extremität, welche mit der Aorta ſich kreuzen, durch die Pulſation in dem mächtigen Arterienrohr ein Hinderniß bereitet wird, daß aber andererſeits die vorwiegende Muskelthätigkeit der rechten Körperhälfte — inſofern durch die Muskelkontraktionen vorübergehende venöſe Stauungen herbeigeführt werden, dazu berufen ſind, das Gleichgewicht zwiſchen linksſeitiger und rechtsſeitiger Venenzirkulation wieder herzuſtellen. — Dr. Andrew Buchanan, Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität Glasgow, und Dr. John Struthers, Profeſſor der Anatomie an der Univerſität Aberdeen in Schottland, haben eine Theorie aufgeſtellt, welche die Lage des Schwerpunktes im menſchlichen Körper als Grundurſache für den vorwiegenden Gebrauch der rechten Hand hinſtellt.[9] Denkt man ſich nach Struthers den menſchlichen Köper in der Sagittalebene (d. i. die von vorn nach hinten quer durch den Körper gelegte, denſelben halbirende Vertikalebene) in zwei gleiche Hälften zerlegt, ſo überſteigt das Gewicht der Ein-

geweide, ſoweit dieſelben der rechten Körperhälfte angehören, dasjenige der linksſeitigen Eingeweide um 600 bis 700 g; auch ſoll dieſe Gewichtsdifferenz zur Folge haben, daß der Schwerpunkt des menſchlichen Körpers nicht genau in jenen, den Körper in eine rechte und linke Hälfte theilende Vertikalebene, ſondern um etwa $^3/_{10}''$ rechts von der beſagten Halbirungsebene fällt — ein Umſtand, der nach der Anſicht der ſoeben erwähnten ſchottiſchen Gelehrten dem Gebrauche der rechten Hand zu gute kommen muß. Daß aber die Lage des Schwerpunktes im menſchlichen Köper auf die Entwickelung der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit keinen entſcheidenden Einfluß ausübt — dieſer Schluß ergiebt ſich aus der im Vorhergehenden von mir erwähnten Thatſache, daß der Säugling eine ausgeſprochene Neigung zur Rechtshändigkeit, bezw. zur Linkshändigkeit ſchon zu einer Zeit bekundet, wo er noch gar keine Verſuche zum Aufrechtſtehen oder Gehen macht, wo alſo die Lage des Schwerpunktes für ſeine Thätigkeit noch gar nicht in Betracht kommt.[10] — Wäre die Lage des Schwerpunktes ausſchlaggebend für den Gebrauch der rechten, bezw. linken Hand, ſo würde man auch erwarten müſſen, daß jene Menſchen, welche die unter dem Namen des Situs viscerum inversus bekannte vollſtändige Umlagerung der Eingeweide aufweiſen, bei denen die dreilappige Lunge und die Leber der linken, das Herz, die Milz und die zweilappige Lunge der rechten Seite angehören — daß dieſe Menſchen, bei denen der Schwerpunkt nach links von der vertikalen Halbirungsebene fällt, ausnahmslos linkshändig ſeien. Dies iſt aber keineswegs der Fall. Auch bedarf es nur des Hinweiſes auf den Umſtand, daß, wie oben erwähnt, 2 bis $4^1/_4$% aller Menſchen Linkshänder ſind und daß andererſeits die Umlagerung der Eingeweide zu den allerſeltenſten Vorkommniſſen gehört, um ſofort zu erkennen, daß zwiſchen dem Situs viscerum inversus und der Linkshändigkeit urſächliche Beziehungen nicht beſtehen können.

Wir wenden uns nunmehr zu jener Theorie, die mir vor allen, die bisher aufgestellt wurden, am besten begründet zu sein scheint. Zum besseren Verständniß des Nachfolgenden will ich hier zunächst daran erinnern, daß infolge der Kreuzung der Nervenstränge die Muskulatur der rechten Körperhälfte ihren Nervenstrom vom linken Großhirn und daß umgekehrt die Muskulatur der linken Körperhälfte ihre Nervenimpulse vom rechtsseitigen Großhirn bezieht. — Was nun die in Rede stehende Theorie selbst anlangt, so hat der französische Gelehrte Gratiolet zuerst darauf hingewiesen, daß wir die der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit zu Grunde liegenden Ursachen im Gehirne selbst zu suchen haben, ohne daß es demselben jedoch gelungen wäre, seinen Anschauungen Anerkennung zu verschaffen. Innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte ist nun aber eine Anzahl von Untersuchungen und Beobachtungen veröffentlicht worden, die mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen lassen, daß die beiden in ihren Hauptwindungszügen symmetrischen Hemisphären des Großhirns nicht etwa vollständig gleichwerthig sind, daß vielmehr bei der Mehrzahl der Menschen die linke Großhirnhemisphäre das Uebergewicht über die rechte Hemisphäre behauptet. Der zuerst von Paul Broca aufgestellte Satz, wonach in der dritten Stirnwindung des Großhirns — und zwar bei der Mehrzahl der Menschen in der dritten Stirnwindung der linken Großhirnhemisphäre — jene Nervenprozesse ihren Sitz haben, auf denen das Sprachvermögen beruht, dieser Satz darf jetzt als eine wohlbegründete wissenschaftliche Thatsache gelten. Bekanntlich hat auch N. Rüdinger (München) über das „Sprachzentrum" außerordentlich wichtige weitere Untersuchungen angestellt und nicht nur die Bildung und Beschaffenheit der linksseitigen dritten Stirnwindung (Brocasche Windung), sondern auch die Entwickelung jenes in der Tiefe

der „Sylviusſchen Grube“ gelegenen Hirntheiles, den die Anatomen als „Reilſche Inſel“ bezeichnen, ſowohl bei niederen Affen, wie beim Anthropoiden, ferner bei Taubſtummen und Mikrokephalen, ſowie an den Gehirnen von normal entwickelten Perſonen beiderlei Geſchlechtes eingehend ſtudirt.[11] Von 19 im Beſitze von Profeſſor Rüdinger befindlichen Gehirnen geiſtig hervorragender Männer, die auch zugleich durch ihre Thätigkeit als akademiſche Lehrer, Parlamentarier, Juriſten u. dergl. dazu veranlaßt wurden, ſich eine gewiſſe redneriſche Fertigkeit anzueignen, — von dieſen 19 Gehirnen Rüdingers laſſen 18 deutlich erkennen, daß die betreffenden Perſonen „linkshirnige Sprecher“ geweſen ſind, daß die rhetoriſchen Leiſtungen derſelben auf einer ganz beſonderen Entwickelung des linksſeitigen „Sprachzentrums“, nämlich der dritten Stirnwindung und Reilſchen Inſel des linken Großhirns, beruht haben. Auch haben die Unterſuchungen, welche Duval am Gehirne des großen Volksmannes und Redners Leon Gambetta vorgenommen hat,[12] ſowie diejenigen, welche von Waldſchmidt an zwei Taubſtummengehirnen ausgeführt wurden,[13] den Broca-Rüdingerſchen Satz, demzufolge die linksſeitige dritte Stirnwindung und die angrenzende Reilſche Inſel bei der überwiegenden Mehrzahl der Menſchen den Sitz des Sprachvermögens darſten, vollkommen beſtätigt. Bezüglich der ſoeben erwähnten Unterſuchung Brocas bemerkt der franzöſiſche Anthropologe Paul Topinard: „Broca, ſich ſtützend auf die Beobachtung von 20 Fällen von Aphaſie (d. i. durch Krankheitsprozeſſe im Gehirn erzeugte Sprachloſigkeit), ſich ferner ſtützend auf die Ergebniſſe der bei den betreffenden Individuen vorgenommenen Hirnſektionen, welche in 19 von dieſen 20 Fällen das Vorhandenſein eines Krankheitsprozeſſes in der dritten Stirnwindung des linken Großhirns ergeben haben, — hierauf ſich ſtützend gelangte Broca zu dem Schluß, daß die linke

Hirnhälfte als die vorzugsweiſe thätige zu betrachten iſt" (que c'est le côté gauche du cerveau, qui travaille de préférence).[14] Auch hat der ſoeben erwähnte Schluß, betreffend die vorwiegende Thätigkeit des linken Großhirns, eine weitere Beſtätigung erhalten durch jene Unterſuchungen, welche der italieniſche Gelehrte Dr. Giuſeppe zu Piſa bezüglich der „Agraphie" (d. i. jener Störung der Gehirnthätigkeit, wobei dem betroffenen Individuum die Fähigkeit zu ſchreiben abhanden kommt) vor wenigen Jahren angeſtellt hat. In einer im Archivio Italiano vom September 1890 veröffentlichten Abhandlung bemerkt nämlich der beſagte italieniſche Forſcher: „Sowohl die kliniſche Beobachtung, wie die pathologiſch-anatomiſchen Unterſuchungen deuten darauf hin, daß in der zweiten Stirnwindung des linken Großhirns ein Nervenapparat enthalten iſt, dem die Aufgabe obliegt, durch Zuſammenfaſſung gewiſſer Gedächtnißbilder mit ſolchen Nervenſtrömen, durch welche gewiſſe Muskelgruppen der rechten Hand in Thätigkeit verſetzt werden, jenen komplizirten Vorgang, den wir als „Schreiben" bezeichnen, auszulöſen." Die Zerſtörung des beſagten Nervenzentrums erzeugt, wie ſchon bemerkt, „Agraphie", d. h. der betreffenden Perſon geht die Fähigkeit verloren, die für das Schreiben erforderliche Koordination beſtimmter Muskelgruppen zu bewerkſtelligen. Auch unterliegt es nach Dr. Giuſeppe keinem Zweifel, daß bei rechtshändigen Perſonen das „Schreibzentrum" ausnahmslos in der linken Großhirnhemiſphäre enthalten iſt. Andererſeits muß allerdings mit Sicherheit angenommen werden, daß in ſolchen Fällen, wo der im linken Großhirn enthaltene Nervenapparat für das Schreiben durch Krankheitsprozeſſe in ſeiner Thätigkeit beeinträchtigt wird — daß in ſolchen Fällen ein Erſatz dadurch ermöglicht wird, daß

nunmehr im rechten Großhirn ein neues Zentrum für die komplizirte Thätigkeit des Schreibens durch die mit der linken Hand angestellten Schreibübungen zur Entwickelung gebracht wird. Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß ursprünglich rechtshändige Personen nach Verlust oder Lähmung der rechten Hand mit der Linken zu schreiben lernen, daß linkshändige Personen, obwohl bei ihnen die Tendenz zum vorwiegenden Gebrauch der linken Hand das linkshändige Schreiben als das naturgemäßere erscheinen läßt, doch durch den Zwang der Erziehung und des Schulunterrichtes dazu veranlaßt werden, mit der rechten Hand zu schreiben, oder mit anderen Worten: in ihrem linken Großhirn ein Schreibzentrum zur Entwickelung zu bringen. — Mit den zuletzt erwähnten Anschauungen steht auch dasjenige im Einklang, was N. Rüdinger[15] bezüglich der Entstehung des an dem Gehirne des Professors B. nachgewiesenen rechtsseitigen Sprachzentrums annimmt. Von jenen 19 Gehirnen geistig hervorragender Männer, die Professor Rüdinger untersucht hat, ist das B.'sche Gehirn das einzige, bei welchem die dritte Stirnwindung und die Reilsche Insel des rechten Großhirns eine bedeutendere Entwickelung aufweisen, als die entsprechenden Theile des linken Großhirns, und die von Rüdinger für die ausnahmsweise Lokalisirung des Sprachvermögens in der dritten Stirnwindung des rechten Großhirns gegebene Erklärung hat in der That vieles für sich. Rüdinger hält es für wahrscheinlich, daß bei B. das von Jugend auf mit Vorliebe und Ausdauer gepflegte Violoncellospiel zu einer fortwährenden Uebung und hochgradigen Fingerfertigkeit der linken Hand die Veranlassung geboten und daß die auf solche Weise entwickelte Linkshändigkeit, insofern sie eine fortwährende Thätigkeit und Uebung des rechten Großhirns mit sich brachte, dem letzteren ein auch bei den Sprachfunktionen zur Geltung kommendes Uebergewicht verschafft hat.

Bezüglich des Uebergewichtes der linken Großhirnhemisphäre über die rechte — auf die ich, wie schon bemerkt, das Vorwiegen der Rechtshändigkeit zurückführen möchte —, bezüglich dieser Frage will ich hier noch erwähnen, daß nach den von französischen und englischen Anatomen ausgeführten Untersuchungen die rechte Hirnhälfte von der linken Hirnhälfte sowohl hinsichtlich des Volumens, wie auch insbesondere hinsichtlich des Gewichtes in der Regel übertroffen wird. Für ein solches Prädominiren der linken Hirnhälfte sprechen zunächst die Ergebnisse der von dem bereits erwähnten Paul Broca angestellten Untersuchungen. Die Wägungen, die derselbe an den Gehirnen von 264 Männern und 139 Frauen vorgenommen hat, ergaben zwar nur geringfügige Unterschiede, wenn die rechtsseitigen und linksseitigen Großhirnhemisphären als solche gewogen und miteinander verglichen wurden. Dagegen fand Broca, als er die einzelnen Hirnlappen voneinander trennte und separat wog, daß bei 258 männlichen Gehirnen der linke Stirnlappen im Mittel ein Uebergewicht von 2,5 g hatte, daß aber andererseits die Schläfen-, Scheitel-, sowie die Hinterhauptslappen des rechten Großhirns etwas schwerer waren, als die entsprechenden Partien des linken Großhirns.[16] Dr. Boyd[17] stellt als Ergebniß der Wägungen von 200 Gehirnen, wobei die beiden Großhirnhemisphären einzeln gewogen und hinsichtlich ihres Gewichtes miteinander verglichen wurden, den Satz auf, daß das rechte Großhirn hinter dem linken Großhirn hinsichtlich des Gewichtes nicht unerheblich zurückbleibt. Ogle, der eine beträchtliche Anzahl von menschlichen Gehirnen mit Bezug auf die Asymmetrie der Hirnwindungen geprüft hat, gelangt zu dem Schlusse, daß im großen und ganzen die Windungen des Stirnlappens linkerseits mehr entwickelt, die kleinen Windungszüge (gyri) linkerseits zahlreicher sind, als rechterseits, und daß im allgemeinen die linke Hirnhälfte nicht nur schwerer, sondern auch mehr entwickelt ist, als die rechte Hirnhälfte.[18]

Um aber auf die Beziehungen des linken Großhirns zur Rechtshändigkeit zurückzukommen, so ist ebensowohl die von Broca und Rüdinger übereinstimmend festgestellte Lokalisirung des Sprachvermögens in der dritten Stirnwindung des linken Großhirns, wie auch die zuvor erwähnten Untersuchungen Giuseppes, denen zufolge das Zentrum für das rechtshändige Schreiben ebenfalls im Stirnlappen des linken Großhirns enthalten ist — diese Forschungsergebnisse sind wohl geeignet, Licht zu verbreiten über die dem vorzugsweisen Gebrauche der rechten Hand zu Grunde liegenden Ursachen. Denn es muß, wenn die Annahme des letzterwähnten Gelehrten bezüglich des im linken Großhirn enthaltenen Nervenapparats für die Schreibthätigkeit sich als zutreffend erweisen sollte, doch von vornherein als sehr wahrscheinlich gelten, daß auch für andere manuelle Thätigkeiten die linke Großhirnhemisphäre über die rechte das Uebergewicht behauptet und daß dementsprechend, sobald nicht durch besondere Umstände eine Verschiebung der soeben erwähnten Verhältnisse bewirkt wird, die rechte Hand hinsichtlich ihres Gebrauches über die linke Hand prädominiren wird. Andererseits ist wohl kaum zu bezweifeln, daß auch jene Gesten, womit das Kind seine Sprechversuche begleitet, wesentlich dazu beitragen, jenes Uebergewicht des linken Großhirns über das rechte, wozu die Anlage dem Kinde jedenfalls angeboren ist, vollständig herauszubilden. Jene Bewegungen der Arme und Beine, welche der Säugling während der ersten sechs bis sieben Monate seines Lebens ausführt, dienen keinem bestimmten Zwecke und sind im wesentlichen wohl nur als „Reflexe" (ohne Mitwirkung des Willens und häufig auch des Bewußtseins zu stande kommende automatische Bewegungen) aufzufassen; auch kann es unter solchen Umständen nicht unsere Verwunderung erregen, daß die obenerwähnten Baldwinschen

Beobachtungen und Verſuche für jenen früheſten Abſchnitt des kindlichen Daſeins keine Bevorzugung der einen oder anderen Hand ergeben haben. Anders geſtalten ſich aber die Verhältniſſe, ſobald in den darauf folgenden Monaten das eigentliche Geiſtesleben des Kindes zu erwachen beginnt. Die im kindlichen Gehirne ſich regenden Ideen und Neigungen ringen nach einem entſprechenden Ausdruck, und da die ſich nur ganz allmählich entwickelnde Sprache — die Thätigkeit eines ſehr komplizirten Mechanismus, der, um gut zu funktioniren, längere Uebung vorausſetzt — nicht ſofort allen an ſie geſtellten Anforderungen zu entſprechen vermag, ſo iſt es ganz natürlich, daß das Kind die von ihm hervorgebrachten, zum Theil noch inartikulirten Laute mit Bewegungen begleitet, welche als Geſten dazu dienen, ſeinen Ideen und Neigungen einen deutlicheren Ausdruck zu verleihen. Vom ſiebenten Lebensmonate an tritt dann, wie Baldwin feſtgeſtellt hat (ſ. oben), das Prädominiren der rechten Hand über die linke immer mehr hervor, und es iſt in der That leicht verſtändlich, daß ſolche Bewegungen, welche als Geſten die erſten Sprechübungen des Kindes begleiten, vorzugsweiſe mit der vom linken Gehirn aus in Bewegung verſetzten, rechten Hand ausgeführt werden, daß jene erſten Sprechverſuche und die ſie als Geſten begleitenden Handbewegungen von einer und derſelben Hirnhälfte ihren Urſprung nehmen.

Wenn aber, wie oben erwähnt, die Rechtshändigkeit auf dem Uebergewicht beruht, welches das linke Großhirn über das rechte Großhirn, oder, genauer geſagt, gewiſſe Partien des linken Großhirns über die entſprechenden Theile des rechten Großhirns behaupten — wenn dieſe Theorie ſich als zutreffend erweiſen ſollte, ſo wäre es andererſeits wohl geſtattet, anzunehmen, daß die Linkshändigkeit auf einer Umkehrung der gewöhnlichen Verhältniſſe, — nämlich auf dem Uebergewicht, welches in gewiſſen Ausnahmefällen die rechte

Großhirnhemisphäre über die linke, bezw. gewisse Theile derselben über die entsprechenden Partien der linken Hemisphäre behaupten — beruht. In der That liegen denn auch bereits gewisse, wenn auch nur ganz vereinzelte Beobachtungen vor, die zu Gunsten dieser Annahme sprechen. Was zunächst die Lokalisirung des Sprachvermögens bei Linkshändern anlangt, so hat der englische Arzt Dr. Pye Smith eine Anzahl von Krankheitsfällen zusammengestellt, wo bei linkshändigen Patienten neben Sprachstörungen (Aphasie) Lähmungen der linksseitigen Extremitäten zur Beobachtung kamen, — ein Thatbestand, welcher den Schluß nahe legt, daß bei den betreffenden Individuen neben den Nervenzentren für die Bewegung der linksseitigen Gliedmaßen auch das die Sprache beherrschende Nervenzentrum im rechten Großhirn enthalten war. Die Untersuchungen, welche der bereits erwähnte Dr. Ogle[19] in Gemeinschaft mit Dr. Broadbent an den Gehirnen von zwei linkshändigen Frauen angestellt hat, haben ergeben, daß bei beiden Gehirnen die rechtsseitigen Großhirnwindungen zahlreicher und mehr entwickelt waren, als die linksseitigen. Zu Gunsten jener Theorie, welche die Linkshändigkeit auf das Prädominiren des rechten Großhirns über das linke, bezw. gewisser Partien des rechten Großhirns über die entsprechenden Partien des linken Großhirns zurückführt, — zu Gunsten dieser Theorie kann auch ein Fall, über den Wilson[20] ausführlich berichtet, angeführt werden. Thomas Neilly, ein in Kanada lebender Irländer mit hochgradiger Linkshändigkeit — der Gebrauch der linken Hand war bei ihm ein so ausschließlicher, daß er beim Schießen das Gewehr auf die linke Schulter und an die linke Wange legte und mit der linken Hand abfeuerte, weshalb man es nöthig fand, ihm während seines Dienstes in der kanadischen Miliz den Posten des linken Flügelmannes anzuweisen —, dieser mit ganz besonders ausgesprochener

Linkshändigkeit behaftete Irländer wurde später geisteskrank und starb in der Irrenanstalt zu Toronto, woselbst die Gehirnsektion von Professor Ramsay Wright ausgeführt wurde. Obwohl das der Geistesstörung zu Grunde liegende Gehirnleiden gewisse pathologische Veränderungen im Gehirn hervorgerufen hatte, so war doch deutlich zu erkennen, daß bei diesem Linkshänder der Stirnlappen des rechten Großhirns erheblich mehr entwickelt war, als die entsprechende Partie des linken Großhirns; desgleichen ergaben die vorgenommenen Wägungen, daß das Gewicht des rechten Großhirns dasjenige des linken Großhirns in diesem Falle um ein Beträchtliches übertraf.

Werfen wir nunmehr die Frage auf: Auf welche Ursachen ist das Prädominiren des linken Großhirns über das rechte Großhirn (bezw. gewisser Partien des linken Großhirns über die entsprechenden Partien des rechten Großhirns), wie es für die Sprachbildung bereits erwiesen ist und als Grundlage der vorwiegenden Verwendung der rechten Hand mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, zurückzuführen? Was diesen Punkt anlangt, so bin ich nur in der Lage, eine Vermuthung auszusprechen — eine Vermuthung, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung zukünftige Forschungen zu entscheiden haben werden. Daß die im Gehirn sich abspielenden Nervenprozesse, die wir als „Empfindung", „Bewußtsein" und „Willen" bezeichnen, auf gewissen in den Hirnganglien (Nervenzellen) vor sich gehenden physikalisch-chemischen Veränderungen beruhen, diese Anschauung ist gegenwärtig unbestritten; auch kann es wohl kaum bezweifelt werden, daß die Thätigkeit der Hirnganglien je nach der Ernährung derselben, d. i. je nach den verschiedenen Graden der Blutzufuhr eine mehr oder weniger lebhaftere und energischere sein wird. Wenn wir nun weiter die Frage aufwerfen, ob die Blutzufuhr zur linken Hirnhälfte mit derjenigen

zur rechten Hirnhälfte genau übereinſtimmt, ſo drängt ſich uns ſofort die Wahrnehmung auf, daß zwiſchen der linksſeitigen und rechtsſeitigen Blutzufuhr nicht unerhebliche Unterſchiede beſtehen. Während linkerſeits die das Gehirn mit Blut verſorgende Schlagader (carotis communis) direkt aus dem als Fortſetzung des Herzens zu betrachtenden Aortenbogen entſpringt, nimmt die rechtsſeitige Carotis communis nicht direkt aus der

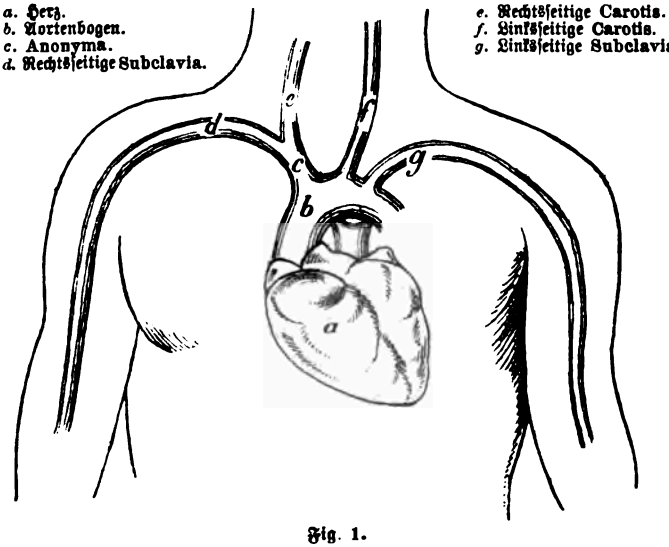


Fig. 1.
Schematiſche Darſtellung des Urſprunges der Arterien aus dem Aortenbogen.

Aorta, ſondern vielmehr aus der Arteria anonyma, dem der rechtsſeitigen Carotis und der rechtsſeitigen Schlüſſelbeinarterie (Arteria subclavia) gemeinſchaftlichen Arterienſtamm ihren Urſprung. (Vergl. Fig. 1.) Was folgt aber hieraus? Doch wohl nur, daß die vom linken Herzen kommende Blutwelle an der Stelle der Gabelung der Anonyma in Carotis und Subclavia anſchlägt, daß mithin auch rechtsſeitig der Reibungswiderſtand der Arterienwandungen ein größerer ſein

muß, als linksſeitig, woraus ſich dann ferner der Schluß ergiebt, daß dem linken Großhirn das Blut unter größerem Drucke zuſtrömt, als dem rechten Großhirn,[21] daß die Ernährungsverhältniſſe für die linke Hirnhälfte ſich im allgemeinen günſtiger geſtalten werden, als diejenigen für die rechte Hirnhälfte, und daß den günſtigeren Verhältniſſen der Blutzufuhr zum linken Großhirn ein geſteigerter Stoffwechſel und eine größere Energie des Nervenſtromes entſpricht. Auch darf eine dem Gebiete der Pathologie entlehnte Beobachtung, nämlich der Umſtand, daß die ſogenannten „Embolien" im linken Großhirn häufiger auftreten, als im rechten Großhirn,[22] wohl ebenfalls zu Gunſten der von mir befürworteten Theorie gedeutet werden. Würde das arterielle Blut dem linken Großhirn nicht auf direkterem Wege und unter größerem Drucke zuſtrömen, als dies im Bereiche der rechten Hirnhälfte der Fall iſt, ſo wäre es kaum verſtändlich, daß jene von den erkrankten Herzklappen losgeriſſenen Faſerſtoffgerinnſel, die durch Verſtopfung von Gehirnarterien eben jenen als „Embolie" bezeichneten Krankheitsprozeß hervorrufen und durch die auf ſolche Weiſe im Gehirn hervorgerufenen Ernährungsſtörungen zur Hirnerweichung führen — es wäre, ſage ich, ohne die von mir befürwortete Theorie kaum verſtändlich, daß jene Blutgerinnſel vorzugsweiſe der linken Hirnhälfte zugeführt werden. — Sollte meine Vermuthung ſich aber als zutreffend erweiſen, ſollte der Urſprung der linksſeitigen Kopfſchlagader direkt aus dem Aortenbogen für die Blutzufuhr zum linken Großhirn und ſomit auch für die in demſelben ſich abſpielenden Stoffwechſelprozeſſe ein günſtiges Moment darſtellen, wodurch es ſich dann ohne Schwierigkeit erklären würde, daß die vom linken Großhirn ausgehenden, die Muskeln des rechten Armes und der rechten Hand in Thätigkeit verſetzenden Nervenſtröme eine energiſchere Wirkung entfalten, als die von den korreſpondirenden Partien des rechten Großhirns ausgehenden Nerven-

ſtröme — ſollte ſich dieſe Erklärung für das Prädominiren des linken Großhirns über das rechte Großhirn und ſomit auch die von mir für das Vorherrſchen der Rechtshändigkeit gegebene Erklärung als zutreffend erweiſen, ſo würde die Vermuthung außerordentlich naheliegen, daß ein urſächlicher Zuſammenhang beſteht zwiſchen dem Auftreten der Linkshändigkeit und jenen

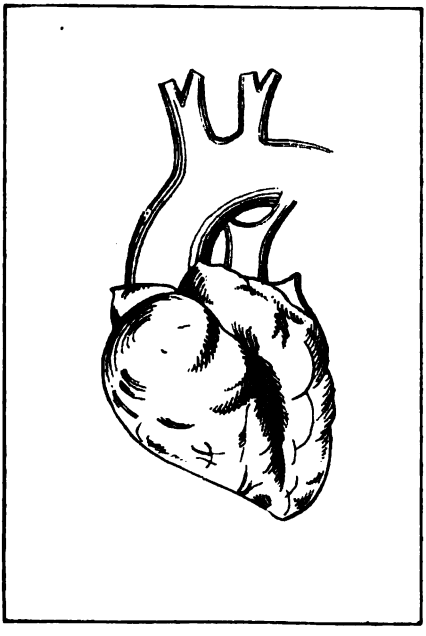


Fig. 2a.
Unregelmäßigkeiten des Urſprunges der Arterien aus dem Aortenbogen (nach J. Hyrtl).

Abnormitäten des Arterienurſprunges aus der Aorta, deren Kenntniß wir dem bekannten Anatomen Joſeph Hyrtl verdanken.[23] Ich kann auf dieſe Unregelmäßigkeiten hier nicht näher eingehen und will nur bemerken, daß neben anderen Abweichungen von der Norm der Fall durchaus nicht ſelten vorkommt, daß ſowohl linksſeitig, wie rechtsſeitig die Carotis und Subclavia aus einem gemeinſchaftlichen Arterienſtamm entſpringen (vergl. Fig. 2a) oder daß der Aortenbogen ſtatt dreier Aeſte vier große Aeſte abgiebt, mit anderen Worten, daß rechterſeits, ebenſo wie linkerſeits, die Kopfſchlagader (carotis communis) direkt aus der Aorta entſpringt. (Vergl. Fig. 2b.) Weiterhin ſoll nach Hyrtl eine Verlegung des Urſprunges der rechten Schlüſſelbeinſchlagader (a. subclavia dextra) nach links, und zwar meiſtens bis jenſeits des Urſprunges der linken

Schlüſſelbeinarterie (a. subclavia sinistra) — dergeſtalt, daß ſie als vierter Aſt aus dem Aortenbogen entſpringt (vergl. Fig. 2c), bei etwa 2% aller Menſchen vorkommen. Schon Hyrtl iſt auf den Gedanken verfallen, daß möglicherweiſe zwiſchen der letzterwähnten Abnormität und dem Auftreten der Linkshändigkeit urſächliche Beziehungen beſtehen könnten; er hat aber nicht daran gedacht, daß durch dergleichen Unregelmäßigkeiten des Arterienurſprunges die Ernährungsverhältniſſe des linken und rechten Großhirns verändert werden könnten; er ſpricht vielmehr nur die Vermuthung aus, daß durch den weit nach links verlegten Urſprung der rechtsſeitigen Schlüſſelbeinarterie die Ernährung der Muskulatur des rechten Armes und der rechten Hand beeinträchtigt würde und daß unter ſolchen Umſtänden, indem nun der muskelkräftigere linke Arm vorwiegend zur Verwendung käme, Linkshändigkeit ſich entwickeln müßte. Im Gegenſatz zu der beſagten Theorie Hyrtls möchte ich hier nur die Frage aufwerfen, ob nicht auch in dieſen Fällen die Blutzufuhr zum Gehirn und die in demſelben ſich abſpielenden, in der Form von Nerventhätigkeit in die Erſcheinung tretenden Stoffwechſelprozeſſe das ausſchlaggebende

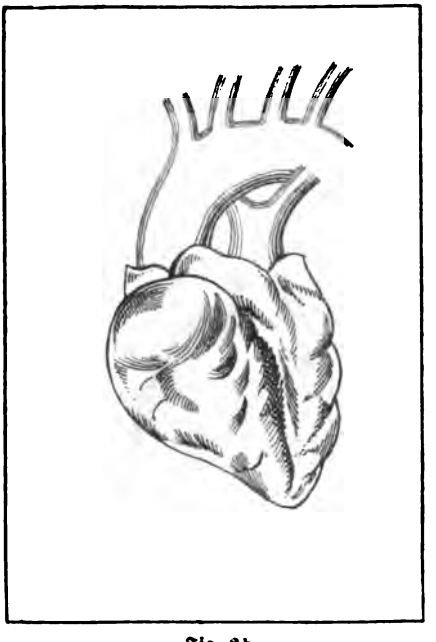


Fig. 2b.
Unregelmäßigkeiten des Urſprunges der Arterien aus dem Aortenbogen
(nach J. Hyrtl).

Moment darſtellen, ob nicht die Annahme ihre Berechtigung hat, daß beim direkten Urſprung der rechtsſeitigen Kopfſchlagader aus dem Aortenbogen die Verhältniſſe der Blutzufuhr und Ernährung für das rechte Großhirn ſich ausnahmsweiſe günſtiger geſtalten, als diejenigen des linken Großhirns, und daß demnach unter ſolchen Umſtänden das rechte Großhirn ausnahmsweiſe über das linke Großhirn prädominiren, mithin Linkshändigkeit auftreten wird.[24]

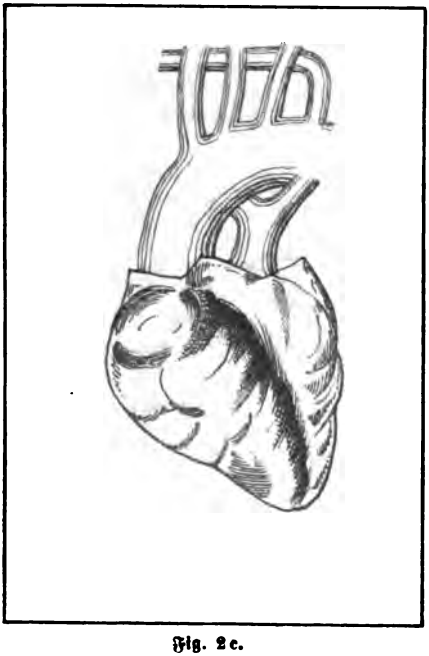


Fig. 2c.
Unregelmäßigkeiten des Urſprunges der Arterien aus dem Aortenbogen
(nach J. Hyrtl).

Ich begnüge mich mit dieſen kurzen Andeutungen und möchte zum Schluß noch auf einen Punkt die Aufmerkſamkeit lenken, nämlich auf die Frage, ob nicht auch bei Thieren die rechtsſeitigen Extremitäten über die linksſeitigen in der Regel das Uebergewicht behaupten. Daß Affen die rechte obere (vordere) Extremität häufiger verwenden, als die linke, iſt wiederholt behauptet worden. Auch ſoll es nach den beim Trainiren von Pferden gemachten Beobachtungen bei weitem leichter ſein, das Pferd auf eine Gangart einzuüben, wobei es mit dem rechten Vorderfuße antritt, als auf eine ſolche, wobei der linke Vorderfuß zuerſt kommt. Papageien und andere

Vögel ſollen, wenn ſie nur einen von beiden Füßen zur Unterſtützung des Körpers verwenden, regelmäßig dem rechten Fuße den Vorzug geben, mit den Krallen des rechten Fußes ihre Nahrung feſthalten u. dergl. Während die Anatomen darüber zu entſcheiden haben werden, ob, wie ich vermuthe, zwiſchen dem Urſprunge der linksſeitigen und der rechtsſeitigen Carotis und dem durch die Blutverſorgung und Ernährung der beiden Hirnhälften bedingten Auftreten der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit wirklich ein urſächlicher Zuſammenhang beſteht, — während den Anatomen die Aufgabe obliegt, dieſe Frage zum endgültigen Austrag zu bringen,[25] iſt es zugleich wünſchenswerth, daß die Direktoren der zoologiſchen Gärten, ſowie überhaupt alle Diejenigen, welche Gelegenheit haben, Säugethiere und Vögel zu beobachten, uns darüber Klarheit verſchaffen, ob die mehrfach aufgeſtellte Behauptung, daß auch die beſagten Thierordnungen den rechtsſeitigen Extremitäten den Vorzug geben, begründet iſt.

Anmerkungen.

[1] Daß es Naturvölker gäbe, bei denen die Linkshändigkeit ein weit häufigeres Vorkommniß ſei, als bei den europäiſchen Kulturvölkern, daß bei den Eingeborenen des Punjab, bei gewiſſen Eingeborenenſtämmen Südafrikas, ſowie bei den Fidji-Inſulanern die Linkshändigkeit relativ häufiger vorkomme, als in Europa, — dieſe und ähnliche Behauptungen ſind von verſchiedenen Seiten aufgeſtellt worden, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, Beweiſe für dieſelben zu liefern.

[2] Nur einige wenige jener in ſüdfranzöſiſchen und ſüddeutſchen Knochenhöhlen aufgefundenen Zeichnungen und Gravirungen in Rennthierhorn und Mammuthelfenbein, wie z. B. die aus der im Thale der Vezère (Dordogne) befindlichen La Madeleine-Grotte zu Tage geförderte Darſtellung zweier dickköpfigen Pferde, ſowie die bekannte vielbewunderte Zeichnung eines weidenden Rennthieres, welche im Keßlerloche bei Thayngen (unweit Schaffhauſen) aufgefunden wurde, weiſen nach rechts gerichtete Thierkopfprofile auf und berechtigen ſomit zu dem Schluſſe, daß, wenn auch

beim paläolithischen Menschen die Rechtshändigkeit vorherrschend war, es damals doch auch linkshändige Zeichner gegeben hat. Für die von ihm aufgestellte Behauptung, daß in der neolithischen Periode (jüngeren Steinzeit) die Linkshändigkeit ebenso häufig, bezw. häufiger als die Rechtshändigkeit gewesen sei, ist der französische Gelehrte de Mortillet den Beweis schuldig geblieben.

[3] Evans hat festgestellt, daß die Kanten jener Steinbeile in der Regel nicht in der nämlichen Ebene liegen, daß vielmehr der die Klinge bildende Theil des Werkzeuges dermaßen um seine Achse gedreht erscheint, daß eine Ebene, welche man durch die eine Kante des Werkzeuges bis zur Längsachse desselben sich gelegt denkt, mit einer durch die andere Kante des Instrumentes und ebenfalls bis zur Längsachse gelegten Ebene einen Winkel von wenigstens 45° bildet. Evans ist der Ansicht, daß jene Achsendrehung keineswegs absichtlich produzirt wurde und keinen besonderen Zwecken gedient hat, daß dieselbe vielmehr darauf zurückzuführen ist, daß bei Herstellung des Geräthes die regelmäßig mit einer und derselben Hand — nämlich der rechten Hand — geführten Schläge den Steinkern, aus welchem das Werkzeug durch Lossprengen von Steinsplittern allmählich hergestellt wurde, auf der einen Seite unter einem anderen Winkel getroffen haben, wie auf der entgegengesetzten Seite. — In der „jüngeren Steinzeit" (neolithischen Periode) ist nach Evans die Anfertigung der Steingeräthe meistens so bewerkstelligt worden, daß, während der Steinarbeiter mit der linken Hand das Rohmaterial festhielt, er mit der Rechten jenes Knochen- oder Hornwerkzeug handhabte, mit Hülfe dessen mehr durch Druck, als durch Schläge feine Splitter von dem Steinkern abgesprengt wurden — ein Verfahren, wie es noch heutzutage bei gewissen Naturvölkern (Eskimos, Azteken Mexikos, Shasta-Indianer Kaliforniens u. s. w.) gebräuchlich ist. Nach Wilson müßte man annehmen, daß in der „älteren Steinzeit" (paläolithische Periode) es zwar bereits Rechtshänder und Linkshänder gegeben hat und daß die Rechtshänder schon damals in der Majorität sich befunden haben. Immerhin hält W. es für wahrscheinlich, daß der scharfe Unterschied, wie er heutzutage besteht, damals noch nicht bestanden hat, daß vielmehr erst die Vereinigung einer Anzahl Menschen zu gemeinsamer Arbeit, sowie insbesondere jene Uebung und Kunstfertigkeit, wie sie das Herstellen von Steingeräthen erfordert, dazu beigetragen haben, die Prävalenz der rechten Hand, wofür die Grundlage in der körperlichen Organisation des Menschen gegeben ist, zur völligen Entwickelung zu bringen.

[4] Das Wort Tau, welches auf den Hawaischen Inseln „fertig", „bereit", auf Tahiti „recht", „geziemend", auf Neuseeland (Maorisprache) „erfahren", „geschickt" bedeutet, ist zugleich die gewöhnliche polynesische Bezeichnung für die rechte Hand. In der Sprache der Fitschi-Insulaner wird

die Hand im allgemeinen mit „linga“ bezeichnet; andererseits dient das Wort „daka“, welches ursprünglich „Hand eines Häuptlings“ bedeutet, als Bezeichnung für die Rechte, während für die linke Hand das Wort „sema“ eingeführt ist. Letztere Bezeichnung ist abgeleitet vom Zeitwort „se“, das bei den Eingeborenen des Fidschi-Archipels, der Samoa- und Tonga-Inseln, sowie bei den Maoris Neuseelands „sich im Irrthum befinden“ bedeutet. In der von den Eingeborenen des Kingsmill-Archipels gesprochenen Teravan-Sprache wird die linke Hand als bai maan, d. h. die schmutzige Hand (Hand, die nicht zum Essen gebraucht werden darf) bezeichnet. In der angelsächsischen Uebersetzung des neuen Testaments lautet die Bezeichnung für die rechte Hand „swythre“ (abgeleitet von „swyth“, welches „stark“, „mächtig“ bedeutet).

[5] Vergl. das vortreffliche Werk „The Right Hand and Left-handedness“ (Macmillan & Co., London und New York 1891), in welchem der unlängst verstorbene Sir Daniel Wilson, Professor der Anthropologie an der Universität Toronto (Kanada), die Ergebnisse der von ihm und Prof. Baldwin angestellten Untersuchungen niedergelegt hat.

[6] Handbuch der topographischen Anatomie und ihrer praktisch medizinisch-chirurgischen Anwendungen. 3. Auflage, Wien 1860.

[7] On dextral preeminence. Medico-Chirurgical Transactions, London 1871, Vol. XXXVI. Während nach Hyrtl etwa 2%, nach Ogle $4\frac{1}{4}$% der europäischen Menschheit Linkshänder sind, ergiebt die in der Bibel (Buch der Könige) enthaltene Angabe, derzufolge unter 26000 Kriegern aus dem Stamme Benjamin 700 linkshändige Steinschleuderer sich befunden haben, eine Durchschnittsziffer von $2\frac{3}{4}$% Linkshändern. Auch berechtigt die soeben erwähnte Angabe der Bibel wohl zu dem Schlusse, daß innerhalb der historischen Zeit das numerische Verhältniß der Linkshänder zur Zahl der Rechtshänder sich nicht wesentlich verändert hat.

[8] A. a. O. Ogle hat nicht weniger als 2000 Hospitalpatienten, nämlich 1000 Männer und ebensoviele Frauen, auf Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit untersucht. Unter diesen 2000 Personen fanden sich 85 Linkshänder ($4\frac{1}{4}$%), wovon 57 dem männlichen, dagegen nur 28 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Von diesen 85 Linkshändern hatten zwar nur 12 Personen linkshändige Eltern; doch erkannte Ogle sofort, daß die Linkshändigkeit nicht das Produkt der Erziehung oder späteren Gewöhnung sein könne, da einerseits Unterbrechungen in der Descendenz vorkommen und andererseits die Linkshändigen für gewöhnlich unter gleichen Bedingungen der Erziehung und Gewöhnung aufwachsen, wie die Rechtshändigen. Er untersuchte daraufhin die weitere Verwandtschaft und fand, daß bei 57 Linkshändern, die genügende Auskunft zu geben im stande waren, nicht weniger als 27 linkshändige Bluts-

verwandte sich fanden, wobei ja immer noch weitere linkshändige Blutsverwandte vorhanden sein konnten, die sich der Bekanntschaft und somit der Rechnung entzogen. Auch sind Fälle bekannt geworden, wo innerhalb einer und derselben Familie Linkshändigkeit in drei aufeinander folgenden Generationen aufgetreten ist.

[9] Vergl. Dr. Andrew Buchanans Abhandlung „Mechanical Theory of the predominance of the right hand over the left" in den „Transactions of the Philosophical Society of Glasgow" 1862, sowie die im Edinburgh Medical Journal von 1863 unter dem Titel: „On the relative weight of the viscera on the two sides of the body and on the consequent position of the centre of gravity to the right side" veröffentlichten Untersuchungen des Dr. John Struthers. — In einer späteren Arbeit hat Buchanan seine Anschauungen insofern modifizirt, als er besonderes Gewicht darauf legt, ob der Schwerpunkt des menschlichen Körpers in, über oder unter einer Achse zu liegen kommt, die man sich horizontal und quer von rechts nach links genau in der halben Höhe des menschlichen Körpers durch denselben gelegt denkt. Da, wo der Schwerpunkt höher liegt, wie jene Transversalachse, würde sich nach Buchanan Rechtshändigkeit entwickeln; da, wo der Schwerpunkt in der Achse selbst zu liegen kommt, würde keine besondere Neigung weder zur Rechtshändigkeit, noch zur Linkshändigkeit vorhanden sein, und da, wo der Schwerpunkt tiefer liegt, wie jene Transversalachse, würde Neigung zur Linkshändigkeit vorhanden sein.

[10] Daß die von Buchanan und Struthers supponirte Verschiebung des Schwerpunktes nach rechts für die Muskelthätigkeit des Erwachsenen nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein kann — dieser Schluß ergiebt sich noch aus einer anderen Beobachtung. Wäre dieses der Fall, so müßte man erwarten, daß beispielsweise Personen, welche schwere Lasten auf der Schulter tragen, sich zu diesem Zwecke der vom Schwerpunkte besser unterstützten rechten Schulter ausschließlich bedienen. Dies ist aber, wie man sich leicht überzeugen kann, keineswegs der Fall; vielmehr wird von einem Theile der Lastträger die rechte, von einem ebenso großen Theile derselben die linke Schulter zu dem besagten Zwecke benutzt.

[11] Vergl. N. Rüdinger, „Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachzentrums", Stuttgart, J. G. Cottas Verlag, 1882.

[12] Vergl. den Bericht P. Topinards in der Abhandlung: „Le cerveau des mammifères", Paris 1891.

[13] Vergl. „Beiträge zur Anatomie des Taubstummengehirns" von Dr. J. Waldschmidt in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, herausgegeben von Deutschlands Irrenärzten", Bd. XLIII, Berlin 1887.

[14] Elements d'Anthropologie générale, Paris 1885. Vergl. ferner auch Pozzi, Mémoire sur le cerveau de l'homme par P. Broca, Paris 1888.

[15] A. a. O.

[16] Vergl. Topinard, a. a. O.

[17] Vergl. Philosophical Transactions, London 1862, Vol. CII, p. 241.

[18] Gegen die nicht unbeträchtliche Anzahl jener Forscher, welche für die bedeutendere Entwickelung, das größere Gewicht und damit für das Prädominiren der linken Großhirnhemisphäre über die rechte eingetreten sind, — gegen diese Forscher wendet sich der unlängst verstorbene Professor W. Braune in einer im „Archiv für Anatomie und Entwickelungsgeschichte", Jahrgang 1891, veröffentlichten Arbeit. Sich stützend auf die Ergebnisse von 100 zum Theil von ihm selbst, zum Theil von anderen deutschen Forschern ausgeführten Hirnwägungen spricht Braune seine Ansicht dahin aus, daß jene Untersuchungen, durch welche dem linken Großhirn ein größeres Gewicht zuerkannt wird, als dem rechten Großhirn, nicht ganz zuverlässig seien, daß bei den mannigfachen Fehlerquellen, welche die Ergebnisse der vergleichenden Wägungen beider Hirnhemisphären beeinträchtigen, die Frage, ob das linke oder das rechte Großhirn das schwerere sei, zur Zeit noch als eine offene bezeichnet werden müsse. Wie dem auch sei, selbst wenn Braune mit seiner Behauptung, daß bei gewissen Personen das linke Großhirn, bei einer nicht minder großen oder noch größeren Anzahl von Menschen das rechte Großhirn das schwerere ist, Recht behalten sollte, so wäre damit noch nichts bewiesen gegen die von mir befürwortete Theorie, derzufolge das Vorherrschen der Rechtshändigkeit auf das Uebergewicht zurückzuführen ist, welches das linke Großhirn über das rechte Großhirn, bezw. gewisse Theile des linken Großhirns über die entsprechenden Partien des rechten Großhirns behaupten. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß das Gehirn ein „gemischtes Organ" ist, daß in demselben ebensowohl Zentren für Sinnesempfindungen, wie motorische Zentren (Nervenzentren für Muskelthätigkeit) enthalten sind, und daß die gesteigerte Entwickelung und Gewichtszunahme in einer begrenzten Gehirnsphäre durch die entsprechend geringere Entwickelung in einer anderen Hirnpartie dergestalt wieder ausgeglichen werden kann, daß für die betreffende Großhirnhemisphäre als solche doch keine Präponderanz des Gewichtes resultirt.

[19] Vergl. Ogle, a. a. O.

[20] A. a. O., p. 214.

[21] Mit Bezug hierauf bemerkt L. Landois (Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 10. Auflage, Wien und Leipzig 1891): „Sobald die Schlagadern unter Theilung eine erhebliche Verengerung erleiden, nimmt in ihnen der Blutdruck stark ab, weil die Triebkraft des Blutes durch die Ueberwindung hierdurch gesetzter Widerstände geschwächt werden muß."

[22] Mit Bezug hierauf sagt Dr. C. Wernicke (Lehrbuch der Gehirnkrankheiten für Aerzte und Studirende, Bd. II, p. 114, Cassel und Berlin 1881): „Es ist festgestellt, daß etwas häufiger die linke Carotis, als die rechte den Weg zur Embolie abgiebt."

[23] Vergl. die Abhandlung: „Vermehrung der primitiven Aortenäste" (Oesterreichische Zeitschrift für praktische Heilkunde, Jahrgang 1859), sowie Hyrtls „Lehrbuch der Anatomie des Menschen", 3. Auflage, Wien 1853, S. 711.

[24] Daß zwischen einer verstärkten Blutzufuhr zum rechten Großhirn und dem Auftreten der Linkshändigkeit ursächliche Beziehungen bestehen, — zu Gunsten dieser Annahme scheint auch eine Beobachtung zu sprechen, die Dr. Ernst Schotten zu Cassel unlängst zu machen Gelegenheit hatte. Derselbe konstatirte bei einer an Myxödem leidenden linkshändigen Frau, daß der Puls in der rechten Kopfschlagader (die auch etwas weiter schien, als die linke Carotis) wesentlich stärker war, als derjenige der letzterwähnten Arterie, wobei es freilich einstweilen noch unentschieden bleiben muß, ob jener Befund als eine pathologische Erscheinung aufzufassen ist oder nicht. (Vergl. die Abhandlung „Ueber Myxödem u. s. w." in der „Münchener medizin. Wochenschrift", Jahrgang 1893, Nr. 51 und 52.)

[25] Es wird sich vor allem darum handeln, folgende Fragen endgültig zu entscheiden:

a) ob bei Linkshändern das rechte Großhirn, bezw. der Stirnlappen desselben, hinsichtlich seines Gewichtes, Volumens und der Entwickelung seiner Windungen den entsprechenden Partien des linken Großhirns überlegen ist;

b) ob Sprachstörungen in Verbindung mit Lähmung des linken Armes oder beider linksseitiger Extremitäten vorzugsweise bei Linkshändern vorkommen;

c) ob jene zuvorerwähnten Unregelmäßigkeiten des Arterienursprunges aus dem Aortenbogen vorzugsweise oder ausschließlich bei Linkshändern sich nachweisen lassen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Hypnotismus
und die verwandten Zustände
vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin

von

Dr. Gilles de la Tourette

ef de maladies du système nerveux à la Salpêtrière, ancien préparateur du cours de médecine légale à la Faculté de Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit einem Vorwort von Professor **J. M. Charcot** (de l'Institut).

Gr. 8° (IV. u. 546 S.). Preis 9 Mk. geh., 11 Mk. eleg. geb.

Inhalt:

I. Die hypnotischen Zustände.

Von Meßmer bis Braid. — Braid und Charcot. Die verschiedenen hypnotischen Zustände. — Die hypnotischen Suggestionen.

II. Die dem Hypnotismus verwandten Zustände.

Der natürliche Somnambulismus. — Der pathologische Somnambulismus, soweit es sich nicht um Hysterie handelt. — Erscheinungen der Hysterie. — Der zweite Zustand.

III. Nutzen und Gefahren des Hypnotismus.

Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken. — Gefahren des Hypnotismus.

IV. Der Hypnotismus vor dem Gesetz.

Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. — Die Ausbeutung des Magnetismus. — Der Magnetismus als Gewerbe und das Gesetz. — Das gerichtliche Gutachten in Fällen, wo es sich um Hypnotismus und verwandte Zustände handelt.

Urtheil der Presse.

Dr. Gilles de la Tourette, ein Schüler Charcots, hat in dem uns vorliegenden Werke die in dem Titel angedeuteten Zustände vom gerichtsärztlichen Standpunkte einer sehr genauen und ausführlichen Betrachtung unterworfen, und die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg vermittelt uns diese Arbeit in deutscher Uebersetzung, die, wie wir hier gleich anfügen wollen, dem anonymen Uebersetzer vollständig gelungen ist. Prof. Charcot giebt in einem kurzen Vorworte der Arbeit seines Schülers eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg, und man muß gestehen, daß diese Empfehlung vollberechtigt ist. Das Werk von Gilles de la Tourette ist eine überaus fleißige Studie, die mit Benützung der gesamten, sehr umfangreichen Litteratur über den fraglichen Gegenstand eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten des Hypnotismus liefert. (Bohemia.)

Die Grenzen des Irreseins.
Von Dr. A. Cullerre.

Ins Deutsche übertragen

von Dr. med. **Otto Dornblüth,**

zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis *M.* 5.— eleg. geh., *M.* 6.— eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände von der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu dringen, wird es manchen Nutzen stiften können.

(Dr. Joh. v. Buschmann in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das wärmste empfohlen.

(Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 1891.)

Nicht bloß der Arzt und der Psychologe, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden. (Voss. Zeitung 24. 8. 1891.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der vorzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade von Interesse ist.

(Schlesische Zeitung 27. 6. 1891.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann. (Archiv für Strafrecht.)

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit

sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Von

Dr. M. Alsberg

in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

VIII. 17.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 206.

Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange

in Greifswald.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der **„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"** ist erschienen:

Ueber Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(99 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 49,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur. (476/477) ..... M. 1.50
— Rassenmischung im Judenthum. (Mit Abbildungen.) (N. F. 116) " —.80
Angerstein, W., Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) " —.75
Bayer, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412) ..... " 1.—
Buchner, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250) ..... " —.75
Buschan, Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit. (N. F. 186) ..... " —.60
Bußler, Frauencharaktere aus der Tragödie des Euripides. (N. F. 158) ..... " —.80
Cornill, Entstehung des Volkes Israel. (N. F. 60) ..... " —.60
Deckert, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. (364) ..... " —.75
Diercks, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. (N. F. 32) —.80
Dieftel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) " —.75
Doehler, Die Orakel. (150) ..... " —.60
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (N. F. 71) ..... " —.80
Eyssenhardt, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. (469) ..... " —.80
Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360) ..... " —.75
Fleischner, Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. (N. F. 175) " —.80
Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168) ..... " —.60
Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) ..... " 1.—
Friedel, Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442) ..... " 1.20
Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten. (N. F. 46) ..... " 1.—
Gmelin, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam. (190) ..... " —.60
Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. (N. F. 8) .. " —.80
— Das nordische Wohnhaus. (N. F. 131) ..... " —.60
Gravenhorst, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370) ..... " —.60

Athen

im Spiegel der ariſtophaniſchen Komödie.

Von

Dr. Edmund Lange
in Greifswald.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Unſerer Zeit wird Niemand den Vorwurf blinder Schwärmerei für die Antike machen. Viele der Ideale, die noch unſern Vätern und Großvätern bei dem Gedanken an ſie vor der Seele aufſtiegen, ſind uns zerflattert; aber was echt iſt an ihrem Zauber, das wirkt auch heute noch. Die alte Romantik und die neue Pracht von Paris oder Wien, das großartige Völkergewimmel von London, New York oder Chicago, der ſtille Geiſtesglanz Weimars, ja ſelbſt die ewige Herrlichkeit der einſt weltbeherrſchenden Roma üben auf Den, der untergetaucht iſt in den ſtärkenden Fluthen der alten Klaſſiker, einen geringeren Zauber, als der Name des veilchenbekränzten, parthenongekrönten Athen. Die Stadt des Perikles ſteht noch heute vor unſerm Geiſt als die glänzendſte Vereinigung von Volksfreiheit und litterariſch-künſtleriſcher Blüthe mit bedeutender politiſcher Macht. Die von tiefſter Herzensbegeiſterung für die Größe Athens zeugenden Worte, die wir in des Thukydides peleponneſiſcher Kriegsgeſchichte als ſchönſte Todtenhuldigung aus des Perikles Munde vernehmen, die zauberiſche, ſchönheitsvolle Anmuth und der verſchwenderiſche Geiſtesreichthum in den Tiſchreden des platoniſchen Sympoſions — ſie packen uns noch heute mit überwältigender Stärke. Der Parthenon und die Athena Promachos, die Namen eines Pheidias und Praxiteles, eines Aiſchylos, Sophokles und Ariſtophanes, eines Sokrates und Plato, eines

Themiſtokles und Perikles in ihrem Verein zaubern noch immer ein entzückendes und zugleich großartiges Bild vor unſre Augen.

Aber beweiſen denn nicht die Komödien des Ariſtophanes, der doch einer von den freieſten Geiſtern jener Stadt war, daß dies Bild keineswegs der Wahrheit entſpricht? In der That erſcheinen hier die leitenden Männer als großprahleriſche, beſtechliche, aller Moral bare Menſchen; in der Volksverſammlung drängt ſich eine urtheilsloſe, den eignen Launen oder den verführeriſchen Worten eines beliebigen Demagogen blind gehorchende Menge; die Mitglieder des Raths laufen aus den wichtigſten Berathungen weg, wenn eine billige Sendung friſcher Fiſche ankommt; die Heliaſten ſehen in ihrer Thätigkeit nur eine bequeme, zugleich ihrer Eitelkeit ſchmeichelnde Erwerbsquelle; kriegeriſchen Ruhm gewinnen nicht die wirklich verdienten Feldherren, ſondern Leute, die mit geſchickter Verſchmitztheit ihnen „den Kuchen zu ſtehlen" verſtehen, wie Kleon dem Demoſthenes gegenüber; eine ungemeſſene Sucht nach Eroberungen beherrſcht die Menge, nicht nur nach Sizilien, nein, auch nach Karthago ſchweifen ihre begehrlichen Blicke; an den Gottheiten des Olymps übt ſie ihren frivolen Spott, dagegen den Lügenpropheten und den berufsmäßigen Orakelverkündern lauſcht ſie gläubig. Die philoſophiſch denkenden Köpfe ergeben ſich nutzloſen und thörichten Grübeleien oder ſetzen ihren Stolz darein, durch kunſtvolle Trugſchlüſſe die Relativität aller Begriffe von Gut und Böſe zu erweiſen, die ſchlechtere Sache zur beſſern zu machen; Männer wie Frauen ſind einer tiefen Sittenverderbniß verfallen; die letzteren treten aus den Schranken ihres Geſchlechts heraus, um den Frieden herbeizuführen, den die verblendeten Männer nicht ſchließen wollen, oder gar um, von den beſchränkenden Banden der Ehe frei, ſich einer zügelloſen Sinnlichkeit hingeben zu können; ſelbſt die litterariſch-künſtleriſche Blüthe beginnt zu ſchwinden: die großen Dichter ſterben dahin oder werden verachtet, das Volk jubelt

unbedeutenden, manirirten Nachfolgern zu; die alten edlen Geſchlechter haben jetzt, wo man die Stimmen nur zählt und nicht wägt, den gebührenden Einfluß eingebüßt, und ihre Vertreter ſind ſo jämmerliche Geſellen, daß man ſich darüber kaum wundern kann; die reichen Emporkömmlinge ergeben ſich einem unwürdigen Schwelgerleben; der Bürger von altem Schrot und Korn und der brave, arbeitſame Bauer vermögen kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen — ein trübes Bild, nur von einigen heitern Lichtblicken überhuſcht, ein Bild, bei deſſen Anſchauen wir begreifen, daß Euelpides und Peiſthetairos es nicht mehr in der Vaterſtadt aushalten und ſich im Reiche der Vögel eine neue Heimath ſuchen.

Aber giebt denn dieſes Bild die Wahrheit oder will es auch nur dafür genommen ſein? Im vollen Umfange hat das nie Jemand geglaubt. Ernſt Curtius vertritt zwar noch in der 6. Auflage ſeiner griechiſchen Geſchichte theoretiſch einen ähnlichen Standpunkt, indem er die kühne Behauptung wagt, im ganzen ſei die Ueberzeugungstreue des Dichters unverkennbar, und wir müßten ihn „für einen gewiſſenloſen Menſchen halten, wenn nicht ſeiner Darſtellung volle Wahrheit zu Grunde läge". Aber durchgeführt hat auch er ihn nur, wo ſeine ſonſtigen Anſchauungen dem nicht widerſprechen. Die volle Durchführung würde eben nichts Geringeres bedeuten, als eine Zurückſetzung der Hiſtoriker hinter den Komiker, als eine völlige Umſtürzung der allgemein herrſchenden Anſchauung z. B. über Perikles, als die Annahme, die Athener hätten ſich in der Zeit des peloponneſiſchen Kriegs in einem Zuſtand der äußerſten Verblendung und Verderbtheit befunden, der die nachhaltige Kraft ihres Widerſtandes gegen Sparta völlig unbegreiflich erſcheinen ließe. Aber die Komiker aller Zeiten und Völker haben von dem Rechte der Uebertreibung den umfaſſendſten Gebrauch gemacht. Sie wollen gar keinen buchſtäblichen Glauben; ſie ſetzen Perſonen

und Verhältniſſe in die Beleuchtung, die einerſeits ihren Parteiansichten, andererſeits aber und vor allem ihren poetiſchen Intereſſen entſpricht. Die Grenzen, die ſie ſich dabei ziehen, werden nicht durch die Rückſicht auf die objektive Wahrheit beſtimmt, ſondern nur durch das Bedürfniß, daß in der Karrikatur das Original noch erkennbar bleibe. Wohl ſind des Ariſtophanes Komödien ein Zeitſpiegel, aber dieſer giebt kein unverfälſchtes, ſondern ein ſtark verzerrtes Bild der Dinge und Perſonen. Wären die Zuſtände in Athen auch nur annähernd ſo ſchlimm geweſen, wie ſie bei Ariſtophanes erſcheinen, er hätte offenbar keinen dringenderen Wunſch haben müſſen, als aus dieſer ganz verderbten und entnervten Stadt hinwegzukommen. Aber ſicherlich lebte er in der ganzen weiten Welt nirgends ſo gern, wie in dem ſcheinbar mit ſo düſtern Farben geſchilderten Athen; ſicherlich hätte er an keinem andern Orte ein gleiches Verſtändniß für das geiſtreiche Spiel ſeiner Witze und eine gleiche Freiheit für die zügelloſeſten perſönlichen Angriffe gefunden. Sucht man nach einer modernen Parallele für die Art, wie er die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten ſeiner Zeit widergeſpiegelt hat, ſo kann man ſie am erſten am „Kladderadatſch“ finden. Wollte ſich indes das Berliner Witzblatt auch nur einigermaßen das an Verdächtigungen gegen die leitenden Perſönlichkeiten geſtatten, was Ariſtophanes ſich ungeſtraft — denn Kleons Verſuche, ihn dafür zu belangen, ſcheinen erfolglos geblieben zu ſein — erlaubte, es würde ſich unaufhörlichen Beſchlagnahmen und Chikanen ausſetzen und bald zu exiſtiren aufgehört haben. Es iſt nothgedrungen weit maßvoller und bleibt dementſprechend der Wahrheit treuer, als Ariſtophanes, und doch würde Jemand, der den Verſuch machen wollte, eine Geſchichte unſerer öffentlichen Zuſtände weſentlich auf Grundlage des „Kladderadatſch“ zu ſchreiben, ſich nur lächerlich machen, vor allem auch vor den Gelehrten dieſes Witzblattes ſelbſt. Sie verlangen eben nicht

Glauben; sondern sie wollen vor allem ihr Publikum auf Kosten der Angegriffenen erheitern, haben dabei übrigens gar nichts dagegen, wenn diese selbst ihre Freude an dem geistreichen Spiel des Witzes haben. Genau so liegt die Sache — und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — bei Aristophanes. Er dachte nicht daran, mit allen den Männern, die die Hauptzielpunkte seiner boshaften Witze waren, in unerbittlicher Feindschaft zu leben. Kleon zwar und die Hauptanhänger seiner Richtung beehrten ihn gewiß mit einem recht ernsthaften Haß, und er wird ihn mit der ganzen Kraft seiner Natur erwidert haben; aber ganz anders steht es mit seinen litterarisch-philosophischen Gegnern. Den Sokrates z. B. hat er in jeder Weise lächerlich zu machen gesucht, und doch tritt er bei Plato als Mitglied des Symposions auf — ein deutlicher Beweis, daß Beide in gesellschaftlicher Beziehung zu einander standen; der überlegene Geist des Philosophen hatte gewiß seine Freude an der geistvollen Karrikatur, die der Komiker in den „Wolken" von ihm entwarf. Eine Quelle historischer Wahrheit im gewöhnlichen Sinne ist also Aristophanes nicht; wohl aber giebt er uns die werthvollsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufschlüsse — es kommt nur darauf an, ihn auf die rechte Art und Weise zu benutzen. Er ist schon darum unentbehrlich, weil er für viele Seiten des antiken Lebens fast unsre einzige Quelle ist. Die alten Geschichtsschreiber stellten die historischen Ereignisse im engern Sinn durchaus in den Vordergrund: Sitten, Gebräuche, überhaupt alles, was die Kulturzustände angeht, berührten sie durchschnittlich viel weniger, als es heutzutage der Fall zu sein pflegt, und vollends Thukydides wollte nur Kriegsgeschichte schreiben; auf das Kleinleben seiner Zeit kommt er nie zu sprechen, und nicht einmal die litterarisch-philosophisch und überhaupt kulturhistorisch wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, einen Sophokles, Euripides oder Aristophanes, einen Pheidias

oder Sokrates erwähnt er auch nur. Selbst die innere Politik Athens berührt er nur so weit, wie es zum Verständniß der Kriegsereignisse erforderlich scheint, und wir empfinden sein Schweigen gar oft nur allzu schmerzlich. Unter solchen Umständen ist ein Ersatz, wie ihn Aristophanes bietet, doppelt werthvoll. Die besten Winke über die richtige Art, ihn zu benutzen, haben vor allem W. Vischer in seinem Aufsatz „Ueber die alte Komödie als historische Quelle" und Müller-Strübing in dem anregenden Werke „Aristophanes und die historische Kritik" gegeben; eine geschmackvolle und doch durchaus nicht oberflächliche Gesamtbetrachtung aller einschlagenden Fragen bietet jetzt Couat, Aristophane et l'ancienne comédie attique. Zunächst müssen wir uns stets bewußt bleiben, daß wir fast keiner seiner Angaben ohne weiteres und in der Form, wie wir sie vorfinden, glauben dürfen, wenn auch die meisten irgend einen historischen Kern — bald größer, bald geringer — bergen. Wo Aristophanes das politische Gebiet betritt, urtheilt er *fast* überall vom ausgeprägtesten oligarchischen Parteistandpunkte aus; das zeigt sich schon äußerlich zwar keineswegs in besonderen Lobeserhebungen für die Oligarchen — dergleichen liebt er überhaupt nicht — aber doch in einem rücksichtsvollen Schweigen ihnen gegenüber; seine Stärke liegt wie bei aller Satire und Komik in der Opposition. Die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen anfechten, heißt daher durchaus nicht seinem Charakter zu nahe treten. Freilich vermag ich ihn nicht als ernsten Moralisten zu fassen; ich denke ihn mir als fröhlichen, gutmüthig-frivolen, aber dabei wirklich patriotischen Gesellen. Auch seine stärksten Angriffe gegen politische oder litterarische Gegner sollten wohl keine bewußten Verleumdungen sein; er war zufrieden, wenn er seine dichterischen Zwecke erreichte und das homerische Gelächter seiner Zuhörer erregte.

Er kommt nach verschiedenen Richtungen als geschichtliche

Quelle für uns in Betracht. Vor allem klärt er uns auf über viele Sitten und Gebräuche, über mancherlei Glauben und Aberglauben des Volkes, überhaupt über die gesamten Kulturzustände. Weiter thun wir durch ihn lehrreiche Blicke in die herrschende Volksstimmung, für deren Beurtheilung auch der Stadtklatsch Bedeutung hat, und in die allgemeine politische Lage, besonders im Innern; ferner unterrichtet er uns über das Aeußere vieler zeitgenössischen Persönlichkeiten, über ihre Stellung in Athen und ihre Geltung beim Volke; er belehrt uns endlich über viele einzelne historische und kulturhistorische Dinge. Für die Art, wie wir uns seinen Behauptungen gegenüber zu verhalten haben, lassen sich wenigstens einige allgemeine Grundsätze aufstellen, die geeignet sind, uns vor Irrthümern und Fehlschlüssen nach Möglichkeit zu bewahren. 1. Je allgemeiner des Aristophanes Behauptungen sind, desto geringer pflegt ihr geschichtlicher Werth zu sein. 2. Geschichtchen aus dem Leben und Treiben der Stadt oder einzelner Persönlichkeiten sind um so weniger glaubwürdig, je ausführlicher sie vorgetragen werden. 3. Am zuverlässigsten bleiben hier bloße Andeutungen, da diese ohne Wahrheitskern eben für die Hörer hätten unverständlich bleiben müssen. 4. Glauben verdient der Dichter, wo wir aus ihm Günstiges über seine Gegner oder Ungünstiges über seine Parteigenossen erschließen können.

Sein historischer Werth bleibt also jedenfalls ein sehr beträchtlicher. Wie thöricht aber Der handeln würde, der ihm blindlings folgen wollte, will ich wenigstens an zwei Beispielen kurz zeigen; ich will die Bilder des Kleon und des Sokrates nach der aristophanischen Komödie in den Hauptzügen entwerfen. Den Kleon schildert uns der Dichter als einen Mann, der das Volk besonders nach seinen schwachen Seiten vortrefflich kennt und deshalb einen ganz außerordentlichen Einfluß auf dasselbe ausübt. Dieser Einfluß beruht nicht sowohl auf

einer amtlichen Grundlage, die freilich zeitweiſe auch vorhanden war, als darauf, daß er die Stellung des leitenden Demagogen einnahm. Er miſcht ſich in alles, gleichviel ob er etwas davon verſteht oder nicht; er zeigt gegen Privatintereſſen die größte Rückſichtsloſigkeit; er ſpürt unerbittlich allen oligarchiſchen Umtrieben nach; er hat ſich dadurch bei Vielen aufs äußerſte verhaßt gemacht; er iſt ein entſchiedener Gegner des Friedens. Er hat die Erhöhung des Heliaſtenſoldes durchgeſetzt; er zuerſt verſuchte Argos ganz auf die Seite Athens zu ziehen. Alle dieſe Dinge ſind hiſtoriſch wahrſcheinlich oder ſicher, wenn ſie auch z. Th. in ſehr übertriebener Form vorgebracht werden. Anders aber ſteht es mit den übrigen Zügen. Da ſoll er ein Böſewicht geweſen ſein; er ſchreckt auch vor wiſſentlichen Verleumdungen und falſchen Anklagen nicht zurück; er befleckt ſich mit Erpreſſungen und läßt ſich von Feinden oder von abgefallenen Bundesgenoſſen beſtechen (während doch feſtſteht, daß er niemals wegen ſolcher Dinge verurtheilt worden iſt); er tritt dem Volke mit niedrigen Schmeicheleien gegenüber (bei Thukydides ſagt er ihm ſehr bittere Wahrheiten); er fröhnt einem unzüchtigen Leben, iſt der Trunkſucht verfallen und entzieht ſich in feiger Weiſe dem Kriegsdienſt. Er maßt ſich fremde Verdienſte an; er behauptet ſeinen Einfluß dadurch, daß er überall Unordnung und Verwirrung ſtiftet; er konſpirirt zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria (!); er betrügt endlich auch als Geſchäftsmann, indem er ſchlechte Schuhe verkauft.

So beſchaffen war nach Ariſtophanes der Mann, der faſt unmittelbar nach Perikles die leitende Stellung im atheniſchen Staate gewann und wenn auch bei weitem nicht mit der Autorität wie dieſer ununterbrochen 5—6 Jahre lang behauptete. Offenbar müßten die Athener bodenlos verderbt und dazu noch völlig unſinnig geweſen ſein, wenn ſie ſich dergleichen hätten bieten laſſen. Und doch vermochte dasſelbe Volk nach der ent-

ſetzlichen ſiziliſchen Kataſtrophe noch 9 Jahre lang den an Zahl und Bedeutung gewachſenen Feinden mit wahrem Heldenmuth zu widerſtehen. Wenn bei dieſer Sachlage trotzdem vor allem früher ein viel zu großer Theil von der Schilderung des Ariſtophanes Glauben zu finden pflegte, ſo wird das nur dadurch erklärlich, daß auch Thukydides ein entſchieden ungünſtiges Urtheil über Kleon fällt. — In dieſer Hinſicht ſteht es mit Sokrates anders. Hier genügen Plato und Xenophon, uns gegen das in des Ariſtophanes „Wolken" entworfene Bild mißtrauiſch zu machen. Des Sokrates Aeußeres freilich in ſeiner grotesken Häßlichkeit wird mit der Treue einer guten Karrikatur wiedergegeben. Der Wahrheit entſpricht ferner, was über ſeine abgehärtete Lebensweiſe geſagt wird. Dagegen fiel es ihm nicht ein, ſich vom Baden und von den Gymnaſien fern zu halten oder gar den Wein zu verſchmähen. Die dialektiſche Methode, das Werthlegen auf ein gutes Gedächtniß und auf leichte Faſſungskraft und die Forderung der Selbſterkenntniß ſind richtig hervorgehoben; ganz unhiſtoriſch aber iſt es, daß wir ihn als Haupt einer geſchloſſenen Schule — noch dazu mit myſtiſchen Aufnahmeceremonien — ſehen, und daß ihm eine eifrige Beſchäftigung mit Meteorologie und Naturphiloſophie zugeſchrieben wird. Und wenn er gleich den eigentlichen Sophiſten der Ueberlieferung kritiſch gegenüberſtand, ſo that er es nicht, um die Relativität aller Rechts- und Tugendbegriffe nachzuweiſen, ſondern um ſie auf eine neue und feſtere Baſis zu ſtellen; nichts lag ihm ferner, als die ſchlechtere Sache zur beſſeren machen zu wollen. Dafür, daß viele ſeiner Schüler ganz ins ſophiſtiſche Fahrwaſſer gerathen ſind, darf man ihn ebenſowenig verantwortlich machen, wie etwa Hegel für alle Lehren der Junghegelianer. Auch wirkten bei den edelſten Sokratikern, vor allem bei Plato, ſeine ethiſchen Anregungen aufs befruchtendſte weiter. Wohl theilte Sokrates nicht den naiven Glauben an die Götter der Volks-

religion, aber er war weit entfernt, ihn mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen oder gar durch ein so thörichtes naturwissenschaftlich-mystisches System ersetzen zu wollen, wie sein karrikirtes Ebenbild in den „Wolken". Aristophanes zeigt uns einen Sonderling, der mehr Charlatan als Philosoph ist, statt eines Mannes, der bei manchen Zügen eines Sonderlings dem inneren Werth nach auf jeden Fall eine der edelsten Persönlichkeiten des hellenischen Alterthums genannt werden muß.

Es ist nicht nöthig, die Probe, die wir mit zwei aristophanischen Persönlichkeiten gemacht haben, mit anderen zu wiederholen. Wir können jetzt daran gehen, eine allseitige Schilderung des Spiegelbildes zu geben, das wir durch den großen Komiker von dem Athen seiner Zeit erhalten — natürlich so, daß wir zugleich versuchen, die dichterische Karrikatur unter Anwendung aller uns zu Gebote stehenden Berichtigungsmittel auf ihre richtigen Linien zurückzuführen.

Wir fassen dabei nicht nur die rein politischen Ereignisse und die maßgebenden politischen Persönlichkeiten ins Auge, sondern ebensogut die sozialen, die sittlichen, die religiösen und die litterarisch-künstlerischen Zustände. Aber die Betrachtung der politischen Gesamtzustände stellen wir billigerweise an die Spitze, schon deshalb, weil die aristophanische Komödie in erster Linie eine politische ist. Durch alle diese Stücke, die letzten ausgenommen, weht eine scharfe politische Luft; man merkt deutlich, daß sie in einer Stadt entstanden und aufgeführt worden sind, die sich des regsten staatlichen Lebens und der größten Freiheit der Bewegung erfreute. Schon eine flüchtige Bekanntschaft damit lehrt uns, daß damals jene Zeit, wo die konservativen Elemente des Areopags, der alten Geschlechter, der höheren Stände den leitenden Einfluß im Staate genossen, unwiederbringlich dahin, daß die Epoche der vollen, fast schrankenlosen Demokratie — wenigstens wenn wir allein die Formen

der Verfaſſung ins Auge faſſen — gekommen war. Und weil es ſo ſtand, mußte die ihrer Natur nach oppoſitionelle Komödie als Verfechterin der alten Zeiten, als Bekämpferin der Demokratie auftreten: dieſe ſpiegelt ſich in ihr als wüſte Pöbelherrſchaft, als Tummelplatz der ſkrupelloſeſten und redebegabteſten Talente. Ariſtophanes insbeſondere, von dem allein uns ein neidiſches Schickſal vollſtändige Stücke — es ſind ihrer bekanntlich elf — gegönnt hat, wagte ſich ſchon mit ſeinen früheſten uns verlornen Komödien — wenn auch, ſeiner Jugend wegen, noch unter fremdem Namen — in die politiſche Arena. Das brachte ihm mancherlei Gefahren und Anfechtungen; doch dieſe empfand er weit eher als Sporn, denn als Abſchreckung. In den „Acharnern" (425) ſchritt er kühn auf der betretenen Bahn weiter und verfolgte ſie dann in ſtolzem Siegeslaufe — wenn auch bisweilen, wie in den „Wolken", auf andere Gebiete überſpringend — bis zur „Lyſiſtrata" (411). Und wenn er in den letzten Stücken die ſozialen oder litterariſchen Verhältniſſe in den Vordergrund rückte, ſo geſchah dies nicht etwa, weil ihm der Muth zum politiſchen Kampfe geſchwunden, ſondern weil eben Athens politiſche Größe dahin war. Einfach und klar ſind die Zielpunkte ſeines politiſchen Kampfes. Er preiſt immer und überall die dahingeſchwundene marathoniſche Zeit (Ritter 568 ff.; Wolken 965 ff.; Weſpen 1092 ff. in Droyſens Ueberſetzung); er will die Größe Athens, aber im Kampf gegen Perſien und womöglich in Eintracht mit Sparta. Wohl verſichert er gelegentlich ſeinen Haß gegen dieſe unbequeme Rivalin; aber viel mehr haßt er jedenfalls die hämiſchen Demagogen, die den Krieg herbeigeführt haben und kein Ende finden laſſen. Doch ſein Kämpfen und Ringen iſt vergeblich; höchſtens vorübergehende Erfolge, wie den Nikiasfrieden, vermag ſeine Partei zu erringen. Im allgemeinen behauptet die demokratiſche Kriegspartei das Feld, und das kann uns gerade nach des Dichters

Schilderungen nicht wunder nehmen. Sie repräsentirt ja die Menge. Diese aber hat in den Volksversammlungen und in den Gerichten den Haupteinfluß. Die Aussicht auf immer weitere Ausdehnung der atheniſchen Seeherrſchaft mindeſtens über Sizilien, womöglich auch über Karthago, und dazu die trügeriſche Hoffnung, zu Lande nicht nur in Mittelgriechenland, ſondern, wenn es gut geht, auch in der Peloponnes, z. B. in Arkadien, die Herrſchaft zu gewinnen, wirken verwirrend und berauſchend auf die unklaren Köpfe. Im ſchlimmſten Falle haben dieſe Leute nicht viel zu verlieren; denn Grundbeſitz fehlt ihnen natürlich; die Kriegskoſten müſſen von den Reichen durch Leiturgien oder außerordentliche Vermögensſteuern aufgebracht werden. Im beſten Falle aber winkt ihrem Herrſcherſtolz die höchſte Befriedigung; ſie werden noch aus viel weiterer Ferne, als jetzt ſchon, die Vertreter der unterthänigen Gemeinden herbeiſtrömen ſehen, um die Tribute zu überbringen, die es geſtatteten, Athen zur herrlichſten Stadt von Hellas zu machen, die den Glanz ſeiner Feſte, die reichliche Bezahlung aller öffentlichen Dienſte, die Vertheilung der Feſtgelder ermöglichten, und um von dem atheniſchen Kleinbürger Urtheil und Recht — gar oft wohl auch Unrecht — zu empfangen. Sie werden vielleicht auch ein Landlos in irgend einer der neuen Kolonien angewieſen bekommen; ſie werden dann entweder dahin wandern oder, falls es ihnen nicht paßt, ſich von den Behaglichkeiten und Genüſſen der Heimath zu trennen, werden ſie den bisherigen Eigenthümer als gedrückten Pächter auf dem Grundſtück ſitzen laſſen und die Pachtſumme gemächlich in der Heimath verzehren; ſie wird ihnen eine angenehme Zugabe zu dem Ertrage der Gerichtsgelder und den Einnahmen ihres kleinen Geſchäfts bieten; vielleicht wird ſich gar die lockende Ausſicht erfüllen (Weſpen 726 ff.), daß jeder Unterthanenſtadt die Unterhaltung von 20 atheniſchen Bürgern aufgelegt wird. Und das Leben

in der Heimath ist nicht nur bequem und anregend, es schmeichelt auch dem Stolze eines Mannes, der von Geburt nichts ist und doch viel sein möchte. Mit Hochgefühl darf er sich als ein Glied der herrschenden Gemeinde empfinden; er hat dies Bewußtsein nicht nur als Richter über einheimische und fremde Angeklagte, nicht nur wegen seines Mitentscheidungsrechtes über alle wichtigeren Angelegenheiten in der Volksversammlung, vielleicht auch, wenn das Glück des Looses ihm hold ist, als Mitglied des Raths; er fühlt sich auch als Herrn über das Schicksal der leitenden Männer. Wenn der Redner, dessen schmeichlerischen oder kräftig dröhnenden Worten er vielleicht jahrelang blind gefolgt ist, der souveränen Volksversammlung nicht mehr gefällt, so genügt ein einfacher Beschluß, und es ist zu Ende mit seiner Macht; wenn ein verdienter Feldherr den Erwartungen der Menge nicht mehr entspricht, dann findet sich leicht ein Neider bereit, ihn des Verraths oder der Feigheit anzuklagen, und das Volk kann seine Vaterlandsliebe beweisen, indem es ihn mit katonischer Strenge verurtheilt. — Mußten schon alle diese Lockungen, verbunden mit dem Heliastensold, den atheniſchen Durchschnitts-Bürger stark zur Thätigkeit in den Volksgerichten hinziehen, gewisse angeborene Eigenthümlichkeiten des attischen Wesens, die sich allmählich immer schärfer ausgeprägt hatten, wirkten außerdem mächtig in gleicher Richtung: am mächtigsten vielleicht jene Lust an lebhafter Diskussion, an scharfer, wohl auch haarspaltender Erörterung der verschiedensten Begriffe und Verhältnisse, der die Gerichtsredner nur allzusehr entgegen kamen. Wohl mochte sich unter solchen Verhältnissen bei einem Theile der Bürgerschaft geradezu eine Art Richterwuth ausbilden, als deren typischen Vertreter uns der Dichter den Philokleon der „Wespen" vorgeführt hat. Dieser geht thatsächlich mit allen seinen Interessen im Rechtsprechen auf. Daß ihn sein Sohn einsperrt, um ihn am Gang zur Gerichts-

ſitzung zu hindern, empfindet er als die ſchwerſte Kränkung. Mit Liſt, ja ſelbſt unter Lebensgefahr ſucht er ſich unter den ermunternden Zurufen ſeiner von der gleichen Krankheit befallenen Genoſſen der Gefangenſchaft im eigenen Hauſe zu entziehen. Und da es ihm verſagt bleibt, über Menſchen zu Gericht zu ſitzen, nimmt er fürlieb mit dem Richteramt über den Hund Labes, d. h. den Feldherrn Laches. Wenn der närriſche Alte zuletzt in ſeliger Trunkenheit vom Richten nichts mehr wiſſen will, ſo iſt das eben nur eine Bekehrung auf dem Felde der Komödie — in Wahrheit iſt Philokleon von unheilbarer Richterwuth befallen. Daß ein Gerichtsverfahren wie das atheniſche keine Bürgſchaft für gerechte Entſcheidungen gab, daß dabei perſönliche Motive, ſowie politiſche Sympathien und Antipathien in ganz unerlaubt hohem Grade ins Spiel kamen, iſt ſelbſtverſtändlich; aber die Klagen über ungerechte Verurtheilung politiſcher Gegner, die in der geſamten oppoſitionellen Litteratur und beſonders bei Ariſtophanes eine ſo große Rolle *ſpielen*, ſind doch vielfach ungerecht. Jener Laches z. B. war nach der ganzen Art, wie uns der Hund Labes vorgeführt wird, zu urtheilen, gewiß ſchuldig. Selbſt in den Entſcheidungen über bundesgenöſſiſche Angelegenheiten ſcheint mehr Gerechtigkeit gewaltet zu haben, als man zunächſt annehmen möchte; jedenfalls würde eigene Gerichtsbarkeit dieſen kleinen Inſeln und Städten ſchwerlich größere Gewähr für gerechte Urtheile geboten haben. Das atheniſche Gerichtsverfahren hatte in verſtärktem Maße die Nachtheile unſerer Geſchworenengerichte; aber es war durchaus nicht ſo ſchlecht, wie uns der Dichter glauben machen will. Denn der durchſchnittliche Bildungsſtandpunkt der atheniſchen Bürger war höher, als der der erwachſenen Männer in einem modernen Staat — auf dieſen Punkt wird noch zurückzukommen ſein —, jedenfalls aber hatten ſie einen ausgebildeteren politiſchen Sinn und mehr Gewandtheit im Erfaſſen von Rechtsfragen:

zu einer großen natürlichen Begabung kam eben die fortwährende Uebung. Ariſtophanes zeigt uns wieder nur die eine Seite der Medaille.

Gleich urtheilslos wie bei der Richterthätigkeit zeigt ſich, wenn wir ihm glauben, die Volksmenge auch ſonſt. Vor allem ſetzt ſie den Beſtrebungen verdienſtvoller Friedensfreunde einen ebenſo unvernünftigen wie beharrlichen Widerſtand entgegen. Mag der Wohlſtand der Bauern durch die feindlichen Einfälle zu Grunde gehen, was kümmert dies die ſtädtiſche Menge! Begreiflich deshalb, daß der brave Dikaiopolis zuletzt auf eigne Hand mit den Feinden Frieden ſchließt, und zwar gleich auf 30 Jahre. In dem umfriedeten Bezirk ſeines Hauſes und Hofes lebt er dann in Freude und Wonne, bei reichlichem Mahl, in höchſter Luſt zwei vollbrüſtige, rothwangige Dirnen an ſein Herz drückend, während Lamachos mit einer ſchmerzenden Wunde aus dem Kampf zurückkehrt und vergebens den glücklichen Bauern um einigen Antheil an ſeinen Genüſſen anfleht. Die „Acharner", nach denen dies Bild gezeichnet iſt, geben zweifellos ohne allzuſtarke Karrikirung die Stimmungen in Athen einige Jahre vor dem Nikiasfrieden wieder. Der Dichter leugnet gar nicht, daß die Mehrzahl der Bürger — bei ihm vertreten durch den Chor der kriegserprobten Acharner — kriegeriſch geſinnt ſei. Daß die Stimmung zuletzt umſchlägt, entſpricht mehr der Tendenz des Stückes, als den wirklichen Verhältniſſen. Im „Frieden" dagegen befinden wir uns wirklich einer veränderten Lage gegenüber. Wenn der eigenartige Himmelsſtürmer Trygaios, der auf einem Miſtkäfer zum Olymp emporgeſtiegen iſt, mit Hülfe anderer Bauern die Friedensgöttin aus dem tiefen Brunnen, in den ſie Kleon geſtürzt hat, befreit und ſie unter allgemeinem Jubel den Menſchen wieder zuführt, ſo ſpiegelt ſich darin die Stimmung ab, die in Athen nach den ſchweren Unglücksſchlägen in Böotien und Thrakien und nach dem Tode des Kleon vorüber-

gehend herrſchend wurde. Wieder vergeht mehr als ein Jahrzehnt; das ſtolze Gebäude der atheniſchen Macht iſt ins Wanken gerathen; die überſchwenglichen Hoffnungen, die man auf den glänzenden Zug gegen Syrakus ſetzte, haben ſich als eitel erwieſen. Zwar hat Athen die erſte Zeit dumpfer Verzweiflung raſch wieder überwunden, aber kaum zeigt ſich ſchon ein Hoffnungsſchimmer; der Stern des Alkibiades iſt noch nicht wieder aufgegangen. Trotzdem kann ſich das Volk nicht zu einem Frieden entſchließen, der den Verzicht auf alle die ſtolzen Pläne einer erweiterten Herrſchaft, ja auf einen großen Teil der von den Vätern ererbten Macht bedeuten würde: da tritt der Dichter zum dritten Mal als Anwalt des Friedens auf — diesmal aber ſind es die Frauen, die er ſich als beredte und energiſche Vertreterinnen ſeiner Anſichten erwählt hat. Auf Betreiben der entſchloſſenen und redegewandten Lyſiſtrata beſchließen Repräſentantinnen verſchiedener Hellenenſtämme, den Männern ſolange die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten zu verſagen, wie ſie ſich weigern würden, Frieden zu machen. Zwar droht der kühnen Führerin mehrfach Abfall im eignen Lager; denn die weibliche Natur regt ſich in einigen ihrer Gefährtinnen gar ſtark; aber wachſam und thatkräftig weiß ſie die Durchführung aller ſolcher Gelüſte zu vereiteln und zeigt durch ihr eignes Verhalten, wie man die Männer willfährig machen müſſe. In ihrem Gatten erweckt ſie die ſüße Hoffnung auf Befriedigung ſeines Liebestriebes; in raffinirter Weiſe ſteigert ſie ſein Verlangen auf den höchſten Grad; im letzten Moment aber entſchlüpft ſie ihm und trägt ſo nicht wenig dazu bei, daß die Männer ſich ſchließlich zum Frieden bequemen. In dieſer Komödie ſind die Anknüpfungen an die Wirklichkeit ſelbſtverſtändlich viel ſchwächer, als in den früher beſprochenen. Freilich werden die atheniſchen Frauen in ihrer Mehrheit für den Frieden geweſen ſein; auch iſt es wohl Thatſache, daß damals in Athen das weibliche Geſchlecht etwas

aus seiner herkömmlichen Zurückhaltung herauszutreten anfing; aber was uns der Dichter bietet, das liegt natürlich ganz außerhalb der Grenzen geschichtlicher Möglichkeit. Es ist trotz der keck realistischen Durchführung nur ein Trugbild, wie es in den Köpfen einzelner Frauen und in den Phantasien mancher Friedensfreunde auftauchen mochte; ein Trugbild, das aber immerhin sein Theil dazu beitragen konnte, die Friedensbestrebungen der atheniſchen Konservativen zu unterstützen. Wenn aber der Dichter damals in solcher Weise die Frauen zur Unterstützung seiner Friedenswünsche aufrief, so dürfen wir annehmen, daß er keine Aussicht sah, sie mit Hülfe der Männer durchzuführen, daß die Volksstimmung in Athen trotz oder vielleicht auch wegen der letzten Schicksalsschläge eine entschieden kriegerische war. Nur sollten wir nicht verkennen, daß diese Stimmung keineswegs aus bloßer Herrschsucht und Ruhmbegier, sondern mindestens ebensosehr aus echtem Patriotismus hervorging. Die Athener als ein Volk, dessen bedeutendste Erwerbszweige Handel und Schiffahrt waren, konnten unmöglich den Krieg um des Krieges willen wünschen; aber neben dem Handelsgeist lebte in ihnen ein stolzes Großmachtsbewußtsein und aus diesem heraus sahen sie — mit Recht — in der Fortführung des Kriegs eine moralische Nothwendigkeit. Gewiß haben sie schließlich noch viel mehr opfern müssen, als damals zur Erlangung des Friedens nöthig gewesen wäre; aber das ließ sich nicht voraussehen, und hätten sie sich auf der Höhe, die sie bald nach Aufführung der „Lysistrata" wieder erreichten, behauptet, dann hätten sie wahrlich Veranlassung gehabt, das muthvolle Ausharren zu segnen. Aehnliche Erwägungen lagen vielleicht selbst dem Aristophanes nicht ganz fern; aber um seiner oligarchischen Freunde willen durfte er sie keinesfalls in den Vordergrund schieben, und so ergab sich ein verzerrtes und getrübtes Bild von dem Kampf der Kriegs- und der Friedenspartei. Er selbst aber war doch

ein viel zu guter Athener und viel zu wenig verblendeter Parteimann, als daß er wirklich nur mit den Augen seiner Parteigenossen gesehen hätte.

Bei der Stellung indes, die er einmal eingenommen hatte, begnügt er sich nicht damit, die Frage: „Ob Krieg oder Frieden" mit aller Schärfe in dem dadurch gegebenen Sinne zu beleuchten, sondern er sucht auch dadurch für den Frieden zu wirken, daß er den Krieg aus ganz nichtigen und verwerflichen Ursachen entstanden sein läßt und die Leiden, die dadurch über das Volk kommen, in den schwärzesten Farben malt. Er bleibt noch einigermaßen der Wahrheit getreu, wenn er das ganze Kriegsunheil auf des Perikles hartnäckiges Festhalten an der Grenzsperre gegen Megara zurückführt (Frieden 596 ff.); denn vielleicht wäre in der That der Ausbruch des Krieges durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte zunächst verhindert worden. Aber auf jeden Fall übersieht er — und wohl mit Absicht — daß die Ursachen des Krieges viel tiefer lagen, eben in der natürlichen *Rivalität* der beiden hellenischen Großmächte Athen und Sparta, und daß ein Entscheidungskampf früher oder später unvermeidlich war. Mußte aber der Krieg kommen, so konnte er dem Perikles gerade damals, wo er ihn aus inneren Schwierigkeiten befreite, nur gelegen sein. — Indes Aristophanes weiß in den „Acharnern" (521 ff.) noch von einer andern Kriegsursache zu berichten. Athenische Jünglinge haben aus Megara die Dirne Simaitha geraubt; die Megarenser aber haben sich dafür gerächt, indem sie zwei Dirnen der Aspasia, die danach also wie eine gewöhnliche Kupplerin erscheint, hinwegführten: um diese Beleidigung zu rächen, hat dann Perikles den Krieg entflammt. Glauben hat der Dichter gewiß für diese Erzählung selbst nicht erwartet; aber er knüpfte damit an die populäre Vorstellung an, Aspasia sei mindestens ursprünglich eine gewöhnliche Hetäre gewesen.

Das Elend, das der so leichtsinnig entfesselte Krieg vor allem über die Landbewohner gebracht hat, während der städtische Pöbel keinen Schaden, ja vielleicht gar Vortheile davon hatte, malt der Dichter in lebhaften Farben. Eine solche Stelle, die, natürlich mit starker Uebertreibung, doch immerhin an historische Thatsachen anknüpft, finden wir z. B. „Frieden" 622 ff. — Erst als der Krieg zu Ende ist, kann der Chor sich wieder an den früheren ländlichen Freuden ergötzen, die uns mit derber Anschaulichkeit geschildert werden (ebd. 1120 ff.); aber während auch die meisten Handwerker mit dieser Wendung sehr einverstanden sind, machen andere, wie die Helm- und Schwerthändler, dem Trygaios die bittersten Vorwürfe (1179 ff.). Mit noch stärkern Farben wird uns das Elend des Krieges einige Jahre früher, also als noch keine Friedensaussicht war, in den „Acharnern" vorgeführt. Der unglückliche megarische Bauer verkauft hier seine zwei kleinen Mädchen als Schweinchen (724 ff.), um von dem kärglichen Erlös seinen Hunger zu stillen. Die ungeheuerliche Uebertreibung liegt klar zu Tage; aber wohl mögen die Megarenser durch die Grenzsperre in bittere Noth gekommen sein.

Nicht minder unfähig wie in der Rechtspflege und in der auswärtigen Politik zeigt sich der atheniſche Demos, wenn uns Aristophanes ein wahrhaftes Spiegelbild von ihm gegeben hat, auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens. Er lebt in fortwährender thörichter Furcht vor Wiederaufrichtung einer Tyrannis und vor oligarchischen Verschwörungen (Ritter 478 ff.; Wespen 506 ff.); die Unterdrückung der Hetärien ist der erste Vortheil, den die Frauen, wenn sie zur Herrschaft gelangt seien, in Aussicht stellen (Lysistrata 570 ff.). Und dasselbe Volk folgt doch der Leitung gerade der Männer, die seiner Freiheit am ersten gefährlich werden können, wenn sie ihm nur nach dem Munde zu reden verstehen. Wer ihm recht augenfällige, grob materielle Vortheile zu bieten oder auch nur mit Wahr-

ſcheinlichkeit in Ausſicht zu ſtellen im ſtande iſt, den überhäuft es mit allen möglichen Ehren, dem gewährt es die Speiſung im Prytaneion und wäre er auch ein ſo ungebildeter und verworfener Patron, wie der „Gerber“ Kleon. Einzeln genommen ſind die Athener ganz vernünftig; aber wenn ſie in der Volksverſammlung in Menge zuſammenſitzen, da gewinnt in jedem die Thorheit das Uebergewicht. Dies Volk in ſeiner Geſamtheit hat Ariſtophanes mit nie übertroffener Keckheit in den „Rittern“ unter dem Bilde eines völlig kindiſch gewordenen Greiſes darzuſtellen gewagt. Der alte Herr Demos entbehrt jeglichen geſunden Urtheils; den thörichtſten Verſprechungen und Lügenorakeln wird er zur leichten Beute; die gröbſten Schmeicheleien wirken bei ihm am ſicherſten. Der plumpe und rohe Kleon kann nur durch einen Menſchen überwunden werden, der noch ungebildeter und verworfener iſt, durch den Wurſthändler. Verhältnißmäßig leicht kommt dieſer ans Ziel, und nun wäre das abſolute Chaos, der völlige Untergang des unglücklichen alten Mannes, d. h. des Staates, gewiß, wenn nicht der Wurſthändler ſich plötzlich in den edeln Staatsretter metamorphoſirte und den alt und kindiſch gewordenen Demos durch Auftochen verjüngte. Nun iſt dieſer wieder ein verſtändiger, zu allem Guten brauchbarer Mann im beſten Alter; die alte gute Zeit iſt zurückgekehrt. Dieſer Schluß iſt offenbar gewaltſam und ebenſo liegt zu Tage, daß jenes Athen, das in jedem Jahrzehnt mehrere hervorragende Geiſter auf dem Gebiete des Staatslebens, der Philoſophie, der Litteratur und der bildenden Kunſt erzeugte, völlig verſchieden geweſen ſein muß von dem faſelnden Greiſe der „Ritter“. Einzelne Schwächen der Volksmenge, ihre Empfänglichkeit für Schmeicheleien, ihr Verlangen nach grobſinnlichen Genüſſen, ihre Leichtgläubigkeit, ihre kühnen Träume von einer weit über die bisherigen Grenzen erweiterten Machtſtellung ſind mit andern völlig erdichteten Zügen zu einem

Gesamtbild von ungeheurer komischer Wirkung, aber im ganzen geringer historischer Wahrheit verschmolzen.

Gewiß können wir aus Aristophanes die allgemeinen politischen Verhältnisse Athens kennen lernen; aber vor schweren Irrthümern werden wir uns dabei nur dann bewahren, wenn wir ihm mit großer Vorsicht gegenüber treten. Etwas besser steht es mit einzelnen Vorgängen, die er als Thatsachen erwähnt; doch ein blinder Glaube wäre auch auf diesem Gebiete, wie wir schon gelegentlich gesehen haben, so unangebracht wie möglich. Es ist hier nicht der Ort, auch nur die Mehrzahl dieser geschichtlichen Anspielungen auf ihren Wahrheitskern zu untersuchen. Nach welchen allgemeinen Grundsätzen bei solchen Ermittelungen verfahren werden muß, habe ich schon oben angedeutet. Jetzt sollen diese Bemerkungen noch durch einzelne Beispiele erläutert werden. Wenn in den „Acharnern" (62 ff.) von einer aus dem Perserreich zurückkehrenden Gesandtschaft die Rede ist, so dürfen wir daraus mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß eine solche — von der wir sonst freilich nichts wissen — in jenen Jahren abgegangen war; alle weitere Folgerungen aber unterläßt man am besten. — Daß sich aus jener Stelle der „Ritter", wo behauptet wird, die Verhandlungen des Kleon mit Argos seien in Wirklichkeit zu dem Zwecke angesponnen, zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria zu konspiriren (468 ff.), mit Sicherheit die Thatsächlichkeit jener Verhandlungen ergiebt, habe ich schon angedeutet, und es ist klar, daß hier ein sehr deutlicher Beweis von des Kleon verständiger Politik vorliegt. Er zeigt sich durch diesen Schritt als Vorgänger des Alkibiades, der einige Jahre später bei ähnlichen Verhandlungen so bedeutende Erfolge erreichte. Wie in diesem Falle, so sind auch sonst meist die Thatsachen, die wir erfahren, wichtig zur Charakterisirung irgendwelcher historischer Persönlichkeiten, und so bildet Aristophanes richtig benutzt zur Beurtheilung seiner bedeutenderen Zeit-

genoſſen eine ſehr wichtige Quelle. Für Kleon und Sokrates haben wir das ſchon geſehen; wir wenden uns jetzt einigen weiteren Beiſpielen zu. Da treten in den „Rittern“ als Feinde des Kleon Nikias und Demoſthenes auf. Dieſe Rolle paßt in Wirklichkeit wohl nur für Nikias. Denn bleibt es auch denkbar, daß nach dem Erfolge von Sphakteria zwiſchen dem tapferen Feldherrn Demoſthenes und dem herrſchenden Demagogen — etwa durch allzugroße Prahlerei des letzteren mit ſeinem Verdienſte dabei — eine gewiſſe Entfremdung eintrat, ſo wiſſen wir davon doch gar nichts. Dagegen die allgemeinen Züge im Charakter des Feldherrn: Tapferkeit und kühne Entſchloſſenheit ſpiegeln ſich ſehr richtig in der Rolle wieder, die er in den „Rittern“ ſpielt; richtiger wo möglich noch das unentſchloſſene Zaudern des Nikias. Ganz prächtig iſt ferner, vor allem in den „Acharnern“, der kühne Haudegen Lamachos geſchildert. — Anders aber ſteht es z. B. mit dem immer wiederkehrenden Schelten über die Schuftigkeit des Hyperbolos. Da der Dichter nämlich nirgends einen thatſächlichen Beleg dafür vorzubringen weiß, ſo iſt das größte Mißtrauen gegen ſeine Behauptungen am Platze; dagegen machen es einige Stellen wahrſcheinlich, daß dem gleichfalls ſehr häufigen Spott über die Feigheit des unförmlichen dicken (Acharner 88) Kleonymos eine, gewiß ſtark aufgebauſchte, Thatſache zu Grunde liegt. In den „Weſpen“ lernen wir ſowohl einige Parteigänger des Kleon, die ſich zu einem Gelage verſammelt haben (1250 ff.), als auch eine oligarchiſche Zechgeſellſchaft (1329 ff.), an der von bekannten Männern u. a. Antiphon und Phrynichos betheiligt ſind, kennen. Im allgemeinen ſind Anſpielungen auf Leute dieſer Parteirichtung ſelten. Ariſtophanes hütet ſich, von den Oligarchen mit beſonderer Anerkennung zu ſprechen; er hätte dadurch nur Mißtrauen erregt, und man darf auch zweifeln, ob ſein eignes Herz ihn ſehr dazu trieb, aber Angriffe gegen ſie vermeidet er natürlich im all-

gemeinen erſt recht. Den Theramenes freilich verſpottet er als einen Menſchen, der den Mantel nach dem Winde hängt und ſich ſtets zu retten weiß (Fröſche 545 ff.; 996 ff.); ihn betrachtete er aber auch als einen Abtrünnigen. Und wenn er den Phrynichos nach ſeinem Tode ſehr hart verurtheilt (ebd. 712 ff.), ſo geſchieht das wohl nur, um das Volk für die übrigen Oligarchen, als durch ihn Verführte, deſto milder zu ſtimmen. Der Spott gegen Nikias bleibt maßvoll und richtet ſich nur gegen allgemein bekannte Schwächen dieſes Mannes. Beſonders ſchonend verfährt er dem Alkibiades gegenüber, in dem er eine wahlverwandte Natur erkannt haben mag. Wir finden dieſen Mann, der doch für die damalige atheniſche Jugend typiſch iſt, ganz ſelten erwähnt. Bezeichnend iſt eigentlich nur jene bekannte Stelle der Fröſche (1462 ff.), die den Beweis liefert, daß der Dichter in der That im höhern Alter, durch ſchwere Erfahrungen belehrt, eine Stufe des politiſchen Urtheils gewann, die ihm in der ſtürmiſchen Jugend fehlte. Denn die Mahnung des Aiſchylos (1471, 72):

„Ein Löwen-Junges zieh' man nimmer auf im Staat;
Iſt's aufgezogen, ſo gehorch' man ſeiner Art!"

die gewiß des Ariſtophanes eigne Anſicht wiedergiebt, enthält das Beſte, was ſich damals über dieſe Frage ſagen ließ, und die Athener hätten nicht patriotiſcher und klüger handeln können, als wenn ſie den weiſen Rath befolgt hätten.

Noch haben wir eine Seite des Staatslebens nicht erwähnt, die heutzutage einen breiten Raum einnehmen würde: Heer und Flotte. Man könnte zunächſt meinen, daß auch Ariſtophanes ſich viel damit beſchäftigen müßte, zumal da er in Kriegszeiten ſchreibt. Aber einmal kannten die Athener den Begriff des ſtehenden Heeres in unſerm Sinne nur ſehr unvollkommen; ein Offiziercorps als Berufsſtand hatten ſie gar nicht, und dann legt ſich der Dichter aus gewichtigen Gründen dieſen Dingen

gegenüber eine bei ihm ungewöhnliche Reſerve auf. Ueber die einzelnen Strategen freilich urtheilt er mit ſeiner ganzen Unverfrorenheit, aber anders ſtellt er ſich zum Heer als ſolchem und vor allem zur Flotte. Natürlich nimmt er nicht ſelten auf kriegeriſche Vorgänge Bezug, aber faſt ſtets nur dann, wenn es gilt, einzelnen Männern etwas am Zeuge zu flicken. Sonſt herrſcht hier im ganzen ein achtungsvolles Schweigen; nur die Verdienſte der in ihrer Mehrheit oligarchiſchen Ritter werden mit großer Wärme hervorgehoben (Ritter 598 ff.), während z. B. die viel wichtigeren Kämpfe um Sphakteria ihm lediglich Material gegen Kleon liefern. Natürlich geht des Dichters Enthaltſamkeit nicht ſo weit, ſich alle nicht geradezu perſönlichen Angriffe zu verſagen — er geißelt z. B. ſcharf Ungerechtigkeiten bei der Aushebung (Frieden 1153 ff.) —, aber gegen die kriegeriſchen Unternehmungen als ſolche richtet er ſie nur dann, wenn ſie ins politiſche Gebiet hinüberſpielen, wie die angeblichen Eroberungspläne gegen Karthago, die er aber vor allem benutzt, um ſeinem Groll gegen Hyperbolos Luft zu machen (Ritter 1301 ff.). Angriffe gegen die Flotte vollends fehlen überhaupt. Sie war eben das Palladium der atheniſchen Größe, und ſo verſtummte ihr gegenüber ſelbſt der Spott des Ariſtophanes. Nur vereinzelt findet ſich eine Andeutung, daß der alte ſtrenge Gehorſam jetzt auch hier einem Geiſt der zuchtloſen Kritik Platz gemacht habe. Dies Verhalten des Dichters iſt ein Beweis für ſeinen Patriotismus, der überdies mehrfach in begeiſterten Lobliedern für die Vaterſtadt direkt zum Durchbruch kommt. Wohl kämpft er gegen die Eroberungspolitik; aber es freut ihn doch — mit ſtarker Uebertreibung — von den 1000 Unterthanenſtädten Athens reden zu können (Weſpen 727 ff.). — Und widmet er jene Loblieder auch meiſt der vergangenen Zeit (vergl. die ſchon erwähnte Stelle Ritter 568 ff.), ſo finden ſich doch auch Mahnungen zur Verſöhnlichkeit in der Gegenwart, wie die ſchönen Worte Fröſche 712 ff.

Am Schluß dieſes Abſchnittes findet ein kurzes Wort der Mahnung zur Vorſicht den Anſpielungen des Dichters gegenüber am beſten Platz; es liegt auf der Hand, wie leicht wir dabei Irrthümern verfallen können. Wenn z. B. Acharner 698 ff. (vergl. auch Weſpen 976 ff.) von einer Anklage gegen den „krummen Alten" Thukydides geſprochen wird, ſo liegt es nahe, dabei an den Sohn des Meleſias oder vielleicht auch an den Hiſtoriker zu denken; indeſſen Müller-Strübing hat überzeugend nachgewieſen, daß dies offenbar falſch wäre. Ueber dieſe negative Erkenntniß freilich können wir hier und in vielen andern Fällen, wo die Athener ſofort wußten, woran ſie waren, nicht hinauskommen. Auch Müller-Strübing ſelbſt hat ſich übrigens wiederholt verleiten laſſen, zuviel wiſſen zu wollen. So behauptet er z. B., die Stellung Kleons in den „Rittern" erkläre ſich daraus, daß er Staatsſchatzmeiſter geweſen ſei. In Wirklichkeit exiſtirte ein ſolcher damals noch gar nicht, und damit fallen die umfangreichen Folgerungen, die jener Gelehrte mit großem Scharfſinn aus ſeiner Annahme zieht, in nichts zuſammen.

Nehmen auch politiſche Fragen und politiſche Perſönlichkeiten den breiteſten Raum in des Ariſtophanes Komödien ein, ſo ſind doch die Aufſchlüſſe, die wir über andere Lebensgebiete erhalten, zum Theil noch bedeutſamer, einfach deshalb, weil er dieſen unbefangener gegenüberſtand. Dies gilt beſonders für alle Fragen des ſozialen und wirthſchaftlichen Lebens, einſchließlich des ganzen Gebietes der Volksſitte. Der Dichter ſtand mitten im Volksleben. Sich ſelbſt ſollten die Athener in dem Spiegel erkennen, den er ihnen vorhielt, und ſo ſind ſeine Komödien durchtränkt vom attiſchen Volksgeiſt. Das Bild, das wir aus des Dichters Stücken von den ſozialen Verhältniſſen in Athen bekommen, iſt weit weniger trüb — weil weniger abſichtlich getrübt — als das der politiſchen Zuſtände. Allerdings müſſen

wir uns, um gerecht zu urtheilen, auf den Boden der helleniſchen und nicht der chriſtlich-germaniſchen Anſchauung ſtellen. Dann werden wir an dem ungeſcheuten Verkehr auch älterer verheiratheter Leute, wie des einfachen Bauern Dikaiopolis, mit Dirnen keinen Anſtoß nehmen; wir werden überhaupt eine Heilighaltung der Ehe, wie ſie bei uns wenigſtens theoretiſch gefordert wird, nicht erwarten; wir werden es ſelbſtverſtändlich finden, daß eigentliche Liebesſcenen zwiſchen jungen Männern und jungen Mädchen bei Ariſtophanes gar nicht vorkommen; wir werden uns über die laxe Anſchauung von der Knabenliebe, die als eine wenigſtens von den Vornehmen allgemein geübte Unſitte erſcheint (vergl. vor allem Wolken 1090 ff.) nicht wundern. Wenn das Familienleben ganz außerordentlich zurücktritt, ſo iſt das begreiflich, nicht nur wegen der thatſächlichen griechiſchen Verhältniſſe, ſondern auch, weil der Dichter im weſentlichen nur den in der Oeffentlichkeit ſich abſpielenden Theil des Lebens — das war ja freilich weit mehr als heutzutage und in unſerm Klima — vorführt.

Die Leute aus dem Volke ſind bei ihm ſelbſtverſtändlich keine Muſterbilder von Edelmuth und moraliſcher Haltung, aber ſie machen doch meiſt einen erfreulichen Eindruck durch die harmlos-natürliche Fröhlichkeit, die ihnen — wenn auch theilweiſe durch die Kriegsnoth zurückgedrängt — eigen iſt (vergl. ihren kindlich-naiven Jubel, Frieden 315 ff.). Kopfhängeriſches Weſen liegt dieſen Leuten ſo fern wie möglich; mit ſtarker Lebensfreudigkeit genießen ſie, was ihnen das Leben bietet; wenn ſie nicht mehr haben können, ſind ſie für die einfachſten Speiſen dankbar und vermögen dabei fröhlich und vergnügt zu bleiben. Wirklich drückende Armuth war offenbar unter normalen Verhältniſſen im atheniſchen Bürgerſtand ſelten; die ſtaatlichen Einrichtungen, die die ganze Steuerlaſt auf die Bundesgenoſſen und auf die wohlhabenden Bürger abwälzten, und die außerdem

durch Kriegs- und Heliaſtenſold, ſowie durch die verſchiedenen Feſtgelder den Aermeren einen zur Noth ausreichenden Lebensunterhalt und einigen Antheil an den Vergnügungen ſicherten, trugen dazu ebenſoviel bei, wie das milde Klima und die herkömmliche Bedürfnißloſigkeit. Nichts ſpricht dafür, daß die heutige Bettlerplage der ſüdlichen Länder ſchon im damaligen Athen bekannt war. Etwas bedrängter wird die Lage der ärmeren Metöken geweſen ſein: aber geradezu Mangel ſcheinen, nach Ariſtophanes zu urtheilen, auch unter ihnen nicht viele gelitten zu haben, und andererſeits befanden ſich gerade unter dieſer Bevölkerungsklaſſe viele wohlhabende, ja reiche Leute. Die Sklaven hatten gewiß in den verſchiedenen Häuſern ein ſehr verſchiedenes Loos; aber auch die Bedrückteſten unter ihnen werden ſich beträchtlich wohler befunden haben, als viele Fabrikarbeiter in einem modernen Großſtaat. Natürlich waren ſie gegen ſchlechte Behandlung, ſoweit ſie gewiſſe Grenzen nicht überſchritt, formell wehrlos; aber die milde Volksſitte ſchützte ſie beſſer, als ein Geſetz es vermocht hätte. Auch lag es gerade in den damaligen Kriegszeiten im eigenen Intereſſe der Herren, ſie gut zu behandeln, weil ſie ſonſt leicht über die Landesgrenze zu den Feinden fliehen konnten (Wolken 7). Ein Blick auf die Rolle, die Xanthias und Soſias in den „Weſpen“ und ein zweiter Xanthias in den „Fröſchen“ ſpielen, beweiſt, daß die Sklaven durchſchnittlich von bleicher Furcht weit entfernt waren. Natürlich hat Ariſtophanes auch hier etwas ſtark aufgetragen. Der Xanthias der „Fröſche“ erſcheint nicht eigentlich als der Untergebene, ſondern als der etwas niedriger ſtehende Spießgeſelle des Dionyſos. Ein Sklave endlich ganz nach der Art der mittleren und neueren Komödie tritt uns in dem Karion des „Plutos“ entgegen. Er miſcht ſich unaufhörlich in die Familienangelegenheiten und zeigt dabei eine große Keckheit der Sprache. — Ganz zweifellos waren damals die ſozialen Gegenſätze nicht

entfernt ſo ſchroff wie heutzutage. Selbſt die vornehmſten und reichſten Männer ſtanden in lebendiger Fühlung mit dem Volk; der demokratiſche Grundzug des Staatsweſens legte es ihnen von vornherein nahe, ſich mit ihren ärmeren Mitbürgern gut zu ſtellen. Scheue Angſt der Armen vor den Reichen und demüthig-kriecheriſches Weſen waren im großen und ganzen im damaligen Athen ſelten; mochten ſich auch immerhin mancherlei Abhängigkeitsverhältniſſe herausbilden, mochte namentlich das allgewaltige Geld als Beſtechungsmittel gar oft ſeine Kraft erproben, jedenfalls hatte es auch der ärmſte Bürger in der Hand, ſich das Gefühl menſchlicher Würde zu bewahren. Gab er dieſe preis, ſo fand er dafür in den Verhältniſſen weit weniger als vielfach heutzutage eine Entſchuldigung. Dementſprechend verkehren bei Ariſtophanes alle Bürger untereinander mit der größten Unbefangenheit und man darf dies gewiß nur theilweiſe auf die Freiheit der Komödie zurückführen. Wäre nicht wirklich ein ſtarkes Unabhängigkeitsgefühl weit verbreitet geweſen, ſo hätte ſich das Volk als ganzes auch nach außen nicht jenes Gefühl ſtaatlichen Stolzes und jene Widerſtandskraft bewahren können, die es in den letzten Kriegsjahren in ſo bewundernswerther Weiſe gezeigt hat.

Neben der gleichmäßigeren wirthſchaftlichen Lage wirkten auch noch andere Dinge auf eine Milderung der ſozialen Gegenſätze hin. So groß auch der Abſtand war zwiſchen einem vornehmen Athener, der wie Perikles mit allen Elementen der damaligen höhern Bildung durchtränkt war, und einem atheniſchen Kleinbürger oder Bauern — immerhin ſtanden ſie ſich auch nach dieſer Richtung hin näher, als heutzutage der gelehrte Spezialiſt oder auch der feine Litteratur- und Kunſtkenner auf der einen und der gewöhnliche Fabrikarbeiter oder Bauernknecht auf der andern Seite. Allerdings gab's in Athen keinerlei Schulzwang, und viele Bürger mochten ſelbſt von den Elementen

der heutigen Schulbildung wenig oder nichts wiſſen; dafür aber boten die ſonſtigen Verhältniſſe einen mehr als ausreichenden Erſatz. Auf die Stufe, auf die heute der Unterricht der gewöhnlichen Volks- oder Dorfſchule emporhebt, gelangte nach damaligen Verhältniſſen der Athener gewiſſermaßen von ſelbſt durch alle die bildenden Anſchauungen, die ſich ihm von früheſter Jugend an aufdrängten. Bildende Kunſt und Litteratur traten ihm ſehr bald nahe; die herrlichen Tempel und ſonſtigen öffentlichen Bauwerke ſchaute er ſchon als Kind mit ahnungsvollem Sinn. Reifte er zum Jüngling heran, ſo konnte er ſich im Theater an den Tragödien des Sophokles und Euripides, an den Komödien des Ariſtophanes und Eupolis erfreuen, und bald kam die Zeit, wo er ſeinen Platz in der Volksverſammlung und dann auch unter den Heliaſten einnahm. Der Kriegsdienſt im Landheer oder auf der Flotte vermittelte ihm die Bekanntſchaft mit fremden Ländern — ſo gewann er durch eigene Erfahrung eine gewiſſe Weite des Blickes und erwarb ſich eine politiſche und litterariſche, bis zu einem gewiſſen Grade auch eine juriſtiſche Urtheilsfähigkeit, die über das Maß des unſeren heutigen ärmeren Klaſſen Erreichbaren unſtreitig hinausging. Zwar hat man noch ganz neuerdings behauptet, der Durchſchnitt der allgemeinen Bildung ſei im damaligen Athen niedriger geweſen, als heute etwa in Deutſchland; aber das iſt nur möglich, wenn man jene ohne weiteres in dem heutigen Sinne nimmt, ohne den gewaltigen Unterſchied der Zeiten und Verhältniſſe zu bedenken. Wer ſeinen Ariſtophanes kennt, der wird ſolchen Anſchauungen entſchieden widerſprechen. Gewiß wimmelt es in deſſen Komödien von Stellen, die hauptſächlich auf den Geſchmack des großen Haufens berechnet ſind. Dahin gehört namentlich ein großer Theil der Obſcönitäten, an denen freilich auch viele Angehörige der höheren Klaſſen Gefallen gefunden haben werden. Aber daneben ſtehen Anſpielungen der

verschiedensten Art, die doch in solcher Ausdehnung nur dann begreiflich sind, wenn sie im allgemeinen auch beim „Volk“ auf Verständniß rechnen durften. Hierher gehören zunächst die spöttischen Bemerkungen über das Privatleben wie über die öffentliche Thätigkeit der verschiedensten politischen Persönlichkeiten. Soweit es sich dabei um Stadtklatsch handelt, dürfte ein Komiker wohl auch heute auf allgemeines Verständniß rechnen. Aber viele Scherze reichen doch weit über dies Gebiet hinaus. Noch beweiskräftiger für das allgemeine Interesse an geistigen Fragen sind die zahlreichen Anspielungen auf die Lehren der Sophisten und auf die Werke der verschiedensten Dichter, namentlich der Tragiker und Komiker. Ein Blick in des Aristophanes „Wolken“ oder „Frösche“ belehrt uns, welche Ausdehnung dergleichen oft gewann. Gewiß waren nicht alle Anspielungen für jeden Zuschauer verständlich; aber wenn der Dichter nicht im ganzen auf ein ausreichendes Verständniß hätte rechnen dürfen, so wäre z. B. bei den „Fröschen“ ein großer Theil der Wirkung verloren gegangen. In Wirklichkeit erhielten sie den ersten Preis, und doch haben wir darin geradezu ein Repertoire von Stellen der verschiedensten Dramen des Aichylos, also gerade desjenigen Tragikers, der dem damaligen Durchschnittsathener am fernsten lag, vor uns. Wie unbedeutend ist solchen Stücken gegenüber der geistige Gehalt der Lustspiele und Possen, die heute die großen durchschlagenden Erfolge — wenn auch nur vorübergehend — zu erringen pflegen! Wahrlich die Moser, Blumenthal und Mannstädt verlangen nicht den vierten Theil des Verständnisses, das für den einigermaßen adäquaten Genuß einer aristophanischen Komödie erforderlich war. Und noch eine andere Parallele liegt nahe. Die harmlosen Scherze der „Fliegenden Blätter“ sind im allgemeinen auch für den gewöhnlichen Mann von einigem Mutterwitz verständlich; die politisch-sozial-ästhetische Satire des „Kladderadatsch“

dagegen ist es nur für den höher Gebildeten. Und doch erinnern die aristophanischen Komödien viel mehr an das Berliner als an das Münchener Witzblatt. Die zunächst auffallende Erscheinung, daß Anspielungen auf Werke der bildenden Kunst bei unserem Komiker so selten sind, erklärt sich gewiß daraus, daß sie wenig Gelegenheit bieten konnten, persönliche Spitzen — das Lebenselement dieses Dichters — anzubringen. Uebrigens wird die vorgetragene Anschauung von dem hohem Grad allgemeinen Verständnisses, natürlicher Bildung in Athen meiner Meinung nach überzeugend unterstützt durch den Charakter z. B. der perikleischen Reden des Thukydides. Die Leichenrede vor allem, nach meinem Geschmack das Großartigste, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet worden ist, mag immerhin in Wirklichkeit etwas einfacher und populärer gehalten gewesen sein; auf keinen Fall haben wir Grund, die hohen und stolzen Gedanken, die sie erfüllen, dem Perikles abzusprechen, und wenn der Leiter des Staats solche bei einer öffentlichen Feier, die doch Eindruck aufs Volk machen, seinen patriotischen Opfermuth anspornen sollte, vorzubringen für richtig hielt, so mußte er überzeugt sein, daß sie auch fürs Volk mehr als hohler Klang schöner Worte sein würden, daß er wenigstens ein fühlendes Verständniß dafür finden und ihre Geister und Herzen innerlich ergreifen werde. Eine gleiche Voraussetzung wäre bei einer heutigen ganz allgemeinen Feier, etwa bei der Enthüllung eines Siegesdenkmals, offenbar nicht berechtigt.

In kürzeren Worten läßt sich ein Bild von der Art geben, wie sich die Stellung des weiblichen Geschlechts bei Aristophanes wiederspiegelt. Die Hetären, die einzigen Frauen, denen es nach atheniſcher Sitte erlaubt war, in die Oeffentlichkeit herauszutreten, spielen, entsprechend dem politischen Grundcharakter der alten Komödie, noch nicht entfernt die Rolle, die ihnen in der mittleren und neueren zufiel: offenbar traten sie auch thatsächlich

damals noch nicht so in den Vordergrund. Die wenigen Züge ihres Wesens, die bei unserm Dichter sich finden, lassen sich aus anderen Quellen besser und genauer entnehmen; nur wenige berüchtigte Hetären werden wiederholt verspottet; die einzige bedeutende Frau, die mehrfach der Satire des Dichters zum Opfer fällt, ist Aspasia. Daß ihr Bild dabei in der Beleuchtung erscheint, die es durch den Stadtklatsch erhalten hatte, kann uns nicht wundernehmen. Die ganze Art, wie ihr Aristophanes mitspielt, zeigt deutlich, wie stark Perikles durch den Bruch mit der überlieferten Sitte, dessen er sich durch die Vermählung mit ihr schuldig machte, die öffentliche Meinung Athens verletzt hatte. — Bezeichnend für die attischen Verhältnisse ist es, daß in den älteren Komödien überhaupt keine Frauen auftreten. Sie konnten es eben kaum anders, als wenn sie im Widerspruch mit der selbst in des Perikles Leichenrede wiederkehrenden Anschauung aus dem Kreise des Hauses heraustraten. Diesen Schritt thun sie denn auch in dreien von den späteren Stücken, in der „Lysistrata", den „Thesmophoriazusen" und den „Ekklesiazusen", in denen die Frauen geradezu die Hauptträger der Handlung sind. Aber der Volkssitte entspricht diese ihre Rolle nur in dem mittleren der genannten Stücke; denn die Thesmophorienfeier war in der That ein ausschließliches Frauenfest, und der Konflikt entsteht hier gerade dadurch, daß sich Mnesilochos als Frau verkleidet dabei einschleicht, um seinen Freund Euripides vertheidigen zu können. Von der „Lysistrata" ist schon die Rede gewesen; die „Ekklesiazusen" endlich enthalten eine Parodie der Emanzipationsgelüste, wie sie damals mannigfach auftauchen mochten. Die Frauen reißen die Herrschaft an sich, da die Männer sich als unfähig und unwürdig dazu erwiesen haben. Die Aufhebung der Ehe, die Durchführung der Weibergemeinschaft, die als das am meisten in die Augen fallende Ergebniß ihres Staatsstreiches erscheint, enthält eine Ver-

ſpottung von Ideen der Art, wie ſie in Platos „Staat“ niedergelegt ſind. Daß die thatſächliche Grundlage hier ebenſo gering iſt, wie in der „Lyſiſtrata“ bedarf keines Beweiſes. Die Frau im Haus und in der Familie ſehen wir nur im „Plutos“ auftreten, der ja überhaupt im ganzen den Charakter der mittleren Komödie trägt; aber beſonders charakteriſtiſche Züge laſſen ſich aus dieſem Stück nicht erſchließen. Anders ſteht es mit den ſchon erwähnten drei anderen Komödien. Wenn in dem natürlich karrikirten Bild, das ſie von der atheniſchen Bürgerin jener Zeit liefern, die Schatten ſtark überwiegen, ſo darf uns dies bei der ganzen Tendenz des Ariſtophanes nicht wundernehmen; wir wiſſen ſchon, daß wir dem Dichter nur mit großer Vorſicht folgen dürfen. — Natürlich haben die Frauen die Vorräthe des Hauſes unter ſich, und eben weil ſie ſich darin bewährt haben, meint Lyſiſtrata, könnten ſie gar wohl auch den Staatsſchatz verwalten (Lyſiſtrata 490 ff.). Freilich haben die Verleumdungen des Euripides bewirkt, daß einige Männer ſogar die Wirthſchaftsvorräthe nnter Verſchluß genommen haben und daß es auch nicht mehr ſo leicht iſt wie früher, ſich Nachſchlüſſel dazu machen zu laſſen. Auch wachen jene ängſtlich darüber, daß die Frauen ſich kein Kind mehr unterſchieben und keinen Freund zu ſich einlaſſen; um letzteres zu verhindern, halten ſie ſich ſogar große Moloſſerhunde (Theſmophoriazuſen 386 ff.). Und dieſe Vorſichtsmaßregeln wären ſehr gerechtfertigt, wenn die Geſchichtchen, die Mneſilochos in Durchführung ſeiner Frauenrolle von ſich und ſeinen Gefährtinnen erzählt (461 ff.) auch nur einigermaßen die wirklichen Zuſtände widerſpiegelten. Die Frauen zeigen danach die äußerſte Gewandtheit und Frechheit im Hintergehen der Ehemänner, und ihre Unſittlichkeit geht dabei angeblich z. Th. auf ein ſehr frühes Mädchenalter zurück. In Wahrheit mögen ähnliche Dinge, wie die hier erzählten, auch damals wie zu allen Zeiten vorgekommen ſein, aber eben

nur ausnahmsweise. Bei Aristophanes freilich erscheinen sie als etwas fast Alltägliches. Die Frauen wagen die Richtigkeit des ihnen vorgeführten erbaulichen Sittenbildes nicht ernstlich zu bestreiten. Aber kaum Jemand wird doch glauben, daß z. B. die Trunksucht ein unter ihnen weit verbreitetes Laster war. Und doch wird gerade darüber mehrfach gespottet. So erweist sich in einer der gelungensten Scenen der „Thesmophoriazusen" ein angebliches Kind, das das eine der Weiber mit in die Versammlung gebracht hat, als ein Weinschlauch von beträchtlicher Größe (725 ff.). Unschuldigere Schwächen der Frauen geißelt das 320. Fragment der 2. Thesmophoriazusen, in dem wir eine sehr genaue Schilderung antiker Toilettenkünste erhalten. — Nach dem Gesamtbild, das uns Aristophanes giebt, müßten die Männer — darin hat die Chorführerin der „Thesmophoriazusen" (780 ff.) ganz recht — recht froh sein, wenn sie die Weiber, diesen Fluch ihres Daseins, loswerden könnten. Und doch, so führt sie in anmuthiger Weise aus, ist das Gegentheil der Fall. Ist die Frau einmal ausgegangen, dann sucht sie ihr Gatte eifrig; schaut irgendwo eine zum Fenster heraus, so spähen die Männer eifrig und verliebt nach ihnen u. s. w. — Gewinnen wir aus Aristophanes auch nur einzelne Züge aus dem atheniſchen Frauenleben, immerhin gewährt er uns einen Einblick in die Verhältnisse, die in unseren sonstigen Quellen aus dem Alterthum nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Das Gebiet der Erziehung will ich an dieser Stelle ganz übergehen; es wird am besten in dem Abschnitt behandelt, der der Litteratur und Philosophie gewidmet sein soll. Dagegen finden einige Bemerkungen über Sitte und Art des Volkes, sowie sie sich in der aristophanischen Komödie wiederspiegeln, hier einen geeigneten Platz. Auf diesem Gebiet können wir dem Dichter mit dem größten Vertrauen folgen; denn hier hätte er durch wirkliche Fälschungen geradezu seiner eignen Absicht entgegen-

gearbeitet; nur auf eine gewiſſe Vergröberung der Wahrheit müſſen wir uns allerdings gefaßt machen. Das Hauptvergnügen der Aermeren beſteht, wenn wir von öffentlichen Schauſtellungen abſehen, nach dem Dichter im geſchlechtlichen Genuß — welche Freiheiten ſich dabei die Männer geſtatteten, iſt ſchon beſprochen — und im reichlichen, ja übermäßigen Eſſen und Trinken. Gefräſſigkeit und Trunkſucht erſcheint in der Komödie bei öffentlichen Charakteren als ein ſchwerer Vorwurf; von ihnen wird — das iſt noch heute der Standpunkt des Volks — als Aequivalent für ihre einflußreiche Stellung eine auch in allen äußern Dingen würdige Haltung verlangt. Aber dieſelben Dinge ſchildert der Dichter bei den Leuten aus dem Volk, bei einem Dikaiopolis und Trygaios mit ſichtlichem Behagen. Zum eigentlichen Typus populärer Gefräſſigkeit hat ſich in der Komödie merkwürdigerweiſe der gewaltige Herakles herausgebildet. Die Gefühle, die ihn in den „Vögeln" beſchleichen, als er den ſüßen Duft des Bratens und der andern herrlichen Speiſen riecht, waren dem Volke ſo recht verſtändlich; es begriff, daß er zur Nachgiebigkeit gegen die Vögel bereit iſt, nur um möglichſt bald zum Genuß dieſer ſchönen Dinge zu kommen. — Und wie anſchaulich ſchildert Strepſiades (Wolken 43 ff.) das behagliche, freilich auch recht unfeine Landleben

„Auf eignem Miſte, wohlbehaglich, ſchlecht und recht",

das er aufgegeben hat, um eine ſtolze und putzſüchtige Stadtfrau zu heirathen. Wie beweglich beklagt der Alte die Schulden, in die ihn des Sohnes Pferdenarrheit, das Erbtheil der adligen Mutter, geſtürzt hat! Und wenn hier das reichliche Leben auf dem Lande nur kurz gezeichnet wird, ſo finden wir eine ausgeführte anmuthige Schilderung ſeiner Freuden im „Frieden" 1120 ff. Auch die üppigen Gelage der Vornehmen werden uns verſchiedentlich vorgeführt, beſonders in den „Weſpen", und in

demſelben Stück (1161 ff.) ſehen wir in einer ergötzlichen Scene, wie Bdelykleon ſeinen Vater Philokleon, allerdings mit mangelhaftem Erfolg, darin unterweiſt, ſich nach modiſcher Art zu amüſiren: das einzige greifbare Ergebniß iſt eine ganz gehörige Betrunkenheit des Alten. — Eine karrikirte Darſtellung des bunten atheniſchen Straßenlebens dürfen wir in jener Scene der „Vögel" erkennen, wo ſich in dem eben gegründeten Wolkenkuckucksheim Wahrſager, Geſetzeshändler, Sykophanten und andere Charlatane und Quackſalber der verſchiedenſten Art einfinden, um ihre Dienſte anzubieten. Freilich müſſen ſie mit Schimpf und Schande abziehen; denn die beiden Athener haben ihre Heimath nicht verlaſſen, um in dem neuen Wohnſitz die alten Plagen wiederzufinden.

Daß das ganze Leben und Treiben den Charakter einer heute unwiederbringlich verlorenen Ungezwungenheit und Natürlichkeit trug, wurde ſchon früher erwähnt. Die Stücke des Ariſtophanes ſind dafür ein ſprechender Beweis. Selbſt von den natürlichen Vorgängen der Verdauung und ähnlichen Dingen, die heutzutage nur ausnahmsweiſe beſprochen werden, reden die Perſonen des Dichters, wenigſtens ſoweit ſie den gewöhnlicheren Kreiſen angehören, ganz öffentlich und offenbar gern; auch die außerordentlich zahlreichen Obſcönitäten dürfen wir bei weitem nicht in dem Maße als Zeichen von Unſittlichkeit des Volks auffaſſen, wie wir dies heute thun müßten. Die Athener ähnelten in dieſer Hinſicht wirklich noch großen Kindern; das Raffinement der Zote ſpielte vielleicht damals eine geringere Rolle, als heutzutage. — Selbſt ins Gebiet der eigentlichen Volkslitteratur thun wir durch Ariſtophanes gelegentlich einen Blick. Wenn Philokleon ſich zweimal auf äſopiſche Fabeln beruft, ſo müſſen dieſe damals noch lebendiges Beſitzthum des Volks geweſen ſein.

Noch zwei Gebiete des atheniſchen Lebens haben wir zu betrachten: die litterariſchen Zuſtände im weiteſten Sinne, d. h.

einſchließlich der philoſophiſchen und rhetoriſchen Beſtrebungen, der Muſik und des ganzen Gebietes der Erziehung, und endlich den Glauben und Aberglauben des Volkes. Nach beiden Richtungen bietet der Dichter reichliches Material. Seine Zeit iſt auch auf dem Gebiete der höhern Bildung eine Epoche der Unruhe und des Emporſtrebens neuer Richtungen. Ariſtophanes kämpft auch hier anſcheinend für das Alte; aber in Wirklichkeit iſt er gerade in dieſer Beziehung durchtränkt von den neuen, eben die Herrſchaft über die Geiſter gewinnenden Anſchauungen. Die damals einflußreichſte philoſophiſche Richtung, die der Sophiſten, bekämpft er während ſeiner ganzen Dichterlaufbahn mit gleicher Entſchiedenheit. Ebenſo hat er für die Forſchungen eines Anaxagoras und Protagoras nur Spott. Die Sophiſten trugen, wenn wir ihn hören, die Hauptſchuld an der einreißenden ſittlichen Verwilderung; ſie verwiſchen alle Grenzen von Gut und Böſe; ſie haben es zu verantworten, wenn den Kindern jede Pietät gegen die Eltern abhanden gekommen iſt. Pheidippides zeigt, ſchon bevor er Schüler des Sokrates wird, herzlich wenig kindliche Geſinnung; dieſer raubt ihm noch den letzten Reſt davon; er entblödet ſich nicht, ſeinen Vater zu ſchlagen, und beweiſt ihm noch dazu, daß er damit recht handle; ja auch ſeiner Mutter gegenüber iſt er entſchloſſen, dasſelbe Recht in Anſpruch zu nehmen. Nicht viel beſſer benimmt ſich freilich Bdelykleon, der doch ein Anhänger des Alten ſein will, und ſeine Entſchuldigung liegt höchſtens darin, daß ſein Vater wirklich als ein kindiſch gewordener Greis erſcheint. — Genau ſo verderblich ſind nach Ariſtophanes die Lehren der Sophiſten dem religiöſen Glauben des Volkes geworden; dieſe Männer verkünden ja laut, daß Zeus und die andern Götter nur Erfindungen der Prieſter ſind; ſie wiſſen für alle Naturvorgänge natürliche Erklärungen zu finden. Das Muſterbild dieſer Art, der ariſtophaniſche Sokrates, iſt uns ſchon bekannt geworden.

Noch bleibt aber die Frage zu beantworten, ob das vom Dichter entworfene Bild wenigſtens für die Sophiſten im engern Sinne der Wahrheit entſpricht. Darauf läßt ſich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Unſtreitig hatten dieſe Lehren ſchon durch den kritiſchen Geiſt, der ſie durchwehte, zunächſt eine zerſetzende Kraft; ſie haben als Ziel einer Entwickelung aufgefaßt nichts Erfreuliches, und als ſolches erſchienen ſie dem Dichter und vielleicht auch vielen ihrer wärmſten Anhänger. Aber in der That waren ſie nur der Durchgangspunkt zu einer neuen, poſitiveren Anſchauung, als deren Hauptvertreter wir Plato, der alle durch Sokrates gegebenen poſitiven Anregungen am konſequenteſten verwerthete, zu faſſen haben. Die Sophiſten hatten die nicht ſehr erfreuliche, aber nothwendige Aufgabe, zunächſt einzureißen, was unhaltbar geworden war; ſie mußten alſo ſelbſtverſtändlich den Zorn aller Vertheidiger des Alten erwecken, und vor allem eine ſo friſche Kraft wie Ariſtophanes mußte ſich gereizt fühlen, mit allen Waffen des Spottes und Hohns gegen die Jugendverderber anzukämpfen. Er überſah dabei zunächſt, daß die Sophiſten viel mehr der deutlichſte Ausdruck einer ſich emporringenden neuen Zeitrichtung, als die Urſache davon waren. Der einleuchtendſte Beweis dafür liegt eben in der merkwürdigen Thatſache, daß dieſer ihr ſtreitbarſter Gegner ſelbſt durchtränkt iſt von dem Gift, das er bekämpft; in vielen ſeiner Dialoge bewundern wir die volle Kraft ſophiſtiſcher Dialektik, und kommt ſie auch äußerlich ſtets den Widerſachern des Neuen zu Gute, in Wirklichkeit haben wir wiederholt den Eindruck, daß der ſcheinbar Beſiegte auch eine berechtigte Sache vertritt; ein Blick auf den Streit der beiden Redner in den „Wolken“ genügt, um das zu erkennen. Gewiß ſind die Grundſätze des gerechten die edleren; gewiß iſt das Gemälde, das er von der alten gnten Zeit entwirft, ſehr erfreulich; aber der ungerechte verläßt doch als ſtolzer Sieger den Kampfplatz und

vor allem kann er mit Genugthuung darauf hinweiſen, daß eigentlich alle Zuſchauer nach ſeinen Grundſätzen handeln. Das heißt doch zugeben, daß die alte Zeit unwiderbringlich vorbei war und daß nur ein moraliſcher Don Quixote hoffen konnte, ſie werde wiederkehren: Unſer Dichter hatte zu einem ſolchen keinerlei Anlage, ja man darf zweifeln, ob er ein ſolche Wiederkehr ernſtlich wünſchte. Die zerſetzende Thätigkeit der Sophiſten zeigt ſich natürlich am deutlichſten bei dem Einfluß, den ſie durch den Unterricht in der Rhetorik und in den verwandten Fächern, überhaupt in praktiſcher Lebensweisheit, auf die Jugend übten. Strepſiades und Pheidippides in ihrem Gegenſatz ſind nur ein getreues Abbild ihrer beiden Generationen. Als Strepſiades jung war, befand ſich die aufkläreriſche Bewegung erſt in den Anfängen; nur die geiſtigen Spitzen des Volks waren ſchon damals in ſie hineingezogen; ſelbſt viele Gebildete hatten erſt eine unbeſtimmte, mit ſcheuer Furcht gemiſchte Ahnung davon. Strepſiades als rechter Bauer hat davon nur gehört, daß die Sophiſten die ſchlechtere Sache zur beſſern machen könnten; er will ein Redner werden allein, um dadurch von ſeinen Schulden loszukommen; aber begreiflicherweiſe reicht ſeine Faſſungskraft nicht aus; der Sohn muß für ihn eintreten, und dieſer, wenngleich nicht etwa gründlich gebildet, geht doch von vornherein mit innerem Verſtändniß an die Sache heran; er faßt die Lehren des Sokrates leicht auf und begnügt ſich nicht mit dem beſchränkten Vortheil, den ſein Vater davon erhofft hatte. Er kehrt aus dem gefährlichen Lehrkurſus als ein völlig vom neuen Geiſte der Kritik und der Pietätloſigkeit durchdrungener Menſch zum Vater zurück und nachdem der nächſte Zweck, die Ableugnung der Schulden, erreicht iſt, wendet er die kaum erworbene Kunſt ſogleich gegen den Vater und bekehrt ihn dadurch völlig von ſeiner Schwärmerei für Sokrates. Indem nun der Alte deſſen Denkerbude in Brand ſteckt, wird der für die Komödie erwünſchte

Ausgang in draſtiſcher Weiſe erreicht; aber dem Geiſte nach iſt der Sophismus entſchieden als Sieger aus dem ganzen Kampfe hervorgegangen.

Ebenſo bezeichnend wie die Art ſeines Kampfes gegen die Sophiſten iſt für Ariſtophanes ſein Verhalten zu den drei großen Tragikern. Glauben wir allein ſeinen Worten, ſo bleibt kein Zweifel, daß er Aiſchylos und Sophokles aufs höchſte bewunderte — nur darüber kann man ſtreiten, wer ihm von dieſen Beiden höher ſteht —, daß er dagegen in Euripides einen der gefährlichſten Vertreter des neuen Geiſtes haßte und ihn noch dazu für einen recht unbedeutenden Dichter hielt. Den Kampf gegen dieſen Tragiker führt er gleichfalls während ſeiner ganzen Dichterlaufbahn fort; er bildet in zweien der uns erhaltenen Komödien den Hauptnerv: nach einer beſtimmten Richtung in den „Thesmophoriazuſen"; in grundſätzlicher und allgemeiner Weiſe in den „Fröſchen". Jenes Stück bietet zur Beleuchtung des Gegenſatzes zwiſchen dem Tragiker und dem Komiker verhältnißmäßig wenig Material. Direkt polemiſch iſt darin — außer dem Verſuche, ihn bei den Frauen noch mehr zu verdächtigen — in der Hauptſache nur der Anfang, der die ſpitzfindig-ſophiſtiſchen Wendungen des Euripides in der geſchickteſten Weiſe geißelt. Im übrigen dient es zum Beweis, wie bekannt damals ſeine Tragödien geweſen ſein müſſen. Dagegen die „Fröſche" haben gar keine andere Tendenz, als die Kunſt der beiden älteren Meiſter der Tragödie gegenüber der des damals eben verſtorbenen jüngeren Rivalen zu erheben. Eine direkte Entſcheidung für Aiſchylos oder Sophokles vermeidet Ariſtophanes in recht geſchickter Weiſe dadurch, daß er den letzteren in edler Beſcheidenheit freiwillig vor dem älteren Kunſtgenoſſen zurücktreten läßt und ſo beiden Dichtern ein liebenswürdiges Kompliment macht. Sophokles behält ſich nur für den Fall vor, mit Euripides in den Kampf einzutreten, daß Aiſchylos wider Er-

warten im Wettſtreit mit dieſem unterliegen ſollte. Als aber der ehrwürdige Mann geſiegt hat und dementſprechend in die Oberwelt zurückkehrt, überträgt er dem Sophokles den tragiſchen Thron. Welches ſind nun die Schwächen, um derentwillen Euripides unterliegt? Es ſind ſelbſtverſtändlich Dinge, über die wir auch heute noch hinreichend urtheilen können. Die Kritik des Komikers liefert uns alſo in dieſem Falle in der Hauptſache kein neues Material; ihr Hauptintereſſe liegt darin, wie er ſeine Aufgabe anfaßt und dann in dem Umſtand, daß wir durch ihn einen Ueberblick über alle die Vorwürfe erhalten, die dem Euripides damals von ſeinen Gegnern gemacht wurden. Natürlich fehlt ihnen nirgends ganz die Begründung. Die Sprache dieſes Tragikers verfällt in der That vielfach ins Flache und Spitzfindige; es zeigt ſich darin nicht ſelten eine „elende Zungengewandtheit“, die an Geſchwätzigkeit grenzt; er iſt oft mehr Redner und Sentenzendrechsler, als Dramatiker, und ſeine Sentenzen fügen ſich durchaus nicht immer zwanglos in den Zuſammenhang. An Kraft und Würde ſteht die Sprache des Aiſchylos unſtreitig höher; aber ſie vermeidet dafür nicht immer ſchwülſtige Unklarheit und Bombaſt. Wohl iſt ſie der Ausdruck einer kräftigen Zeit; die kriegeriſche Thatkraft der „Perſer“ oder der „Sieben vor Theben“ iſt dem Euripides fremd. Aiſchylos bewahrt ſeinen Perſonen eine übermenſchliche Würde und Größe, während ſie Euripides aus ſolcher einſamen Höhe in die gewöhnliche menſchliche Schwachheit herabzieht und ſich nicht ſcheut, auch Könige jammervoll klagend, als Bettler und in Lumpen gehüllt, vorzuführen. Gewiß ſind dieſes Dichters lyriſche Partien oft inhaltlich ſeicht und allzuloſe mit der Handlung verknüpft; man merkt bisweilen, daß er ſie nur noch beibehielt, weil dies die Ueberlieferung gebieteriſch forderte. Gewiß iſt endlich die Art der Expoſition in ſeinen Prologen meiſt ermüdend, kunſtlos und einförmig und eben deshalb boten

ſie dem Ariſtophanes eine ſo paſſende Gelegenheit, ſtets dem 2. oder 3. Verſe ſeine „alte Leier“ anzuhängen (1229 ff.). Aber daß dieſes bei aller komiſchen Wirkung doch etwas wohlfeile Mittel zuſammen mit dem Abwiegen der Worte beider Dichter nach ihrer Schwere, wovon das Gleiche gilt, den Wettkampf zu Gunſten des Aiſchylos entſcheidet, iſt zwar durchaus im Geiſte der Komödie und entfeſſelte gewiß ein ſtürmiſches Gelächter unter den Zuſchauern; indes für eine äſthetiſche Beurtheilung wird damit offenbar keine genügende Grundlage gewonnen. Das wußte Ariſtophanes gewiß ſelbſt am beſten; er wollte eben gar keine erſchöpfende litterariſche Kritik geben, ſondern nur mit echt komiſchen Mitteln Stimmung machen mehr gegen Euripides, als für Aiſchylos: der Schwerpunkt liegt wieder in der Oppoſition gegen die herrſchende Zeitrichtung. Couat ſagt mit Recht, daß alle Schwächen, die bei Euripides hervorgehoben werden, nur die Kehrſeite nicht erwähnter Vorzüge ſind. Für den Mangel an Würde und Erhabenheit entſchädigt er durch viel größere menſchliche Natürlichkeit ſeiner Perſonen. Daß er uns mehrfach in die gewöhnliche Häuslichkeit einführt, war freilich eine Abweichung von dem Herkömmlichen; aber es war nach andrer Richtung hin auch wieder ein Fortſchritt. Das Zurücktreten der lyriſchen Partien ermöglichte eine viel reichere und feinere pſychologiſche Ausgeſtaltung der dramatiſchen Perſönlichkeiten, und wenn bei ihm zuerſt die Liebe zwiſchen Mann und Weib als Privatempfindung eine größere Rolle ſpielt, ſo können wir darin nicht wie Aiſchylos einen Fehler ſehen, wir müſſen das vielmehr als einen entſchiedenen Fortſchritt anerkennen. In allen dieſen Dingen, vor allem auch in ſeiner klaren, aber freilich oft ſophiſtiſchen und gebrechſelten Sprache iſt Euripides endlich — und das bleibt die Hauptſache — der getreue Ausdruck ſeiner Zeit. Ariſtophanes behandelt, um noch einmal Couat zu citiren, den Sophokles mit ruhiger Hochachtung, den Aiſchylos

mit, bisweilen ironischer, Verehrung, den Euripides mit unbarmherziger Grausamkeit. Aber nichtsdestoweniger steht er diesem so bitter bekämpften Gegner näher, als dem Tragiker aus der Zeit der Perserkämpfe. So kann es uns denn auch nicht wundernehmen, daß sein Aischylos auf einige Vorwürfe des Euripides kaum eine Entgegnung hat. Aristophanes und Euripides sind vor allem darin verwandt, daß in beiden der gleiche Geist der Kritik und der Diskussion lebt, und wenn Aischylos dem gewöhnlichen Leben fernsteht, so wagt sich Aristophanes, schon weil er Komiker ist, noch weit mehr als Euripides in den Streit und Kampf desselben. Sein Haß gegen diesen erklärt sich zum Theil aus des Euripides Eintreten für die sophistische Aufklärung, während die politische Richtung der Beiden nicht allzu verschieden war; der Hauptgrund dafür aber lag darin — das ist eine Thatsache, die freilich Denen, die den Aristophanes womöglich auf einsamer Tugendhöhe sehen möchten, wenig passen wird —, daß Euripides der gefährlichste Rivale des großen Komikers in der Gunst des Publikums war; denn offenbar giebt die nur geringe Zahl seiner tragischen Siege nicht den richtigen Maßstab für seine Beliebtheit beim Publikum. Wären seine Stücke nicht ganz ungewöhnlich bekannt gewesen, dann hätte Aristophanes z. B. nicht Verse aus einzelnen noch etwa 20 Jahre nach ihrer ersten Aufführung anführen können. Auf die zahlreichen mehr oder minder boshaften Anspielungen des Aristophanes auf Stücke der unbedeutenderen Tragiker und auf alle seine Konkurrenten auf dem Gebiete der Komödie, namentlich auf den bedeutendsten unter ihnen, den Eupolis, kann ich hier nur hinweisen; besondere Erwähnung aber verdient die schöne Stelle „Ritter" 519 ff., in der der Dichter einen von feinstem Urtheil zeigenden Rückblick auf die Hauptvertreter der alten Komödie wirft.

Die Stellung, die er der neuen Musik gegenüber einnimmt, ist mit seiner Opposition gegen die herrschende Richtung im

Drama eigentlich von ſelbſt gegeben. Er giebt ſich auch hier durchaus als Anhänger der alten Einfachheit; aber es iſt eine Thatſache, daß er durchaus nicht nach ſeinen Forderungen gehandelt hat. Trotz unſrer mangelhaften Kenntniß der alten Muſik können wir mit Sicherheit ſagen, daß die Geſtaltung ſeiner lyriſchen Partien zunächſt immer kunſtvoller wird; man braucht, um das zu erkennen, nur die „Acharner" oder „Ritter" mit den „Vögeln" oder „Fröſchen" zu vergleichen. Die Berufung auf den Stoff iſt wenigſtens bei dem letzteren Stück, wo eine Beſchränkung der lyriſchen Partien ſehr wohl möglich geweſen wäre, nicht ausreichend. Und wenn die Chöre in den letzten Stücken mehr und mehr zurücktreten und endlich ganz verſchwinden, ſo erklärt ſich das einzig und allein aus den Zeitverhältniſſen, die eine möglichſte Einſchränkung der Koſten gebieteriſch verlangten.

Das Gebiet der eigentlichen Wiſſenſchaft lag dem durchaus volksthümlichen Komiker fern; aber gelegentlich fallen auch darauf Streiflichter; man denke an die mehrfachen Erwähnungen des Aſtronomen Meton, der z. B. in den „Vögeln" (989 ff.) ſofort mit Inſtrumenten zur Vermeſſung der neuen Stadt erſcheint, und an das Schelten über die Verwirrung, die durch Einführung des neuen Kalenders in den atheniſchen Feſtfeiern einriß (Wolken 609 ff.).

Endlich bleibt uns noch das Gebiet der Religion und des Kultus zu beſprechen. Die Zweiſeitigkeit im Weſen des Ariſtophanes zeigt ſich in der Art, wie er dieſen Dingen gegenüberſteht, vielleicht am allerdeutlichſten. Natürlich giebt er ſich als Anwalt des überlieferten Volksglaubens, und doch iſt es ganz unmöglich, ihn wirklich zu der offenbar nur noch geringen Zahl der Altgläubigen unter den gebildeten Athenern zu rechnen. Der Ton, den er gegen Götter und Prieſter, gegen Opfer und Wahrſagungen anſchlägt, ſpricht gegen jeden ſolchen Verſuch ein gebieteriſches Nein. Er iſt von einer Ungeniertheit, die heute

geradezu als Frechheit erſcheint, die ſich aber erklärt, wenn man die menſchlich-unbefangenere Stellung der alten Hellenen ihren Göttern gegenüber bedenkt, wie ſie ſchon in einer allerdings ſpätern Partie der Odyſſee, im Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite zum Durchbruch kommt. Aber die Freiheiten, die ſich Ariſtophanes den Göttern gegenüber geſtattet, bleiben auch für einen Hellenen noch ſehr ſtark, und ſie allein genügen, uns zu überzeugen, daß die Zeit der eigentlichen religiöſen Wärme damals für die Athener der Vergangenheit angehörte. Die Volksmenge war wohl nicht geradezu ungläubig; aber der Aberglaube überwog jedenfalls den Glauben, und die Gefahr, die den antiken Religionen beſonders nahe lag, das Ueberhandnehmen der Anſchauung, daß es hauptſächlich darauf ankomme, die Götter durch Einhaltung der äußeren Kultvorſchriften bei günſtiger Stimmung zu erhalten, trat damals offenbar beſonders ſtark hervor. Dieſe Art von Religion durchzog ja das ganze Leben der Athener; ihre Spuren treffen wir auch bei Ariſtophanes immer wieder. Wir dürfen außerdem aus ſeinen Komödien ſchließen, daß das Volk nicht allen Göttern in gleicher Weiſe gegenüberſtand; denn er ſelbſt ſchlägt gegen die einzelnen einen merkwürdig verſchiedenen Ton an. Von den großen Gottheiten werden Latona, Apollo, Diana und die Götter der Unterwelt gar nicht verſpottet; auch die Scherze der „Wolken", in denen der Name der Athene vorkommt, ſind ſehr unſchuldig. Poſeidon dagegen muß ſich wenigſtens in den „Vögeln" eine ziemliche Thorenrolle aufbürden laſſen, und Zeus iſt der Gegenſtand der mannigfachſten Scherze. Er war nicht wie Pluto von der Majeſtät des Todes umkleidet; ſein Kult war nicht lokaliſirt, und vor allem mußten die vielen Liebes- und Verwandlungsgeſchichten, die über ihn im Volksmunde lebten, die Spottluſt und gute Laune der Komiker unbedingt herausfordern. Aber am ſchlimmſten unter den bedeutenderen Göttern ergeht es dem

Dionyſos. Er war eben nicht nur der furchtbar-majeſtätiſche Gott, als der er uns z. B. in des Euripides „Bakchen“ entgegentritt, ſondern auch der Vertreter heiterer Lebensfreude, und dieſe Seite ſeines Weſens lag den Komikern natürlich am nächſten. Deshalb fanden offenbar die Athener nichts Unpaſſendes darin, ihn z. B. in den „Fröſchen“ in die Sphäre der gewöhnlichſten Menſchlichkeit herabgezogen, als einen feigen Prahler geſchildert zu ſehen. Unter den Halbgöttern erfährt Herakles eine womöglich noch ſchlechtere Behandlung. Zwar ſeine rohe Heldenkraft bewahrt er auch in der Komödie; aber ſein Verſtand iſt minimal, dagegen ſeine Gefräßigkeit enorm; um ein gutes Diner giebt er, wie wir ſchon ſahen, in den „Vögeln“ die Herrſchaft der Götter dahin. Man erkennt aus dieſen Proben, daß die Athener den Begriff der Gotteslästerung in unſerm Sinne kaum kannten, daß ſie ſich das Stärkſte bieten ließen, wenn nur ihre Sinnlichkeit gekitzelt und ihre Lachluſt befriedigt wurde. Aber gewiſſe Grenzen gab es doch auch für ſie: während man die freieſten Scherze der Komödie ungeſtraft hingehen ließ, bietet bekanntlich die atheniſche Geſchichte von Anaxagoras bis auf Sokrates immerhin einige Beiſpiele religiöſer Verfolgung. Und daß daſelbſt die Komiker ſich nicht alles geſtatten durften, zeigt nicht nur des Ariſtophanes Zurückhaltung gegenüber den meiſten großen Göttern, ſondern noch mehr ſein ehrfurchtsvolles Schweigen gegenüber dem Todtenkult und gegenüber den Myſterien, in denen die Religion der Hoffnung perſonifizirt war. Ja, dieſer Seite des Kultus bringt er in dem feierlich-ſchönen Chor der „Geweihten“ (Fröſche 328 ff.) ſogar ſeine Huldigung dar. Auch in der Behandlung der Theſmophorienfeier ſucht er eine Verletzung des gläubigen Gefühls zu vermeiden; er ſchließt das Stück mit einem religiöſen Geſang. Ueberhaupt lernen wir aus ſeinen Scherzen über die Götter doch nur die eine, wenn auch die hervorſtechendſte, Seite ſeines widerſpruchsvollen Weſens

kennen. Daneben finden sich bei ihm auch Stellen, wo er dieselben Götter mit weihevollem Ernst feiert, so in den „Wolken", die sonst trotz ihrer gegen die sophistische Aufklärung gerichteten Tendenz so vielfach im Sinn der Untergrabung des naiven Glaubens wirken mußten, die schönen Verse 563 ff.

Dagegen ganz ungescheut läßt der Dichter gegen die Priester und Orakelverkünder wie gegen die Aeußerlichkeiten des Kultus seiner Spottlust die Zügel schießen. Im „Plutos" sehen wir den Hauptpriester des Zeus den Tempel seines Gottes verlassen, sobald das Volk sich aus ihm wegwendet, und sich statt dessen nach dem des Plutos begeben, wo er auf reiche Opfergaben zur Befriedigung seiner Habsucht rechnen kann. Die bekanntesten Orakeldeuter, einen Lampon und Hierokles, verfolgt er immer wieder mit seinem Spott; die Lügenorakel, die der Paphlagonier und der Wursthändler in den „Rittern" gegen einander ausspielen, enthalten eine blutige Satire auf den Unfug, der damit dem leichtgläubigen Volk gegenüber getrieben wurde; in den „Vögeln" vertreibt Peisthetairos die Propheten und ähnliches Gelichter eilig wieder aus dem neubegründeten Wolkenkuckucksheim. Die Hochzeit der Basileia (ebd. 1704 ff.), die Vermählung des Trygaios mit der Theoria (Frieden 1295 ff.), das Hekatombenopfer der „Ritter" (655 ff.) enthalten eine Verspottung der Kultusgebräuche. So sind denn die Stellen, in denen der Dichter — absichtlich oder unabsichtlich — religiös zersetzend auf seine Hörer wirkte, weit zahlreicher, als die, durch welche ein wirklich religiöser Hauch weht. Die letzteren decken sich — und das ist sehr bezeichnend für sein echtes Athenerthum — fast durchaus mit denen, worin er die so viel geschmähte und doch so heiß geliebte Vaterstadt preist. Eine positive Seite seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Religion liegt übrigens auch in seinem Kampfe gegen die orientalischen Kulte, und dieser Kampf ist gleichfalls ein Ausfluß seines echt atheniſchen und echt

helleniſchen Weſens: damit war ein Gebiet gefunden, worauf er zugleich ſatiriſch und patriotiſch ſein konnte: gegen dieſe Kulte und nicht etwa gegen die Myſterien richtet ſich auch der Spott über die myſtiſche Weiſe, in der Sokrates angeblich ſeine Schüler aufnahm.

Ich bin zu Ende. Nach allen Hauptrichtungen habe ich ein Bild des Athens der blühendſten Zeit, wie es ſich in den Komödien des Ariſtophanes abſpiegelt, zu entwerfen verſucht. Die politiſchen Verhältniſſe wurden dabei ebenſogut berückſichtigt, wie die wirthſchaftlich-ſozialen, Erziehung und Bildung nicht minder, als Glaube und Sitte. Zugleich erkannten wir, daß der große Komiker gerade deshalb ſo unvergleichlich geeignet iſt, uns richtig benutzt einen tiefen Blick in das ſo vielgeſtaltige und ſcheinbar ſo widerſpruchsvolle Leben und Treiben ſeiner Vaterſtadt zu ermöglichen, weil er nicht nur ein echter Dichter, ſondern auch ein echter Athener aus jener Zeit der Gärung und des Uebergangs war, vollſaftig und lebensfreudig, mit wahrer Liebe an der herrlichen Stadt der Athene hängend und doch ſkeptiſch und ſpottluſtig im höchſten Grade; ein Menſch, der, wenn ſein Zorn gereizt war oder wenn ein komiſcher Gedanke in ihm aufſtieg, kaum eine Schranke für ſeinen zügelloſen Spott kannte.

(Fortsetzung von der 2. Seite dieses Umschlages.)

Hagen, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454)	M. 1.—
Hagmann, Die kulturhistorische Bedeutung Voltaires. (N. F. 123)	„ —.80
Hanpt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292)	„ —.75
Hetzel, Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. (N. F. 59)	„ —.60
Heyer, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition. (280)	„ 1.—
Hoffmann, Aus der Kulturgeschichte Europas. [Pflanzen u. Thiere.] (348)	„ 1.—
— Der Einfluß d. Natur auf d. Kulturentwickelung d. Menschen. (464)	„ —.75
Holtzmann, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198)	„ —.75
von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312)	„ —.75
— Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386)	„ —.60
Jordan, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65)	„ —.60
Keller, Die cyprischen Alterthumsfunde. (363)	„ —.60
Kinkel, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365)	„ —.75
Mandl, Das Sklavenrecht des alten Testamentes. (N. F. 23)	„ —.80
Mannhardt, Klytia. (239)	„ 1.—
Marggraff, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. (435/36)	„ 1.60
Mehlis, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259)	„ 1.40
— Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300). (286/87)	„ 1.60
— Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit. (328)	„ 1.—
Meyer, Chr., Adel u. Ritterschaft im deutschen Mittelalter (N. F. 103)	„ —.80
— Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. (N. F. 122)	„ —.80
— Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation. (N. F. 153)	„ —.80
Meyer, J. B., Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14)	„ 1.—
Meyer, L., Die römischen Katakomben. (387/88)	„ 1.20
— Tibur. Eine römische Studie. (413/14)	„ 1.40
Möller, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206)	„ —.75
Moser, Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen. (N. F. 26)	„ 1.—
Müller, Ueber die Volksdichtung der Römer. (N. F. 130)	„ —.60
Nippold, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82)	„ —.60
Nissen, Pompeji, 3. verbesserte Aufl. (37)	„ —.75
Nover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354)	„ —.60
Oppenheimer, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30)	„ —.75
Osenbrüggen, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6)	„ —.75
— Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit. (252)	„ —.75
Petersen, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99)	„ —.60
Pfotenhauer, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien. (209)	„ 1.—
Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter. (377)	„ — 75
Reinsch, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399)	„ —.75
Richter, Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben. (N. F. 15)	„ —.60
v. Rittershain, Die Reichspost der römischen Kaiser. (339)	„ —.60
Saalfeld, Küche und Keller in Alt-Rom. (417)	„ 1.—
Schasler, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333)	„ 1.80

Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung" erschienenen Hefte.

Athen

im Spiegel der ariſtophaniſchen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange
in Greifswald.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 207.

Ueber Nervosität.

Von

Professor Dr. F. Martius
in Rostock.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Geniale Mensch.

Von

Cesare Lombroso,

Professor der Psychiatrie an der Universität Turin.

Autorisirte Uebersetzung von **Dr. M. O. Fränkel.**

(XXII u. 448 S.) Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.50.

I. Psychologie und Pathologie des Geistes.
II. Biologie des Genies.
III. Das Genie bei den Irren.
IV. Die Entartungs-Psychose des Genies.

Das diesen reichen Stoff behandelnde, anregende, belehrende Buch Lombrosos wird gewiß die weite Verbreitung finden, deren es vermöge seines Inhaltes sowohl als auch vermöge der Art, wie dieser erörtert wird, in so hohem Grade würdig ist.

(Dr. Ille in Wiener Medizinische Blätter.)

Was für eine Arbeit, was für ein Wissen steckt zu alledem in dem Buch! Und welche Selbständigkeit der Betrachtung, welche systematische Begabung!

(Dr. A. Schnitzler in Internat. Klinische Rundschau.)

Auch ohne ein Anhänger der vom Verfasser aufgestellten Theorien zu sein, wird man nicht umhin können, das Werk als eine vieldurchdachte, glänzend ausgeführte, tiefsinnige Arbeit zu bewundern. (Reichsgerichtsrath Meves im Archiv für Staatsrecht.)

Ein kühnes, materialreiches Buch. (Zeitschrift für Rechtswissenschaft X. 1.)

Das Werk bringt eine so große Menge höchst interessanter und feinsinniger Beobachtungen, so überreiche Einzelheiten aus dem für Kriminalisten, Psychologen, Aerzte, Dichter u. A. gleich anziehenden Grenzgebiete zwischen geistiger Vollendung und Geisteskrankheit, daß man dieses sehr gewandt geschriebene und trefflich übersetzte Buch, das lange den Mittelpunkt der Diskussion abgeben wird, zu den bedeutendsten auf diesem Felde und sicher zu den des Lesens und des Studiums werthen rechnen muß. (Juristisches Litteraturblatt Nr. 23. 1891.)

Ueber Nervosität.

Akademischer Vortrag,
gehalten in der Aula der Universität Rostock
am 22. Januar 1894.

Von

Professor Dr. F. Martius.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Was ist Nervosität? Leider will es mir nicht gelingen, dieses Ihnen allen so geläufige Fremdwort kurz und klar in unser geliebtes Deutsch zu übersetzen. Ich sagte „leider!“ Besser wäre vielleicht „glücklicherweise“. Denn sollte diese Thatsache vielleicht auch einen neuen Riccaut de la Marlinière wiederum zu dem verächtlichen Ausrufe veranlassen: „O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!“ — uns soll das wenig kümmern. Ersehen wir doch aus diesem sprachlichen Mangel wenigstens so viel, daß die Nervosität jedenfalls keine deutsche Erfindung ist.

Aber darum sind wir doch nichts weniger als frei davon. Es dürfte kaum auf ernstlichen Widerspruch stoßen, wenn ich sage, die Nervosität ist ein in wahrhaft erschreckender Weise unter uns verbreitetes Uebel, sie ist das Leiden unserer Zeit, sie ist, um den Modeausdruck zu gebrauchen, die wahre Krankheit fin de siècle. Wenigstens ist das die allgemein verbreitete Vorstellung, die in Dutzenden von wissenschaftlichen Arbeiten und populären Vorträgen in letzter Zeit zum Ausdruck kam. Und doch würde selbst mancher Gebildete in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn er sagen sollte, worin die Nervosität eigentlich besteht.

Wenn Jemand — etwas renommistisch — seine völlige geistige und körperliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit hervorheben will, so sagt er: „Ich weiß gar nicht, was Nerven sind“,

und von seinem ebenso vortrefflichen Freunde behauptet er sogar: „Der Mensch hat überhaupt keine Nerven.“ Dagegen zweifelt er — durch Erfahrung klug gemacht — durchaus nicht an der Nervosität seiner Frau, nur daß ihm für deren vielfache Klagen und wechselvolle Leiden absolut jedes Verständniß fehlt. Er hält das alles für Einbildung und meint, sie solle nur ordentlich „gegen angehn“, wie hier zu Lande der in solchen Fällen übliche technische Ausdruck lautet. Die arme Frau aber weiß nur zu gut, daß sie das eben nicht kann, daß gerade in dem nicht zu überwindenden Gefühl der Kraftlosigkeit und Leistungsunfähigkeit ein wesentlicher Theil ihrer Krankheit besteht.

Und dennoch — wunderlicher Widerspruch der menschlichen Natur — ist sie durchaus nicht abgeneigt, ihrerseits eben diese Schwäche als eine starke Waffe im ehelichen Kampfe ums Recht auszunutzen. Ebenso ungalant, wie etwas zu sehr verallgemeinernd sagt schon Mirza Schaffy:

Logik giebt's bei keiner Frau;
Sie kennt keine andern Schlüsse,
Als Krämpfe, Thränen und Küsse.

So soll es denn vorkommen, daß wohl einmal dem Manne die Nerven seiner Frau wie ein unheimliches Schreckgespenst erscheinen, mit dem er den Kampf nicht gerne aufnimmt.

Verzeihen Sie diese Ihnen vielleicht zu drastisch erscheinende Schilderung. Sie soll nur dazu dienen, zunächst die Thatsache in ein scharfes Licht zu setzen, daß hier mit recht unklaren Begriffen gearbeitet wird. „Nerven“ im wissenschaftlichen Sinne sind sicht- und fühlbare Theile des menschlichen und thierischen Körpers, die demselben nothwendig zukommen. Ebensowenig, wie es einen Menschen ohne Herz und Blutgefäße, kann es einen solchen ohne Gehirn, Rückenmark und Nerven geben. Während die feinsten Nervenzweige und Nervenendigungen allerdings nur mit Hülfe starker Vergrößerungen unter dem Mikroskop gesehen

werden können, erreichen die ſtärkſten Nervenſtämme die Dicke etwa des kleinen Fingers. Es iſt ein beſchämendes Zeugniß für die Mangelhaftigkeit unſeres Unterrichts in naturwiſſenſchaftlichen Dingen, daß der Gebildete glaubt, man wolle ſich einen Scherz mit ihm erlauben, wenn man ihm ſagt, daß er Nerven von der Dicke etwa einer gewöhnlichen Waſchleine habe.

Aber, wie geſagt, die einzelnen Nervenfaſern, aus denen die Nervenſtämme ſich zuſammenſetzen, ſind äußerſt zarte, mikroſkopiſch feine Gebilde, eine Art von Fäden, die irgend einen Körpertheil mit Gehirn und Rückenmark in Verbindung ſetzen. Alle Nerven des Körpers gehen von Gehirn und Rückenmark aus oder führen zu dieſen hin. Gehirn und Rückenmark werden daher als das Centralnervenſyſtem bezeichnet. Unterſucht man dieſes ſelbſt, ſo zeigt ſich, daß es ebenfalls unzählige Nervenfaſern birgt, die ſeine weiße Subſtanz ausmachen. Außerdem aber finden wir in den Anhäufungen grauer Subſtanz dieſer Theile mikroſkopiſch kleine, mehr oder weniger kuglige Gebilde, die ſogenannten Ganglienzellen, mit denen die Nervenfaſern in theils feſter, theils mehr lockerer Verbindung ſtehen.

Unſer ganzes Nervenſyſtem, das centrale und das peripheriſche, baut ſich alſo nur aus Ganglienzellen und Nervenfaſern auf, von denen die erſteren, die Zellen, die eigentlichen Träger der Funktion ſind, während den letzteren, den Nervenfaſern, nur die Aufgabe zufällt, jene Gehirn- und Rückenmarkszellen ſowohl untereinander, wie mit den verſchiedenen Organen des Körpers in Verbindung zu ſetzen. Jede Muskelfaſer des Körpers, jede Drüſenzelle ſteht durch eine Nervenfaſer irgendwie mit ganglienzellenhaltiger, grauer Subſtanz in Verbindung. Ebenſo gehen von jedem kleinſten Stück der empfindenden Hautoberfläche, vom Innern der höheren Sinnesorgane, der Augen, der Ohren u. ſ. w. zahlloſe Nervenfaſern zum Centralnervenſyſtem hin.

Schwerlich können Sie ſich einen richtigen Begriff davon machen, welch ungeheure Zahl von Nervenfaſern unſeren Körper durchzieht, derart, daß alle Elementartheile (Zellen) des Körpers mit dem Centralnervenſyſtem und durch dieſes indirekt untereinander in Verbindung ſtehen. Es iſt eben — viel eigentlicher noch, als die Goetheſche Gedankenfabrik — unſer Nervenſyſtem ein Weber-Meiſterſtück,

Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.

Und in dieſes Chaos, dieſen anſcheinend unentwirrbaren Knäuel bringt unſer ordnendes Denken Licht und Klarheit. Die Anatomie lehrt uns, wie die einzelnen Nervenfaſern zu immer ſtärker werdenden Stämmchen und Stämmen zuſammentreten, wo und wie ſie im Centralnervenſyſtem endigen. Durch die phyſiologiſche Forſchung erfahren wir die Bedeutung und die funktionelle Aufgabe der einzelnen centralen Faſerzüge und der peripheriſchen Faſerbündel. Ein leicht zu verſtehendes allgemeines Geſetz iſt es, das die phyſiologiſche Bedeutung und Werthigkeit der einzelnen Nervenfaſern und Bündel feſtlegt und erkennen läßt. Ein Beiſpiel mag dasſelbe erläutern. Mag man metaphyſiſch den Willen definiren, wie immer, ſicher iſt ſo viel, daß der Wille ſich äußern kann lediglich und ausſchließlich durch Bewegung und Bewegungshemmung. Jede durch den Willen bewirkte Bewegung beſteht in Zuſammenziehung von Muskulatur. Irgendwo im Centralnervenſyſtem muß der Wille angreifen, einen materiellen Vorgang auslöſen, deſſen Enderfolg eben die gewollte Bewegung iſt. Die Partien des Gehirns, in denen dies geſchieht, ſind uns jetzt genau bekannt. Es ſind die ſogenannten Centralwindungen der Großhirnrinde. Wenn man bei einem narkotiſirten Verſuchsthiere eine beſtimmte, ſehr kleine

Stelle dieſes Bereiches der Großhirnrinde elektriſch reizt, ſo erfolgt unabänderlich eine beſtimmte Bewegung, z. B. Beugung des Daumens der entgegengeſetzten Körperhälfte. Der künſtliche Reiz vertritt den Willen. Damit aber bei Reizung einer kleinen Hirnſtelle eine Daumenbewegung erfolgen kann, muß eben dieſe Hirnſtelle anatomiſch mit der den Daumen bewegenden Muskulatur in Verbindung ſtehen. Und dieſe den Reiz vom Gehirn zur Muskulatur fortleitenden Verbindungswege ſind eben nichts anderes, als Nervenfaſern. Man nennt nun alle diejenigen Nervenfaſern, die die Centralwindungen des Gehirns (eben die Partien der Hirnrinde, in denen die Willkürimpulſe angreifen) mit der Körpermuskulatur verbinden, motoriſche oder Bewegungsnerven.

Ein anderes Beiſpiel. Sie wiſſen, daß wir mit den Augen ſehen. Dabei liegt jedoch die Sache keineswegs ſo, daß eine Erregung der Nervenendigungen in der Netzhaut durch die in das Innere des Auges eindringenden Lichtſtrahlen genügt, um eine Lichtempfindung zu erzeugen. Die Erregung der Netzhaut an ſich iſt empfindungslos. Die Empfindung entſteht erſt in einer beſtimmten Partie der Großhirnrinde, und zwar in den Hinterhauptswindungen, wohin die Erregung durch die Faſern des Sehnerven geleitet wird. Das, was den Sehnerven alſo zum Sehnerven macht, iſt nicht eine ſpezifiſche Eigenſchaft ſeiner Faſern, ſondern lediglich ſeine centrale und peripheriſche Verknüpfung. In der Peripherie hängt er zuſammen mit den durch Licht erregbaren Stäbchen und Zapfen der Netzhaut, im Centrum mit denjenigen Zellen der Rinde, deren Erregung in uns eine Empfindung erzeugt, die wir als Licht oder Farbenempfindung bezeichnen. Das iſt die Bedeutung des viel diskutirten Johannes Müllerſchen Geſetzes von den ſpezifiſchen Sinnesenergien.

Mit den Gehörnerven, den Geſchmacks- und Geruchsnerven, den verſchiedenen Hautſinnesnerven iſt es ebenſo. Ihre beſondere

Stellung und Benennung ist lediglich die Folge ihrer besonderen peripherischen und centralen Verknüpfung.

Das ist das allgemeine Gesetz, von dem ich sprach. Die peripherischen Nerven, an die zunächst immer gedacht wird, wenn von Nerven und nervös die Rede ist, sind lediglich Leitungsfasern, deren besondere Bedeutung nur in ihrer verschiedenen peripherischen und centralen Verbindung liegt. Danach ist die physiologische Eintheilung der Nervenfasern eine gegebene. Es giebt deren zwei große Klassen, einmal solche, die peripherisch einwirkende Reize zum Centrum hinleiten, und zweitens solche, die central entstehende Impulse nach der Peripherie führen. Der ersteren Art muß es so viel Unterarten geben, als es verschiedene Sinnesempfindungen giebt, der zweiten so viel, als peripherische Erfolgsorgane existiren.

Von den letzteren, den peripherischen Erfolgsorganen, giebt es aber nun eigentlich nur zwei: die Muskelfaser und die Drüsenzelle. Bewegung (willkürlich oder unwillkürlich) und Absonderung, das sind die einzigen „Aeußerungen", d. h. die nach außen hervortretenden Zeichen des Lebens. Viel größer dagegen ist die Zahl der nur innerlich (subjektiv) ablaufenden Lebensvorgänge, der Empfindungen. Außer den höheren Sinnesorganen kommen die zahlreichen Empfindungen in Frage, die die Haut vermittelt, ferner die Sensibilität der Muskeln und Gelenke, endlich die große Schar der schwer definirbaren Allgemeingefühle, d. h. der Empfindungen, die bald mehr, bald weniger ausgesprochen die vegetativen Vorgänge des Lebens, wie z. B. die Verdauung, die Athmung u. s. w., begleiten. Gerade die letzteren hebe ich besonders hervor, weil sie eine große und noch nicht genügend gewürdigte Rolle im Krankheitsbilde der Nervosität oder besser der Neurasthenie spielen.

Aber diese beiden Seiten der mit Hülfe des Nervensystems sich ergebenden Lebensvorgänge, einerseits die nur subjektiv

vorhandenen Empfindungen und andererseits die objektiv sich äußernden Bewegungen, sie verlaufen nicht isolirt und unabhängig voneinander. Im Gegentheil. Die Empfindungen haben die stete Tendenz, sich in Bewegungen umzusetzen, und alle Bewegungen sind eine stete Quelle wichtiger Empfindungen, durch welche die Außenwelt sich uns offenbart. Die Möglichkeit dieser steten und unaufhörlichen Wechselbeziehung ist durch das Centralnervensystem gegeben, in dem ja beide Nervenarten, die centralwärts und die peripheriewärts leitenden, gemeinsam endigen, bezw. entspringen, in dem sie, mit anderen Worten, ihre centrale Verknüpfung finden.

Die auf dem Nervenwege sich vollziehende unmittelbare Umsetzung einer (bewußten oder unbewußten) Empfindung in Bewegung nennt man eine Reflexaktion. Schier unübersehbar ist die Zahl der fortwährend in und an uns sich abspielenden Reflexvorgänge. Das Beispiel des unwillkürlichen Augenschlusses bei drohender Annäherung eines spitzen Gegenstandes an das Auge brauchte schon Descartes vor mehr als 200 Jahren. Als weitere Beispiele mögen das Niesen bei Reizung der Nasenschleimhaut, das Husten bei Reizung der Kehlkopfschleimhaut, die Zusammenziehung der Pupillen auf Lichtreiz dienen. Früher wenig beachtet oder wenig gekannt sind viele derartige Reflexe äußerst wichtig bei der Krankenuntersuchung geworden, insofern als in der Störung derartiger Reflexe manch ein schweres, sonst noch latentes Leiden frühzeitig sich verräth und erkennen läßt. Dahin gehört der Ausfall der Irisbewegung auf Lichtreiz, der Ausfall des Kniephänomens u. dergl. mehr.

Aber die Reflexakte sind nicht alle so einfacher Art. Schon wenn wir den Ablauf der Athmung genauer zergliedern, so enthüllt sich uns derselbe als ein reflektorisch vermittelter Vorgang von äußerst komplizirter Natur. Immerhin jedoch handelt es sich hier noch um niedere vegetative Vorgänge, die unterhalb

der Schwelle des Bewußtſeins verlaufen. Wir können die Athmung wohl willkürlich eine Weile anhalten. Aber auch ohne unſer Zuthun läuft, genau periodiſch ſich wiederholend, dieſer wichtige, lebenerhaltende Vorgang in typiſcher Weiſe ab, meiſt ohne daß wir überhaupt etwas von ihm gewahr werden.

Wichtig iſt es dagegen, ſich klar zu machen, daß auch in unſer bewußtes Geiſtesleben hinein die Reflexe ſpielen und welch wichtige Rolle ihnen auch hier zufällt.

Beobachten Sie in einem Konzertſaal die aufmerkſam lauſchenden Zuhörer, wenn nach einer Beethovenſchen Symphonie plötzlich ein Straußſcher Walzer ertönt. Alle Mienen hellen ſich auf, hier gerathen die Köpfe in ſchaukelnde Bewegung, dort ſchlagen die Füße den Takt mit. Iſt das eine Folge der bewußten Ueberlegung, jetzt kommt Strauß? Gewiß nicht. Es iſt lediglich pſychiſcher Reflex. Und Mancher, der ſich plötzlich bewußt wird, wie lächerlich dies unwillkürliche Schaukeln und Grinſen eigentlich iſt, giebt mit mühſamer Anſtrengung ſeinem Geſicht einen gleichgültigen oder ehrſamen Ausdruck und hält die Füße ſtill, um, ſowie dieſe bewußte reflexhemmende Willensanſtrengung wieder verflogen iſt, ſofort von neuem nach dem unwiderſtehlichen Takte der Muſik ins Schaukeln zu gerathen. Wir können unſere Reflexe bis zu einem gewiſſen Grade willkürlich unterdrücken, ſie ſelbſt aber laufen ohne unſer Zuthun unwillkürlich ab.

Wenn der eine auf ein Schimpfwort unmittelbar mit dem Schlag ins Geſicht ſeines Gegners „reagirt", ſo iſt das ein pſychiſcher Reflex, und wenn der andere beim erſten Schuſſe Kehrt macht und davonläuft, ſo iſt das nichts anderes. Wir ſtreifen damit ſchon hart das ethiſche Gebiet. Was macht den Menſchen ſittlich frei? Zügelung der Begierden. Gewiß. Aber, wie geht das vor ſich? Nun, das iſt zum großen Theile nichts anderes, als willkürliche Hemmung derartiger pſychiſcher Reflexe.

Ich kann heute gerade dieſe Seite der Sache, ſo intereſſant ſie iſt, nicht weiter verfolgen. Nur kurz angedeutet ſollte werden, welche beherrſchende Rolle der Mechanik unſeres Nervenſyſtems in unſerem ganzen Daſein zufällt. Aber nicht diejenigen Störungen dieſes Mechanismus, die als unethiſch, ſondern die, welche als krankhaft empfunden werden, ſind der Gegenſtand unſerer heutigen Betrachtung. Wer beim erſten Schuſſe davonläuft, weil der Reflex ſtärker iſt, als die Hemmung, den nennen wir nicht krank, ſondern feige. Wer dagegen ſchnell und mühſam athmet, weil in der Kette der Reflexvorgänge, die den Athmungsmechanismus beherrſchen, irgendwo ein Glied ausgebrochen iſt oder ſchlecht funktionirt, der iſt als ein kranker Mann unſeres Mitleids ſicher.

Kehren wir alſo zur Betrachtung derjenigen nervöſen Mechanismen zurück, die den Ablauf der vegetativen Funktionen regeln.

Daß, ebenſo wie die Muskulatur, auch die Drüſenthätigkeit unter Nerveneinfluß ſteht, läßt ſich leicht mit Erfahrungen des täglichen Lebens belegen. Wenn Sie eine ſaftige Pfirſich eſſen ſehen, ſo läuft Ihnen das Waſſer im Munde zuſammen. Ja, ſchon die bloße Vorſtellung des Pfirſichgenuſſes kann die Speichelſekretion reflektoriſch anregen. Der verdauende Magenſaft wird normalerweiſe nur abgeſondert, wenn die Magenſchleimhaut chemiſch oder mechaniſch gereizt wird. Das iſt längſt bekannt. Sehr merkwürdig iſt aber die erſt neuerdings aufgedeckte geſetzmäßige Beziehung zwiſchen der Menge der eingeführten Nahrung und der Menge des abgeſonderten Magenſaftes. Ein weſentlicher Beſtandtheil des von den Magendrüſen abgeſonderten und zur Verdauung der Eiweißkörper dienenden Magenſaftes iſt die Salzſäure. Die Salzſäure iſt eine mineraliſche, im konzentrirten Zuſtande ſtark ätzende Säure. Es hat von jeher die höchſte Verwunderung der Phyſiologen und Aerzte

erregt, daß der thierische Organismus eine so gefährliche Substanz selbst produzirt. Die Gefahr der Anätzung der Magenschleimhaut ist aber deswegen nicht so groß, weil die Salzsäure im Momente ihrer Abscheidung in das Mageninnere von den Eiweißkörpern der Nahrung mit Beschlag belegt, gebunden und dadurch unschädlich gemacht wird. Genaue Versuche lehren nun, daß jedesmal so viel Salzsäure abgesondert wird, als Eiweißkörper zur Bindung in der gereichten Nahrung vorhanden sind. Besteht die Nahrung in nur einer Semmel, so ist nur sehr wenig Salzsäure nöthig. Die Salzsäuresekretion hört in der Regel nach etwa einer Stunde auf. Wird dagegen eine reichliche, stark eiweißhaltige Nahrung, etwa ein Beefsteak von ½ Pfund Fleisch, genossen, so ist zur Absättigung vielleicht das 20- bis 50fache von Salzsäure erforderlich. Und das leisten die Magendrüsen prompt. Die Salzsäureproduktion ist dann eine viel intensivere und dabei dauert sie viel länger; nicht nur eine, sondern bis zu 6 oder 7 Stunden. Und sowie das Ziel der Eiweißsättigung erreicht ist, aber auch erst dann, hört die Sekretion auf.

Wie kommt das zu stande? Woher weiß der Magen, daß in dem einen Falle viel, in dem anderen wenig Salzsäure erfordert wird? Die einzig mögliche Erklärung liegt wohl in der Annahme einer Art reflektorischer Selbststeuerung, wie eine solche für die Athmung längst bekannt ist. Ich habe mir folgende Vorstellung von diesem reflektorischen Mechanismus gebildet.

Sobald alle gerade vorhandenen Eiweißaffinitäten der Nahrung mit Salzsäure gesättigt sind, bleibt die nunmehr weiter abgesonderte Salzsäure frei. Das chemisch leicht nachweisbare Auftreten von freier Salzsäure giebt also die Marke ab für den Zeitpunkt, in dem die Magenverdauung, soweit die Salzsäure betheiligt ist, ihr Ende erreicht hat. Diese nunmehr auftretende freie Salzsäure wirkt reflektorisch hemmend auf die

im Gang befindliche Salzſäureſekretion ein und dieſe verſiegt. Und ſo wird die unnöthige Anhäufung freier Salzſäure und damit die Gefahr der Anätzung der Magenwandung prompt vermieden.

Wie Sie ſehen, iſt es wohl möglich, für dieſen Fall eine, wenn auch nur hypothetiſche, ſo doch durchaus verſtändliche Erklärung des reflektoriſchen Mechanismus zu geben. Es wird für Sie von Intereſſe ſein, zu hören, daß gerade im Gebiete der Verdauung und des Stoffwechſels weitere Regulationsvorgänge thätig ſind, deren Vorhandenſein wir wohl feſtſtellen können, deren Mechanismus uns aber noch ein völliges Räthſel iſt, ich meine in erſter Linie die Erhaltung des normalen Körpergewichtes mit Hülfe des ſogenannten Appetits. Es iſt Thatſache, daß der geſunde, erwachſene Menſch ſich durch Jahr und Tag mit nur geringen Schwankungen auf demſelben Körpergewichte erhalten kann. So ſelbſtverſtändlich Ihnen das von vornherein erſcheinen mag, ſo räthſelhaft iſt es thatſächlich bei genauerem Zuſehen.

Auch hier muß ich zum Verſtändniß etwas weiter ausholen.

Die Nahrung, die wir zu uns nehmen, wird im Körper verbrannt, genau wie die Kohle in der Dampfmaſchine. Das Produkt dieſes Verbrennungsprozeſſes iſt, hier wie dort, Wärme und Energie; die letztere umgeſetzt in Bewegung. Die erzeugte Wärme und die produzirte Arbeit ſind zuſammen äquivalent dem Verbrennungswerthe der zugeführten Nahrung. Das heißt, ebenſo, wie eine ſtärker arbeitende Maſchine mehr Kohlen verbraucht, wie eine ſchwach arbeitende, ebenſo bedarf — unter ſonſt gleichen Umſtänden — der Menſch zu Zeiten angeſtrengter, körperlicher Arbeit einer größeren Nahrungsmenge, wie bei dauernder Körperruhe. Daß dem ſo iſt, lehrt die tägliche Erfahrung und iſt wiſſenſchaftlich längſt feſtgeſtellt. Ebenſo iſt leicht einzuſehen, daß ein großer Menſch ein ſtärkeres Nahrungs-

bedürfniß hat, wie ein kleiner. Man bezieht daher das letztere auf die Gewichtseinheit und ſagt, pro Kilo Körpergewicht iſt ſo und ſo viel Nahrung nothwendig. Die Einheit des Nahrungswerthes (der von den meiſten Nahrungsmitteln bekannt iſt), bezeichnet man aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen als Calorie. So wird Ihnen denn der Satz verſtändlich werden, daß der mäßig arbeitende Menſch pro Kilo Körpergewicht 40 Calorien Nahrungswerth beanſprucht, während der ruhende nur 34 Calorien pro Kilo Körpergewicht nöthig hat. Soweit gleicht der Menſch völlig der Dampfmaſchine. Andererſeits aber beſteht doch ein weſentlicher Unterſchied. Was geſchieht, wenn der Calorienwerth der Nahrung das Bedürfniß überſchreitet oder unterhalb desſelben bleibt? Die Dampfmaſchine geht im letzteren Falle aus, im erſteren produzirt ſie überflüſſige Wärme, die verloren geht. Anders der menſchliche und thieriſche Organismus. Im erſteren Falle — bei unzureichender Nahrung — zehrt er noch lange, ehe etwa das Leben erliſcht, von ſeinem eigenen Fett, er beſtreitet das Plus ſeines Wärme- und Kraftbedarfs von ſeiner eigenen Subſtanz. Im anderen Falle, wenn der Werth der zugeführten Nahrung das Calorienbedürfniß überſchreitet, ſetzt der menſchliche Körper Subſtanz an, er wird ſtärker.

Aus alledem geht hervor, daß es, theoretiſch genommen, gar keine ſo einfache Sache iſt, ſein Körpergewicht auf demſelben geſundsheitsgemäßen Niveau zu erhalten. Der große und dicke muß mehr eſſen, als der kleine und leichte Menſch, und bei beiden wieder muß die Nahrungsmenge variiren, je nach der wechſelnden, körperlich mehr oder weniger anſtrengenden Lebensweiſe. Thatſächlich erhalten ſich beide oft lange Zeit auf ihrem Normalgewicht. Woher wiſſen ſie, wieviel Nahrung dazu erforderlich iſt, bezw. daß gerade ſoviel Nahrung dazu gehört, als ſie genießen, nicht mehr und nicht weniger?

Zieht Jeder seine eigene Erfahrung zu Rathe, so lautet die Antwort: der Gesunde ißt so viel, als er Appetit hat. Mit anderen Worten: Der Appetit ist das Regulationsmittel, durch welches der Organismus die Nahrungsaufnahme dem Nahrungsbedürfniß anpaßt. Der Appetit sagt uns, wieviel wir essen müssen, um genau das zu ersetzen, was wir verbrennen. Aber wie, auf welchem Wege? Das ist völlig dunkel. Wie fangen, nach einem Ausdruck v. Noordens, die Zellen des Körpers es an, die Kenntniß ihres Stoffbedarfs der Psyche zu übermitteln? Nur so viel wissen wir, daß es sich auch hier wieder um einen nervösen Mechanismus handeln muß, der, wiederum nach einem Ausdruck v. Noordens, durch den Magen führt. Aber wieviel komplizirter muß dieser Mechanismus sein, als der, welcher nach unserem vorigen Beispiele die Säuresekretion des Magens regelt!

Mit Absicht habe ich die letzten Beispiele gerade aus der Physiologie der Verdauung gewählt. Man denkt bei der Lehre von der Verdauung leicht zu ausschließlich oder zu vorwiegend an den Chemismus derselben, ohne die fundamentale Rolle zu beachten, die auch hier gerade das Nervensystem spielt.

Wenn man neuerdings der letzteren mehr Rechnung trägt, so geschieht das wesentlich auf Grund pathologischer Erfahrungen. Gegenüber der lange Zeit die wissenschaftliche Medizin beherrschenden, rein pathologisch-anatomischen Richtung, die für derlei Fragen kein Verständniß hat und haben kann, ist es ein großer, klinischer Fortschritt unserer Zeit, daß die Aerzte wieder anfangen, die funktionellen Störungen derartiger nervöser Mechanismen, wie ich sie eben geschildert habe, nicht mehr vornehm zu ignoriren, sondern auch als Krankheiten gelten zu lassen.

Und damit treten wir mitten hinein in das Gebiet derjenigen Gesundheitsstörungen, die man als Nervosismus, Nervosität, Neurasthenie bezeichnet.

Zunächst jedoch gestatten Sie mir einige Worte über die Erkrankungen des Nervensystems im allgemeinen.

Wie wir sahen, giebt es kein Organ des Körpers ohne Nerven, keine Organfunktion, die nicht unter Nerveneinfluß stände. Daraus folgt, daß es auch keine Organerkrankung ohne Betheiligung des Nervensystems geben kann. In den meisten Fällen äußert sich dieselbe durch den Schmerz. Entzündete, mechanisch verletzte oder sonstwie krankhaft veränderte Organe schmerzen, weil der abnorme Reiz die Nervenendigungen in den Organen trifft. Das einfachste Beispiel ist der heftige Schmerz bei Verbrennungen oder Verbrühungen der Haut. Daß beim Magengeschwür heftige Schmerzparoxysmen nie, beim Magenkrebs selten fehlen, ist begreiflich. Diese Organschmerzen pflegt man nun nicht als nervös zu bezeichnen. Ich habe starke, willenskräftige Männer in einem Anfall von Bleikolik oder bei sogenannten gastrischen Krisen laut weinend und stöhnend sich im Bett umherwälzen, sich wie rasend geberden sehen. Niemand fiel es ein, sie deswegen für besonders nervös oder gar hysterisch zu halten.

Trifft der abnorme Reiz nicht die Nervenendigungen eines Organs, sondern die Fasern eines sensiblen Nervenstammes, so bezeichnet man die entstehenden Schmerzen als Neuralgie, Nervenschmerz im engeren Sinne des Wortes. So kann beispielsweise der sogenannte Tic douloureux, der äußerst quälende Gesichtsschmerz, dadurch entstehen, daß der fünfte Hirnnerv, der der Träger dieses oft ebenso hartnäckigen, wie qualvollen Leidens ist, bei seinem Durchtritt durch die engen Kanäle und Spalten der Gesichtsknochen durch eine entzündliche Ausschwitzung oder dergl. gedrückt wird. Auch dieser Schmerz fällt nicht unter den Begriff der Nervosität. Wenn wir von nervösen Schmerzen reden, so meinen wir damit Schmerzen, bei denen als Ursache weder eine Organerkrankung, noch eine materielle Schädigung

der Nerven ſelbſt nachgewieſen werden kann. Bekannt ſind die nicht ſehr ſeltenen nervöſen Gelenkſchmerzen, bei denen die genaueſte Unterſuchung das betroffene Gelenk ſelbſt ebenſo geſund findet, wie die zu demſelben führenden ſenſibeln Nerven.

Dieſer Unterſchied läßt ſich nun aber ohne weiteres verallgemeinern. Wir ſtellen den organiſchen Nervenerkrankungen, bei denen immer eine materielle Schädigung der Nervenſubſtanz irgendwo, peripheriſch oder central, ſich nachweiſen läßt, die funktionellen Nervenkrankheiten oder Neuroſen gegenüber, bei denen eine ſolche fehlt. Ich ſage ausdrücklich, bei denen eine anatomiſche Veränderung der Nervenſubſtanz „fehlt“. Vielfach findet man die Sache ſo dargeſtellt, als ob bei den rein funktionellen Neuroſen die anatomiſchen Veränderungen zwar vorauszuſetzen, aber mit unſeren Hülfsmitteln nicht nachweisbar ſeien. Ich halte das für falſch. Da, wo überhaupt materielle Veränderungen, wenn auch feinſter, für unſere Unterſuchungsmethoden nicht nachweisbarer Art, vorausgeſetzt werden müſſen, haben wir kein Recht, von rein funktionellen Neuroſen zu ſprechen. Möbius macht mit Recht, um dieſe Verhältniſſe klarzulegen, auf gewiſſe Vergiftungen aufmerkſam, die durch Einwirkungen auf das Nervenſyſtem tödten, ohne für uns erkennbare Spuren an demſelben zu hinterlaſſen. Trotzdem wird man nicht ſagen können, der betreffende Menſch ſei an einer funktionellen Neuroſe geſtorben.

Daß aber ſchwere Störungen bei völliger Intaktheit des Nervenſyſtems vorkommen können, lehren am beſten die ſogenannten hyſteriſchen Lähmungen und Anäſtheſien.

Echte Lähmungen beſtehen im Verluſt der willkürlichen Beweglichkeit. Sie entſtehen, wenn die Muskulatur ſelbſt oder die zugehörige Nervenbahn geſchädigt wird. Wie ich ſchon eingangs hervorhob, kennen wir die motoriſche Willkürbahn genau von der Hirnrinde an bis zu den betreffenden Muskeln.

Sind die motorischen Rindenzellen zerstört, oder ist die motorische Bahn irgendwo unterbrochen, so fehlt der Seele die Möglichkeit, die Willkürimpulse an die betreffende Muskulatur gelangen zu lassen. Dauernde Lähmung ist die nothwendige Folge. Wenn auf einer Telegraphenstation der Aufnahmeapparat zerstört oder draußen der Leitungsdraht zerschnitten ist, so hört die Möglichkeit, zu telegraphiren, auf. Der Endapparat der Leitung auf der Empfangsstation ist „gelähmt". Aber noch ein anderer Fall der Betriebsstörung ist denkbar. Trotz völligster Intaktheit des ganzen Telegraphenapparates wird die Beförderung der Depesche zur Unmöglichkeit, wenn kein Beamter da ist, der zu telegraphiren versteht. Es ist das nur ein Bild, aber das Bild macht die Sache verständlich. Es giebt Lähmungen, bei denen der ganze Nervmuskelapparat von der Hirnrinde an bis zur Muskulatur vollkommen gesund und leistungsfähig ist. Gestört oder aufgehoben ist lediglich die Fähigkeit des Willens, diesen Apparat in Thätigkeit zu setzen, funktioniren zu lassen. Man kann derartige Lähmungen daher passenderweise auch als Willenslähmungen bezeichnen, um sie von den organisch bedingten zu unterscheiden. Die häufigste und bekannteste Form einer derartigen Willenslähmung ist die sogenannte hysterische Aphonie oder Stimmlosigkeit. Woher weiß man nun, so werden Sie fragen, daß in solchen Fällen das Nervmuskelsystem intakt ist? Nun, der bereits angewandte Vergleich wird Ihnen das verständlich machen. Bei Betriebsstörungen des Telegraphendienstes durch Läsion des Apparates vergeht stets eine gewisse Zeit, bis die Sache wieder in Ordnung kommt. Der Morseapparat muß reparirt, der zerschnittene Draht wieder zusammengeflickt werden. Der intakte Apparat ist in jedem Moment funktionsfähig, sobald Jemand sich findet, der ihn in Bewegung setzen kann.

Wenn Jemandem bei einer Rauferei durch einen unglücklichen Stich der Nerv durchschnitten wird, der die Streck-

bewegung der Hand vermittelt, ſo hängt dieſelbe kraftlos herab, und keine Macht der Erde kann den Kranken befähigen, die Hand zu heben. Allerdings iſt eine Heilung möglich. Die Enden des durchſchnittenen Nerven wachſen zuſammen, die Leitung wird wiederhergeſtellt, und die gelähmten Muskeln werden dem Einfluß des Willens wieder zugängig. Aber dazu gehört eine nicht unbeträchtliche Zeit. Nebenbei beſteht ein wichtiger und intereſſanter Unterſchied in der Heilbarkeit organiſcher Lähmungen, je nachdem die Leitungsfaſern im peripheriſchen Nerven oder im Gehirn- und Rückenmark zerſtört werden. Während die erſteren, die peripheriſchen Nervenfaſern, eine ganz erſtaunliche Regenerationsfähigkeit beſitzen, erſetzen ſich centrale Leitungsfaſern, wenn ſie einmal zu Grunde gegangen ſind, niemals wieder. Eine Querſchnittsläſion des Rückenmarks mit Zerſtörung der motoriſchen Bahn verurſacht eine Lähmung beider Beine, die abſolut unheilbar iſt. Die ſogenannten peripheriſchen Lähmungen dagegen heilen, aber nur in einer beſtimmten, geſetzmäßigen Zeit, die der Heilungsvorgang beanſprucht.

Von beiden Formen unterſcheiden ſich in typiſcher Weiſe die als rein funktionell oder hyſteriſch bezeichneten Lähmungen. Dieſe können in jedem gegebenen Moment plötzlich verſchwinden. Am leichteſten läßt ſich das jederzeit mit den ſchon erwähnten hyſteriſchen Aphonien demonſtrieren. Der geübte Arzt iſt im ſtande, faſt ausnahmslos ſchon bei der erſten Unterſuchung ſolche Kranke, die wochen-, ja monatelang vorher völlig ſtimmlos waren und nur mit Flüſterſtimme ſprachen, dahin zu bringen, daß ſie einen lauten und deutlichen Ton hervorbringen. Bei der relativen Häufigkeit ſolcher Fälle fehlt mir faſt in keinem Semeſter die Gelegenheit, meinen Zuhörern das vorzumachen. Uebrigens bitte ich, mich nicht mißzuverſtehen. Ich habe nicht geſagt, daß der Arzt die hyſteriſche Stimmloſigkeit jedesmal gewiſſermaßen im erſten Angriff „heilen“ könne. Zur Heilung

gehört vor allem, daß die Stimmloſigkeit nicht wiederkehrt. Das thut ſie nun aber mit Vorliebe. Erſt durch eine längere Behandlung iſt meiſt die eigenthümliche nervöſe Dispoſition zu heilen, die die Stimmloſigkeit immer wieder ausbrechen läßt. Aber darauf kommt es hier augenblicklich weniger an. Prinzipiell wichtig iſt uns die jederzeit demonſtrirbare Thatſache, daß derartige Lähmungen in dieſem Augenblicke vorhanden und im nächſten verſchwunden ſein können, um bald darauf wieder aufzutreten. Dieſes Verhalten iſt aber mit der Annahme einer organiſchen Läſion des Nervmuskelſyſtems unvereinbar.

So bleibt denn in der That nur eine Erklärung übrig, nämlich die, daß es ſich bei dieſen Lähmungsformen um eine zeitweilige Unfähigkeit des Willens handelt, den an ſich geſunden motoriſchen Apparat — das Nervmuskelſyſtem — in Thätigkeit zu verſetzen. Es ſind, ſagt Moebius, derartige Lähmungen erſichtlich ſeeliſcher Art. Nicht ganz ſo einfach iſt es jedoch, ſich eine zureichende Vorſtellung von dem pſychologiſchen Mechanismns zu bilden, der in einem ſolchen Falle wirkt. Um zu begreifen, wie der Wille die Fähigkeit verlieren kann, beſtimmte motoriſche Impulſe auszulöſen, müßten wir erſt wiſſen, wie der geſunde Wille es anfängt, die motoriſchen Pyramidenzellen der Großhirnrinde normalerweiſe in den Zuſtand der Erregung zu verſetzen. Und das iſt ein noch ungelöſtes pſychophyſiologiſches Problem.

Aber laſſen wir das auf ſich beruhen. Ein tieferes Eingehen auf die pſychologiſche Geneſe dieſer pathologiſchen Zuſtände würde uns viel zu weit führen. Nur das ſollte zunächſt an einem prägnanten Beiſpiele gezeigt werden, daß es den rein körperlichen Erkrankungen ſcheinbar völlig gleichende Krankheitszuſtände giebt, deren Urſache in primär pſychiſchen Vorgängen zu ſuchen iſt. War dieſe Thatſache den älteren Aerzten auch nicht ganz entgangen, ſo hat doch, wie Strümpell ſagt,

gerade die wiſſenſchaftliche Heilkunde ſich bis in die neueſte Zeit hinein in eigenthümlicher Befangenheit von der Anerkennung und dem Studium gerade dieſer Thatſachen ferngehalten. Und noch iſt die ungemeine Häufigkeit ſolcher lediglich pſychiſch bedingter Erkrankungen, die rein körperlichen Krankheitszuſtänden gleichen können, wie ein Ei dem anderen, durchaus nicht genügend in das Bewußtſein der großen Mehrzahl der Aerzte eingedrungen.

Ebenſo, wie es rein pſychiſch bedingte Willenslähmungen giebt, giebt es auch rein pſychiſch bedingte Empfindungslähmungen. Anäſtheſie, Empfindungsloſigkeit, eines beſtimmten Sinnesgebietes, ſagen wir einer beſtimmten Stelle der Hautoberfläche, iſt nothwendige Folge einer Leitungsunterbrechung der Nervenfaſern, die von dieſer Stelle zum Sinnescentrum in der Hirnrinde führen. Durchſchneidung des Sehnerven oder Zerſtörung des optiſchen Rindencentrums, beides verurſacht unheilbare Blindheit. Nun giebt es aber nachweisbar Zuſtände von Empfindungsloſigkeit der Haut, von Ausfall der höheren Sinnesempfindungen, bei denen der ſenſible Apparat, vom Aufnahmeorgan an bis zu den centralen ſpezifiſchen Sinneszellen, völlig intakt iſt und doch nicht gehört, oder nicht geſehen, oder nicht gefühlt wird. Auch dieſe merkwürdigen Störungen finden ſich mit Vorliebe bei ſogenannten hyſteriſchen Perſonen. Der Beweis, daß der ganze Sinnesapparat, einſchließlich der centralen Sinneszellen, bei dieſen Zuſtänden materiell intakt iſt, liegt genau, wie bei den entſprechenden Lähmungen, in der oft gemachten Erfahrung, daß ſie ebenſo plötzlich verſchwinden können, wie ſie aufgetreten ſind. Die, ſoweit ſie einen rein materiellen Vorgang darſtellt, in völlig normaler Weiſe ablaufende Sinneserregung findet an der Schwelle des Bewußtſeins eine Hemmung, die ſie nicht durchbrechen kann. Nehmen wir wieder unſer freilich nur ſehr grobes Beiſpiel aus der Telegraphie zur Hülfe,

ſo liegt in dieſem Falle die Betriebsſtörung daran, daß der Beamte an der Endſtation abweſend iſt oder nicht aufpaßt. Die Depeſche wird richtig aufgegeben, der Draht leitet gut, der Endapparat klappert in völlig normaler Weiſe. Aber es fehlt die Umſetzung in das verſtandene Wort.

Dann ſind ja aber, werden Sie ſagen, derartige hyſteriſche Symptome eigentlich Ausdruck einer Pſychoſe, einer Geiſteskrankheit. Wenn Sie ſo wollen, gewiß. Aber bemerken Sie wohl, das Eigenthümliche dieſer allerdings primär pſychiſch bedingten Erſcheinungen liegt darin, daß die Symptome nicht auf das pſychiſche Gebiet beſchränkt bleiben, ſondern auf das phyſiſche übergreifen und krankhafte körperliche Veränderungen vortäuſchen.

Darin liegt die große praktiſche Bedeutung der eben beſprochenen Dinge. La grande simulatrice des affections organiques nennt ein geiſtreicher Franzoſe die Hyſterie Vergegenwärtigen wir uns die Konſequenzen.

Da liegt ein junges Mädchen monatelang wegen Lähmung beider Beine im Bette. Der Arzt diagnoſticirt eine Querſchnittsmyelitis (eine Entzündung) des Rückenmarks und ſtellt eine ſchlechte Prognoſe. Die Eltern verlieren das Vertrauen und ſehen ſich nach anderer Hülfe um. Da ſie Franzoſen und gläubige Katholiken ſind, packen ſie, kurz entſchloſſen, die Kranke auf und fahren in die Pyrenäen zu dem wunderthätigen Waſſer von Lourdes. Nach einmaligem Bade kann die Kranke ſtehen, nach 14 Tagen kehrt ſie geheilt, d. h. gehend nach Hauſe zurück, und die Kirche iſt um ein beglaubigtes Wunder reicher. Der Arzt aber — hat die üblen Folgen einer falſchen Diagnoſe zu tragen. Es handelte ſich eben nicht um eine Rückenmarkserkrankung, ſondern um hyſteriſche Lähmung. Jede ſcheinbar körperliche Erkrankung, die auf pſychiſchem Wege entſteht, kann auch auf pſychiſchem Wege geheilt werden. Ebenſo, wie die

fest eingewurzelte Vorstellung, nicht gehen zu können, zur scheinbaren Lähmung geführt hat, ebenso genügt die Erweckung des festen Glaubens an die Heilung, diese zu bewirken, d. h. die hemmenden Vorstellungen zu beseitigen und die Psyche zu befähigen, den ja gesunden Nervmuskelapparat wieder in Funktion zu setzen. Das Spezifische der Heilung liegt also nicht in dem Wasser von Lourdes; der Pfarrer Kneipp mit seinen Wasserkuren, oder der Graf Matthäi mit seiner rothen und blauen Elektro-Homöopathie, oder der Schäfer Thomas, oder der wissenschaftlich gebildete Arzt — sie alle können das auch. Es muß nur der rechte kommen, der im stande ist, den genügend starken psychischen Eindruck hervorzubringen.

Es war eine folgenschwere Verirrung der zünftigen Medizin, die Thatsache des Vorkommens derartig überraschender Heilungen scheinbar schwer organisch Kranker durch wunderkräftige Bilder und Reliquien, durch Zauberei und Hexenkunst, durch Magnetismus und Homöopathie und was weiß ich sonst, lange Zeit einfach zu leugnen. Das große Verdienst, an Stelle des kurzsichtigen Leugnens von Thatsachen, die doch Hunderte an sich und anderen erfahren und immer wieder und zu allen Zeiten bezeugt haben, die richtige Deutung derselben gesetzt und sie damit der wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung zugänglich gemacht zu haben, gebührt in erster Linie dem vor wenigen Monaten gestorbenen, großen französischen Nervenarzte Charcot. Die Aerzte der ganzen gebildeten Welt haben sich vereinigt, ihm den verdienten Lorbeerkranz auf das frische Grab zu legen.

Ich hoffe, daß ich von Ihnen allen, meine verehrten Herrschaften, richtig verstanden bin. Ebenso sicher, wie hysterische Lähmungen durch psychische Einflüsse der verschiedensten Art behoben werden können, ebenso sicher ist es, daß die letzteren auf organische Läsionen des Nervensystems absolut ohne jeden

Einfluß ſind. An dem Tage, wo ein Mann, der infolge einer Rückenmarkszerquetſchung durch Sturz an beiden Beinen gelähmt iſt, in Lourdes oder durch Homöopathie ſeine Gehfähigkeit wiedererlangt, will ich ſelbſt nach Lourdes gehen oder — Homöopath werden!

Uebrigens will ich dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne Ihnen noch an einem Falle, den ich ſelbſt kürzlich erlebte, zu zeigen, wie auffällig, ich möchte ſagen greifbar, manchmal der Einfluß von Vorſtellungen auf derartige hyſteriſche Leiden zu Tage treten kann.

Es handelte ſich um ein Dienſtmädchen mit hyſteriſcher Stimmloſigkeit. Die Diagnoſe war mit Hülfe des Kehlkopfſpiegels mit aller Sicherheit zu ſtellen. Ich ſagte der Kranken alſo mit aller Beſtimmtheit, daß ſie in dem Moment, wo ich einen Druck auf ihren Kehlkopf ausüben würde, einen lauten Ton werde hervorbringen können. Das Experiment gelang, wie immer, prompt. Unter meinem Druck ſprach die Kranke mit lauter und vernehmlicher Stimme. Kaum zu Hauſe, verlor ſie jedoch, wie das oft geſchieht, die Stimme wieder. Nach mehrtägiger Wiederholung desſelben Experiments ſagte ich ihr, daß ſie auch ſprechen könne, wenn ſie ſelbſt ihre Hand an den Kehlkopf lege. Auch dieſer Verſuch gelang prompt. Sowie ſie aber die Hand wegnahm, war die Stimmloſigkeit wieder da. Dieſer eigenthümliche Zuſtand blieb nun tage- und wochenlang, ſolange ich die Kranke beobachten konnte, beſtehen. Sowie die Kranke die Hand an den Kehlkopf legte, ſprach ſie mit lauter, volltönender Stimme; ſowie ſie die Hand fortnahm, war auch die Stimme weg. Hier kann von einer organiſchen Einwirkung, wie etwa Druck auf den Nerven, oder mechaniſche Annäherung der Stimmbänder als Urſache des Effektes keine Rede ſein. Die Kranke ſtand lediglich unter der Macht der Vorſtellung, daß ſie nur ſprechen könne, wenn ſie die Finger an den Kehlkopf lege!

Die Beiſpiele funktioneller Erkrankungen des Nervenſyſtems, die ich bisher mitgetheilt habe, gehören, wie mehrfach betont wurde, in das Gebiet der ſogenannten Hyſterie. Der Hyſterie haftet von früher her, wo man ſich über das Weſen und die Entſtehungsurſache dieſer merkwürdigen Krankheit eine ganz falſche, durch den Namen angedeutete Vorſtellung machte, — es haftet der Hyſterie, ſage ich, auch heute noch eine Art von Makel an. Während faſt jede Patientin es nur äußerſt intereſſant findet, wenn man ſie als nervös oder gar als neuraſtheniſch bezeichnet, empfindet ſie den Ausdruck hyſteriſch wie eine Art Vorwurf. Gewiß mit Unrecht. Hyſteriſche und Neuraſtheniker, — beide ſind ſie krank und nichts als krank; beide ſind ſie — namentlich in den ſchweren Formen des Leidens — arme, äußerſt bedauernswerthe Menſchen, von denen der eine dem anderen nichts vorzuwerfen hat, und das um ſo weniger, als beide denſelben Fluch durchs Leben tragen müſſen: ein mit krankhafter Dispoſition vererbtes, degenerirtes Nervenſyſtem. Hyſterie und Neuraſthenie ſind ſehr nah verwandte Glieder derſelben neuropathiſchen Krankheitsfamilie.

Was aber iſt ein Neuraſtheniker? Nun, wiederum ein Griff ins volle Menſchenleben ſoll ihn uns vor Augen führen.

Wir treten in das Zimmer des verantwortlichen Staatsmannes. Eben iſt die parlamentariſche Seſſion beendet. Es galt, einen neuen Geſetzentwurf zu vertheidigen und durchzubringen. Prinzipielle Gegnerſchaft auf der einen, nicht recht zuverläſſige Freundſchaft auf der anderen Seite. Endlos ziehen ſich die Kommiſſionsberathungen hin. Immer wieder müſſen neue Mißverſtändniſſe klar geſtellt, neue boshafte Entſtellungen widerlegt werden. Und dann kommt die entſcheidende Abſtimmung. Unſer Staatsmann hat glänzend geſprochen, hinreißend, wie ſeine Freunde begeiſtert ſich zurufen. Aber er ſelbſt fühlt ſchon während des Sprechens, daß doch alles vergebens iſt.

Nicht ſachliche Gründe, nur perſönliche Motive, Intereſſenpolitik, parteitaktiſche Erwägungen werden den Ausſchlag geben. Und ſo kam's. Nun ſitzt er zu Hauſe am Schreibtiſch, völlig erſchöpft, unfähig, einen klaren Gedanken zu faſſen. Er hat das Gefühl, als ſei ihm eine ſchwere, drückende Bleikappe über den Kopf geſtülpt. Und plötzlich bricht er, laut ſchluchzend, in Thränen aus. Er wundert ſich ſelbſt darüber. Das iſt doch eigentlich ſinnlos. Aber er kann nicht anders. So findet ihn der ſchnell herbeigerufene Hausarzt, der dringend darauf beſteht, daß Excellenz ſofort abreiſt und den Winter an der Riviera zubringt, um ſich von ſeiner „Cerebraſthenie" — ſo nennt der Arzt geſchmackvoll das Leiden — zu erholen. Mit der ſtaatsmänniſchen Carrière aber iſt es aus. Der verfügbare Vorrath von Nervenkraft hat einfach nicht ausgereicht.

Aber warum? Waren die Anforderungen an ſich zu groß, jedes Maß überſchreitend?

Nun, denken Sie an unſeren Altreichskanzler. Wie die Geſchichte ſtaunend vor der geiſtigen Größe dieſes Mannes, ſo ſteht die mediziniſche Wiſſenſchaft ſtaunend vor der geradezu unerſchöpflichen Fülle von Nervenkraft, die hier wie ſpielend verausgabt wurde. Fürſt Bismarck iſt nicht neuraſtheniſch geworden. Der Mann mit dem eiſernen Willen hat Nerven von Stahl. Hier hat einmal die Natur volle und ganze Arbeit gethan.

Bemerken Sie wohl. Unter denſelben Verhältniſſen, denſelben Anforderungen gegenüber und bei denſelben Leiſtungen wird der eine neuraſtheniſch, der andere nicht. Der Unterſchied kann nur in dem Grade der angeborenen oder erworbenen Widerſtandsfähigkeit des Nervenſyſtems liegen.

Ein anderes Beiſpiel.

Die von Haus aus etwas zarte und als Mädchen bleichſüchtige junge Mutter ſitzt am Bette ihres diphtheritiskranken

Kindes. Schon das ſchreckliche Wort hat ihr immer einen heimlichen Schauder erregt. Nun iſt ſie da, die gefürchtete Krankheit, und drei Tage und drei Nächte dauert der Kampf. Dann iſt es entſchieden. Der heimtückiſche Feind hat geſiegt. Drei Tage und drei Nächte iſt die arme Mutter nicht aus den Kleidern gekommen. Nun folgt eine Zeit dumpfen, apathiſchen Schmerzes. Sie iſt unzugänglich für jeden Troſt, will nichts ſehen, nichts hören, was ſie abziehen könnte von dem Gedanken an den dahingegangenen Liebling. Dann regt ſich allmählich das Leben wieder. Aber die Frau bleibt blaß. Der Appetit iſt verſchwunden. Leicht tritt Herzklopfen auf. Der Schlaf bleibt unruhig und iſt nicht erquickend. Jede, auch die geringſte Arbeit hinterläßt das Gefühl ſchmerzhafter Ermüdung. So ſiecht ſie dahin, ohne eigentlich krank zu ſein. Sie iſt hochgradig neuraſtheniſch geworden.

Denken Sie ferner an den bekannten Bankier, über den nach jahrelangen waghalſigen Spekulationen, nach einem Leben, in dem ohne Ruhe und Raſt die übertriebene Arbeit nur durch den übertriebenen Genuß abgelöſt wird, über den, ſage ich, dann zugleich mit dem Konkurſe die Neuraſthenie hereinbricht; denken Sie an den Examenskandidaten, der plötzlich ganz verſagt, weil ſein biergewohntes Gehirn der ungewohnten, auf eine zu kurze Spanne Zeit zuſammengedrängten Geiſtesarbeit nicht gewachſen iſt; denken Sie an die junge Dame, die nach einer ganzen Reihe äußerſt anſtrengender, aber vergeblicher Winterfeldzüge mit ſich und der ſchlechten Welt zerfallen, ohne eine befriedigende Thätigkeit finden zu können, zu Hauſe ſitzt und Grillen fängt, — ſo haben Sie eine Galerie der bekannteſten neuraſtheniſchen Typen vor ſich.

Bei allen handelt es ſich um ein Verſagen des Nervenſyſtems gegenüber den Anforderungen, die das Leben an einen Jeden, je nach ſeinem Beruf und ſeiner Stellung, macht. Bei

allen liegt das auslösende Moment, d. h. die veranlassende Ursache zum Ausbruch der Krankheit, vorwiegend in psychischen Aufregungen der mannigfachsten Art (Kummer und Sorgen, Aerger, Hasten und Eilen, Furcht und Hoffnung, Schreck u. s. w.) Dazu kommen oft Schwächungen durch vorausgegangene Krankheiten, Entbehrungen, Ausschweifungen. Die rein geistige Anstrengung führt, wenn sie nicht mit ehrgeiziger Erregung, mit Hast und anderen Aufregungen verbunden ist, wie Möbius mit Recht hervorhebt, weniger leicht zur Nervosität. Sie ist, wie derselbe Autor etwas boshaft hinzufügt, überdem selten. Nicht zu vergessen endlich ist auch das „Milieu", die ganze geistige und physische Atmosphäre, in der Jemand lebt. „Die Hast drückt sich im ganzen modernen Leben aus; wer mit der Eisenbahn fährt, wird leichter nervös, als wer zu Fuße geht. Die großen Städte, wo Lärm und Unruhe herrschen, wo alles mit Aufregung betrieben wird, Genuß und Entbehrung übermäßig sind, Unnatur die Regel ist, die Luft durch Gas vergiftet wird, die Nacht keine Zeit des Ausruhens mehr ist u. s. w., sie sind der Boden, auf dem das Kapital an Nervosität, das einer mit zur Welt gebracht hat, reiche Zinsen trägt" (Möbius).

Aus dieser Schilderung geht zunächst so viel hervor, daß zum Ausbruch der einzelnen nervösen Erkrankung zweierlei zusammenkommen muß: die ererbte, nervöse Disposition und die schädigenden Gelegenheitsursachen. Ein von Haus aus gesund angelegtes, kräftiges Nervensystem bleibt auch in Berlin gesund, und ein erblich stark belasteter, nervös disponirter Mensch wird selbst in Laage* neurasthenisch.

Unter Nervosität im medizinischen Sinne verstehen wir also eine ererbte Anlage des Nervensystems zu funktionellen Erkrankungen, eine von Haus aus vorhandene geringere Widerstandsfähigkeit gegen die schädigenden Einflüsse des Lebens. Aber

* Kleine Landstadt Mecklenburgs.

auch das sind relative, nicht absolute Unterschiede. Der absolut gesunde und normale Mensch existirt nur in der Idee. Jeder von uns ist „un peu de Tarascon“, d. h. wir alle tragen einen gewissen Grad von erblicher Belastung in uns, wir alle sind mehr oder weniger entartet; nur daß, je geringer die erbliche Belastung, desto stärker die krankmachenden Einflüsse sein müssen, um die Neurasthenie zum Ausbruch zu bringen.

Aber immerhin, unter wessen Vorfahren fehlten die abnorm veranlagten Naturen, die krankhaft auf die Lebensreize reagirenden Organisationen ganz? Und ihrer aller Erbtheil schleppen wir, wie einen Fluch mit durchs Leben. Wahrlich, ein erschreckender Gedanke. Kein Wunder, daß er sich der schon selbst entarteten dichterischen Phantasie eines Ibsen und ihm gleich gestimmter moderner Realisten mit zwingender Gewalt bemächtigt und Dichtungen, wie die Gespenster, ebenso packend, wie abschreckend, ebenso wahr, wie unnatürlich, gezeitigt hat.

Bedroht auf der einen Seite das unentrinnbare Fatum der Vererbung eines immer mehr degenerirenden Nervensystems die Menschheit, so wachsen — wenigstens nach der allgemeinen Annahme — im modernen Völkerleben andererseits die auf das Nervensystem einstürmenden und dasselbe zermalmenden Einflüsse geradezu ins Ungemessene. Hören wir, wie Erb, einer der ersten Nervenärzte unserer Zeit, diese Einflüsse schildert!

„Nicht allein die großen kriegerischen Ereignisse, die großen völkervernichtenden, staatenumwälzenden oder kulturzerstörenden Vorgänge, sondern hauptsächlich die kulturellen Fortschritte, die großen Entdeckungen und Erfindungen mit ihrem mächtigen Einflusse auf die ganze Kulturwelt sind es, die einen mächtigen Einfluß auf das Nervensystem der Kulturvölker ausübten. Die in den Dienst der Menschheit gestellten Naturkräfte, der Dampf, die Elektrizität in ihrer Verwendung zu Dampfschiffahrt und Eisenbahn, zu Maschinen aller Art, Telegraph und Telephon

ſchufen einen die ganze Welt umfaſſenden Verkehr, von deſſen Schnelligkeit, Sicherheit und Ausdehnung die ausſchweifendſte Phantaſie früherer Jahrhunderte ſich wohl kaum eine Vorſtellung gemacht hat; Zeit und Raum ſcheinen überbrückt, wir ſprechen direkt oder indirekt mit unſeren Antipoden, zugleich entſteht eine mächtige, mit gewaltigen Kräften und Maſſen arbeitende, unzählige Menſchen beſchäftigende Induſtrie, damit aber auch ins Ungemeſſene geſteigerte Konkurrenz auf allen Gebieten: der Einzelne ſowohl wie ganze Nationen ſehen ſich zu gewaltig vermehrten Anſtrengungen in dem Kampfe um ihr Daſein genöthigt. Der Nationalitätsgedanke in Deutſchland und Italien, der immer unentſchiedene Kampf zwiſchen Monarchie und Republik in Frankreich, die großen Kämpfe bei der Entſtehung des Deutſchen Reiches, die allgemeine Verſchiebung der wirkſamen politiſchen und ſozialen Mächte, aber auch gewaltige finanzielle, induſtrielle und Handelskriſen mit ihren verderblichen Folgen treten in die Erſcheinung; dazu kommt das rapide Anwachſen der Großſtädte mit allen ſeinen ſchlimmen Einwirkungen, die Schaffung mächtiger, von Proletarien erfüllter Centren der Induſtrie, das Auftauchen ganz neuer ſozialiſtiſcher Staatsgedanken, die alles Beſtehende umzuſtoßen drohen und die unklaren Köpfe der Maſſen verwirren, alle dieſe Geſchehniſſe konnten eines mächtigen Eindruckes auf das Nervenſyſtem nicht verfehlen und ſchädigten daſſelbe in weiter Ausdehnung."

Wahrlich, wenn das alles neuraſtheniſch macht, dann iſt der unglückliche Kulturmenſch am Ende des 19. Jahrhunderts übel dran.

Und wohl liegt die bange Frage nahe, was aus der Menſchheit werden ſoll. Nun, meine Herrſchaften, ich glaube, daß die Sache nicht ſo ſchlimm iſt, wie ſie ausſieht und neuerdings mit Vorliebe gemacht wird. Auch hier wird wieder einmal ein neues Prinzip von denen, die ſeine Tragweite richtig erkannt

haben, ein ganz klein wenig übertrieben. Zunächſt iſt es ſicher, daß unſer Nervenſyſtem eine ganz außerordentliche Anpaſſungsfähigkeit an neue Reize beſitzt. Ueberraſchend ſchnell gewöhnen wir uns an neue ſoziale Ideen; wir finden es in kurzer Zeit ſehr natürlich, daß der Agrarier Oppoſition macht und Richter Caprivi lobt, und wir ſind auf elektriſche Beleuchtung, auf Telegraph und Telephon bereits ſo eingelebt, daß uns nur noch das Fehlen dieſer Einrichtungen in Poſemuckel oder Teterow nervös macht. Starke, überwältigende Stöße, die ein ſchwach veranlagtes Nervenſyſtem treffen, haben dagegen zu allen Zeiten das letztere krank gemacht, nur daß man dieſe Erkrankungen früher nicht Neuraſthenie genannt hat.

Und damit komme ich auf einen zweiten wichtigen Punkt, der bei der Beurtheilung dieſer Frage nicht außer acht gelaſſen werden darf. Erb ſelbſt giebt zu, daß die vielfach behauptete Zunahme der Neuraſthenie des ſtatiſtiſchen Nachweiſes noch ermangele. Nur die übereinſtimmende Erfahrung der Aerzte laſſe ſich für dieſelbe anführen. Demgegenüber muß ich mit aller Beſtimmtheit betonen, daß neuerdings ſeitens der Aerzte die Diagnoſe der Neuraſthenie viel häufiger geſtellt wird, als früher, wodurch jene Zunahme größer erſcheinen muß, als ſie wirklich iſt. Die verſchiedenen Formen der Neuraſthenie können in ihren Aeußerungen durchaus organiſchen Erkrankungen gleichen, und es iſt oft recht ſchwer, beide voneinander zu unterſcheiden. Am häufigſten mache ich dieſe Erfahrung mit den Erkrankungen des Magens. Die funktionellen Neuroſen des Magens, die nervöſe Dyspepſie, die gaſtriſche Form der Neuraſthenie, das ſind Erkrankungen, die vor dem Anfange der ſiebziger Jahre noch unbekannt waren. Seitdem hat die gerade auf dieſem Gebiete enorm entwickelte Unterſuchungstechnik dieſe Neuroſen von den organiſchen Erkrankungen des Magens mit Sicherheit unterſcheiden gelehrt. Früher diagnoſtizirte der Arzt in all

ſolchen Fällen ein Geſchwür oder häufiger noch einen Magenkatarrh, jetzt fängt namentlich der letztere an, geradezu eine Seltenheit zu werden. Nicht die kulturelle und techniſche Entwickelung der Menſchheit bedingt das Verſchwinden der Magenkatarrhe und das Ueberhandnehmen der Verdauungsneuraſthenien, ſondern die vertiefte ärztliche Einſicht und die veränderte Diagnoſenſtellung.

Weit entfernt davon bin ich freilich, mit dieſen Betrachtungen der Forderung einer verbeſſerten Hygiene des Nervenſyſtems in Schule und Haus, im öffentlichen und privaten Leben entgegentreten zu wollen. Nur glaube ich, daß in derſelben auch wirklich eine genügende Korrektur gegen die ſchädigenden Einflüſſe der Zeit gefunden werden kann und gefunden werden wird.

Und nun zum Schluß! Ebenſo ungerechtfertigt, wie die übertriebene Angſt vor den entnervenden Einflüſſen der Zeit erſcheint mir die einſeitige Betonung des Vererbungsprinzips nach der degenerativen Seite hin. Wir erben nicht nur die Fehler, ſondern auch die Tugenden unſerer Vorfahren. Aber noch mehr. Nur ein verfeinertes Nervenſyſtem, das auf alle Reize leicht und mühelos reagirt, iſt zu den höchſten Leiſtungen des Intellekts und der Empfindung befähigt. Unmittelbar neben den großen Schmerzen liegen die großen Freuden.

Wenn ein moderner, mediziniſch gebildeter Schriftſteller mit viel Geiſt und Scharfſinn zu beweiſen ſucht, daß Schopenhauer und Wagner, daß Böcklin und Tolſtoi zu den Entarteten gehören, ſo wollen wir mit ihm darüber nicht ſtreiten. Soviel aber iſt ſicher: das, was dieſe Männer zu ihren unſterblichen Leiſtungen in Philoſophie und Muſik, in Dichtung und Malerei befähigt hat, iſt nichts anderes, als ihre — Nervoſität.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Hypnotismus
und die verwandten Zustände
vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin

von

Dr. Gilles de la Tourette

Chef de maladies du système nerveux à la Salpêtrière, ancien préparateur du cours de médecine légale à la Faculté de Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit einem Vorwort von Professor **J. M. Charcot** (de l'Institut).

Gr. 8° (IV. u. 546 S.). Preis 9 Mk. geh., 11 Mk. eleg. geb.

Inhalt:

I. Die hypnotischen Zustände.

Von Meßmer bis Braid. — Braid und Charcot. Die verschiedenen hypnotischen Zustände. — Die hypnotischen Suggestionen.

II. Die dem Hypnotismus verwandten Zustände.

Der natürliche Somnambulismus. — Der pathologische Somnambulismus, soweit es sich nicht um Hysterie handelt. — Erscheinungen der Hysterie. — Der zweite Zustand.

III. Nutzen und Gefahren des Hypnotismus.

Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken. — Gefahren des Hypnotismus.

IV. Der Hypnotismus vor dem Gesetz.

Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. — Die Ausbeutung des Magnetismus. — Der Magnetismus als Gewerbe und das Gesetz. — Das gerichtliche Gutachten in Fällen, wo es sich um Hypnotismus und verwandte Zustände handelt.

Urtheil der Presse.

Dr. Gilles de la Tourette, ein Schüler Charcots, hat in dem uns vorliegenden Werke die in dem Titel angedeuteten Zustände vom gerichtsärztlichen Standpunkte einer sehr genauen und ausführlichen Betrachtung unterworfen, und die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg vermittelt uns diese Arbeit in deutscher Uebersetzung, die, wie wir hier gleich anfügen wollen, dem anonymen Uebersetzer vollständig gelungen ist. Prof. Charcot giebt in einem kurzen Vorworte der Arbeit seines Schülers eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg, und man muß gestehen, daß diese Empfehlung vollberechtigt ist. Das Werk von Gilles de la Tourette ist eine überaus fleißige Studie, die mit Benützung der gesamten, sehr umfangreichen Litteratur über den fraglichen Gegenstand eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten des Hypnotismus liefert. (Bohemia.)

Die Grenzen des Irreseins.

Von Dr. A. Cullerre.

Ins Deutsche übertragen

von Dr. med. **Otto Dornblüth,**

zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis *M.* 5.— eleg. geh., *M.* 6.— eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände von der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu dringen, wird es manchen Nutzen stiften können.

(Dr. Joh. v. Buschmann in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das Wärmste empfohlen.

Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 1891.)

Nicht bloß der Arzt und der Psychologe, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden. (Voss. Zeitung 24. 8. 1891.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der vorzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade von Interesse ist.

(Schlesische Zeitung 27. 6. 1891.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann.

(Archiv für Strafrecht.)

Ueber Nervosität.

Von

Professor Dr. F. Martius
in Rostock.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge.

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfaſſend.)

Heft 208.

Luiſe von François.

Von

Hedwig Bender
in Eiſenach.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DAS WEIB
ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.
ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,
GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES

VON

C. LOMBROSO UND **G. FERRERO.**

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON **DR. MED. H. KURELLA.**

MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger vom 25. Oktober 1893: Die vulgäre und poetische Vorstellung von dem Weibe, wie sie namentlich in deutscher Sitte und Poesie besteht, wird hier zerstört. Aber es ist nicht frivole Tendenz, die den Gedankengang beherrscht, sondern streng wissenschaftliche, anthropologische Untersuchung. Auf dialektische Kunstgriffe, phantastische oder philosophische Paradoxien wird dabei gänzlich verzichtet, sondern nur mit dem ernsten Material von Erfahrungsthatsachen gearbeitet, welche der Anthropolog, der Anatom, der Psychiater, der Statistiker, der Kriminalist unter allen Völkern der Erde gesammelt hat.

— — Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Socialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden. u. s. w.

Luise von François.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Es war ein ſtiller, einfacher Trauerzug, der ſich am Morgen des 28. September vorigen Jahres durch die Straßen von Weißenfels nach dem Friedhof bewegte. Nur wenige Leidtragende folgten dem Leichenwagen; Diejenige, die man zur Ruhe bettete, hatte weder Verwandte noch Angehörige am Orte beſeſſen; ſie war 76jährig und eine unverheirathete, alleinſtehende Dame geweſen, die Schickſal, und Neigung zur Einſiedlerin gemacht. Aber der Sarg, der ihre irdiſche Hülle barg, war reich mit Palmen und Kränzen geſchmückt, und neben den Verwandten, die aus der Ferne herbeigeeilt waren, um der Geſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen, und dem Arzt, der die Kranke behandelt hatte, gaben der Landrath, der Oberbürgermeiſter der Stadt und das geſamte Lehrerkollegium der greiſen Todten das letzte Geleit — eine ungewöhnliche Ehrenbezeugung, die, als ſolche jedenfalls bezeichnend, auf eine ebenſo ungewöhnliche Perſönlichkeit deutete. Auch der prachtvolle Kranz zu Häupten des Sarges, den der Weißenfelſer litterariſche Verein ihr geweiht hatte, bezeugte ihre über die engen Grenzen rein perſönlicher Beziehungen hinausreichende Bedeutung. Und in der That, als die Kunde von ihrem Scheiden bald darauf durch alle Zeitungen ging, als ſie, leider verſpätet, ſich im Lande verbreitete, da zeigte ſich erſt, wieviel warme Freunde die Verfaſſerin der „Reckenburgerin“ und der „Stufenjahre“, Luiſe von François, die Dichtergreiſin, die längſt aus der littera-

rischen Arena Geschiedene, noch rings in deutschen Landen besaß. Wiederholt wurde ich damals aufgefordert, der Bedeutung der theuren Heimgegangenen in nachdrücklicherer Weise gerecht zu werden, als dies in den ersten, flüchtigen Notizen der verschiedenen Tagesblätter geschah.[1] Mein eigenes Verlangen kam diesem Wunsche entgegen, mich selber drängte es aus tiefstem Herzen, zu Ehren der Geschiedenen das Wort zu ergreifen, die meinem Leben ja keine Fremde gewesen ist, die mir verwandtschaftlich und persönlich nahe gestanden hat, deren warmer, verständnißvoller Antheilnahme ich mich so lange erfreuen durfte und heute mit dankbarer Rührung gedenke. So will ich es denn versuchen, der mir gewordenen Aufforderung nach besten Kräften nachzukommen, eine Darstellung von dem äußeren Lebensgange und — soweit mir das möglich ist — auch von dem inneren Entwickelungsgange der Dichterin zu geben und das Bild ihrer Persönlichkeit festzuhalten, so wie es sich in mir theils durch persönlichen Umgang, theils unter dem Eindruck ihrer Schriften gestaltet hat.

Luise entstammte von väterlicher Seite einem alten französischen Hugenottengeschlecht, dessen einer Sprößling, Etienne de François, um seines reformirt-protestantischen Bekenntnisses willen gleich so vielen seiner Standes- und Glaubensgenossen während der religiösen Wirren des 17. Jahrhunderts seine normännische Heimath verlassen hatte und nach Deutschland ausgewandert war. Der Vater der Dichterin, Friedrich von François, war anfangs sächsischer Offizier gewesen, nach dem Feldzuge von 1815 aber in preußische Dienste übergetreten und seit 1816 in zweiter Ehe mit Amalie Hohl aus Weißenfels, einem jungen, bildhübschen Frauchen, vermählt. Er stand als Kommandeur eines Landwehrbataillons in Herzberg an der schwarzen Elster im Regierungsbezirk Merseburg in Garnison.

Hier wurde Luiſe Marie von François am 27. Juni 1817 geboren und am 10. Oktober des folgenden Jahres ihr einziger rechter Bruder Ernſt. Vier Wochen nach der Geburt dieſes Sohnes ſank ihr Vater, erſt 45jährig, in rüſtigſter Mannes-kraft ins Grab. Seine Witwe blieb mit ihren Kindern in äußerlich geſicherter Lage zurück. Sie vermählte ſich aber bald zum zweiten Male mit dem Kreisgerichtsrath und ſpäteren Hofrath Herbſt und hat mit dieſem zuerſt in Schloppe, ſpäter bis an ihr Ende in Weißenfels gelebt. Unter dem Dache dieſes edlen und trefflichen Mannes, der ſeinen Stiefkindern der treueſte Vater war, wuchſen Luiſe und ihr jüngerer Bruder zuſammen mit zwei Halbgeſchwiſtern, zwei Knaben aus zweiter Ehe, heran. Bruder Ernſt beſuchte das Weißenfelſer Gymnaſium wie ſeine Halbbrüder Bernhard und Arthur Herbſt. Luiſe ging in keine Schule, ſie erhielt mit einigen Genoſſinnen Privat-unterricht bei dem Archidiakonus und „Magiſter“ Herrn Heydenreich. Sie war eine ſtetige, pflichtgetreue, dazu un-gewöhnlich wißbegierige und nach gründlicher Einſicht ver-langende Natur. Wie ſie es damals als Schülerin Luiſe trieb, das hat uns ſpäter die Dichterin Luiſe in ihrem be-rühmteſten Werke ſelber erzählt. „Selten“ — ſo heißt es da — „wird es eine Schülerin gegeben haben, ſo lernbegierig und beharrlich, wie die große, ruhige Hardine von Reckenburg, ebenſo ſelten aber auch eine, die, ſelber ein Taubenblut“, das ihres Inſtruktors, des ſanften, zärtlichen Chriſtlieb Taube nämlich! — „dann und wann in Verzweiflung zu bringen vermochte. „Jungfer Grundtext“ nannte ſie der Herr Papa, wenn er gelegentlich Zeuge ward der unermüdlichen Wie? und Wo? und Wann? und Warum?, mit welchen ſie den ihr zu Gebote ſtehenden Wiſſensborn allemal bis auf die Grundneige auspumpte.“ Daß die ſo geſchilderte Eberhardine in der Wirklichkeit Luiſe von François hieß, das würden

die Freunde der Letzteren gewußt haben, auch wenn nicht der Spitzname „Fräulein Grundtext“ von dem Urbild, dem er ursprünglich eignete, ausdrücklich auf das Abbild übertragen worden wäre. Denn in der That, eine lernbegierige Schülerin wie wenige war noch die große, wie früher die kleine Luise, und ist es bis an ihr Lebensende die beständig mit ernsten Studien beschäftigte, rastlos strebende Dichterin geblieben. Und auch das ist für die Stetigkeit ihrer Natur bezeichnend, daß sich die Studien der Greisin noch vorzugsweise auf demselben Wissensgebiete, für das schon das Kind eine Vorliebe zeigte, auf dem geschichtlich politischen Gebiete bewegten.

Ueber die Qualität des Unterrichtes, der Luise zu theil ward, und über Art und Umfang der durch denselben der eifrigen Schülerin vermittelten Geistesnahrung ist mir leider genaueres nicht bekannt. Wir wollen nicht so weit gehen, vorauszusetzen, daß die Gelehrsamkeit des Herrn Magisters und Archidiakonus Heydenreich auf gleicher Höhe mit der des „Musterjünglings“ und „Hofmeisters“ Christlieb Taube gestanden hat, auch nicht, daß nach vollendeter Lernzeit die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, die Luise unter seiner Leitung sich angeeignet hatte, sich auf das, was zur „standesgemäßen education“ einer Freiin von Reckenburg gehörte, beschränkte. Bescheiden genug aber wird ihr Wissen gewesen sein. Daß ein Mädchen „beileibe“ nicht zu viel lernen dürfe, galt ja damals noch allgemeiner als heute als Axiom. Großes Interesse bezeigte Luise am Geschichtsunterrichte, den ihr ebenfalls der „Herr Magister“ ertheilte, besonders an der Vergangenheit ihres Heimathlandes, eine Neigung, in der sie noch dadurch bestärkt wurde, daß sie ihrem augenschwachen, nachmals ganz erblindeten Vater zahlreiche historische Werke vorlas, besonders alle auf die Freiheitskriege bezüglichen, deren man irgend habhaft zu werden vermochte. An diesen Schriften entzündete sich

ihre Heimathsliebe zu jener lauteren Flamme der Vaterlandsliebe, die uns so wohlthuend aus ihren Schriften entgegenschlägt, an ihr entwickelte sich auch ihr ungewöhnlicher, stark ausgeprägter historischer Sinn. Eine Frucht derselben war ihre — wenig bekannte — „Geschichte der preußischen Befreiungskriege", ein treffliches Werk, das durch die Uebersichtlichkeit seiner Anordnung und durch die klare anschauliche Darstellungsweise ein seltenes Talent für die populäre Behandlung wissenschaftlicher Stoffe verräth; war ferner jene Vertrautheit mit den Sitten und Bräuchen, dem Denken und Fühlen einer vergangenen Zeitepoche, die einem großen Theil ihrer nachmaligen Werke, ganz besonders aber dem vorzüglichsten und berühmtesten derselben, ihrer „Reckenburgerin", einen so seltenen Reiz verleiht.

Unter Denen, die in ihren Kinderjahren Einfluß auf ihre geistige Entwickelung übten, hat sie später oftmals einen Doktor Schütz, den Hausarzt und Hausfreund ihrer Familie genannt. Sein Einfluß auf sie war in der That ein sehr bedeutsamer, denn er regte sie energisch zum Selbstdenken an. Dies war besonders auf dem religiösen Gebiete der Fall, wo seine eigene, rationalistische Anschauungsweise auch ihr Denken in rationalistische Bahnen lenkte — „allzufrüh", wie sie später wohl oftmals gemeint. Aber auch noch in einer anderen Hinsicht, die für sie fast noch bedeutsamer war, wurden ihr in ihren Kinder- und Jugendjahren mancherlei werthvolle Anregungen zu theil. So spät sie auch erst mit eigenen Schöpfungen ihres schönen Talentes in die Oeffentlichkeit trat, der Sinn für Poesie war ihr angeboren, und dieser Sinn wurde zeitig in ihr geweckt. Der Zufall führte ihr in Weißenfels selber einige litterarisch bedeutsame Persönlichkeiten in den Weg. Der Sänger der „blauen Blume" freilich, Friedrich Novalis, der tiefsinnigste aller romantischen Dichter, lebte daselbst vor ihrer Zeit; er starb schon 1801. Aber auch er ist nicht ohne

Einfluß auf sie geblieben, wie das „Bundeslied“ in den „Zwillingssöhnen“ und die schönen Zeilen ehrender Erinnerung, die seinem Verfasser daselbst gewidmet werden, beweisen. Ihm wie seinem litterarischen Gegenfüßler, dem nüchternen Biedermann unter Deutschlands Poeten, dem Spaziergänger Gottfried Seume, der bekanntlich aus Poserna bei Weißenfels gebürtig war, hat die Dichterin ihre Aufmerksamkeit zugewendet, ja dem Letzteren hat sie sogar ein besonderes Gedenkblatt, „Ein deutscher Bauernsohn“ betitelt, das dem charaktervollen deutschen Manne, nicht dem Poeten Seume galt, geweiht.[2] Aber Beide hat sie doch nicht persönlich gekannt. Direkt beeinflußt und zwar in hohem Grade wurde sie dagegen von Adolf Müllner. Er starb allerdings schon 1829, als Luise erst 12 Jahre zählte; aber wir wissen, daß sie ihn sehr verehrte und daß er selbst dem ungewöhnlich begabten Kinde viel Theilnahme und herzliches Interesse bezeigte. Ob er es auch war, der zum ersten Male in der Seele desselben den Schaffenstrieb erweckte? Es wird behauptet, daß Luise schon als halbwüchsiges Mädchen historische Trauerspiele verfaßt habe, Schauerdramen von 8 bis 9 Akten! Ob es der Einfluß der Schöpfungen ihres väterlichen Freundes, des Erfinders der Schicksalstragödie war, der die schöpferische Phantasie der jugendlichen Dichterin zu so unerhörten dramatischen Großthaten entzündete?! Wie dem auch sei, er war der erste Dichter, der leibhaftig in ihren Gesichtskreis trat; er hatte sich viel mit ihr beschäftigt, ihr manches Buch in die Hand gegeben — wer kann die Wirkung einer solchen Begegnung auf ein eindrucksfähiges, junges Gemüth ermessen? Als er starb, betrauerte Luise ihn tief.

Als junges Mädchen besuchte sie fleißig die Leseabende der damals (seit 1828) in Weißenfels lebenden Fanny Tarnow, einer derzeit beliebten Erzählerin. Die talentvolle Frau hatte viel gelesen, sie war auch viel in der Welt umhergekommen,

hatte in Petersburg, wo sie mit Klinger befreundet gewesen, in Berlin und Lübeck, in Hamburg und Dresden gelebt. Sie hatte Romane und Novellen geschrieben, auch treffliche Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen geliefert. Luise hat ihrer in späteren Jahren noch oft mit herzlichem Danke gedacht. Sie mag mancherlei Anregungen in ihrem Hause empfangen haben — vor allem verdankte sie ihr die Bekanntschaft verschiedener ausgezeichneter Erscheinungen aus der französischen und englischen Litteratur, in erster Reihe diejenige Lord Byrons, dessen „Childe Harold" sie so entzückte, daß sie sogleich daran ging, Englisch zu lernen, um das Gedicht in der Ursprache lesen zu können. Noch in vorgerücktem Lebensalter gedachte sie oft der berauschenden Wirkung, mit der die Musik der Byronschen Verse und der Zauber seiner Poesie in jenen Jahren ihre junge enthusiastische Seele umspann. „Lord Byron ist meine erste Liebe gewesen — er führte den Reigen meiner Erinnerungen, als mein Fuß jenes Asyl der Liebe betrat," so schreibt die Dichterin, ihres Aufenthaltes an den Ufern des Genfer Sees gedenkend, in „Childe Harold"- und Rousseau-Erinnerungen verloren. Denn auch Rousseau, „der arme Jean Jacques", auch er gehörte zu den „Idealgestalten, die ihre Jugend hold und reich gemacht". Einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck aber als alle diese ausländischen Poetengestalten übten unsere großen deutschen Dichter, insbesondere unsere Klassiker, auf Luise aus. Weimar, das Weimar unserer Dichterfürsten, und unter diesen besonders Altmeister Goethe, zogen sie mehr und mehr in ihren Bann. Ihre Verehrung für den Letzteren war eine unbegrenzte. Er war durch lange Jahre bis an ihr Lebensende ihr liebster Freund und allzeit getreuer Begleiter — doch wuchs sie wohl erst in späteren Jahren in das tiefere Verständniß seiner Werke hinein.

Während der Leſeabende im Tarnowſchen Hauſe lernte ſie daſelbſt einen jungen Offizier kennen, der in Weißenfels in Garniſon ſtand, einen Grafen Görz, einen flotten, liebenswürdigen ritterlichen Kavalier. Sie ſelber muß damals eine auffallend ſchöne und äußerſt feſſelnde Erſcheinung geweſen ſein: ſchlank, hochgewachſen, mit tiefſchwarzem Haar, mit feinen, geiſtvollen, beweglichen Zügen und großen, leuchtenden dunkelbraunen Augen — dazu geiſtig ungewöhnlich begabt. Kein Wunder, daß die jungen Leute ſich gegenſeitig wohlgefielen und daß aus beiden ein glückliches Brautpaar ward.

Aber die Verlobung ſollte nicht zur Verheirathung führen; nachdem ſie jahrelang gedauert hatte, wurde ſie ſchließlich wieder gelöſt. Aeußere Umſtände mögen in erſter Reihe an dieſem Ausgang ſchuld geweſen ſein. Luiſens Verhältniſſe hatten eine traurige Wandlung erfahren, ſie und ihr Bruder hatten durch die Schuld ihres Vormundes ihr ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen verloren. Anfangs hofften ſie, dasſelbe erſetzt zu erhalten, ſie klagten gegen den Vorſitzenden des Pupillenkollegiums — aber leider ohne Erfolg. Der Prozeß zog ſich faſt 20 Jahre hin. In zwei Inſtanzen hatten ſie ein obſiegendes Erkenntniß erſtritten, das letzte endgültig entſcheidende aber fiel leider zu ihren Ungunſten aus. Sie erhielten nicht einen Pfennig zurück. Und da auch die Mutter ohne eigenes Verſchulden den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt hatte, ſo fand ſich die Familie wider Erwarten in einer ſehr eingeſchränkten, ja drückenden Lage. Luiſens Verlöbniß war längſt zurückgegangen. Ich bin nicht in der Lage, beurtheilen zu können, ob es lediglich die Unſicherheit über den Ausgang des Prozeſſes war, die die Löſung des Verhältniſſes herbeigeführt hatte, oder ob noch andere innere Gründe dabei mitbeſtimmend geweſen waren. Die eine Thatſache ſteht jedenfalls feſt: Luiſens Jugendhoffnungen waren und blieben zerſtört.

Das Leben floß ihr in den folgenden Jahren ohne beſondere Ereigniſſe hin. Was ſie trieb, womit ſie ſich beſchäftigte, iſt mir nicht bekannt. Vermuthlich hat ſie viel geleſen, denn ſchöpferiſch thätig iſt ſie damals noch nicht geweſen. Ihr Talent war ihr noch nicht zum Bewußtſein gekommen — doch reifte ſie wohl in aller Stille langſam, aber ſtetig ihrer Beſtimmung entgegen und hat wohl vornehmlich in dieſen Jahren den Grund zu jener tiefen und umfaſſenden Bildung, die allenthalben in ihren Schriften bemerkbar iſt, gelegt.

Eine Einladung meines Großvaters, des Generals von François, des jüngſten Bruders ihres Vaters, der damals Kommandant von Minden war, entführte ſie im Frühjahr 1848 dieſem ſtillen einförmig-gleichmäßigen Leben. Da der Tod ihm die Gattin entriſſen hatte und ſeine drei älteſten Töchter verheirathet waren, bat der Onkel die Nichte, zu ihm zu kommen, um die Leitung ſeines Hausweſens in die Hand zu nehmen und ſeiner jüngſten noch unverheiratheten Tochter als ältere Freundin rathend zur Seite zu ſtehen. Luiſe kam ſeiner Aufforderung nach; ſie fühlte ſich bald heimiſch im Hauſe des Oheims, deſſen Achtung ſie ſich ſchnell zu erringen wußte und mit deſſen ſchöner, geiſtvoller Tochter Clotilde, der nachmaligen Schriftſtellerin Clotilde von Schwartzkoppen,[3] ſie lebenslang die herzlichſte Freundſchaft verband. So verſchieden beide geartet waren: ſie fühlten ſich ſchnell zu einander hingezogen und durch die Gemeinſamkeit ihrer litterariſchen Intereſſen verknüpft. Auch für die äußeren Annehmlichkeiten war Luiſe empfänglich, die ihre Stellung an der Spitze eines angeſehenen, geſellſchaftlich hochſtehenden Hauſes ihr bot. Sie hatte jahrelang in engen Verhältniſſen gelebt; die weiteren des neuen Lebenskreiſes, die bevorzugte, geſellſchaftliche Stellung, die man einnahm, die mancherlei Anregungen einer größeren Geſelligkeit, die der geiſtig belebenden Elemente nicht entbehrte[4] und deren

Mittelpunkt man bildete, ſagten ihr zu. Ihrem Onkel war ſie bald unentbehrlich geworden — er behielt ſie dauernd in ſeinem Haus. Sie ſiedelte mit ihm nach Halberſtadt über, als er 1851 ſeinen Abſchied genommen, ſie blieb auch bei ihm, als Clotilde ſich verheirathet hatte, und folgte ihm, als er der Letzteren nachzog und in Potsdam ſeinen Wohnſitz nahm. Sie war dem vereinſamten alten Manne in ſeinen letzten Jahren eine treue Gefährtin und kehrte erſt nach ſeinem Tode 1855 dauernd zu den Ihrigen zurück.

Die alte Heimath nahm ſie nicht gaſtlich auf. Sie fand die Eltern traurig verändert, früh gealtert und kränker, als ſie geglaubt. Dazu die alten beſchränkten Verhältniſſe, an deren Enge ſie nicht mehr gewöhnt war und deren Knappheit ſie drückender als früher empfand. Traurige Jahre blieben ihr nicht erſpart. Die Hülfloſigkeit ihrer Eltern nahm ſtetig zu. Ihre Mutter hatte ein ſchweres Nervenleiden, dem ſich ſpäter ein Hüftgelenkbruch zugeſellte, und war jahrelang bettlägerig und faſt gelähmt. Ihr Vater war unfähig, ſich ſelbſt zu beſchäftigen, ſeine Augenſchwäche ſteigerte ſich in bedenklicher Weiſe und führte endlich zu zehnjähriger völliger Erblindung. Luiſe ſah ſich mit ihrem regen Geiſte in die bedrückende Atmoſphäre einer Krankenſtube, in der zwei hülfloſe, theure Menſchen ihrer Geſellſchaft und Pflege harrten, gebannt. Viel Ablenkung von außen wurde ihr ſchwerlich zu theil. Verwandte hatte ſie nicht am Orte — ihre Brüder, alle drei Offiziere — ſtanden auswärts in Garniſon. Freunde und Bekannte ſah ſie wohl ſelten genug — die Verhältniſſe erſchwerten ihr jeden Verkehr. Zudem — ſie war jahrelang fern geweſen, ein Theil ihrer Jugendgefährten mochte fort gekommen, ein anderer ihr fremd geworden ſein — Zeit und Entfernung hatten wohl manche Verbindung, die ihr früher werthvoll geweſen, gelöſt. So vereinſamte die Dichterin in der alten Heimath im Laufe der

Jahre mehr und mehr. Denn der geſchilderte traurige Zuſtand der Dinge zog ſich durch viele Jahre hin. Luiſe ſah, ohne helfen zu können, dem wachſenden Siechthum der Eltern zu. Erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre wurden beide — 1871 die Mutter, 1874 ihr Gatte — durch den Tod von ihren Leiden erlöſt.

Das Los unſerer Dichterin in allen dieſen Jahren wäre ein ſehr hartes und troſtloſes geweſen, hätte ſie nicht früh ſchon das Heilmittel gefunden, das gerade *ihrer* Natur das gemäßeſte war: ſie lernte arbeiten, ſich durch Arbeit über ſich ſelbſt erheben, ſie ſchrieb ſich die Seele von Bitterniß frei. Anfangs hatte, wie ſie in ſpäteren Jahren oft ſagte, nur die Noth ihr die Feder in die Hand gedrückt. Das Wirthſchaftsgeld war knapp bemeſſen und Luiſe mochte es oftmals ſchwierig finden, den nothwendigſten Anforderungen Genüge zu leiſten. Da kam ihr der Gedanke, ihr beſcheidenes Einkommen wenn möglich durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu vermehren. Raſch entſchloſſen machte ſie ſich ans Werk, und bald kam ihre erſte Novelle — „Der Erbe von Salbeck", wenn ich nicht irre — heraus. Und nun freilich *über* und *während* der Arbeit wird ihr auch die Freude an der Arbeit gekommen ſein, wird ſie auch den reichen *inneren Segen* derſelben, jenen befreienden „Segen des Schaffens" verſpürt haben, von dem ſie uns durch den Mund ihrer Reckenburgerin geſagt hat, „daß er auch ihr, dem einſamen Weibe, zu einem erfüllten Daſein verholfen habe".

Und um ſo mehr wird dies der Fall geweſen ſein, je klarer ſie ſich ihres dichteriſchen Könnens bewußt ward, je entſchiedener ſie erkannte, in wie hohem Maße ihr die Kunſt des Fabulirens verliehen war. Und wie hätte ſie deſſen *nicht* gewiß werden ſollen in jener erſten, fruchtbarſten Schaffenszeit? Voll und kräftig ſprudelte der Quell ihrer Begabung, und in raſcher Folge drängte die lange ſchlummernde, nun lebendig treibende Kraft

ihres Talentes Blüthe auf Blüthe aus ihrem Innern hervor. Novellen und Erzählungen in großer Zahl entſtrömten ihrer fleißigen Feder, und die verſchiedenſten Zeitſchriften jener Tage: die Kühneſche Wochenſchrift „Europa“, das in Stuttgart erſcheinende „Morgenblatt“, die von Dürr redigirte „Novellenzeitung“, die von Hackländer und Hoefer edirten „Hausblätter“, ja ſelbſt „Der Bazar“ und die „Allgemeine Modenzeitung“ weiſen Beiträge von ihr, die zum großen Theile unter verſchiedenen angenommenen Namen oder auch anonym erſchienen und die in ihren ſpäteren Novellenſammlungen nicht wieder abgedruckt wurden, auf. Dieſe Erzählungen ſind meiſt ſo bekannt, als ſie zu ſein verdienten, da ſich Novellen wie „Hellſtädt“, „Der Poſten der Frau“, „Judith, die Kluswirthin“, „Die Geſchichte meines Urgroßvaters“, „Die goldene Hochzeit“, „Der Erbe von Saldeck“ und andere darunter befinden, die zu den beſten der neueren Erzählungslitteratur gehören, im einzelnen aber natürlich von ungleichem Werth. Faſt alle — ſelbſt die weniger gelungenen — indeſſen tragen den Stempel einer bedeutenden Perſönlichkeit und einer ſtarken urſprünglichen und eigenartigen Begabung, und man merkt ihnen nicht an, daß ſie unter dem Druck eines Zwanges, in der Krankenſtube, ja theilweiſe am Krankenlager unter beengenden Verhältniſſen entſtanden ſind. Von Bitterkeit und Engherzigkeit iſt in ihnen keine Spur; ſie athmen ſämtlich die heitere Ruhe eines über den Dingen ſtehenden, überlegenen, freien und in ſich gefeſteten Geiſtes und entbehren nicht der gelegentlichen Würze eines geſunden Humors.

Dennoch gelang es der Verfaſſerin nicht, mit ihrer Hülfe feſten Fuß in der Litteratur zu faſſen. Ihre Novellen blieben faſt unbemerkt. Und als ſie ſchließlich ihre erſte größere Arbeit, ihren erſten Roman, beendigt hatte, da war es ihr beſchieden, das Märtyrerthum des unbekannten Schriftſtellers bis auf die Neige zu koſten, indem ſie jahrelang die vergeblichſten

Anſtrengungen machte und ſich die kränkendſten Zurückweiſungen gefallen laſſen mußte, ehe es ihr gelang, für ihr Werk einen Verleger zu finden. Endlich nach vielem Hangen und Bangen kam der Roman — recht eigentlich ein Schmerzenskind, den ſie für 300 Mark an Otto Janke verkauft hatte, zuerſt in der „Romanzeitung“, dann noch einmal in Buchform heraus. Und — o der Ironie des Schickſals, deſſen Wege in Wahrheit oft ſeltſam ſind! — dieſes mißhandelte, von den Verlegern mißachtete Werk, es war dasjenige, das ihre Verfaſſerin berühmt machen ſollte, ihre bedeutendſte, am meiſten bewunderte Schöpfung: „Die letzte Reckenburgerin“. Zu Anfang ließ freilich der Ruhm auf ſich warten; das Erſcheinen des Buches ging nahezu ſpurlos vorüber — ohne nennenswerthen Erfolg. Da führte es ein Zufall in Guſtav Freitags Hand. Er erkannte ſogleich die Bedeutung desſelben und beſprach es in glänzender Rezenſion. Nun war das Glück des Werkes gemacht. Es wurde viel geleſen und viel bewundert, gewann ſeiner Verfaſſerin zahlreiche Freunde und trug ihr ſchnell einen gefeierten Namen ein.

Mit verdoppeltem Eifer kehrte ſie nunmehr zu ihrer Arbeit zurück. Zwei Romane: „Frau Erdmuthens Zwillingsſöhne“ und „Die Stufenjahre eines Glücklichen“, ihre ſchon oben kurz beſprochene „Geſchichte der preußiſchen Befreiungskriege“, mehrere ebenfalls ſchon angeführte zwei- und dreibändige Novellenſammlungen,[5] endlich 1879 „Der Katzenjunker“, ihr letztes größeres novelliſtiſches Werk, kamen, neben einigen kleineren Aufſätzen, die im „Salon“ und in anderen Blättern erſchienen, im Laufe der ſiebenziger Jahre heraus. Als Nachzügler folgte dann noch in den achtziger Jahren außer dem kleinen, bei Spemann erſchienenen Bändchen, das „Phosphorus Hollunder“ und „Zu Füßen des Monarchen“ enthält, ihr einziges Luſtſpiel: „Der Poſten der Frau“, eine dramatiſche Behandlung eines recht anziehenden

Stoffes, der früher bereits — und zwar in äußerst glücklicher Weise — novelliſtiſch von ihr bearbeitet war. Dann legte ſie die Feder für immer aus der Hand. Sie fühlte, daß ihr die ſchöpferiſche Kraft verſagte, Lahmes und Ungenügendes aber mochte ſie nicht ſchreiben; ſie hatte ja niemals zu Denen gehört, die nur „Bogen füllen, weil Bogen zählen", und ſo wies ſie alle lockenden Anerbietungen, alle dringenden Aufforderungen, die von den verſchiedenſten Seiten wieder und immer wieder an ſie herantraten, mit Entſchiedenheit zurück. „Ich bin alt und müde, ich kann nicht mehr ſchreiben," wiederholte ſie oft, wenn man in ſie drang. „Ich habe genug gearbeitet und ruhe nun aus."

Daß aber Ruhe für ſie nicht Unthätigkeit bedeutete, verſtand ſich bei ihrem regen Geiſte, ihrer Gewöhnung an Arbeit und Nachdenken von ſelbſt. Sie benutzte die Muße, die ihr geworden, um eifriger und anhaltender denn jemals zu leſen. Mit beſonderer Vorliebe wandte ſie ſich geſchichtlichen Studien zu. In Rankes, Treitſchkes und Carlyles Werke, auch in Gregorovius' „Geſchichte der Stadt Rom", wenn ich nicht irre, und noch in manches andere berühmte Werk hat ſie ſich mit Eifer und ſtillem Behagen verſenkt. Daß ſie daneben auch ihrem eigenſten litterariſchen Gebiete, dem der ſchönen Litteratur, ihr Intereſſe bewahrte, neben den alten bewährten Dichterfreunden, unter denen ihr Liebling Altmeiſter Goethe in ihrem Herzen nach wie vor unbeſtritten die erſte Stelle behauptete, auch die beſſeren neueren Autoren las und neuen Erſcheinungen ihre lebhafte Theilnahme zuwandte, wird ſchon durch ihre jahrelange herzliche Freundſchaft mit Marie von Ebner-Eſchenbach und Konrad Ferdinand Meyer bezeugt. Zeit zum Leſen hatte ſie jetzt ja vollauf. Seit dem Tode ihrer Eltern lebte ſie ganz allein, aller häuslichen Pflichten ledig und auch von geſelligen Verpflichtungen frei. Denn ſie war ja

faſt fremd in Weißenfels geworden und hatte dort ſeit Jahren ſchon Niemand mehr, zu dem ein wärmeres oder tieferes Intereſſe ſie zog, Niemand als ihre Armen, die ſie als Wohlthäterin verehrten und denen ſie mit vollen Händen, oft über ihre Kräfte, gab. Dennoch blieb ſie der Heimath treu. Vergebens redeten ihre Freunde ihr zu, doch nach Halle, wo ſie viele Beziehungen hatte, oder nach Wiesbaden überzuſiedeln, wo die Familie ihres Bruders Bernhard lebte — ſie konnte ſich nicht dazu entſchließen. Der ſtarke, ihr eingeborene Heimtrieb, die Macht der Gewohnheit und gewiß nicht zum wenigſten die Liebe zur Unabhängigkeit, die ihr die Einſamkeit werth machte, hielten ſie dauernd in Weißenfels feſt. — Sie war, nachdem der Tod ihres Vaters im Mai 1874 erfolgt war, in eine beſcheidene Manſardenwohnung übergeſiedelt und führte dort ein ſtilles Einſiedlerleben, das der Arbeit und Lektüre gewidmet war. Faſt täglich machte ſie größere Spaziergänge und wanderte oft ſtundenlang einſam umher. Mit der Außenwelt verknüpften ſie zahlreiche Fäden; Briefe, gern geſehene Gäſte, die im Vorüberfliegen Einkehr in ihrer „Klauſe" hielten, gelegentliche Ausflüge nach Naumburg[6] und Halle, nach Erfurt, Wiesbaden und anderen Orten, wo ihr Verwandte oder liebe Freunde lebten, erhielten ſie mit den Letzteren in beſtändigem Verkehr. Auch Weimar lockte ſie manchmal hinüber — daß ſie Mitglied der Goethe-Geſellſchaft war, verſteht ſich von ſelbſt. In ſpäteren Jahren, als durch ihre zunehmenden ſchriftſtelleriſchen Erfolge ihre Verhältniſſe ſich günſtiger geſtaltet hatten, ihr auch von ſeiten der Schillerſtiftung eine Ehrenpenſion verliehen war, unternahm ſie auch noch Reiſen nach der Schweiz und Tirol, beſuchte Conrad Ferdinand Meyer, ihren langjährigen treuen Freund und Verehrer, auf ſeinem ſchönen Kilchberg bei Zürich und traf ſich wiederholt in den Sommermonaten mit Marie von Ebner in Reichenhall. Auch ſonſt war ihr noch

manche Freude als äußerer Lohn ihres Schaffens gegönnt; manches beglückende Zeichen der Liebe und Verehrung, der Anhänglichkeit und Dankbarkeit ward ihr zu theil. Dies war besonders an ihrem 70. Geburtstagsfeste (am 27. Juni 1887) der Fall. Unter den zahlreichen Aufmerksamkeiten, die ihr damals erwiesen wurden, hatte vor allem eine Gabe aus Oesterreich, ein prachtvolles Album mit eigenhändigen Widmungen der bedeutendsten deutsch-österreichischen Dichter, sie erfreut.

In den letzten Jahren war ihre Gesundheit eine schwankende geworden; ein sie vielfach quälendes Magenleiden und mancherlei Altersbeschwerden stellten sich ein. Zu den letzteren gehörte auch die Trübung ihres Augenlichtes, die ihre Arbeitsfähigkeit sehr beschränkte und ihr bei ihrer Geistesfrische, die noch beständig nach neuer Nahrung verlangte, und ihrem einsamen Leben sehr empfindlich war. Doch blieb sie zum Glück vor dem Schicksal ihres Stiefvaters, dem Schicksal der völligen Erblindung, bewahrt. Ehe sich ihr Starleiden soweit gesteigert hatte, wurde sie durch einen erneuten heftigen Anfall ihres alten bösen Magenübels jählings aufs Krankenlager geworfen und am Morgen des 25. September vorigen Jahres durch einen schmerzlosen Tod erlöst. — Luisens Persönlichkeit war von edler und vornehmer Art, wie Alle wissen, die ihr jemals nahe gekommen. Sie war großmüthig, einfach, stolzbescheiden wie großdenkende und wahrhaft vornehme Menschen es sind — eine stolze Natur und eine innerlich freie, zurückhaltend, lieber gebend als nehmend, wahrhaft, gewissenhaft, unparteiisch, von Gerechtigkeits- und Unabhängigkeitsliebe beseelt — alles in allem mehr spröde als weich geartet und mehr zur denkenden, objektiven, als zur gefühlsmäßigen Betrachtung der Dinge geneigt. Ursprünglich muß etwas Strenges, Herbes, ein Zug von verhaltener Leidenschaftlichkeit, wie er sich häufig bei tieferen Naturen findet, in ihrem Charakter gelegen

haben; später hatte ihr Wesen sich zu heiterer Ruhe, ihr Denken sich zu milder Weisheit geklärt. Bewundernswerth ist mir immer die ruhige Würde, die schlichte, vornehme Gelassenheit erschienen, mit der sie so manches Mißgeschick, so manche drückende äußere wie innere Beschränkung, die das Schicksal ihr auferlegte, ertrug.

Doch wozu ihre Persönlichkeit noch weiter beschreiben? Hat sie doch selbst uns ein Bild derselben entworfen, wie es lebensvoller und charakteristischer nicht gedacht werden kann in der klaren, besonnenen, ruhig-tüchtigen, fast all zu gründlichen „Jungfer Grundtext", der gewissenhaften, ehrenfesten Eberhardine, der „Wahrhaftigkeit die erste christliche und menschliche Tugend" ist, die alle krummen Wege haßt, die den Wahlspruch ihres Geschlechtes gleichsam in ihrer Person verkörpert, der es tiefinnerstes Bedürfniß ist, ihm gemäß durchs Leben zu schreiten: allzeit geradaus! erhobenen Hauptes! „in Recht und Ehren" eine echte Reckenburg!

Ein Charakter fürwahr, diese Eberhardine, und eine jener innerlich vornehmen Naturen, die das „noblesse oblige!" im höchsten Sinne verstehen, die ein starkes Gefühl für wahre Ehre haben, das Bewußtsein ihrer Untadeligkeit in diesem Punkte fast so nothwendig brauchen wie die Luft zum Athmen und jeden Flecken auf ihrem inneren Ehrenschilde, jede Schädigung ihrer Selbstachtung aufs Tiefste empfinden. Der heftigste Sturm erhebt sich in ihrem Herzen, in dem Herzen der sonst so Ruhigen, Klaren, Besonnenen, als sie erfährt, daß Siegmund Faber getäuscht werden soll, daß Dorothea ihm, ohne ihre Schuld zu bekennen, die Hand am Altare reichen will. Zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben geräth sie in einen Zustand fast sinnloser Wuth. Der Gedanke, daß sie selbst, die Ehrenfeste, die Mitschuldige einer derartigen Täuschung ist, beraubt sie aller gewohnten Fassung. Vergebens versucht sie der Probst zu beschwichtigen. „Ich" — so ruft sie leidenschaftlich — „ich werde allen Gefahren trotzen, ich werde — und

wäre es vor dem Altar! — den Einſpruch der Wahrheit vernehmen laſſen! Ich bin aus den Schranken meiner natürlichen Anlage, meiner Erziehung, der Denkweiſe meiner Väter, der Geſetzmäßigkeit meines Charakters herausgetreten, indem ich die Unehre duldete und das Unrecht beſchönigte! In Recht und Ehren, um jedem Preis werde ich dieſe Irrung zu ſühnen wiſſen!" — Das Typiſche dieſer Darſtellung erhellt von ſelbſt; auch jener Zug von Herbheit und Strenge, von dem ich ſchon oben geſprochen habe und der Naturen dieſes Schlages eigenthümlich iſt, tritt äußerſt charakteriſtiſch in derſelben hervor; auf Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ſind ſie geſtellt, beiden muß unbedingt Genüge geſchehen und ſollte — nach dem bekannten Spruche — die Welt darüber zu Grunde gehen! Nicht minder bezeichnend iſt eine andere frühere Stelle. Man erinnert ſich der Schilderung des Einſegnungstages. Die 15jährige Eberhardine grübelt über den Sinn des Bibelverſes, der ihr als Geleitſpruch fürs Leben gegeben iſt, nach. „Welche der Geiſt Gottes treibt, die werden Gottes Kinder heißen!" „Welches iſt denn nun aber" — ſo fragt ſie ſich — „dieſer Geiſt der Gotteskindſchaft, der Geiſt der wahren Sittlichkeit? Iſt es der, der über den Waſſern ſchwebte, der Geiſt des Schaffens und Förderns, des Umbildens der natürlichen Kräfte, der den verſunkenen Garten Eden auf Erden herzuſtellen ſtrebte? Oder iſt es der Geiſt der Ehrfurcht, der Geiſt des Rechtes und der Treue, der auf den Geſetzestafeln verzeichnet ſteht?" Jener wie dieſer iſt ihr verſtändlich, von jenem wie von dieſem wird ſie ſich willig leiten, ſich willig ins Vaterreich treiben laſſen. Aber man hat ihr noch von einem anderen Geiſte geſagt — von dem Geiſte, der die Sorge für den andern Tag verdammt, der dem ehebrecheriſchen Weibe vergiebt und dem Beleidiger ſchweigend die Wange reicht. Dieſer Geiſt iſt ihr unverſtändlich — er weckt kein Echo in ihrer Bruſt.

Kein Zweifel, auch dieſe Darſtellung bringt Selbſterlebtes — ſie iſt aus der Tiefe des eigenen Empfindens geſchöpft. Der Geiſt der Arbeit, der Gerechtigkeit, der ſtrengen Pflichterfüllung, es war derjenige, der in der Dichterin ſelber lebte, deſſen Stimme ſie, ſo lange ſie denken konnte, im eigenen Herzen vernommen hatte, der ihrem Willen frühe Ziel und Richtung, ihrem Leben Zweck und Inhalt gegeben, der ſie aufrecht erhalten in ſchweren Stunden, der ihr die innere Freiheit erringen helfen im Kampf mit der Bitterniß und der Mühſal des Lebens. Darum war ihr auch, wie ſie mir ſelbſt einſt ſagte, die Kantſche Ethik mit ihrem herben Rigorismus ſympathiſch, ſeine Lehre vom kategoriſchen Imperativ der Pflicht; das Rechte thun, weil es das Rechte iſt, aus Pflichtgefühl, aus Ehrfurcht vor dem Sittengeſetze, aus Achtung vor der eigenen, perſönlichen Würde und vor dem Geſetzgeber und Richter in eigener Bruſt: das war ſo recht eine Lehre nach ihrem Sinne, eine Sittlichkeit, wie ſie ſie verſtand und übte, eine Moral für ſtolze, ſpröde Naturen, für Menſchen, die keinen Luxus mit ihren Empfindungen treiben, die gewohnt ſind, ſich zu beherrſchen, ihre Gefühle zu disziplíniren, nach Grundſätzen und nicht aus unbewußten, inſtinktiven Gemüthsimpulſen zu handeln — Menſchen, in denen, wenn ſie edel geartet, ein ſtarker Sinn für Recht und Gerechtigkeit und ein hohes Maß von ſittlicher Tüchtigkeit die mehr unbewußten ſittlichen Triebfedern der frommen Scheu, der natürlichen Herzensgüte und ſympathiſchen Mitempfindung überwiegt. Luiſe von François gehörte zu dieſen, — erſt ſpät ging ihr das Verſtändniß für jenen anderen Geiſt, den Geiſt des gläubigen Gottvertrauens und der alles verzeihenden Liebe auf. Von Hauſe aus war dieſer Geiſt ihr fremd. Denn das Gefühl war ihr nicht die höchſte Inſtanz. Wohl beſaß ſie ein ſtarkes und tiefes Gemüth, aber ihr klares, unbeſtechliches Denken überwachte und regulirte die Aeußerungen desſelben und

war richtunggebend für ihr Wollen und Handeln. Auch war der weichere weibliche Trieb ihres Herzens wohl durch die Verhältniſſe in ihrer Entwickelung gehemmt geweſen. Ihr Glückstraum war flüchtig vorübergerauſcht; ſie fand ſich früh auf ſich ſelber verwieſen, früh in ſich ſelber zurückgedrängt. Sehr ſchön hat ſie dieſe innere gemüthliche Vereinſamung nnd ihre Rückwirkung auf den Charakter in ihrer „Reckenburgerin“ geſchildert, ſehr anziehend auch darzuſtellen verſtanden, wie in der Letzteren ſchließlich in ſpäteren Jahren der lange ſchlummernde Herzenstrieb nach perſönlichem Anſchluß und perſönlichem Liebesbezeigen in der Neigung zu der kleinen Hardine erwacht. Sie ſchildert hier vorahnend ihr eigenes Geſchick, und daß ſie es thut, das eben beweiſt uns, daß ſich ſchon damals ähnliche weichere Empfindungen, ähnliche Herzensbedürfniſſe auch in ihr ſelber regten.

Daß es ſpäter der Fall war, wird durch die Thatſachen bezeugt. Zwar weiß ich nicht, ob dem kleinen Erlebniß, von dem ſie in ihrem Reiſebriefe „Zu Füßen des Monarchen“ berichtet, ein wirklicher Vorgang zu Grunde liegt und ob ſie jemals daran gedacht hat, ein Kind zu adoptiren; auf alle Fälle aber hat auch in ihrem Leben die Neigung zu einem Kinde, die unerwartet von dem Herzen der innerlich Vereinſamten Beſitz nahm und tief darin Wurzel ſchlug, eine Rolle geſpielt: die Liebe zu ihrem Neffen Leo, dem vaterloſen einzigen Söhnchen ihres bald nach der Geburt desſelben den Seinen entriſſenen Halbbruders Arthur. Er war ein zartes, kränkliches Kind, dieſer Knabe, der der alten, einſamen Tante ans Herz wuchs, an dem ſie mit inniger, faſt mütterlicher Zärtlichkeit hing. Mehr als um irgend ein anderes Weſen hat ſie um ihn gebangt und geſorgt. Doch ſteht dieſer Fall einer gleichſam inſtinktiven Neigung vereinzelt in ihrem Leben da. Im allgemeinen überwog das bewußte Element das unbewußte, das intellektuelle, das intuitive und gefühlsmäßige in ihrer Natur.

Dies tritt auch bei ihrem dichterischen Schaffen hervor; es ist bestimmend für ihre ganze Auffassungs- und Darstellungsweise und giebt ihren Werken nach Form und Inhalt ein kraftvoll markiges Gepräge. Dies wird besonders auffallend, wenn wir ihre Art zu schreiben mit der der meisten ihrer dichtenden Schwestern, beispielsweise, um gleich von einer der hervorragendsten zu sprechen, mit der Schreib- und Kompositionsweise George Eliots vergleichen. Die Tiefe der Auffassung, die Weite des Blickes und den Sinn für Humor haben Beide gemein. Aber trotz dieser Gemeinsamkeit, wie grundverschieden ist ihre beiderseitige Auffassungs- und Behandlungsweise. George Eliot spricht es selber gelegentlich aus, daß ihr die Fabel bei ihren Erzählungen Nebensache, die Darstellung von Gemüths- und Seelenzuständen dagegen, von „Stimmungen, Gedanken und Leidenschaften" (an und für sich und um ihrer selbst willen) die Hauptsache sei; von den letzteren gehe sie beim Schaffen aus, erst nachträglich erfinde sie die Handlung dazu.

Dieser Ausspruch ist sehr bezeichnend, er deutet die starke wie die schwache Seite im dichterischen Schaffen George Eliots an. Ihre Stärke liegt in der Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten als solcher, ihre Schwäche in der Komposition und in der Führung der Handlung. In ersterer Beziehung wird die Dichterin nur von Wenigen erreicht. Meisterhaft versteht sie es, ihre Menschen zu gestalten, köstlich-frisch, leibhaftig-greifbar, naiv-ursprünglich stellt sie sie hin! Und wie liebevoll geht sie dabei zu Werke! Sie schildert mit dem Gemüthe, mit dem Herzen, sie fühlt sich gleichsam mit allen Sinnen in die fremde Individualität hinein. Sie hat einen wunderbaren Scharfblick und Spürsinn für das Eigenste, Individuellste einer Persönlichkeit, für jede Nüance im Ausdruck desselben, in ihrer Art sich zu geberden, zu sprechen, sich zu bewegen, im Klang der Stimme, im Mienenspiel, im Blick —

kurz für alles Dasjenige, was ſich nur empfinden und nicht mit dem Verſtande erfaſſen läßt. Darum ſchildert ſie aber auch ihre Menſchen ſo ausführlich wie möglich, ja ſelbſt die Nebenperſonen gelegentlich wie Hauptperſonen, faſt ſo, als ob jede um ihrer ſelbſt willen da wäre, umſtändlich, mit allen ihren Eigenheiten, auch mit ſolchen, die für den Gang der Handlung ohne jede Bedeutung ſind. Darunter leidet denn oftmals die Einheit des Kunſtwerkes, es fehlt die harmoniſche Gliederung desſelben, der nothwendige, ſtetige Fortſchritt der Handlung.[7]

Bei Luiſe von François finden wir das gerade Gegentheil. Sie iſt beim Schaffen den entgegengeſetzten, mit George Eliot zu reden, den Shakeſpeareſchen Weg gegangen, ſie hat offenbar von der Fabel ihren Ausgang genommen. Dieſe iſt ihr das Erſte und Weſentliche, und die Charakterſchilderung muß ſich ihr unterordnen. Ihre Perſonen ſind nicht um ihretwillen, ſie ſind um der Erzählung willen da, ſie ſind die nothwendigen Träger derſelben, ihre Eigenthümlichkeiten die unentbehrlichen Vorausſetzungen der Handlung. Als ſolche werden ſie allzeit von der Dichterin behandelt. Darum treten bei ihr die Nebenperſonen mit wenigen Ausnahmen beſcheiden in den Hintergrund und darum werden ſelbſt bei den Hauptperſonen nur diejenigen Züge hervorgehoben, die geeignet ſind, die Handlung begreiflich zu machen, den geſchilderten Vorgang von innen heraus zu erklären. Die Stärke der Dichterin liegt weſentlich in der Kompoſition, im einheitlichen und überſichtlichen Aufbau des Ganzen, in der Beziehung aller Einzelheiten auf den Kern der Erzählung, in der gewandten, ſicheren Führung derſelben, endlich, und zwar in erſter Reihe, im Erfaſſen und Darſtellen der inneren Verkettung, des nothwendigen, geſetzmäßigen Zuſammenhanges zwiſchen den Charakteren, der Macht der äußeren Verhältniſſe und den aus beiden entſpringenden Motiven und Handlungen. Sie verſteht

es in geradezu meisterhafter Weise, den Gang des Geschehens von innen heraus zu entwickeln, seine letzten Ursachen im Innern der handelnden Personen, im tiefsten Seelengrunde aufzuspüren, und hinwiederum die innere Fortentwickelung, die Weiterbildung der Charaktere unter der Einwirkung äußerer Umstände zu schildern. Man denke an die Reckenburgerin, an Decimus Frey, an Judith, die Kluswirthin und andere mehr. Ihre ganze Art der Menschenschilderung ist infolgedessen eine wesentlich andere, wesentlich zielbewußtere, wenn ich so sagen darf, als diejenige George Eliots. Denn während in der Begabung der englischen Dichterin das sinnlich empfindende und intuitive Moment und infolgedessen in ihren Schöpfungen das epische vorherrscht, überwiegt in der deutschen das intellektuelle, in ihrer Darstellung das logisch-dramatische Moment. Sie fühlt sich nicht, sie denkt sich in ihre Personen hinein, sie steht ihnen kühler, gelassener gegenüber, sie konstruirt sie mit künstlerischer Freiheit als die nothwendigen Voraussetzungen und Prämissen der Handlung. An Leibhaftigkeit, an Greifbarkeit der äußeren Erscheinung, an sinnlicher Frische und Lebensfülle stehen Luisens Gestalten eben deshalb auch mit wenigen Ausnahmen hinter denen George Eliots zurück; man merkt, sie sind nicht so wie die letzteren aus der sinnlichen Anschauung heraus geboren und mit sinnlicher Empfindungsfülle getränkt.

Die Dichterin hat das auch selber gefühlt. Sie hat häufig mit großer Entschiedenheit betont, daß die Gestalten ihrer Dichtungen mit wenigen Ausnahmen keine Porträtfiguren seien, für die ihr bestimmte wirkliche Menschen, bestimmte lebende Modelle zu Vorbildern gedient hätten; „die wenigen, bei denen es der Fall war aber," so pflegte sie oft lächelnd hinzuzusetzen, „die gerade hat man vielfach für unnatürliche, unwahre oder wohl gar unmögliche erklärt." Dies Geständniß ist merkwürdig und sehr bezeichnend. Könnte man George Eliot fragen, ob

ſie das Gleiche von ſich behaupten könne, ich bin gewiß, ſie würde die Frage verneinen. Dieſer Unterſchied zwiſchen Beiden erklärt ſich aber leicht; er hat in der Verſchiedenartigkeit ihrer beiderſeitigen Begabungen ihren Grund. Luiſens Stärke lag eben nicht in der ſinnlichen Anſchauung, ſie fühlte ſich nicht leicht von außen her intuitiv in andere Menſchen hinein. Wo ſie direkt nach der Natur zu zeichnen verſuchte, iſt ihr die Zeichnung eben deshalb auch weniger gelungen. Freilich bedarf dieſe Behauptung einer ſehr weſentlichen Beſchränkung. Man denke an die zahlreichen Geſtalten ihrer Dichtungen, die mehr oder weniger ihre eigenen Züge tragen, insbeſondere an die lebenswahrſte und lebensvollſte von allen: an Eberhardine von Reckenburg. Sie alle *ſind* nach dem Leben gezeichnet und zählen gleichwohl zu ihren beſtgelungenen. Aber *ſie gerade* beſtätigen das oben Geſagte; denn um ſich *ſelbſt* porträtiren zu können, bedurfte die Dichterin der ſinnlichen Anſchauung nicht.

Mit der geſchilderten Eigenart ihres geiſtigen Weſens, mit dem Ueberwiegen des intellektuellen Momentes über das intuitive in ihrer Natur hängt ferner auch offenbar ihr ſchon mehrfach erwähnter, ſtark ausgeprägter geſchichtlicher Sinn zuſammen — ihre Neigung, ſich in vergangene Zeiten zu verſetzen und ihre ausgeſprochene Vorliebe für ſolche Geſchichten, die, wie es im Eingange zu ihrem „Katzenjunker" heißt, „dem Raritätenſchatze ihrer Großmutter entnommen ſind". Eine Dichterin, die ſo wie *George Eliot* gewohnt iſt, aus der Fülle der ſinnlichen Anſchauung heraus zu ſchaffen, wird nie in ihrem wahren Elemente ſein und nie ihr Beſtes geben können, wenn ſie verſucht, ſich gegen ihre Natur in ferne Zeiten und fremdartige Verhältniſſe und Umgebungen, deren wirkliche Anſchauung ihr verſagt iſt, zu verſetzen. Dies tritt, allen Schönheiten der Dichtung zum Trotz, in „Romola" und im „Spaniſh Gipſy" in unverkennbarer Weiſe hervor. Wer aber geneigt iſt, Charaktere

zu konſtruiren, und mehr nur den weſentlichſten Zügen derſelben, den großen Grundzügen nachzugehen, um von ihnen aus Thatſachen und Handlungen zu erklären, der wird gerade in der Darſtellung geſchichtlicher Charaktere und beim Zurückverſetzen in vergangene Zeiten in hervorragendem Maße ſeine Rechnung finden, weil hier das Konſtruiren eben nothwendig wird und weil beim Betrachten der Dinge aus geſchichtlicher Perſpektive das Verwirrende des nebenſächlichen Details verſchwindet, die weſentlichen Züge ſchärfer hervortreten und der geſetzmäßige Zuſammenhang zwiſchen Motiv und Handlung ſich demgemäß leichter verfolgen läßt.

Auch das hat die Dichterin herausgefühlt. „Weſſen Auge," ſo klagt ſie — „nur ſcharf genug wäre, in dem weitgeſpannten Horizonte der Gegenwart ein Einzeldaſein zu unterſcheiden; weſſen Ohr nur fein genug, in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhorchen! Aus verworrener Ueberfülle wendet der Blick ſich rückwärts in blaue Fernen!" Die einfacheren Verhältniſſe der „großmütterlichen" Zeit, „der Zeit, in welcher die gelbe Kutſche noch ſechs Stunden an der Meile fuhr, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebniſſe der Altvordern, ſoweit irgend die Tradition reichte, nachzuerleben wie ein perſönliches Geſchick, wo die Weltkunde im Centrum der Heimath begann und häufig genug im Umkreis derſelben auch endete" — der Zeit um die letzte Jahrhundertwende, ziehen ſie ganz beſonders an. Sie will dieſe Zeit — ſo verſichert ſie — „beileibe nicht ſchlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler", „für einen Erzähler ihres beſcheidenen Kalibers aber" — ſo erklärt ſie beſcheidentlich — „ſei ſie die beſte."

Freilich war ſie ſelber in dieſer Zeit nicht bloß durch ihre umfaſſenden geſchichtlichen Studien, ſondern auch auf Grund direkter mündlicher Ueberlieferungen, durch die anſchaulichen

Erzählungen der Mutter ihres Stiefvaters, denen sie als Kind so oft und so gern gelauscht, fast mehr zu Hause als in der gegenwärtigen, und jedenfalls in hervorragendem Maße befähigt, uns den Charakter derselben verständlich zu machen und ihre eigenthümliche Poesie zum Bewußtsein zu bringen. Allem Anschein nach spielte aber bei ihrer Vorliebe für dieselbe auch ihr starker Familien- und Heimathssinn und ihre warme Vaterlandsliebe mit. Ersterer tritt besonders in der „Geschichte meines Urgroßvaters", letztere in der „Reckenburgerin", im „Posten der Frau", vor allem in „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" und in „Frl. Muthchen und ihr Hausmaier" äußerst wohlthuend hervor. Die beiden letzteren spiegeln in voller Treue die im deutschen Volke herrschende Stimmung vor und während der Befreiungskriege und den Durchbruch des patriotischen Geistes wieder, der zu der endlichen siegreichen Erhebung führte. Die Flamme begeisterter Vaterlandsliebe schlägt uns hier überall warm und erquickend entgegen. „Ich habe kein Geld," erwidert Muthchen dem Pfarrer, der sie um freiwillige Zuwendungen für Missionszwecke bittet — „jetzt kein Geld für dieſen Zweck. Ich bin reich, aber zu arm für unsere Noth. Das Nächste voran bei allem Thun — auch beim Wohlthun! Erst den armen Lazarus vor der eigenen Thür: den armen Lazarus, das ist das deutsche Volk, das mit Schmach und Wunden bedeckte, an seinen Sünden kranke, mißhandelte deutsche Volk! Bis dieses heil und frei geworden, keine Ruhe bei Tag und Nacht! Unser Dichten und Trachten, unser Darben und Sparen, Gebet und Arbeit für dieses Volk! Den letzten Heller, den letzten Bissen für unser Volk!"

In denjenigen ihrer Erzählungen, die einen moderneren Charakter tragen und in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit spielen, werden vielfach religiöse und gesellschaftliche Probleme und aus ihnen entspringende Konflikte behandelt —

ſo in den „Stufenjahren“, im „Erben von Saldeck“, in „Natur und Gnade“, in „Hellſtädt“ und anderen. Auch hierin bekundete ſich die Grundrichtung eines Geiſtes, den es mehr zu denkender als zu gefühlsmäßiger Betrachtung zog, und den weniger das Individuum an und für ſich intereſſirte als ſein Verhalten unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Ideen. Auch tritt gerade hier in der Art und Weiſe, wie die Dichterin dieſe Dinge behandelt, ihr Gerechtigkeitsſinn und Zartſinn aufs Schärfſte hervor. Sie ſelber ſteht in allen dieſen Fragen auf einem freien und im edelſten Sinne humanen Standpunkt und kämpft gegen Mißbräuche und Vorurtheile, gegen jede Art von Engherzigkeit und Intoleranz. Aber ſie thut es in maßvoll beſonnener Weiſe, weil ihr feines Verſtändniß für geſchichtliche Entwickelungen, ihre unbedingte Hochachtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung und ihre Pietät vor dem Heiligthum wahrer Empfindung ſie vor den Irrthümern eines fanatiſchen Radikalismus bewahrt. So läßt ſie im umfaſſendſten Maße auch dem Gegner die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren und bekundet jene höchſte Geiſtesfreiheit, die auch Gefühle achtet, die ſie ſelber nicht theilt.

Dies gilt beſonders von ihrer Behandlung religiöſer Konflikte. Sie ſelbſt hatten die großen Probleme des Daſeins allzeit aufs Lebhafteſte und Eingehendſte beſchäftigt, wie die bedeutſame Rolle, die ſie in vielen ihrer Erzählungen, in „Glück“, „Hinter dem Dom“, „Natur und Gnade“, den „Stufenjahren“ und anderen ſpielen, beweiſt. Ihr eigener Standpunkt hatte dabei mannigfache Wandlungen erfahren: Wie unter der Leitung des Dr. Schütz und des Herrn Magiſters Heydenreich in ihren Kinder- und erſten Jugendjahren über den Dogmatismus des orthodoxen Kirchenglaubens, ſo war ſie in ihrem ſpäteren Leben mehr und mehr auch über den Rationalismus, den Jene ihr eingepflanzt hatten, hinausgewachſen; zu einem klaren, ſie voll befriedigenden Abſchluß

aber ist sie auf diesem Gebiete niemals gelangt. Das Wort Eberhardinens, daß sie sich's zum Gesetz gemacht habe, schwierigen Problemen gegenüber „Entsagung zu üben" und sich „mit Gewalt über sie zur Ruhe zu bringen", d. h. also, sie auf sich beruhen zu lassen, weil sie überzeugt war, sie nicht ergründen zu können, es spricht — ich weiß es aus ihrem eigenen Munde — der Dichterin innerste Ueberzeugung aus. Zwar gewann über sie selbst unter dem Einfluß Goethes im Laufe der Jahre auch seine Weltanschauung, deren Großartigkeit und Erhabenheit ihr imponirte, Gewalt; ihr Gemüth gerieth unter den Bann des Einheitsgedankens und ihre Gottesvorstellung nahm pantheistische Züge an. Doch erblickte sie in dieser Anschauungsweise nur eine subjektive, ihr persönliches Empfinden befriedigende, keine objektive, dem Denken genugthuende Lösung. Eine solche hielt sie für unmöglich, und eben weil sie ihr unmöglich schien, darum forderte sie nach allen Richtungen hin volle Freiheit des Denkens und Glaubens und von seiten des Denkers so gut wie von seiten des Gläubigen ehrliche Achtung vor der fremden Ueberzeugung. Der Vertreter ihrer Anschauungen nach beiden Richtungen hin ist Constantin Blümel in den „Stufenjahren", Constantin Blümel, der milde, humane Priester, der „nicht zu den eifrigen Glaubenshelden gehörte, die dem urewigen Menschendrange aus dem Dunkel zum Licht das zürnende „Eritis sicut Deus" entgegenhalten", der „in der Tiefe seines Gemüthes den Punkt gefunden hatte, auf welchem Glauben und Wissen, Denken und Dichten sich decken", der in der „segenfördernden Macht des Gottesgedankens" und in der „ewigen Botschaft der Barmherzigkeit" den Kern des Gotteswortes erblickte, der aber „als einen frommen Liebeswahn auch im eigenen Herzen die Versuchung zurückwies, sich auf

einer der fernen Sternenwelten eines leibhaftigen Wiederſehens mit ſeinen Vorangegangenen zu getröſten", weil er ahnt, „daß unſere Heimkehr in Gott iſt und Gott ein Geiſt, der wohl ſeinen Willen, aber nicht ſein Weſen uns zu offenbaren uns Menſchen fähig und würdig erachtet hat".

Die „Stufenjahre" gehören überhaupt nach meinem Dafürhalten zu dem Tiefſten und Reifſten, was die Dichterin geſchaffen hat. Es iſt überflüſſig, hier etwas zum Lobe der Reckenburgerin zu ſagen, der Reckenburgerin, die Guſtav Freytag veranlaßte, ihre Verfaſſerin eine „Dichterin von Gottes Gnaden" zu nennen, die Karl Hillebrand als „ein in unſerer Litteratur faſt einzig daſtehendes Werk" bezeichnete, die Fritz Reuter ſo liebte, daß er das Buch beſtändig auf ſeinem Schreibtiſch liegen hatte, und für die Marie von Ebner-Eſchenbach all' ihre Werke hingeben zu wollen erklärte: ſie iſt allgemein bewundert und ſie verdient ihren Ruhm. Aber die „Stufenjahre" ſind viel zu wenig bekannt. Ich meinestheils hege eine Vorliebe für dieſen Roman. Ich ſtreite nicht, wenn man ihn hinter die „Reckenburgerin" ſtellt: in vielfacher Beziehung ſteht er ihr nach; er iſt nicht ſo einheitlich, kein ſo vollendetes Kunſtwerk wie jene, auch nicht frei von Längen und Gewaltſamkeiten, nicht ſo urwüchſig friſch und nicht in allen ſeinen Theilen und allen ſeinen Charakterſchilderungen ſo gleichmäßig gelungen. Alles in allem aber dennoch ein köſtliches Werk! ſo gehaltvoll, ſo reich, ſo mannigfaltig, ein Werk, das uns ſo tiefe Einblicke in das Denken und Fühlen der Dichterin gewährt. Wer es nicht kennt, kennt Luiſe von François nur halb. Der Pfarr-Decem ſteht der Reckenburgerin würdig zur Seite, nur daß ihre Herbheit in ihm gemildert erſcheint, wie das herzige, aber freilich reſolutere Röschen ein Gegenſtück bildet zu dem lieblichen Kind Dorothee. Dazu Conſtantin und

Hannah Blümel, dieſe zwei herrlichen, prächtigen Menſchen! Ich ſollte meinen, man müßte die „Stufenjahre“ lieb gewinnen, allein ſchon um dieſer vier Geſtalten willen.

Die „Zwillingsſöhne“ ſind einheitlicher, in ſich geſchloſſener, von imponirender Sicherheit und Zielbewußtheit in der ganzen Anlage und der Führung der Handlung. Wahrhaft bewundernswerth iſt die Art und Weiſe, wie die letztere in ſtrenger, unerbittlicher Folgerichtigkeit aus den Charakteren der Hauptperſonen entwickelt wird. Dabei geht ein heroiſcher Zug durch das Ganze. Der Geiſt der heldenhaften Zeit, die mit wunderbarer Treue und Meiſterſchaft geſchildert iſt, der Zeit vor und während der Befreiungskriege, beſeelt auch die Geſtalten der Hauptperſonen, deren Lebensgang der Roman uns vor Augen führt. Es liegt etwas Dämoniſches in der Unerbittlichkeit ihres Schickſals, in der Unabwendbarkeit des unaufhaltſam heranſchreitenden Verhängniſſes. Aber wir haben es mit großen Naturen zu thun, mit Menſchen, die ihrem Schickſal gewachſen ſind. Der Schluß iſt von großartig ergreifender Wirkung: erſt die drückende Schwüle und beängſtigende Spannung beim langſamen Herannahen der Kataſtrophe, dann dieſe ſelbſt mit ihrer erſchütternden Tragik, endlich der machtvolle Schlußakkord, in dem der Widerſtreit harmoniſch ausklingt und der Roman trotz des unvermeidlichen tragiſchen Ausgangs einen verſöhnenden und erhebenden Abſchluß gewinnt. Ich wüßte kaum etwas unter den übrigen Schriften Luiſens, was ich dieſem Schluß der „Zwillingsſöhne“ an die Seite ſtellen möchte. Aber der Roman hat meines Erachtens ſonſt mancherlei Mängel. Man merkt es ſelbſt den Hauptperſonen oft deutlich an, daß ſie mehr erdacht als innerlich geſchaut und empfunden ſind. Bei den Nebenperſonen tritt dies theilweiſe noch unverkennbarer hervor. Es iſt vieles in ihrer Charakterſchilderung, was den Eindruck des künſtlich Erklügelten macht, auch viel

Gesuchtes, ja Gequältes in ihrem Humor. Manches wirkt nahezu grotesk.

Doch ich gehe nicht weiter auf einzelnes ein. Manches wäre noch zu sagen, hervorzuheben, aber der Fülle gegenüber ist Beschränkung geboten. Die Schöpfungen der Dichterin sind ja so mannigfaltig, sie bieten so vieles und verschiedenartiges, eine Fülle von Poesie und Lebensweisheit — sie sind der reiche Ertrag eines reich gesegneten, arbeitsvollen Dichter- und Denkerlebens, die Frucht einer bedeutenden Individualität. Und einer kraftvollen, ursprünglichen Individualität. Denn das spüren wir, so oft wir in ihren Schriften lesen, das sagt uns schon, abgesehen vom Inhalt derselben, ihr schöner, ihr ureigenes Gepräge tragender, klarer, knapper, kräftiger Stil: die so schreiben, die solches schaffen konnte, sie war ein Mensch aus einem Guß, charaktervoll, in sich gefestet und groß geartet an Geist und Gemüth. Und diesem Eindruck entsprach auch die Wirklichkeit. In der Weltabgeschiedenheit ihrer stillen Klause dem Marktgetriebe des Lebens entfremdet und unbehülflich, wenn sie mit ihm in Berührung kam, hatte Luise von François, das Urbild ihrer Reckenburgerin, fest in sich selber Wurzel geschlagen, und allzeit geradeaus und allzeit aufrecht, innerlich wie äußerlich, ging sie stet ihren Weg. Mit Verstandesschärfe und Klarheit des Denkens verband sie einen hohen, freien, für alles Große und Edle empfänglichen Sinn. Ihr Leben war von dem stetigen Feuer einer reinen, idealen Begeisterung durchglüht! „Es ist nahezu ein Postulat geworden," so läßt sie am Schluß ihrer „Stufenjahre" Decimus Frey, den Schüler Constantin Blümels und Erben seiner Denkungsweise, seinem eigenen Sohne Constantin schreiben, „daß die Zeit, in der Du zu reifen berufen bist, den idealen Lebensgehalt verkümmern läßt. Aber glaube es nicht, wenn Du es hörst oder liest. Die Ideale wandeln und wechseln, erhellen und

verdunkeln ſich wie die (einzelnen) Ideen — das Ideale währt und webt ewig ...." Denn — ſo iſt wohl hinzuzuſetzen — es iſt unzerſtörbar wie die Macht der Idee.

Offenbar ſpricht hier die Dichterin ſelbſt. Sie ſelber glaubt an die „unlöſchbare Flamme", die „nicht bloß in ſeltenen Ausnahmegeiſtern", die „in jedem guten Menſchenherzen" leuchtet und glüht mit erwärmendem Strahl. Und tief durchdrungen von dieſem Glauben, iſt ſie ſelber auch in ihren Schriften zur poetiſchen Verkündigerin des Idealismus geworden, aber eines geſunden, lebensvollen und lebensfähigen Idealismus, der feſt auf dem Boden der Wirklichkeit ſteht, in ihm wurzelt und aus ihm ſeine Nahrung zieht, aber gleichwohl das gegebene reale Leben durch die Macht des idealen Gedankens zu vertiefen und zu vergeiſtigen ſtrebt. Am Lichte dieſes Idealismus ſind die Früchte ihres Dichtens und Schaffens gereift, und die Flamme dieſes Idealismus iſt es, die uns aus allen ihren Schriften erquickend und belebend entgegenſtrahlt. Und um ſeinetwillen, wie um der ergreifenden Wahrheit willen, die nicht bloß aus den Zügen ihrer Reckenburgerin, ſondern aus denen ſo vieler ihrer Erzählungen ſpricht, ſollten die letzteren unvergeſſen bleiben wie die Perſönlichkeit ihrer Verfaſſerin es Allen iſt, die das Glück hatten, ihr menſchlich nahe zu treten, und in ernſtem oder heiterem Wechſelgeſpräch den Einfluß dieſer ſeltenen Natur zu empfinden.

Anmerkungen.

[1] Seitdem ſind verſchiedene größere Artikel, die das Andenken der verewigten Dichterin feiern, in mehreren unſerer bekannteſten Zeitſchriften erſchienen, ſo in der „Deutſchen Rundſchau" im letzten Dezemberheft ein eingehender Aufſatz von Otto Hartwig; in „Vom Fels zum Meer" (wenn ich nicht irre im Maiheft) ein ſehr anziehendes Lebensbild von Clotilde von Schwartzkoppen mit einem wenig bekannten, überaus reizvollen Porträt der Dichterin nach einem Bilde aus ihrer Jugendzeit;

ein sehr warm geschriebener Artikel von Paul von Szczepanski in einem im Frühjahr erschienenen Heft des „Daheim“ und endlich im Märzheft von Velhagen & Klasing die von inniger Liebe und Verehrung zeugenden, vorwiegend persönliche Eindrücke wiedergebenden und manche werthvolle Notiz aus den Briefen und Tagebüchern der Verstorbenen enthaltenden, mit dem Herzen geschriebenen „Erinnerungsblätter“ von Marie von Ebner-Eschenbach.

[2] Es erschien im „Salon“, Heft XI des Jahrgangs von 1878.

[3] Sie ist die Verfasserin zahlreicher geistvoller Erzählungen, die mit Vorliebe das Leben der vornehmen Welt, in der sie selber heimisch ist, schildern und zuerst in verschiedenen unserer bekanntesten Zeitschriften, so in „Westermanns Monatsheften“, in „Vom Fels zum Meer“, im „Bazar“ und anderen, später gesammelt bei verschiedenen Verlegern (theilweise bei Spemann) erschienen sind. Am bekanntesten ist die nach den Tagebüchern ihres Vaters von ihr verfaßte, hochinteressante, meisterhaft geschriebene Lebensgeschichte desselben, die unter dem Titel: „Carl von François, ein deutsches Soldatenleben“ herausgekommen und, gleich anziehend nach Form und Inhalt, viel gelesen und viel bewundert ist. Der Sohn dieses Vaters, der Bruder Clotildens und rechte Vetter Luisens von François, ist der vielgenannte General von François, der 1870 bei Spichern den Heldentod starb.

[4] Zu diesen gehörte auch Frau Rüdiger von Hohenhausen, die damals mit ihrem Gatten, dem Oberregierungsrath Rüdiger, längere Jahre in Minden lebte, als Tochter Elisens von Hohenhausen, der bekannten Uebersetzerin Byrons und Scotts, selber schriftstellerisch thätig war und wohl auch Diejenige gewesen ist, die Luise von François zuerst zum Schriftstellern anregte und ihr nachmals bei der Veröffentlichung ihrer ersten Novellen mit Rath und That behülflich war.

[5] Ihre Novellen-Sammlungen erschienen der Reihe nach wie folgt: 1. Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Berlin, Franz Duncker, 1868. (Inhalt: Das Jubiläum. Der Posten der Frau. Die Saudel. Judith, die Kluswirthin.) 2. Erzählungen. 2 Bde. Braunschweig, George Westermann, 1871. (Inhalt: Geschichte einer Häßlichen. Glück. Der Erbe Saldeck, Florentine Kaiser. Hinter dem Dom.) 3. Hellstädt und andere Erzählungen. Berlin, Otto Janke, 1874. (Inhalt: Hellstädt. Die Schnakenburg. Die goldene Hochzeit. Eine Formalität. Die Geschichte meines Urgroßvaters.) 4. Natur und Gnade nebst anderen Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Otto Janke, 1876. (Inhalt: Natur und Gnade. Eine Gouvernante. Ein Kapitel aus dem Tagebuche des Schulmeisters Thomas Luft. Des Doktors Gebirgsreise. Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier. Die Dame im Schleier.)

In Naumburg lebte als verabschiedeter Major ihr einziger rechter Bruder Ernst, der unverheirathet und ein einsamer Sonderling war und im Laufe der achtziger Jahre ebendaselbst gestorben ist. Luisens Halbbrüder Bernhard und Arthur Herbst sind ebenfalls seit vielen Jahren todt. Die Witwe des Ersteren lebt mit ihren beiden Töchtern in Wiesbaden, die Witwe des Letzteren mit ihrem einzigen Sohne, der ein Liebling der Dichterin war, in Jena.

[7] Besonders fühlbar wird dieser Fehler in „Middlemarch", wo über den Reichthum der Einzelgestaltungen der verbindende Faden fast völlig verloren geht, so daß der Roman in eine Menge von einzelnen Bildern, von Episoden und Situationen auseinanderfällt.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.

Von Prof. Dr. H. Müller.
Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. C. Laas.
Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.
2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. K. Bruchmann.
Preis Mk. —.60.

Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von Dr. Wilhelm Stricker.
2. Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von Carl Reinecke.
Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von Carl Neumann.
Preis Mk. —.60.

Die Brutpflege der Thiere.

Von Dr. K. Kräpelin,
Professor und Direktor des Naturhistorischen Museum in Hamburg.
Preis Mk. —.60.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides

Von Dr. Erich Bußler.
Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach
die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.
Von Dr. Paul Weizsäcker.
Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.
Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.
Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.
Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.
Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.
Von Alice Bouffet.
Preis Mk. 1.—.

Kosmetik.

Von Hermann Schelenz-Ahlgreen.
Preis Mk. —.80.

Für und über die deutschen Frauen.

Neue hypochondrische Plaudereien. Von Gerhard v. Amyntor. Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs. 2. Auflage. In elegantestem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 5.—.

B. W. Zell sagt in „Frauenlieblinge" über das Werk: Das Buch ist anziehend und belehrend, wie selten ein Buch, und aus den geistvollen ästhetischen Abhandlungen mancherlei Inhalts kann jedes junge Mädchen — auch manche ältere Frau! — mehr lernen, als aus dem schablonenmäßigen „Guten Ton", der sich jetzt fast in jedem Bücherschranke findet und doch so gar nichts Neues sagt.

Luiſe von François.

Von

Hedwig Bender
in Eiſenach.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

VIII

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 209.

Die Geheimbünde Afrikas.

Von

Leo F. Frobenius
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen:

Forschungen und Erlebnisse
im
Dunkelsten Afrika

Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von
Frau J. S. Jameson.

Mit einem Bildniß des Verfassers, einer Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers.

Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert.

Preis elegant geheftet M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—.

Die interessanten Schilderungen der Scenerie und Menschen, der Fauna und Flora machen das Werk zu einem der spannendsten Bücher über den dunklen Erdtheil. (Neue Preuß. (†) Ztg.)

Die interessante Schrift nimmt einen wichtigen Platz unter den Publikationen über Stanleys Emin-Pascha-Expedition ein. (Ausland.)

Die Nachhut von Yambuya
unter Major E. Barttelot.

Mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot.
Mit einem Bildniß Barttelots und zwei Karten.
Geh. M. 9.—, geb. M. 10.—.

Die Geheimbünde Afrikas.

Ethnologiſche Studie.

Von

Leo V. Frobenius,
G. am ſtädtiſchen Muſeum für Völkerkunde ꝛc. in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Motto:

„Die gefährlichsten Fetissero sind diejenigen, die sich sterben lassen und dann aus dem Grabe zurückkommen."

A. Bastian.

Wie das Trümmerfeld einer zerstörten Stadt, so liegt die bunte Menge von Mittheilungen über die Geheimbünde in Afrika vor mir. Nicht ist es möglich, die einzelnen Gebäude neu aufzuführen. Den Charakter des Ganzen glaube ich aber erkannt zu haben und gebe ihn im folgenden.

Wie der Leser sehen wird, habe ich nicht Analogien bei anderen Völkern aufgesucht. Es wäre das gerade in diesem Falle ein gefährliches Wagstück. Die erste Aufgabe der Völkerkunde (und im speziellen der Ethnologie) sehe ich darin, in Einzelforschungen schwierige Probleme zu lösen. Erst die zweite ist es, die Endresultate vergleichend nebeneinander zu stellen. Daraus ergeben sich dann, wenn sich eine gleiche Entwickelung, ein gleicher Ausdruck der betreffenden Anschauung in der Sitte gezeigt hat, leicht die fehlenden Glieder im Aufbau der aus Zusammenwirken von Elementargedanken entstandenen Gebilde.

Um ein klares Bild zu schaffen, wurden die Quellenangaben und Randbemerkungen an den Schluß gesetzt. Dadurch wurde die Abhandlung entlastet. Aus demselben Grunde wurden nicht immer alle Beispiele angeführt, wie auch nur ein Extrakt und nicht die ganze Arbeit meiner Forschungen gegeben wird.

Den pſychologiſchen Bau der Menſchen, der Völker möchte ich mit der Muſik vergleichen. So gering, wie da die Zahl der Töne, die Zahl der Tonleitern iſt, ſo einfach iſt offenbar auch die Harmonie der Beweggründe, die die Menſchen zu ihren Sitten, ihren Eigenarten geführt haben. Zwei im Charakter völlig voneinander abweichende Meiſter können gleichzeitig zu denſelben Tonfolgen (Thema) gelangen, zu Tonfolgen, die gleich ſind und doch infolge Tonart, Takt und Zuſammenhang einen anderen Charakter tragen, ſo daß wir ſagen können, die Komponiſten gelangten auf verſchiedenen Wegen zu ihren Reſultaten. Ebenſo iſt's in der Völkerkunde. Oft ſind die Sitten zweier, ja vieler Völker auf den erſten Anblick vollſtändig gleich. Sie erſcheinen als Ausdruck eines Elementargedankens. Bei innerer, tiefgehender Unterſuchung ergiebt ſich aber, daß ſie in ihrer Eigenart und in der Reihe der Beweggründe durchaus differiren.

Noch ein anderer Punkt macht mir den Vergleich der Völkerpſychologie mit der Muſik lieb. Es iſt das Gefühlsleben, das in beiden treibt und wohl durch eine Vertiefung in den Ausdruck verſtanden werden kann, nicht aber in klarer Ausſprache wiederzugeben iſt. Unklar und doch verſtändlich iſt der Zauber, der in der Frühlingsnatur, im Klange des Frühlingsliedes, in der Entwickelung der Mythologie liegt. Aber auszuſprechen iſt nur die Sentenz der Fabel. Das Wort: „ich habe dich lieb" klingt rauh ſogar aus dem Munde der Mutter, des Gatten, des Freundes ohne Belebung durch muſikaliſchen Klang, den Stimmung und Gefühl wie in einen melodramatiſchen Vortrag hineinlegen. Unklar, nur zu empfinden, nie auszuſprechen ſind die Gefühle, die Empfindungen, die die „Religion" der Naturvölker hervorbringen. Es würde unglaublich plump ſein, einem Naturmenſchen die Frage vorzulegen: „Glaubſt du an ein Leben nach dem Tode?" Wohl würde er antworten: „Ich werde ja zu Staub und Aſche!" — (und ſo iſt oftmals

geantwortet worden) —, aber aus einem Vergleich von Sitten der Neger ergiebt sich unwidersprechlich, daß der Glaube an ein Fortleben des geistigen Theiles nach dem körperlichen Ableben den Grundzug seiner Anschauung bildet.

Sorgenlos, nach unseren Begriffen unglaublich leichtfertig und gedankenlos der Zukunft gegenüber wandert der Neger durch das Leben. Da reißt ihn mit einem Male ein jäher Tod aus der Mitte der lustigen lebensfrohen Genossen. Diese erstaunen, sie schaudern, sie stehen vor einem Räthsel. Die Lösung dieses Räthsels, des Räthsels, das der Tod bietet, ist das Leitmotiv, das den Neger fast als einziges zum Denken anregt; dieses Denken und Grübeln um den einen Punkt hat das Phantasiegewebe, das so oft und so grundfalsch „Religion" genannt wurde, entwickelt. Fast alle mystischen Formen und Ausdrucksarten der Negerphantasie setzen im Ausgangspunkte des Lebens ein. Eine jener sich in allen möglichen Variationen bewegenden Formen ist der Geheimbund. Die Nabelstelle dieses Sittenbildes findet sich in der Trennung des Geistes vom Körper. So hat denn auch hier meine Entwickelungsdarstellung ihren Anfang zu nehmen.

Zwei Empfindungen hat der Neger, wenn er an den Geist eines Verstorbenen denkt. — (Lassen wir Verwandtschaftspietät und Gewohnheitsanhänglichkeit beiseite!) — Einmal ist es die Furcht vor dessen Macht, die ihn tödten, krank werden, in jedes Unglück gerathen lassen kann. Den Neger, der dem Greifbaren mißtraut, beschleicht ein beängstigendes Gefühl, wenn er an den ja unsichtbaren und somit furchtbar unheimlichen Geist denkt. Aber zum anderen kann ihm die Macht auch einmal nützen, drum kann er sich nicht entschließen, den Geist zu vernichten und zu verbannen.[1] Nein, er wird nicht vertrieben, sondern sogleich nach dem Tode noch einmal herbeigerufen, damit er dessen Ursache angebe.[2]

Vor allen anderen Orten ist es der tiefe Urwald, den der Neger gern die Verstorbenen als Aufenthaltsort wählen läßt.[3] Das Düstere, das Unheimliche, das Imposante, welches nach den Beschreibungen Wißmanns und Stanleys ein solcher afrikanischer Wald bietet, muß allerdings ganz besonders die Phantasie zu solchen Gespensterbildungen anregen. So bestatten die Wa Buma, nahe der Kassaimündung, ihre Fürstinnen auf einer Insel im Schatten eines aus mächtigen Bäumen bestehenden Haines. Nur Waldgethier besucht den erhabenen Ort, und nur ein alter Mann ist Hüter dieses Stammheiligthumes.[4] Vor allem wichtig ist aber die Mittheilung, die wir Bastian verdanken.[5] „Die Fetissero entführen die geraubten Seelen nach ihrem Fetischwalde, den Niemand betreten kann, da der Annähernde starr gefesselt bleibt." Dort im Walde hausen nun die Geister. Von dort kommen sie, wenn sie Unheil stiften wollen oder wenn sie von den Gangas[6] gerufen werden zum Wahrsagen, zum Richten, zum Rächen.

Bei den Kioke, Minungo, Sfongo heißen diese Geister „Mukisch".

Ein wunderschönes Beispiel für die Denkungsart der Neger bietet uns eine die Mukisch betreffende Erzählung Camerons.[7] Bei den Kioke wird die Eifersucht der Geister auf ein eigenes Gebiet dazu benutzt, um „Scheinteufel", d. h. Männer, die dasselbe Aussehen wie die Geister nach der Negeransicht haben, in den Wald zu senden und dieselben so zu verscheuchen. Die Rolle der Scheinteufel spielen die Ganga.

Der Stamm des Wortes Mukisch findet sich bei den verschiedensten Völkern und giebt uns ein interessantes Bild von den vielfachen Seiten seiner Bedeutung. Von den Loango schreibt Dapper:[8] „Sie nennen eben alles Mokisso, wo sie glauben, daß einige verborgene Kraft dabei sei." Bei den Kabinda heißt Mokisse „Götze" oder „Ahnenbild."[9] Mokisso

werden in Loango fernerhin die Albino genannt, die vom Könige „bei ſeinen kirchlichen Verpflichtungen von Mokiſſomachen gebraucht werden“. Dapper[10] überſetzt das Wort mit „Feldteufel“. „Enganga Mokiſſie ſind die Verfertiger der Teufel“ (Ahnenbilder).[11] Im Kamerungebirgsland[12] bezeichnet man einen guten Geiſt mit „Uwaſſe“, einen böſen mit „Mokaſſe“.[13]

Es handelt ſich hier alſo um ein Wort, das im allgemeinen das „Geiſtige“, im Gegenſatz zum „Körperlichen“, im ſpeziellen aber den umherirrenden Geiſt ſelbſt bedeutet. Deshalb wird der Albino ſo genannt. Baſtian beſtätigt dieſe Stellung, die man demnach dem krankhaft hellfarbigen Menſchen anweiſt. Er fand auf dem Platze in Quiſembo unter einer Tamarinde einen ſolchen Menſchen ſitzen. Dieſe Leute, ſchreibt der Gelehrte,[14] würden von den Fürſten als „Fetiſche“ gehalten; ſie dürften nehmen, was ihnen beliebte, und ſie wären geachteter, als ſelbſt die Ganga. Und dieſe Anſicht, daß nämlich die Albino die Geiſter Verſtorbener wären, iſt in Afrika ſehr weit verbreitet. Sie hat ſich wegen der hellen Haut auf die Europäer übertragen, als die erſten ins Land kamen. So riefen die Aſchanti den gefangenen Miſſionaren zu: „Das ſind keine Menſchen, das ſind Geiſter.“[15] Pogge und Wißmann wurden aber von den Baſchi Lange als ihre alten, verſtorbenen, aus dem Geiſterwaſſer zurückgekehrten Fürſten angeſehen.[16]

Als hellfarbig malt ſich der Neger den Geiſt aus und ſo ſtellt er ihn auch meiſt dar.

Wie der Geiſt nach dem Abſchied vom Körper dem Ganga die Urſache desſelben ſelbſt mittheilt,[2] ſo wird die Wahrſagergabe auf alle Geiſter übertragen. Eine ſehr ſchöne Uebergangsform zeigt eine Notiz, die Baſtian Dapper entnimmt.[17] Danach ſind die Bewohner der Kongoinſeln früher eine Gangaſippe geweſen. Wenn ſich etwas Sonderliches ereignete, ſo lief einer vermummt umher. Alsbald „redete der Teufel durch ihn“.

Hier zieht noch der Geiſt in den Menſchen ein, aber der Menſch hat ſchon die Form des Geiſtes angenommen, er iſt maskirt. Anders ſchon bei den Mandingo. Dort kommt der Mumbo-Jumbo aus dem Walde, die Weiber werden vorgeladen und die als ſtrafbar befundenen entkleidet, gezüchtigt und dem allgemeinen Spotte preisgegeben.[18] Ein noch werthvolleres Bild als richtiges Mittelſtück zwiſchen Gangageiſterſpuk und Geheimbund bietet aber der Idem-Efik in Kalabar. Dort exiſtirt der Egboorden. Wenn eine Klage bei einem Mitgliede des Ordens anhängig gemacht wird, ſo wird der Idem citirt, der in Blättertracht und mit ſchwarzem Viſir verhüllt erſcheint und richtet.[19] Was die Kalabarleute unter dem Begriff Egbo verſtehen, iſt in dem benachbarten Kamerun unter dem Namen Mungi Sitte. Nach dem, was Buchner, Reichenow und Zöller mittheilen, hält er ſich gewöhnlich im Gebirge oder im Walde auf. Die Hauptleute, die ihn vertreten und in den Wald gehen, verwandeln ſich dort in wilde Thiere; was ſie aber aus dem Walde als einen Befehl des Mungi herausrufen, das wird ſicher ein ſtrenges Geſetz. Der Mungi kann tödten, wen er will.[20] Aehnlich iſt's mit dem Mangongo der Aduma. Mangongo iſt ein Flußgeiſt, um den ſich offenbar auch ein Orden richterlicher Bedeutung geſetzt hat. Bei Aufnahme neuer Mitglieder kommt er aus dem Waſſer. Er, der vermummte Prieſter, brüllt und nimmt mit gewaltigem Getöſe Beſitz von ſeinem Heiligthum. Zum Fluß, ins Waſſer kehrt er auch wieder zurück.[21]

Die drei letzten Formen bilden die erſten der Geheimbünde. Ein Theil des Stammes thut ſich hier zuſammen und ſchafft ſich durch Aufſtellung eines rächenden Geiſtes eine geſicherte Stellung. Richtiger, der Entwickelung nach, iſt es allerdings umgekehrt: nämlich um einen Geiſt bildet ſich eine Sekte.

Wenn wir bedenken, daß alle Theilhaber des Ordens Mitwiſſer des Geheimniſſes ſind, daß es ſich nämlich nur um

eine Darſtellung und nicht um einen wahren Geiſt handelt, wie nahe liegt da die Entwickelung zur nächſten Stufe, daß nämlich alle Theilhaber des Geheimniſſes in Geiſtermasken auftreten! Aber noch andere Entwickelungsmöglichkeiten aus dieſen Urſprungsformen heraus giebt es. Doch ich kehre, ehe ich weitergehe, noch einmal zur Anſchauung der Neger, das Leben der Geiſter nach der Loslöſung vom Körper betreffend, zurück.

„Todt" kann nach der Anſchauung der Neger, wie es ſcheint, nur der greifbare Körper ſein. Aber deshalb iſt der Körper, wenn der Geiſt ihn auch verlaſſen hat, nicht unbedingt todt.

Ward erzählt einen höchſt intereſſanten Fall. Iſt ein Mukongo lange Zeit krank, ſo nimmt das Volk an, „daß der „Mojo" (Geiſt) des Kranken den Körper verlaſſen hat und in der Ferne herumſchweift". Nun wird der Geiſt vom Ganga auf einen Baumaſt gebannt, dieſer abgebrochen und mit großem Geſtöhne, als ſei der Aſt ein koloſſales Gewicht, von den ſtärkſten Männern in die Hütte des Kranken geſchleppt.[23]

Wie locker und phantaſtiſch die Gedanken der Neger um den Zuſammenhang von Geiſt und Körper, gleichwie ein buntes Karnevalsgewand, flattern, läßt ſich noch am Beiſpiele der Beſeſſenen zeigen. Dapper[24] berichtet: „Die Beſeſſenen werden von dem Teufel in den Wald geſchleppt, wo ſie ſich mit Grün ganz und gar beſtecken; wenn ſie nachher wieder herauskommen (auf das Trommeln der Suchenden hin), glaubt man den Teufel in ſie gefahren, und fragt man nun, welche Quixille[24] er ſich auferlegt wiſſen will. Durch Tanzen und Singen treibt man den Teufel aus."[25] Den aus den Beſeſſenen ausgetriebenen „Geiſtern" werden — auf Anordnung der Ganga — Hütten gebaut, in denen ſie verehrt werden.[26]

Die Macht der Geiſter, ſowie ihr Anſehen beim Volke, das ſind die Seiten des Geiſterthums, die dem Neger ungemein

imponiren; das Abſtreifen des Körpers, an dem mancherlei läſtige Erinnerungen hängen, und eine Belehrung in der Löſung des Todesräthſels, die ja ſtattfindet, wenn man den Körper ſelbſt einmal verlaſſen hat, das ſind die Eigenſchaften, die das Verſtändniß für die Grundzüge der Gruppe: „erziehende[27] Geheimbünde“ ermöglichen.

Zwei ſehr typiſche Fälle dieſer geiſtigen Volkserziehung mögen hier ihre vollſtändige Wiedergabe finden. Nachher werde ich an ihrer Hand auf die Einzelheiten dieſer Bünde eingehen.

„Der große Fetiſch lebt im Innern des Buſchlandes, wo ihn Niemand ſehen kann. Wenn er ſtirbt, ſammeln die Fetiſchprieſter ſorgſam ſeine Knochen, um ſie wieder zu beleben, und ernähren ſie, damit er aufs neue Fleiſch und Blut gewinne. Es iſt aber nicht gut, davon zu ſprechen. Im Lande Ambamba muß Jeder einmal geſtorben ſein, und wenn der Fetiſchprieſter ſeine Kalebaſſe gegen ein Dorf ſchüttelt, ſo fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen iſt, in einen Zuſtand lebloſer Erſtarrung, aus dem ſie gewöhnlich nach drei Tagen auferſtehen. Den aber, welchen der Fetiſch liebt, führt er fort in den Buſch und begräbt ihn oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu eſſen und zu trinken, wie zuvor, aber ſein Verſtand iſt fort, und der Fetiſchmann muß ihn erziehen und ſelbſt in jeder Bewegung unterweiſen, wie das kleinſte Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geſchehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, ſo daß ſich mit ihm ſprechen läßt, und nachdem ſeine Ausbildung vollendet iſt, bringt ihn der Prieſter ſeinen Eltern zurück. Dieſelben würden ihn ſelten wiedererkennen ohne die ausdrückliche Verſicherung des Feticheros, der ihnen zugleich frühere Ereigniſſe ins Gedächtniß zurückführt. Wer die Prozedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, iſt allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelaſſen.“

Alſo erzählte der Dolmetſch Quindulis dem Reiſenden Baſtian.[28]

„Der Belli-Paato iſt ein Tod, eine Wiedergeburt und Einverleibung in die Verſammlung der Geiſter oder Seelen, mit denen die Gemeinde im Buſche erſcheint und das für die Geiſter bereitete Opfer eſſen hilft. Das Zeichen Belli-Paato (etliche Schnitte am Halſe über die Schulterblätter) empfangen die Eingeweihten (die in den Verſammlungen das Wort führen und die Quolga oder Ungezeichneten verachten) alle zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre einmal, wobei ſie getödtet, gebraten und ganz verändert werden, dem alten Leben und Weſen abſterben und einen neuen Verſtand und Wiſſenſchaft bekommen. Die noch ungezeichnete Jugend wird nach dem vom Könige beſtimmten Buſche gewaltſam (weil ſie ſich vor dem Tode fürchten) gebracht. Die Eltern (Soggone) unterweiſen ſie in dem Killing-Tanz (mit Bewegung aller Glieder) und dem Belli Dong (Belli = Lobgeſang). Dort leben ſie mehrere Jahre (die Mütter bitten die Eingeweihten, daß die Veränderung bei ihren Kindern leicht vor ſich gehen möge) in Jagd und Spiel ungeſehen. Frauen, die beim Gehölz vorbeigehen, werden fortgeſchleppt. Wenn ſie aus dem Buſche kommen, werden ſie von den Alten im Häuschen gezeichnet und in den Sachen, welche die Rechte, den Krieg und die Herrſchaft des Dorfes betreffen, unterwieſen. Sie ſtellen ſich an, als ob ſie erſt in die Welt kämen und nicht wüßten, wo ihre Eltern wohnten, wie ſie hießen, was für Leute ſie ſeien, wie ſie ſich waſchen ſollten, oder mit Oel beſchmieren, was alles ihnen die Gezeichneten (Soggone) lehren müſſen. Zuerſt ſind ſie ganz mit Buſchgewächſen und Vogelfedern bekleidet“ ꝛc.

So überſetzt Baſtian die Mittheilung Dappers.[29]

Aus den beiden Berichten, die ich, um jeden Irrthum zu vermeiden und wegen ihrer Wichtigkeit ganz wörtlich wiedergebe, läßt ſich der Grundkern der Geheimbünde leicht herausſchälen.

Der große Fetiſch in Ambamba, das iſt die Urſprungsform, das Modell, nach dem der Nachwuchs des Volkes erzogen wird. Nur giebt es zwei Formen der Verwandlung, einmal die primitive und dann die entwickelte. Die primitive begnügt ſich damit, zu tödten und dann neu zu beleben; es iſt die einfache Form der „Vergeiſtigung". Die andere aber, die an Denen vorgenommen wird, „welche der Fetiſch liebt", die erzieht den Zögling der Ganga. Die Ganga laſſen ihn ſeine Kinderjahre nochmals durchleben, ſeine körperliche Entwickelung nochmals durchmachen und lehren ihn dann die neue geiſtige, „gebildete" Denkungsform der Ganga verſtehen.

Aber wie iſt es möglich, wenn kein Humbug mitſpielt, den erwachſenen oder auch nur halberwachſenen Menſchen in den Zuſtand des unbeholfenen Kindes zurückzuverſetzen? Es iſt nur möglich, indem den Gangas die Kenntniß des Hypnotiſirens zugeſprochen wird.[30]

Der Wald, in dem die Jünglinge und auch Mädchen den Belli-Paatotod ſterben, heißt in Liberia heute „greegreebush". Seit jener Zeit, da Dapper (1668) den Belli-Paato beſchrieb, und ich meine, er hat ihn trefflich beſchrieben, hat ſich in Liberia manches verändert. Was dies aber auch iſt, das Bewußtſein des Grundzuges der myſtiſchen Erziehung beſteht heute noch juſt ebenſo, wie damals, da Dapper von „Tod, Wiedergeburt und Einverleibung ins Reich der Geiſter oder Seelen" ſprach. Der Belly (greegreebush der Knaben) und die Sandy (derjenige für die Mädchen) iſt heute noch „unter die Obhut von n'janas oder Geiſtern der Verſtorbenen geſtellt, und wer es wagt, denſelben zu betreten, wird, wie man glaubt, durch die wachſamen n'janas ſofort aufgegriffen und getödtet."[31] Die Masken, die beim Austrittsfeſte von den Soh-bah[32] (= Waldteufel, ſo heißen die Lehrer) und den Soh (= Teufel, ſo heißen die Schüler) getragen werden, heißen devil heads (= Teufelsköpfe).[33]

Zum erſten Male treffen wir bei dem Belli ein charakteriſtiſches Zeichen des Geiſtes- oder Geheimbundes, nämlich das Hellfärben der Haut. Die den Wald zum Zwecke des gelegentlichen Verwandtenbeſuches verlaſſenden Zöglinge beſchmieren ſich über und über mit weißem Thon.[34] Der Schluß, den uns der Name „Mukiſch" oder „Mokiſſo" und die Bedeutung der Albino im Anfang bot, findet hier, wie von nun an öfters, ſeine volle Beſtätigung.

Wenn der alte Muata Jamwo geſtorben iſt, wird ſogleich der neue gekrönt. Aber noch iſt er nicht genügend bereitet zum Herrſcher. Am Ufer des Kalangi weilt die Leiche erſt acht Tage, bevor ſie in den Grabſtätten der Vorgänger den eigenen Platz einnimmt, und acht Tage, die erſte Nacht im Freien kampirend, weilt der neue Fürſt einſam trauernd bei der Leiche des Vorgängers. Er entzündet ein neues Feuer, denn das alte darf nicht mehr gebraucht werden.

Dann erſt zieht er in ſeine Hauptſtadt ein, der göttliche König der Kalunda.[35]

Wenn der Jaga geſtorben iſt, wird ſeine Leiche auf erhöhtem Throne inmitten des Volkes und ſeiner Edlen in ſitzender Stellung niedergelaſſen. „Unter dem Getöſe rauſchender Muſik ſenkt ſich der Geiſt auf den Vertreter des Tendalla-Geſchlechtes, der in gerader Linie von dem Bruder des Reichsſtifters abſtammt, und lenkt im Taumel wilder Inſpiration ſeine Hand, um den Auserwählten aus der Menge herauszugreifen. Dieſen umringt ſogleich die Schar der Prieſter und reißt ihn aus der Verſammlung mit ſich fort in die Finſterniſſe eines abgelegenen Waldgrundes, deſſen Betreten jedem Laien ſicheren Tod bringt."[36] Ein Jahr lang dauert die Ausbildung. Mord und Giftmiſcherei, Medizinkunde und allerhand Myſterien lernt der Schüler der Ganga kennen. Dann wird er am Ende der Lehrzeit beſchnitten,

„damit die Zumbis (Geiſter) der Voreltern ihn in ihre Mitte aufnehmen.“

Aus dem Menſchen wurde der Jaga, der heilige König der Ba Ngala (Jaga) erzogen.

So wie im Süden früher die Fürſten, ſo wird im Norden, in Kongo und ſeinen Nachbarländern, jetzt der gemeine Mann erzogen. Er heißt alsdann „Nkimba“. In abgelegenen Dörferkomplexen oder in Wäldern werden die Gewählten eingeweiht. Sie ſind mit weißem Thon beſtrichen, mit einer Grascrinoline umgürtet. Wie der Jaga in ſeiner Lehrzeit aus dem Walde herausbrach, um Menſchen zu überfallen und zu morden, ſo ſchwärmen die Nkimba-Lehrlinge aus ihrem Aufenthaltsorte hervor und können jedem Uneingeweihten (oder Mungwata) Nahrung, Gewandung oder was ihnen ſonſt gefällt, ſtehlen.[37] Die Nkimbaſitte ſcheint mit der Beſchneidung in engem Zuſammenhange zu ſtehen, doch ſind die Angaben ungenau und widerſprechend.[38] Jedenfalls ſcheinen einige der in dieſen Gegenden ſich findenden Sitten der Beſchneidung hauptſächlich zu dienen.[39]

Die „Tödtung des Körpers“ wird bei den Nkimba auch als Einführungsceremonie vorgenommen, und zwar durch Einflößung eines das Bewußtſein raubenden Trankes.[40] Im Walde wird er ins Leben zurückgerufen. Er erhält einen neuen Namen und lernt eine neue geheimnißvolle Sprache. Dieſe beiden Momente ſind für eine große Reihe der Geheim- oder Geiſterbünde charakteriſtiſch und liegen dem Entwickelungsgange nahe. Daß der Geiſt einen anderen Namen als der Körper haben muß, daß er eine andere Sprache reden muß, als der Sterbliche, das iſt verſtändlich.[41] Fernerhin vergißt auch der Nkimba, wie Mitglieder anderer myſteriöſer Geheimbünde, alles Frühere.

Erziehungsmethoden dieſer Art, die mehr oder weniger charakteriſtiſche Formen tragen, finden ſich auch in anderen Theilen Weſtafrikas. Es ſollen nur die von Schütt erwähnte

Caribodauer, bei der der Mukiſch Lehrmeiſter iſt,[42] das von Buchner aufgeführte Jünglingsnoviziat „Mukuku“[43] und die in Togo von Herold aufgefundene „Fetiſch-Gemeinde“[44] hier vermerkt werden.

Das Wort „ſchuldig“ iſt gefallen, und der Verurtheilte der Bosheit des Idem überlaſſen.

So eilt denn der durch Maske und Gewand erkenntliche Geiſt durch die menſchenleeren Straßen zum Hauſe des Angeklagten. Verheißungsvoll winkt in ſeiner Hand die ſchwere Peitſche. Eine Glocke am Rückenende und kleinere an den Knöcheln ertönen. So verläßt er das Egbohaus, hinter ſich ein halbes Dutzend untergeordneter, phantaſtiſch gekleideter Perſonen, von denen jede ein Schwert oder einen Stock trägt.

Den Idem als perſonifizirten Geiſt führte ich ſchon ein. Der Orden „Egbo“, der ſich um ſeine Perſon entwickelt hat, iſt (wenn wir den dazu gehörigen „Mungi“ im benachbarten Kamerun und den „Legba“ im Joruba ꝛc. dazunehmen) der ausgebreitetſte Weſtafrikas. Deshalb können wir auch die einzelnen Phaſen ſeiner Entwickelung an verſchiedenen Orten verfolgen. Ich gab im Anfang das Bild der einfachſten Form. Ganz anders ſtellt ſich ſeine Bedeutung in der durch kaufmänniſche Thätigkeit verhältnißmäßig hoch ausgebildeten Bevölkerung Kalabars dar.

Wohl tritt der Idem noch maskirt auf, wie eben nochmals geſchildert. Wohl ſind Weiber und Kinder und Alle, die nicht Bundesglieder ſind, geflohen. Aber der Idem iſt nicht mehr ſelbſt Richter, er iſt nur noch Häſcher.

Mit dem energiſchen Auftreten des eingeborenen Kaufmannes fällt die Hierarchie im Lande. Es iſt nicht mehr möglich, ſich frei zu bewegen in größeren Verhältniſſen unter den Feſſeln, welche die Ganga mit ihrem ungeheuer fein ge-

ſponnenen Netze von Speiſeverboten, Opfern und anderen rituellen Geſetzen dem Volke auferlegen. Vor dieſer Zeit, bevor das eingeborene Volk ſelbſt anfängt zu ſchaffen, da genügt die Stammesverwaltung der Ganga; in die Verhältniſſe des „Nichtsthuens", da paßt ſie hinein, denn daraus und dafür iſt ſie entſtanden.[45] Sobald aber die Zeit der Arbeit kommt, hört das weſtafrikaniſche Gangaſyſtem auf, exiſtenzfähig zu ſein. Nun liegt ſelbſtverſtändlich die Leitung in der Hand Derer, die auch Leiter der neuen Aera ſind, der Kaufleute. Um eine Monarchie entwickeln zu können, dazu ſind in Weſtafrika die altpatriarchaliſchen Verhältniſſe zu ſehr verſtümmelt durch das Gangathum. So entſteht denn (wenn auch nicht nominell, ſo doch faktiſch) eine Republik.

Der Egboorden,[46] das iſt die neue eigenartige Staatsverfaſſung, die jetzt in den wichtigſten Zügen dargeſtellt werden ſoll. Es giebt mehrere (die Originalangaben lauten verſchieden) Grade, die ebenſoviele Stufen von Macht und Anſehen repräſentiren. Nacheinander kauft man ſich in dieſelben ein. Doch nur der „Jampai", der oberſte Grad, zieht den Gewinn aus dieſen Einkünften; die Mitglieder desſelben theilen ihn unter ſich. Hauptthätigkeit des Ordens ſcheint Eintreiben von Schulden zu ſein. Häuptlinge verſuchen, Mitglieder des Jampai zu werden, denn ohne dieſe Rolle haben ſie keine Macht im Lande. Im beſonderen iſt der Bund zu Gunſten der Ordensbürger ſelbſt thätig. Aber auch ſolche, die nicht Mitglieder der Geſellſchaft ſind, können einen Nutzen aus dieſer Inſtitution ziehen, indem ſie ihre Anſprüche durch ein Ordensglied vertreten laſſen. Liegt eine Klage vor, ſo wird der Orden berufen und nach allgemeiner Berathung der Urtheilsſpruch gefällt.

Und dann eilt er hinaus, der Vollzieher des Beſchluſſes.

Noch ein ſehr intereſſanter Reſt aus der Zeit, da Richter und Häſcher gemeinſam im Geiſte des Idem vertreten waren,

ist vorhanden in einer Person, die oftmals fälschlich den Titel des Königs von Kalabar trägt. „Es ist das Ueberbleibsel des größten Mannes im Lande, annähernd ein Pontifex maximus, soweit ihr Aberglaube einen solchen zuläßt. Er hatte das Amt eines Idem Effik oder Groß-Kalabar Juju. Ihm bezeugten die Häuptlinge des Landes tiefe Ehrerbietung, während er sich vor Niemand verbeugte, und vor ihm und seinem Idol wurden die Familien- und Stammesverträge durch Eid erhärtet" (Wadell).

Während hier schon eine Einlenkung in kulturtragende Fährten im Gegensatz zur willkürlichen Regierung durch sicher oft wenig vertrauenswerthe „Priester" sich zeigt, ist dies noch erfreulicher und deutlicher weiter im Norden unter der Einwirkung des Muhammedismus. Es handelt sich um die Purrah-Institution[47] der fünf Fulbe-Susu-Völker an der Sierra Leone. Aus jedem Volke werden dort 25 Mitglieder (die auch in der Zurückgezogenheit erzogen werden und mindestens 30 Jahre alt sein müssen) gewählt. Diese fünf Purrah werden wieder geleitet durch den großen Purrah, der sich aus je fünf Mitgliedern aus je einem Unterpurrah zusammensetzt. (Diese müssen mindestens 50 Jahre alt sein.) Bricht Krieg unter zweien der Völker aus, so tritt der große Purrah zusammen. Von diesem Zeitpunkte an ist Blutvergießen bei Todesstrafe verboten. Nach Berathung und Beschlußnahme wird den Kriegern des Purrah, die aus den neutralen Gebieten herangezogen werden und alle maskirt sind, das Land des schuldigen Volkes vier Tage lang zur Plünderung überlassen. Weiber und Kinder müssen in die Häuser fliehen, da sonst Niemand dem Tode entgeht. Die Beute zerfällt in zwei Theile, deren einer dem beleidigten, jetzt gerechtfertigten Volke zufällt und deren anderer unter die ausführenden Soldaten vertheilt wird.

Mehr den Eindruck einer monarchischen Regierung macht der Simoorden am Rio-Nunez. Caillié hat ihn uns recht ein-

gehend beſchrieben und beſonderen Werth auf einen klaren Bericht von der Erziehung der Mitglieder gelegt.[48] Am beſten geht die Stellung des Simo-Ordensmeiſters aus folgendem Satze hervor: „Ceux qui sont soupçonnés d'avoir employé quelque maléfice, sont aussitôt mis entre les mains du simo, qui est le chef-magistrat.“ Er verhängt das Ordal, das Gottesgericht, durch den Gifttrank. Die aus der Schule von ihm Entlaſſenen pflanzen vor ihrer Hausthür einen Baum oder Aſt, an dem ſie ein Stückchen Stoff befeſtigen. Dies iſt ein Geſchenk des Meiſters. Das Zeichen trägt auch den Namen „Simo“. Es iſt ihr Schutzgott („divinité tutélaire“).[49] An dieſem Male verklagen ſie unter Opfer und Gewehrſchuß Den, der ſie beleidigt, beim Simo.

Dieſer Ordensmeiſter, den die Menge nur ſelten und dann nur maskirt ſehen kann, iſt ein gewaltiger Herr. „Il dicte les lois, elles sont mises à exécution par ses ordres.“ Er weilt mit ſeinen Schülern im Walde. Dieſe dienen ihm 7—8 Jahre, und in dieſer Zeit werden ſie in die Myſterien[50] eingeweiht.

In engem Zuſammenhang mit der Obrigkeit ſteht auch die „Oro“-Inſtitution in der Stadt Ogbomaſcho (Joruba).[51] „Der Geiſt der Vorfahren,“[52] der zweimal im Jahre in der Maske mit der Bambuspeitſche durch die frauenleeren Straßen zu nächtlicher Zeit wandelt, wohnt nämlich „in kleinen Hütten,[53] die abſeits außerhalb der Stadtmauer ſtehen und zu denen kein Zutritt iſt, als durch die Gebäulichkeiten der Stadtoberſten.“

Ein eigenartiges Mittelſpiel zwiſchen obrigkeitlicher Gewalt und prieſterlicher Willkürlichkeit zeigt ſich in Sindungo. Auf einen Befehl des Königs von Angoy werden die Bundesglieder von einem königlichen Beamten, dem Kuvukuta-Kanga-Aſabi, im Walde zuſammenberufen. Von dieſem wird ihnen der Auftrag des Herrſchers ertheilt. Sobald ſie aber ihr Rüſtzeug empfangen haben, treiben ſie eben jenen Beamten mit Schlägen ins Dorf

zurück, überfallen aber das Haus, das ihnen vom Könige übergeben ist, und machen es dem Erdboden gleich.[54]

Es ist selbstverständlich, daß unter der Aenderung und Fortentwickelung einiger Anschauungszweige auch die diese Seiten berührenden Ausdrucksformen der Geheimbünde eine Aenderung erleiden, eine Wandlung als Abschwächung oder Betonung. Es ist verständlich, daß da, wo der Mond in direktem Zusammenhange mit dem Geisterglauben deutlich hervortritt,[55] auch der Geheimbund eine Hervorhebung seiner rituellen Gebräuche in dieser Hinsicht entwickelt. Es entspricht dem inneren Entwickelungsgange, wenn die Geheimbünde bei den Todtenfesten eine besondere Rolle spielen.[56] Mancherlei Gesittung hängt aber mit dem Faden, der sich durch alle Geheimbünde zieht, sehr eng zusammen. Ich will als Beispiel nur daran erinnern, wie in Fida (Whydah an der nördlichen Guineaküste) die Schlangen (als Geister der Vorfahren angesehen) die jungen Mädchen durch Berührung zu Besessenen machten, um dieselben in jene der Casa das tintas ähnliche Hütten zu führen, in denen sie mit gewissen Anschauungen bekannt gemacht wurden.[57]

Auch der Zerrformen soll am Schluß gedacht werden. Ihrer zwei mögen Erwähnung finden. Es ist einmal der „Jehvedienst",[58] der sich von Dahomey aus langsam über das Togogebiet ausbreitet; das andere ist der Kischi- und der Wahrsagertanz,[59] die an den männlichen Ma Rutse ein begeistertes Publikum haben. So wie die glücklich sich entwickelnden Völker die Geheimbünde in dem Gemeinwesen nutzenbringende Formen gebracht haben, so entsteht hier ein Mischprodukt aus falsch verstandenem europäischem Kultureinfluß und eigennützigen, afrikanisch-priesterlichen Anschauungen. Es ist eine gewaltthätige, familienzerstörende, unglücksschwangere Institution, dieser Jehvebund.

Bei den Ma Rutſe aber trennten ſich geiſtiger und körperlicher Gehalt der belebenden Anſchauungen voneinander. Auf der einen Seite entſtand der prophetiſche Tanz, auf der anderen Seite ein ſolcher, der dem thieriſchen und doch fundamentalen Sinne huldigte, dem Geſchlechtstriebe. Das iſt der Kiſchitanz.

Zum Schluſſe erwähne ich nochmals, daß es mir nicht möglich iſt, hier alle Einzelheiten zu erwähnen, alle Einzelfälle zu ſeziren. Nur auf eines möchte ich noch aufmerkſam machen, nämlich den praktiſchen Werth meiner Studie.[60] Im letzten Theile zeigt ſich die glückliche und unglückliche Entwickelung der Geheimbundsidee. Eigenes Verſtändniß für eine neue Aera, die Aera der Arbeit und des Kulturglückes, das aus ihr emporblüht, haben hier unter Einwirkung der Europäer (an der Nigermündung) und der Muhammedaner (auf die Fulbe) zum Umſchwung, d. h. zu einer Sicherung aller Verhältniſſe durch die Gerechtigkeit und die Ordnung wahrende Inſtitutionen geführt. Falſches Verſtändniß, Halbkultur und Sichgehenlaſſen in natürlichen Leidenſchaften haben jene häßlichen und demoraliſirenden Verhältniſſe entſtehen laſſen. Hier kann derjenige, der hinauszieht, um dem Neger das Glück unſerer Kultur zu lehren, ſehen, wie er durch verſtändiges Eingehen in ihre Sitten und Gedankengänge dieſe durchaus ſachgemäß weiter entwickeln und zu ſeinem Zwecke verwenden kann, ohne alles umzuſtürzen.

Denn ein natürlicher und den Verhältniſſen völlig entſprechender iſt der Gedankengang, der der Entwickelung der Geheimbünde — (man kann auch ſagen Geiſterbünde) —, wie ich ſie gezeigt, zu Grunde liegt. So wie der Neger ſeinen Ganga als einen vom „Schlechthandeln“ abgekommenen, aber immer noch mit ſeiner Macht verſehenen Endoxe oder ſchlechten Geiſt anſieht,[61] ſo entſtehen in demſelben Gedankengange aus

den boshaft beanlagten, mächtigen Geiſtern, die mit derſelben Macht ausgeſtatteten, aber zum „Gutthun“, gegen die böſen Geiſter, die im Walde und unter den Menſchen exiſtiren, geſchaffenen Geiſter- oder Geheimbünde.

Anmerkungen.

[1] Ein ungeheuer weit verbreiteter Gedankengang iſt der folgende: Der Geiſt des Verſtorbenen hat die Geſtalt, die ſein Körper einſt hatte. Wird dieſer Körper verſtümmelt, ſo hat die Seele an dieſer Verſtümmelung theil. Dieſe Idee, dumpf empfunden, trägt noch heute, wie es ſcheint, ſehr viel dazu bei, daß die mediziniſch ſo wünſchenswerthe Leichenverbrennung erſt langſam ſich einbürgert. Auch der Neger denkt ähnlich. Baſtian ſchreibt: „Wenn ein Fetiſſero aus dem Grabe zurückkehrt, gräbt man ihn aus, um ſeine Leiche zu verbrennen“ — Loangoküſte, Bd. II, S. 49. — Die Jehveleute verhindern dadurch die Rückkehr eines Verſtorbenen, daß ſie Seewaſſer an die Wände des Jehvehauſes ſprengen. — Vergl. Monatsblatt der Norddeutſchen Miſſionsgeſellſchaft, Miſſionar Spieth, 1893, S. 88.

[2] Vergl. z. B. Pogge, „Im Reiche des Muata Jamwo“, S. 38; Schwarz, „Kamerun“, S. 175, u. a. v. a. O.

[3] Eine zweite, beliebte Stelle für den Seelenaufenthalt, das Waſſer, kommt hier wenig in Betracht, wenn ſie auch ziemlich weite Verwendung findet. Siehe als Beiſpiele: Schwarz, „Kamerun“, S. 175; Baſtian, „Der Fetiſch an der Guineaküſte“, S. 21/22; O. Baumann, „Fernando Po und die Bube“, S. 108; Pogge, a. a. O., S. 38; Bowdich, „Eine Miſſion nach Aſchanti“, S. 361; Ramſayer und Kühne, „Aſchanti“, S. 357/8; Wißmann, Pogge, „Quer durch Afrika“, S. 87. — Aber faſt nur der Geheimbund des Magongo (bei den Aduma) nimmt als den Ausgangspunkt ſeiner Ceremonien das Waſſer. Vergl. O. Schneider, „Die Religion der afrikaniſchen Naturvölker“, S. 130, nach einer Miſſionsſchrift.

[4] Wir finden begeiſterte Berichte über dieſen Kirchhof bei Wolff, „Im Innern Afrikas, S. 386, bei Wißmann, „Meine zweite Durchquerung“, S. 13, und ſogar bei Stanley, „Der Kongo“, Bd. I, S. 446. Wo das Begräbniß nicht in der Hütte des Verſtorbenen vorgenommen wird, findet die Beſtattung im Walde ſehr oft ſtatt, ſo z. B. bei den Bube, O. Baumann, a. a. O., S. 97, bei den Loango, Baſtian, „Loangoküſte“, Bd. I, S. 64, in Angoy, ebd. Bd. I, S. 84 ꝛc.

[5] Bastian, ebd. Bd. II, S. 49.

[6] Ich setzte stets das Bantuwort „Ganga“ statt der falsche Begriffe hervorrufenden Wörter, wie Priester, Fetissero, Medizinmänner, Zauberer, Hexenmeister, Geisterseher ꝛc.

[7] Cameron, „Quer durch Afrika“, Bd. II, S. 162 ff. Siehe auch die Anschauung Andrees, R. A., „Parallelen und Vergleiche“, II, S. 109/10.

[8] O. Dapper, „Naukeurige Beschrijvinge der Afrikaensche Gewesten van Egypten etc.“, Amsterdam 1676, Bd. II, S. 173.

[9] Bastian, ebd., Bd. II, S. 316.

[10] O. Dapper, ebd., Bd. II, S. 167.

[11] O. Dapper, ebd., Bd. II, S. 170.

[12] H. Zöller, „Kamerun“, Bd. I, S. 186.

[13] Wir finden das Wort später noch einmal als „Kischi“ bei den Maruthe. Vergl. Anmerkung 59.

[14] Bastian, „Ein Besuch in San Salvador“, S. 34. Um noch einen Beweis zu liefern, sei Boßmann citirt: „Noch andere meynen, daß sie wieder in weiße Leute verwandelt werden.“ W. B., „Reyse nach Guinea und ausführliche Beschreibung dasiger ꝛc:“ in den Jahren 1690 ff., S. 190.

[15] Ramsayer und Kühne, „Aschanti“, S. 16.

[16] Wißmann, Pogge, a. a. O., S. 87. Ebenso ist es noch neuerdings O. Baumann in Urundi ergangen. Vergl. O. L., „Durch Massailand zur Nilquelle“, S. 80 ff.

[17] Bastian, „Loangoküste“, Bd. II, S. 241.

[18] Andree in den „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen“, II, S. 135/6, citirt Mungo Park 1799, S. 46. Vergl. auch Wilson, „Westafrika“, S. 52/3 (sehr hübsche Beschreibung). — Für diesen Fall, daß nämlich alle Männer Mitwisser des hauptsächlich gegen die Frauen gerichteten Geheimnisses sind, scheint es viele Beispiele zu geben, von denen noch zwei hier Platz finden sollen. Von dem Ogbonibund in Joruba wird der Geist Oro oder Ogbo herbeigerufen, der von einem Priester Besitz nimmt und oft stundenlang, ja während mehrerer Tage auf den Straßen umherläuft und die Weiber in ihre Hütten bannt. — Schneider, a. a. O., nach Hoffmann Abberkuta, S. 117. — Ein Mitglied des, wie es scheint, den gleichen Charakter tragenden Ndábundes bekannte einst Wilson gegenüber, daß es einen derartigen Geist nicht gebe, — „aber“, fügte er hinzu, „wie sollten wir unsere Frauen und Sklaven im Zaume halten, wenn wir bei ihnen den Glauben an das Dasein eines solchen Wesens vergehen lassen wollten?“ W., „Westafrika“, S. 294/5.

[19] Thormählen in den Mittheilungen der Hamburger geographischen Gesellschaft, 1884, S. 332.

[20] Buchner, „Kamerun", S. 26/27. Reichenow in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1873, S. 180/1. — Dieses Verwandeln in wilde Thiere ist mit dem Seelenwanderungsglauben, der in diesen Ländern weit verbreitet ist, sehr gut in Einklang zu bringen.

[21] Schneider, a. a. O., S. 130.

[22] Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo", S. 30/31.— Eine hochinteressante Anschauung herrscht unter den Negern Jamaikas. Bastian berichtet nach Waddel: „Außerdem konnte der Schatten (aufzufassen als Geist) selbst vor dem Tode verloren gehen, so daß man eines Anderen Seele stehlen konnte. Ein sechzehnjähriges Mädchen war sehr bekümmert, weil es glaubte, seinen Schatten verloren zu haben. Jemand hatte ihn gestohlen, wie sie sagte, und sie suchte ihn an den bebuschten Ufern des Stromes, oder um den riesigen Baumwollbaum und an anderen heimgesuchten Stätten, im Mondschein zwischen den anderen Schatten dieser Orte. Ihre Freunde, die sie zur Behandlung brachten, gaben die Versicherung, daß sie nicht mondsüchtig sei, und obgleich sie selbst nicht an diese Dinge glaubten, so thaten es, nach ihnen, doch viele andere." Bastian, „Der Fetisch", S. 45.

[23] O. Dapper, a. a. O., S. 171.

[24] Ueber die Bedeutung des Wortes Quixille siehe Bastian, „Loangoküste", Bd. I und II.

[25] „Die Besessenen (Umkullu), aus denen die Seele eines Verstorbenen redet, werden durch die Trommel eines Fetischs geheilt." (Loango.) Bastian, ebd., Bd. II, S. 224.

[26] Bastian, „San Salvador", S. 101.

[27] Die Volkserziehung stellt sich in Afrika, je nach dem Vorwalten des geistigen oder des kriegerischen Prinzips, sehr interessant dar. Hier an der Westküste ist sie eine rein geistige. Hier sind die Zeiten großer Reiche und großer Kriege Zeiten der Vergangenheit. Anders im Osten und vor allem im Süden, wo noch Völkerwanderungen, Völkerkriege und Völkerreiche dem Geiste der Völker entsprechen. Für beide Gegenden möge noch je ein Beispiel das Gesagte erläutern. Chaka brauchte für seine kriegerischen Operationen eine militärisch organisirte, kraftvoll und unverweichlicht erzogene Truppe. „Es verschwand so der gemüthliche, patriarchalische Kraal der Xosa, und entstanden die Städte (Enkanda), welche man wohl richtiger als befestigte Lager bezeichnen dürfte. Die Bewohner der Hütten hatten demgemäß auch nicht die Stellung von Familienvätern, sondern bildeten Theile bestimmter Heeresabtheilungen, Regimenter oder Armeecorps, welche unter ihren Fürsten zusammenlebten; Frauen waren allerdings auch vorhanden, diese stellten aber nur Konkubinen dar, und gebaren

ſie Kinder, ſo wurden dieſelben in der Regel umgebracht. Hatten ſich beſtimmte Regimenter mehrfach ausgezeichnet und waren ſie in vorgerückten Jahren, ſo erlaubte ihnen der König, als Gnadengeſchenk, ſich ſämtlich zu verheirathen, und die Niederlaſſung verlor alsdann den Charakter der Enkanda, indem ſie wirkliche Familien bildeten." (Fritſch, „Die Eingeborenen Südafrikas", S. 136.) Wie hier eine Volkserziehung vorliegt, ſo wird bei den Maſſai eine Jugenderziehung vorgenommen. Nach der Beſchneidung verlaſſen die Mädchen und Knaben im zwölften bis ſechzehnten Jahre den Kraal der Eltern. „Die Landesſitte will es nämlich, daß die Verheiratheten und Unverheiratheten in getrennten Kraalen leben." „Die junge Welt lebt für ſich, oft mehrere Tagereiſen weit entfernt von den väterlichen Hütten in eigenen Kraalen; das ſind die bumba a morán, die Kriegerdörfer." „Der Morán muß ausſchließlich von Fleiſch oder von Milch leben, darf darin jedoch abwechſeln." „Er darf weder Pflanzenkoſt, noch Honigbier zu ſich nehmen." Mit dem Verlaſſen des Elternkraals erhält er ſeine Waffen. Der Morán iſt blutdürſtig und frech. „Seine eigentlichen Pflichten beſtehen in der Sorge für die Sicherheit des Bezirkes." In den Moránkraalen führen die Jünglinge und mannbaren Mädchen ein friſches, frohes Soldaten- und Liebesleben. (Vergl. Höhnel, „Zum Rudolf- und Stefaniee", S. 265—267.)

[28] Baſtian, „San Salvador", S. 82/83. Dieſe Mittheilung (wie die folgende auch) iſt deshalb ſo ungemein wichtig, weil ſie offenbar von einem Eingeborenen „in die Feder diktirt" iſt. Hier wird nicht die Auffaſſung, die der Europäer bei der Erzählung gewinnt, wiedergegeben, ſondern hier zeigt ſich die Anſchauung des Negers in ihrer ganzen Originalität. Solche Mittheilungen ſind ſelten, und Baſtian ſei für dieſe treffliche Wiedergabe beſonders gedankt!

[29] A. Baſtian, „Allerlei aus Volks- und Menſchenkunde, Bd. I" S. 275/6; Dapper, Deutſche Ausgabe, S. 413 ff.

[30] Zu dieſer Ueberzeugung ſcheint auch Büttikofer zu neigen, indem er ſagt: „Ob die Zöglinge durch ihre Soh-bah beim Eintritt in das Inſtitut auf irgend eine Weiſe hypnotiſirt werden und nachher wirklich an eine Tödtung und Wiedererweckung glauben, oder aber einem abgelegten ſtrengen Gelübde zufolge nur ſo thun, als ob ſie wirklich getödtet und wiedererweckt worden wären, laſſe ich dahingeſtellt, da Keiner, der ſelbſt dieſe Schule durchgemacht, die nöthige Aufklärung geben wird, ſelbſt dann nicht, wenn er geſchlagen oder ſogar mit dem Tode bedroht würde." — Büttikofer, „Reiſebilder aus Liberia", Bd. II, S. 306/7. — Dieſes tiefe Schweigen, das eine Folge der Einweihung in die Geheimbünde iſt, muß durch irgend einen beſonders tiefen Eindruck erreicht ſein. Auch viele der eigenartigen Krankheitsbeſchwörungen haben in Weſtafrika eine Form

und eine Wirkung, die mindestens sehr stark auf eine hypnotische Beeinflussung hinweisen. Ich denke, demnächst an der Hand eines größeren Materials hierauf zurückzukommen.

[31] Büttikofer behandelt in dem eben genannten Werke (Bd. I, S. 264 ff. und Bd. II, S. 302 ff.) den Belli-Bund sehr eingehend. Dieses Citat, S. 308.

[32] Soh = Teufel; bah = groß; ebd., Bd. II, S. 306, Anmerkung.

[33] Ebd. II, S. 309. Um noch weitere Beweise dafür zu liefern, daß das Verständniß für den tiefen Sinn der Ceremonie noch völlig rege ist, sei nachfolgendes nach Büttikofer erwähnt. Ist ein Knabe zum Belly entführt, so antwortet man der nach seinem Aufenthaltsorte fragenden Mutter „n'jana a ta ala" = der Ahnengeist hat ihn weggeführt. (Ebd., S. 306.) Auch ist man überzeugt, daß die Erzieher mit den „Geistern der Verstorbenen in Verbindung stehen und Einem allerlei Schaden verursachen können, wenn man sie nicht zum Freunde hielt". (Ebd., S. 307.) Also werden sie nicht nur als ebenso mächtig, sondern auch als ebenso boshaft erachtet, wie man das von den Geistern selbst glaubt.

[34] Ebd. II. S. 308, und Abbldg., Taf. XXIII.

[35] Pogge, a. a. O., S. 234/5; Ratzel, „Völkerkunde, I, S. 565—567.

[36] Bastian, „San Salvador", S. 150 ff.; „Loangoküste", II, S. 60 ff.

[37] Die Anschauung, daß die Geister ungestraft stehlen, rauben, morden können, nicht nur im eigenen Gebiete, sondern auch außerhalb ihres Waldes, hat sich in dieser Freiheit der Zöglinge sehr schön erhalten. Sie ist, wie es scheint, durchgehends lebendig vom Süden bis zum Norden. Das, was wir von den Nkimba hier gehört haben, das berichtet Buchner vom Muemba in Kamerun — a. a. O., S. 28 —, Büttikofer vom Belli — a. a. O., II, S. 305/6 —, Caillié vom Simo am Rio Nunez. — „Journal d'un voyage à Timboctu et à Djenné etc." Bruxelles 1830, Bd. I, S. 112 — ꝛc.

[38] Mit dem Geschlechtsleben scheint die Nkimbasitte in sehr engem Zusammenhange zu stehen. Aus mehreren Mittheilungen H. H. Johnstons geht hervor, daß die Nkimbapriester sich mit dem Phalluskultus beschäftigen. H. H. Johnston, „Der Kongo", S. 377—381. Es dürfte auch wichtig sein, was Büttner mittheilt. Danach glaubt der Reisende, daß die Institutionen der Nkimba, Nkita und Ndembo und anderer mysteriöser Gesellschaften zur Erregung der Sinnlichkeit (auch zur Beschneidung) dienen. — Büttner in den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", 1889, S. 188. — Jedenfalls liegt ein Vergleich mit der Sitte der casa das tintas nahe: „Ist das Mädchen den Anzeichen nach zur casa das tintas entwickelt, so wird es beim Feste von tanzenden Frauen in die

Mitte genommen und plötzlich ergriffen, um nach der in der Zwischenzeit aufgeschlagenen und ausgeschmückten Hütte gebracht zu werden." In dieser Hütte wird sie mit den für die Brautnacht wissenswerthen Dingen von einer alten Frau bekannt gemacht. „Nach Ablauf der Zeit ist ihr der Umgang mit dem anderen Geschlechte nicht verwehrt." — Bastian, „Loangoküste", S. 175, 45; Falkenstein, „Westafrika", S. 170; Bastian, „San Salvador", S. 177/78.

[39] Die Galos (Gallois) am Ogoway. Bastian, „Loangoküste", II, S. 31. — Die Yaunde. Morgen, „Durch Kamerun von Süd nach Nord", S. 50—52.

[40] Unter der reichen Litteratur über die Nkimba und Ndembo bei den Ba Kongo- und Nachbarstämmen vergl. H. H. Johnston, „Der Kongo", S. 377 ff.; Bastian, „Loangoküste", II, S. 15—31; Congo Illustré, 1892, S. 3, 1894, S. 59/60, 62/63; Baumann, „Beiträge zur Ethnographie des Kongo", S. 5/6; Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo", S. 31/32; Camille Coquilhat, „Sur le haut-Congo", S. 59/60.

[41] Die geheimnißvollen alten Sprachen an der Westküste Afrikas verdienen eine genaue Untersuchung. Sie wurden gefunden bei den Bube, Ba Ngala, Ba Kongo, Dahomey, Togo-Hinterland-Völkern und auch sonst an vielen anderen Stellen.

[42] Beim Sfongostamm. Schütte, „Reisen im südwestlichen Becken des Kongo", S. 106. Vergl. auch Wißmann, a. a. O., S. 380.

[43] Buchner, a. a. O., S. 27.

[44] „Mittheilungen aus deutschen Schutzgebieten", 1892, S. 145/6. — Hier liegt scheinbar eine sehr interessante Form vor. Nach Herolds Notizen ist der Sinn der Ursprungsform völlig verloren gegangen, und die Prunksucht sucht in den Festen der Aufnahmefeierlichkeiten seine Befriedigung.

[45] Als bestes Beispiel der angedeuteten Verhältnisse gebe ich Loango und Bomma an, in welch letzterem Lande die von den Ganga dem Fürsten auferlegten Verpflichtungen so weit gingen, daß kein Mensch mehr Fürst sein will, sondern zu diesem Amte gezwungen werden muß. — Bastian, „Loangoküste", Bd. II, S. 10/11.

[46] Bastian hat in seinem „Fetisch" die Originalberichte nebeneinandergestellt. Siehe dort S. 8—17.

[47] J. de Crozals, „Les Peulhs", S. 243—245; Bastian in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1893, S. 317—319.

[48] R. Caillié, a. a. O., S. 111 ff.

[49] Caillié schreibt an dieser Stelle: „Ce morceau de bois devient leur divinité tutélaire; il lui porte un grand respect, mêlé de crainte

au point que, pour empêcher quelqu'un d'entrer dans un lieu, il suffit d'y planter le simo etc." — S. 113. — Genau dieſelbe Vorſtellung findet ſich in Kamerun und Kalabar. „Dort iſt ein Bündel grüner Blätter, das an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen, daß das Eigenthum unter dem Schutz des Egbo ſteht." — Baſtian, „Der Fetiſch", S. 11; Reichenow, a. a. O., S. 180; Buchner, a. a. O., S. 25. Vergl. Büttikofer, a. a. O., II, S. 328.

[50] Worin können dieſe „Myſterien", die in faſt jeder Beſchreibung eines Geheimbundes erwähnt ſind, beſtehen? Ich muß geſtehen, ich ſtehe denſelben recht ſkeptiſch gegenüber. Ich würde mir alles Mögliche vorſtellen können, wenn ſich das ganze Bild der Geheimbünde nicht völlig klar und logiſch entwickelte. Ich halte ſomit dieſe Myſterien für den geheimnißvollen Schleier, in den ſich die Bünde hüllen, um unerkannt und unerklärt vom Volke ihre volle Gewalt auf dasſelbe ausüben zu können. — Irgend ein Reiſender läßt die maskirten Schreckfiguren dem angenehmen Gefühle des „Sichangruſelnlaſſens" entſpringen. Buchner legt den Figuren der körperlichen Geiſter die „Erſchütterung des Gemüthes durch ſchreckhafte Fratzen" als Zweck unter. Noch ein anderer Reiſender bringt die Geheimbünde mit der Geſpenſterfurcht in Zuſammenhang. Das iſt alles gut geſagt. Es ſind die Gefühle, die der Ganga ſeinen Myſterien unterlegt, die vollſtändig dem oben dargeſtellten Entwickelungsgange der Geheimbundsidee, wenn auch verſtärkt, entſprechen. Möglich iſt es, daß hie und da noch eine intereſſante Ceremonie nicht bekannt iſt, aber an eine außerhalb des Rahmens der dargelegten Idee fallende Anſchauung kann ich nicht glauben. Wonach noch zu forſchen wäre, das ſind mündliche Ueberlieferungen, von denen ſich uns aus dieſem Kreiſe heraus allerdings noch keine Spur gezeigt hat, die ſich aber gern hinter ſolchen „myſteriöſen" Sittenzweigen verſteckt halten.

[51] Schneider citirt Baſtian („Geographiſche und ethnologiſche Bilder", Jena 1873, S. 185) a. a. O. auf S. 117.

[52] Dieſe direkte Bezeichnung als Vorfahre ꝛc., die ſo recht deutlich das klare Verſtändniß für die Grundidee der Geheimbünde zeigt, findet ſich öfters. Von den „dou", die ſich bei den Bambara und Malinké am oberen Senegal bis Wagaduga hin finden, ſagt Binger: „Les Khassonké les appellent mama (ancêtres)." — „Du Niger au Golfe du Guinée par le pays de Kong et le mossi", Bd. I, S. 380.

[53] Die kleinen Geiſterhütten ſind in Afrika ſehr ausgebreitet. Sie finden ſich bei den Bube und auch in Oſtafrika. — Vergl. Stuhlmann, „Mit Emin Paſcha ins Herz von Afrika", S. 119 und 676, und Baumann, „Ducch Maſſailand zur Nilquelle", S. 71, 225 und 229. Vergl. auch Anmerkung 26.

[54] Bastian, „Loangoküste", I, S. 81—83 und 221 ff. Die Sindungo haben auch die Thätigkeit des Regenmachens in ihren Händen.

[55] Baumann, „Fernando Po", S. 102; Buchner, „Kamerun", S. 25/26.

[56] Elongolo, Buchner, ebd., S. 26; Dr. Pauli in „Petermanns geographischen Mittheilungen", 1885, S. 17.

[57] Bosmann fand diese Sitte an der Guineaküste. — A. a. O., S. 450 ff.

[58] „Der Jehvedienst" von Missionar Spieth, a. a. O., S. 52 ff., 75 ff. und 87 ff.

[59] Emil Holub, „Eine Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches", Wien 1879, S. 63—65.

[60] Gern gehe ich auf die praktischen Erfolge, den für die Herren Kolonialpolitiker wichtigen Theil unserer ethnologischen Forschungen ein. Viele sehen die Ethnologie als eine „nutzlose" Wissenschaft an, denn sie kann ja nicht, wie ein „gebildeter" Herr mir gegenüber neulich erwähnte, „so Nützliches bringen, wie die Chemie die Anilinfarben".

[61] Bastian, „Loangoküste", I, S. 289, II, S. 161/2.

Unter Menschenfressern.

Eine vierjährige Reise in Australien.

Von

Karl Lumholtz.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit 105 Original-Illustrationen und Kartenbeilagen.

Eleg. geheftet *M.* 15.—, eleg. geb. *M.* 16.50.

Auch in 15 Lieferungen à *M.* 1.— zu beziehen.

Unter den zahlreichen Reisebüchern, welche in unserer so überaus produktiven Gegenwart dem großen Publikum vorgelegt und die von demselben stets mit besonderem Interesse gelesen zu werden pflegen, dürfte unseres Erachtens Karl Lumholtz' Buch über seine Reisen in Australien einen ganz hervorragenden Platz einnehmen. (Univers. Zool. Museum Christiania.)

Land und Leute

in

Westafrika.

Von

Dr. R. Buchholtz.

M 1.—

Der alte und der neue Kongostaat.

Von

Postdirektor Raab.

Preis *M* 1.60.

Die englische Emin-Entsatz-Expediton.

Von

Dr. Fr. Reinhardt.

Mit einer Karte.

Preis *M.* 1.—.

Die Durchquerungen Afrikas.

Von

Prof. Treutlein.

Mit einer Karte. Preis *M.* 2.—.

Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha),

der ägyptische General-Gouverneur des Sudans.

Von

Prof. Treutlein.

Mit einer Karte. Preis *M.* 1.20.

Die Geheimbünde Afrikas.

Von

Leo F. Frobenius
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

VIII. 175

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 210.

Die Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Seiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(99 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf = 49,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur. (476/477) ..... ℳ 1.50
— Rassenmischung im Judenthum. (Mit Abbildungen.) (N. F. 116) " —.80
Angerstein, W., Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) " —.75
Bayer, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412) ..... " 1.—
Buchner, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250) ..... " —.75
Buschan, Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit. (N. F. 186) ..... " —.60
Bußler, Frauencharaktere aus der Tragödie des Euripides. (N. F. 158) ..... " —.80
Cornill, Entstehung des Volkes Israel. (N. F. 60) ..... " —.60
Deckert, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. (364) ..... " —.75
Dierks, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. (N. F. 32) " —.80
Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) " —.75
Doehler, Die Orakel. (150) ..... " —.60
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (N. F. 71) ..... " —.80
Eyssenhardt, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. (469) ..... " —.80
Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360) ..... " —.75
Fleischner, Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. (N. F. 175) " —.80
Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168) ..... " —.60
Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) ..... " 1.—
Friedel, Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442) ..... " 1.20
Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten. (N. F. 46) ..... " 1.—
Gmelin, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam. (190) ..... " —.60
Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. (N. F. 8) .. " —.80
— Das nordische Wohnhaus. (N. F. 131) ..... " —.60
Gravenhorst, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370) ..... " —.60

Die Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Heiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

1.

Seit etwa zehn Jahren ist eine neue Hypothese über die Heimath unserer ältesten Vorfahren, der Indogermanen, aufgetaucht, welche — so überraschend und unglaublich sie auf den ersten Blick erscheint — dennoch in den letzten Jahren entschiedene Fortschritte in der Anerkennung der Gebildeten gemacht hat. Ich meine die Ansicht, daß das indogermanische Urvolk seine Heimath in Südskandinavien gehabt habe. Besonders hat eine in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes vielgelesene Zeitung, die „Tägliche Rundschau", in populär geschriebenen Artikeln diese Hypothese als eine wissenschaftlich so gut wie feststehende Thatsache vorgetragen. Ja, sie hat unser deutsches Nationalgefühl zu dieser Hypothese in Beziehung gesetzt; wir Germanen seien — so ist da zu lesen — der Urheimath der ganzen Völkerfamilie am nächsten geblieben, wir seien die echtesten und reinsten Indogermanen, am wenigsten gemischt mit inferioren Rassen, wir hätten durch die strenge Auslese der skandinavischen Eiszeit die großen und edlen Eigenschaften erlangt, die uns vor anderen Völkern auszeichnen, die Opferwilligkeit, den Heldenmuth, besonders aber die sittliche Reinheit und Neigung zur Einehe; wir seien daher sozusagen das geborene Herrenvolk der Erde, das adlige Geschlecht der Welt.

Durch solche Aufstellungen und Ausführungen müssen wir Germanen uns gehoben und geschmeichelt fühlen, und es ist

deshalb wohl zu erwarten, daß die Hypotheſe von der ſkandinaviſchen Heimath der Indogermanen noch weitere Verbreitung bei dem für ſolche Fragen intereſſirten Publikum gewinnen wird. Es iſt daher wohl an der Zeit, ſie einer näheren Beleuchtung zu unterziehen und im Zuſammenhange damit den Leſer über den gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Stand der Frage überhaupt zu orientiren.

Der Hauptvertreter der ſkandinaviſchen Hypotheſe, Karl Penka in Wien, hat ſeine Anſichten in drei Schriften entwickelt: „Origines Ariacae“ 1883, „Die Herkunft der Arier“ 1886 und endlich „Die Heimath der Germanen“ 1893. Er verficht ſeine Anſicht mit dem felſenfeſten Glauben, daß durch ſie allein alle Schwierigkeiten und Fragen gelöſt werden, und deshalb mit einer faſt naiven Siegeszuverſicht, welcher etwas Imponirendes innewohnt.

Seine Beweismittel ſind einmal körperliche Merkmale, ſodann die archäologiſchen Funde. Es giebt — ſo geſtaltet ſich etwa der Gang ſeiner Beweisführung — in Europa eine ältere und eine jüngere Steinzeit. Die erſte zeigt rohe Geräthe und ungeſchliffenen Feuerſtein, die zweite ſchön geſchliffene Aexte und Meißel und kunſtvoll zugehauene Pfeilſpitzen. In der älteren Steinzeit war — nach den gefundenen Knochen zu urtheilen — der Hund das einzige Hausthier, und die Menſchen lebten von Jagd und Fiſcherei; in der jüngeren gab es als Hausthiere auch Ziege, Schaf und Schwein (das Rind iſt bis jetzt nur in Schweden feſtgeſtellt worden, in Dänemark noch nicht), und die Menſchen betrieben Ackerbau und Viehzucht. Die ältere Steinzeit finden wir außer in Dänemark und Schweden auch in Weſt- nnd Mitteleuropa, die jüngere Steinzeit iſt über die meiſten Länder Europas verbreitet. Nun herrſcht aber in Weſt- und Mitteleuropa zwiſchen beiden eine tiefe Kluft, der ſogenannte Hiatus, während in Dänemark und Südſchweden

zwiſchen beiden Kulturperioden Uebergangs- und Zwiſchenformen in den Waffen und Geräthen gefunden worden ſind.

Daraus ergiebt ſich, daß allein in Südſkandinavien die ältere Steinperiode zur jüngeren ſich organiſch entwickelt hat, daß mithin dasſelbe Volk hier der Träger der älteren, wie der neueren Kultur geweſen iſt, während in Weſt- und Mitteleuropa das Volk der jüngeren Steinzeit ein anderes, erſt ſpäter eingewandertes iſt, als das der älteren. In den Oſtſeegegenden Norddeutſchlands, in Preußen, Pommern und Mecklenburg, erſcheint der Menſch überhaupt erſt im jüngeren Steinalter. Nun ſind aber die meiſten der in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Schädel langgeſtreckt, es findet ſich nur eine geringe Zahl Kurzſchädel daneben. Darum darf man annehmen, wie es auch Virchow thut, daß die heutigen Bewohner Skandinaviens in ununterbrochener Folge auf die zur Steinzeit daſelbſt ſeßhaft geweſene Bevölkerung zurückgeht. Das folgt auch daraus, daß in den Formen und Ornamenten der Geräthe, wie in der Begräbnißweiſe, von der jüngeren Steinzeit durch das Bronzealter bis zum Eiſenalter hinunter kein Sprung ſtattfindet, alſo kein Bevölkerungswechſel markirt wird. Da nun dasſelbe Volk, welches in der jüngeren Steinzeit dort lebte, wie wir ſahen, bereits in der älteren dort gelebt haben muß, ſo müſſen die in der älteren Steinzeit in Skandinavien ſeßhaften Menſchen die Vorfahren der jetzigen Bevölkerung, mithin ariſch-germaniſch geweſen ſein.

Zu dieſem poſitiven Beweiſe fügt Penka den negativen, daß die Germanen nicht in Skandinavien eingewandert ſein können. Im jüngeren Steinalter nicht. Denn der germaniſchen Grundſprache ſei das Eiſen bereits bekannt; ſie hätten dies alſo mit nach Skandinavien bringen müſſen, wo es indeſſen während der jüngeren Steinzeit noch fehlt. Hiergegen iſt von vornherein zu bemerken, daß das Eiſen der germaniſchen Grundſprache

keineswegs von Hauſe aus bekannt war, ſondern in die germaniſchen Einzelſprachen erſt aus dem Keltiſchen in einer doppelten Entlehnungsſchicht gedrungen iſt (gothiſch eisarn und nordiſch iarn; vergl. Kluge, „Etymologiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache“; Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeſchichte“, S. 308). Auch konnten — ſo fährt Penka fort — die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der germaniſchen Grundſprache, namentlich die Lautverſchiebung, in der jüngeren Steinzeit noch nicht ausgebildet ſein. Was hindert das — ſo muß man darauf ſagen — die Annahme, daß die Vorfahren der Germanen, d. h. ein Volk, welches ſich von dem indogermaniſchen Urvolke längſt losgelöſt hatte, die Lautverſchiebung und die übrigen ſpäteren Eigenthümlichkeiten des Germaniſchen aber noch nicht entwickelt hatte, in Skandinavien einwanderten? Die Lautverſchiebung hat ſich auf deutſchem Boden vollzogen, wie u. a. die Verſchiebung des keltiſchen Volksnamens Volca zu Walch beweiſt. Nach Penka müſſen wir die Bewohner Skandinaviens und Deutſchlands bis zum Eintritt der Lautverſchiebung „Indogermanen“ nennen, weil ſie noch keine eigentlichen Germanen waren. Das iſt aber gänzlich unberechtigt, weil ſie von dem indogermaniſchen Urvolk ſowohl wie von den anderen Einzelvölkern ſich längſt losgetrennt hatten und eine Gruppe für ſich bildeten. Ebenſowenig zwingend iſt Penkas Begründung des Satzes, daß die Germanen nicht im Eiſenalter eingewandert ſein könnten. Denn — ſo ſagt er — ſchon die Träger der Bronze- und Steinalterkultur ſeien Arier geweſen. Es müßte alſo ein anderes ariſches Volk geweſen ſein, und da kämen nur die Kelten in Betracht; Kelten aber ſeien in Skandinavien durchaus nicht nachweisbar. Erſtens iſt nicht bewieſen, daß die Bewohner des Stein- und Bronzealters Indogermanen waren — ſiehe im nächſten Abſchnitt die Beſprechung der archäologiſchen Argumente —, und zweitens, wenn es Arier waren, ſo brauchen es keineswegs Kelten geweſen zu ſein. Denn es

ist ein Irrthum, anzunehmen, daß es nicht noch andere indogermanische Stämme gegeben haben könne, als diejenigen, die ihre Existenz bis in die geschichtliche Zeit hinein gerettet haben. Gar manche mögen im Daseinskampfe zu Grunde gegangen sein, ohne eine geschichtliche Kunde zu hinterlassen; von den Schweizer Pfahlbauern z. B. hat man nicht ohne Grund vermuthet, daß es Indogermanen gewesen seien.

Penka glaubt also bewiesen zu haben, daß in Skandinavien in der jüngeren Steinzeit Indogermanen gesessen haben. Da nun aber die Kultur der jüngeren Steinzeit in ganz Europa den gleichen Charakter trägt, so muß nach ihm dieselbe indogermanische, langschädelige Rasse, die in Skandinavien als die Trägerin dieser Kultur erscheint, auch für das übrige Europa als deren Trägerin angenommen werden, was durch zahlreiche Schädelfunde wiederum bestätigt werde.

Somit ergiebt sich als Schluß der ganzen Beweisführung: nicht nur die Germanen, sondern auch ihre Vorfahren, die Indogermanen, haben in Skandinavien ihre Heimath und haben sich von hier aus über Europa und große Gebiete Asiens bis nach Indien verbreitet.

Damit aber noch nicht genug. Penka findet nicht nur die Heimath der Indogermanen, sondern nahezu die des gesamten Menschengeschlechtes auf seinem archäologischen Wege. Er schließt nämlich weiter folgendermaßen: Die ältere Steinzeit Schwedens und Dänemarks schließt sich unmittelbar an diejenige West- und Mitteleuropas. Da nun die Menschen der jüngeren Steinzeit in Skandinavien die Nachkommen der Menschen der älteren Steinzeit sind, so müssen die Bewohner West- und Mitteleuropas im älteren Steinalter die Vorfahren der später in Skandinavien als Indogermanen auftretenden Bevölkerung sein, und in der That zeigen auch diese die lange arische Schädelform. Dieselbe Schädelform

zeigen aber auch die Urbewohner der pyrenäiſchen, apenniniſchen und Balkanhalbinſel, ſowie Oſteuropas, die nur durch dunkleren Teint und niedrigeren Wuchs ſich von den Indogermanen unterſcheiden. In dieſen, den Iberern, Pelasgern, Nordkaukaſiern, Semiten, haben wir alſo die nächſten Verwandten der Indogermanen, die jedenfalls mit den letzteren bis zu einem gewiſſen Punkte eine Periode gemeinſamer Entwickelung durchgemacht haben.

Wie kommt es nun aber, daß ſich die ältere Steinzeit gerade nur in Südſkandinavien zur jüngeren weitergebildet hat? Die Antwort iſt: weil der Menſch der älteren Steinzeit in Mitteleuropa nach dem Verſchwinden des Eiſes und des Rennthieres nicht mehr leben konnte. Und ſo entrollt ſich denn vor unſeren Blicken folgende Geſchichte des urzeitlichen Menſchen, unſeres Vorfahren. Die Wiege des Menſchengeſchlechtes iſt Mitteleuropa. Vor der grauenvollen Eiszeit entwichen die übrigen Menſchenraſſen in andere, angenehmere Erdtheile. Die Vorfahren der Indogermanen aber und deren Verwandte *blieben* zu ihrem Heile. Denn durch die ungünſtigen Lebensbedingungen während der Eiszeit und den ſchwierigen Daſeinskampf wurden ſie derartig geſiebt, daß nur die Stärkſten, Begabteſten und Charaktertüchtigſten übrig blieben. So konnten aus dieſen eiszeitlichen Rennjägern diejenigen Völker hervorgehen, welche alle anderen beherrſchen und unterwerfen ſollten. Nun wurde das Klima allmählich milder, das Eis ſchwand und wich zum Theil nordwärts gegen Skandinavien, zum Theil ſüdwärts gegen die Alpen zurück. Der eiszeitliche Menſch, der das Rennthier nicht entbehren konnte, theilte ſich ebenfalls in zwei Gruppen. Ein Theil zog ſüdwärts dem Mittelmeere zu, dem entweichenden Eiſe und Rennthiere nach. Dieſer Theil bevölkerte nachmals die Geſtade des mittelländiſchen Meeres; von ihm ſtammen die Iberer, Ligurer, Pelasger und — Semiten (vergl. Ammon in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundſchau“, 1893,

S. 1086). Der andere Theil zog mit dem Rennthiere dem abſchmelzenden Eiſe nach gen Skandinavien, erſtarkte hier in weiterem Daſeinskampfe und bildete ſich aus zum indogermaniſchen Urvolke, welches die Kultur der jüngeren Steinzeit entwickelte und neben der Viehzucht auch ausgedehnten Ackerbau trieb. Als das Land die Maſſe der Indogermanen nicht mehr ernährte, begannen ſie in gewaltigen Stößen nach Süden zu den Welttheil zu überfluthen und zu erobern. Nach Mitteleuropa hatte ſich inzwiſchen von Oſten her ein Strom dunkler, kurzſchädeliger Aſiaten ergoſſen, auch die „Mittelländler" waren zurückgefluthet und hatten ſich mit jenen aſiatiſchen Rundköpfen in Frankreich und Belgien gekreuzt. Die Indogermanen oder Arier drangen indeſſen ſiegend bis in die ſüdlichen Halbinſeln Europas, ja bis Iran und Indien vor, bauten überall ihre Burgen und unterwarfen — oft nur eine Handvoll Leute — die minderwerthigen Mittelländler und Aſiaten, zwangen ihnen auch durchweg ihre indogermaniſche Sprache auf. Die Germanen blieben bis zuletzt im Stammſitze wohnen, ſie ſind der nach Auswanderung aller übrigen indogermaniſchen Stämme verbliebene Reſt, der ſich dann von Skandinavien aus in Nordoſtdeutſchland feſtſetzte und von hier aus mit Europa das gleiche Spiel ſpielte, wie ehemals die anderen indogermaniſchen Völker, nur leider mit dem Unterſchiede, daß die Germanen den Unterworfenen nicht allenthalben ihre Sprache aufzuzwingen vermochten.

2.

Die eben entwickelte Beweisführung gleicht einem kühnen, gewaltigen Bau, der auf den erſten Blick etwas Imponirendes hat. Aber ſteht er auch auf ſicherem Boden? Sind ſeine Theile feſt gefügt? Das ſoll die folgende Unterſuchung zeigen.

Zunächſt tritt uns in der Penkaſchen Argumentation das Vorführen gewiſſer körperlicher Eigenthümlichkeiten als aus-

ſchließlicher Merkmale eines Volkes entgegen. Das Volk wird damit zur Raſſe erweitert, und ſo redet denn Penka auch mit Vorliebe von der „ariſchen Raſſe“ ſtatt von dem „indogermaniſchen Urvolk“. Dieſer „Raſſe“ alſo ſoll Langſchädeligkeit, helle Färbung des Haares und der Haut, hoher Körperbau und Blauäugigkeit eigenthümlich ſein. Dieſe körperliche Beſchaffenheit ſoll ſich nur aus der Einwirkung ſolcher klimatiſcher Verhältniſſe erklären, wie ſie zur Eiszeit in Weſt- und Mitteleuropa beſtanden, eines feucht-kalten Seeklimas mit kühlen Sommern und nicht zu kalten Wintern. Nun ſoll aber auch die mittelländiſche Raſſe zu derſelben Zeit aus derſelben Gegend mit demſelben Klima hervorgegangen ſein. Warum iſt dieſe denn nun zwar auch langköpfig, aber nur mittelgroß und von dunkler Färbung? Es müßte demnach der hohe Wuchs und die helle Färbung der Indogermanen ſich erſt in Skandinavien entwickelt haben, während ſie die langen Schädel bereits aus Mitteleuropa mitbrachten. Dann können aber die Einwirkung des Seeklimas und die Zuſtände der mitteleuropäiſchen Eiszeit nicht die Urſache jener körperlichen Eigenſchaften geweſen ſein. In Wahrheit wiſſen wir vom Urtypus der Indogermanen nichts, ja wir wiſſen nicht einmal, ob ſie einen einheitlichen Typus hatten. Das indogermaniſche Urvolk hatte ſicherlich ſchon vor ſeiner Trennung in Einzelvölker mannigfache fremde Beſtandtheile in ſich aufgenommen. Darum leugnet z. B. gerade Virchow, auf den ſich Penka mit Vorliebe beruft, die Einheitlichkeit des indogermaniſchen Typus und erklärt, daß ſchon beim indogermaniſchen Urvolk Langſchädler und Kurzſchädler gemiſcht geweſen ſeien („Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie“, 1883, S. 144). Dazu ſtimmt, daß kein indogermaniſches Volk beim Eintritt in die Geſchichte noch einen einheitlichen körperlichen Typus darſtellt, auch die Germanen nicht (vergl. Virchow, „Verhandlungen der Berliner

Gesellschaft für Anthropologie", 1881, S. 68). Auch in der jüngeren Steinzeit finden wir neben den Langschädeln schon Kurzschädel. Diese Thatsache sucht Penka durch einen Beisatz lappischer Bevölkerung zu erklären. Diese ist nach ihm zwar nie über den ganzen Süden der skandinavischen Halbinsel verbreitet gewesen, wie andere Forscher annehmen — denn dann könnten die Arier nicht die Urbevölkerung sein —, wohl aber weiter nach Süden, als jetzt. Willkürlich ist auch die Annahme, daß ein bestimmter Typus nur an einer Stelle der Erde entstanden sein könne. Ganz anders sagt Tomaschek: „Wir unsererseits fassen die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge als eine Abnormität im menschlichen Typus auf, die sich auf mehreren Gebieten der Erde unter gewissen Lebensbedingungen ausbilden konnte, ohne daß damit ein besonders inniger Zusammenhang aller blonden Stämme in Rasse und Abkunft sich aussprechen müßte; der Satz Linnés: nimium ne crede colori gilt auch für den Menschen." Die Finnen z. B. sind ebenfalls blond und, wenigstens zum Theil, langköpfig. Penka erklärt sie deshalb ebenfalls kurzweg für Arier, die nur ihre Sprache aufgegeben, ihre körperlichen Merkmale dagegen bewahrt hätten.

Damit berühren wir einen zweiten bedenklichen Punkt, die Geringschätzung der Sprache, die nur etwas Aeußerliches sei, und die Penka daher wechseln läßt, wie einen Handschuh. Daß ein siegreicher Kriegerabel von verhältnißmäßig geringer Kopfzahl der unterworfenen Masse, unter der er sich niederläßt, seine Sprache aufzwingt, kommt in der Geschichte wohl kaum vor. Man denke an die Germanenstämme in den römischen Provinzen, an die Bulgaren unter den Slawen der Balkanhalbinsel, an die Tataren Rußlands, die Normannen Frankreichs und Unteritaliens. Die Masse schlägt mit ihrer Sprache durch. Die Romanisirung Galliens, Spaniens u. s. w. beweist nichts

dagegen, weil hier alle Mittel einer überlegenen Kultur- und Staatsgewalt in Anwendung kamen. Die Annahme, daß die indogermaniſchen Auswanderer der großen Maſſe der einheimiſchen Bevölkerungen ihre Sprache aufgezwungen hätten, z. B. die wenigen patriziſchen Familien Roms der plebejiſchen Menge, iſt alſo nicht eben wahrſcheinlich. Wir ſehen ferner in der Geſchichte, daß alle Völker fremde Völkerbruchſtücke in ſich aufgenommen haben, und doch ſind die Sprachen, abgeſehen natürlich vom Wortſchatz, der nach Belieben fremde Beſtandtheile ſich aſſimiliren kann, ſtets einheitliche Gebilde. Miſchſprachen nach Bau und Form giebt es nicht. Jeder, ſelbſt ein geringer Beiſatz eines fremden Volksbruchſtückes muß aber nothwendig den Typus eines Volkes etwas, wenn auch nur wenig, verändern; jedes Volk iſt in gewiſſem Sinne ein Miſchvolk. Es ſind hier mechaniſche, phyſiſche Elemente, die ſich miſchen; da vollzieht ſich der Miſchungsvorgang einfach nach der Menge und Stärke der gemiſchten Elemente, und das Miſchungsverhältniß, welches herauskommt, entſpricht genau der Kraft und Anzahl der einzelnen Beſtandtheile, womit natürlich nicht geſagt ſein ſoll, daß jeder Einzelne ſtets zu gleichen Theilen von beiden Eltern die typiſchen Elemente empfinge. Die Sprache aber iſt ein geiſtiges Ganzes und als ſolches ſpröde und ablehnend gegen alle Elemente, die ſich nicht in ihren Geiſt fügen. Wir möchten alſo umgekehrt ſagen: Der Typus iſt wandelbar, die Sprache bleibt in allem Weſentlichen unwandelbar. Wie ſollte z. B. wohl derjenige ariſche Stamm, der nach Penka ſeine Sprache mit der finniſchen vertauſcht haben ſoll, dazu gekommen ſein, dies zu thun, wenn er ſich nicht aufs intenſivſte mit einem finniſchen Volke vermiſcht hätte? Staatliche Finniſirungsverſuche durch Verwaltung und Schule können an ihm nicht angewandt worden ſein. Nur durch Vermiſchung mit einem womöglich zahlreicheren Volke wäre das

Aufgeben der Sprache erklärlich; dann müßte aber auch der Typus ein wesentlich anderer geworden sein. Ueberhaupt sind bisher bei keiner indogermanischen Sprache prähistorische Beeinflussungen seitens eines vor der indogermanischen Einwanderung in dem betreffenden Lande einheimischen Volkes nachgewiesen worden.

Was dann die zweite Gruppe der Penka'schen Argumente, die archäologisch-prähistorischen, betrifft, so ist es keineswegs ein reiches und sicheres Material, worauf er seine Aufstellungen gründet, sondern ein Meer von Unsicherheit, aus dem er den einen oder anderen, gerade zu seiner Theorie stimmenden Punkt herausfischt, um ihn als unumstößlich hinzustellen. Durch die geschickte Aufreihung solcher unbewiesener und zweifelhafter Thatsachen löst er dann wie im Fluge die letzten und der Wissenschaft unzugänglichsten Fragen aller Anthropologie. Man hat daher nicht ohne Grund diese seine Lösung als eine dichterische, nicht wissenschaftliche bezeichnet. Die prähistorische Archäologie ist eine noch sehr junge Wissenschaft; ihre Ergebnisse sind noch wenig gefestigt und man muß stets der größten Umwälzungen gewärtig sein. Wie kann man, wo jeder Tag neue Funde bringen und wo ein einziger das ganze Beweisgebäude umstoßen kann, zu behaupten wagen, daß von ganz Europa und Asien nur in Südskandinavien Uebergänge von der älteren zur jüngeren Steinzeitkultur stattgefunden haben? Und wie kann man aus einigen besser gearbeiteten Steinwaffen und Geräthen gleich einen organischen Uebergang von der Zeit des Höhlenlebens zur Zeit des Ackerbaues, des Spinnens, Webens und der kupfernen Geräthe herleiten? Irrthümlich ist ferner die Anschauung, daß ein Bevölkerungswechsel allemal auch archäologisch durch einen Wechsel der Geräthe, der Waffen, womöglich auch der Bestattungsweise markirt sein müsse. Dies ist ebensowenig der Fall, wie man umgekehrt aus einem Wechsel der Geräthe auf

einen Bevölkerungswechsel schließen darf. Eduard Meyer hat in seiner jüngst erschienenen „Geschichte des Alterthums", Band II., S. 52 ff., darüber durchaus das Richtige gesagt. Man darf — so führt er aus — die einzelnen sich ablösenden Kulturschichten nicht stets auf das Auftreten neuer Völker zurückführen und muß auch bei kontinuirlicher Entwickelung das Auftreten neuer Völker gestatten. Sonst würde man beispielsweise, gesetzt, daß man die Geschichte Italiens lediglich aus den Denkmälern zu rekonstruiren hätte, bei dem Aufkommen des romanischen, des gothischen, des Renaissancestiles das Auftreten neuer Völker ansetzen müssen, dagegen von dem wirklich erfolgten Auftreten der Gothen, Byzantiner, Langobarden nichts wahrnehmen. Die behauptete kontinuirliche Kulturentwickelung von der älteren bis zur jüngeren Steinzeit würde also noch nicht im mindesten das Auftreten neuer Völker während dieser Epoche ausschließen. Wir dürfen also durchaus nicht aus der Kontinuität der Entwickelung schließen, daß die Vorfahren der jetzigen Schweden bereits als Höhlenbewohner der älteren Steinzeit, als Prägermanen oder Indogermanen im Lande gehaust haben. Damit wird der Penkaschen Beweisführung das Rückgrat zerbrochen. Die prähistorischen Funde tragen vor dem Auftreten der sogenannten mykenischen Kultur um 2000 v. Chr. in ganz Europa und großen Theilen Asiens in Bildung und Ornamenten annähernd denselben Charakter, natürlich nicht ohne lokale Sondereigenthümlichkeiten, und es ist mehr als kühn, zu behaupten, erstens, daß diese Gegenstände überall von Leuten indogermanischen Stammes herrühren müßten, und zweitens, daß diese ganze primitive Kultur sich gerade in Schweden entwickelt haben müsse.

Nicht einmal von den Germanen läßt sich der skandinavische Ursprung irgendwie nachweisen, am wenigsten auf die Weise, wie es ein Anhänger Penkas, Wilser, in der „Täglichen

Rundschau", 1893, Nr. 197, versucht hat. Nach ihm sollen gewisse Angaben spätrömischer und frühmittelalterlicher Chronisten, wonach einzelne Stämme, wie Gothen, Langobarden, Burgunder, aus Scandia stammen sollen, auf uralte Volksüberlieferungen und epische Lieder zurückgehen und deshalb geschichtlichen Werth haben. In Wirklichkeit stehen diese Angaben auf gleicher Stufe mit der bekannten Sage, daß die Franken aus Troja oder die Sachsen von den Makedoniern abstammen, oder mit der Erzählung der Ynglingasaga, daß Odin von Tyrkland durch Rußland nach Sachsland gezogen sei. Derartige Angaben beruhen theils auf gelehrter Kombination, theils dienten sie dazu, den Völkerschaften in den Augen ihrer Nachbarn und Gegner ein gewisses Relief zu verleihen; denn je weiter her, um so vornehmer erschien nach alter deutscher Untugend ein Stamm. Alle diese Erzählungen tauchen auch erst lange nach Beginn der Völkerwanderung auf. Die echte, alte Volksüberlieferung finden wir bereits vier Jahrhunderte vorher und — was sehr beachtenswerth ist — noch im mythischen, also ältesten Gewande bei Tacitus. Sie verehren — so lesen wir Germania 2 — den erdgeborenen Gott Tuisto, seinen Sohn Mannus und dessen drei Söhne als die Anherren und Stammväter ihres Geschlechtes. Somit betrachteten sich damals die Westgermanen als Autochthonen; von Scandia wußten sie nichts und konnten sie auch nichts wissen, weil es noch nicht entdeckt war.

3.

Ein Haupteinwand ferner, welcher gegen die skandinavische Heimath der Germanen, wie der Indogermanen, geltend gemacht werden muß, ist folgender. Nach allem, was die Sprachvergleichung bisher von dem Zustande des indogermanischen Volkes ermittelt hat, war dieses ein nomadisch umherziehendes und hauptsächlich vom Ertrage der Herden lebendes. Denn in

allen Punkten, welche die Viehwirthſchaft und das Wagenweſen betreffen, ſtimmen die Sprachen der aſiatiſchen Arier mit denen der europäiſchen, in dem dagegen, was den Ackerbau und die Waldbäume betrifft, bilden die Sprachen der europäiſchen Indogermanen eine Art Einheit und weichen von denen der Aſiaten ab. Davon im nächſten Abſchnitt mehr. Für ein nichtſeßhaftes Nomadenvolk aber iſt Südſkandinavien mit ſeinen dichten Urwäldern, ſeinen zahlloſen Granitblöcken und Gewäſſern ein unmöglicher Boden; wo ſind hier die weitgedehnten Weidetriften, deren ein nomadiſches Volk bedarf? Ein Hirtenleben in großem Stile iſt hier undenkbar. Darum ſpricht Penka auch das eigentliche Nomadenleben den alten Indogermanen ab und ſchreibt ihnen einen ziemlich ausgedehnten Ackerbau zu. Um dieſe Behauptung nun mit den ſprachlichen Thatſachen zu vereinigen, ſtellt Penka ein neues ſprachwiſſenſchaftliches Prinzip auf: „Jedes gemeingermaniſche Wort, dem in einer anderen indogermaniſchen Sprache ein lautlich entſprechendes Wort mit derſelben Bedeutung zur Seite ſteht, iſt als indogermaniſch zu betrachten.“ Es genügt alſo die Uebereinſtimmung des Germaniſchen mit einer anderen europäiſchen Sprache, um einem Worte indogermaniſchen Adel zuzuerkennen. Natürlich iſt dies Vorrecht dann ebenſogut allen anderen europäiſchen Sprachen zuzugeſtehen und das neue Prinzip wäre ſo zu formuliren: Die Uebereinſtimmung zweier europäiſcher Sprachen genügt, um ein Wort als indogermaniſch zu erweiſen (ausgenommen wären nur das Italiſche und Keltiſche, die wahrſcheinlich noch längere Zeit hindurch eine beſondere Spracheinheit bildeten). Damit iſt nun das Mittel gegeben, dem indogermaniſchen Urvolke eine Fülle von Anſchauungen und Kulturgütern zuzuſprechen, die man ihm bisher abſprechen zu müſſen glaubte. Die aſiatiſchen Indogermanen, die eigentlichen „Arier“, ſind damit gänzlich beiſeite geſchoben; auf das Zeugniß ihrer Sprachen

kommt da, wo es verſagt, nichts mehr an, denn ſie haben die Ausdrücke der Ackerbauſprache, die Namen der Waldbäume und des Meeres — vergeſſen. Sie ſind durch irgend welche Umſtände in die Steppe gedrängt worden, haben Jahrhunderte nur auf grasreichem Boden mit höchſtens etwas Birken-, Weiden- und Fichtengeſtrüpp — denn dieſe Bäume benennen auch ſie mit den alten Bezeichnungen — gelebt, und als ſie dann ſpäter am Hindukuſch wieder aus der Steppe hervortauchten und von neuem auf den längſt vergeſſenen Ackerbau verfielen, da wußten ſie keinen Ausdruck mehr für die dabei erforderlichen Thätigkeiten und ebenſowenig für die Getreidearten und die Waldbäume; ſie ſahen ſich alſo genöthigt, neue zu bilden.

Niemand wird leugnen, daß der Verluſt alten Sprachgutes an ſich nicht nur möglich, ſondern daß er auch häufig genug erwieſen und belegt iſt. Unwahrſcheinlich dagegen an dieſer ganzen Auffaſſung iſt, daß ein Volk, deſſen Wirthſchaftsleben vorwiegend auf dem Ackerbau beruhte, ſo weite Wanderungen gemacht haben ſoll. Ein ackerbauendes Volk breitet ſich nur allmählich aus; es ſendet wohl auch ſeine Jugend zu Eroberungen und Neurodungen aus, wenn das bebaubare Land knapp wird, aber ſolches ſtand ja den aus Skandinavien Auswandernden in unermeßlicher Fülle in Mittel- und Oſteuropa zur Verfügung. Der Ackerbau ernährt eine viel dichtere Bevölkerung, als die bloße Viehwirthſchaft, etwa 2000 auf die Quadratmeile, die Viehwirthſchaft nach Ratzel höchſtens 100. An eine Uebervölkerung des geſamten Mittel- und Oſteuropas iſt bei Ackerbau in jenen Zeiten gar nicht zu denken. Was ſollte alſo die Bauern in die Steppe treiben, die ſie zwang, ein ſo viel unwirthſchaftlicheres und unwirthlicheres Leben zu führen, beſonders wenn der Ackerbau, wie doch anzunehmen, ihnen eine bereits ſeit Jahrhunderten gewohnte Beſchäftigung war? Und was ſollte ſie zwingen, in der Steppe, die doch an vielen Stellen

Getreide trägt und reiche Ernten gewährt — unſere Landwirthſchaft ſpürt ſehr wohl ihre Konkurrenz —, der altgewohnten Beſchäftigung ſo ganz zu entſagen?· Als Beiſpiele für den Uebergang vom Ackerbau zur Viehwirthſchaft führt Penka die Skythen, einige iraniſche Stämme und die Koſaken an. Die Koſaken aber ſind nie nomadiſirende Hirten geweſen, ſondern flinke Steppenreiter, deren Aufgabe der Kampf war. Die Iranier und Skythen dagegen, ſoweit ſie Nomaden waren, ſind es eben von Haus aus geweſen und hatten dieſe Beſchäftigung noch nicht aufgegeben, weil ſie noch nicht in Gegenden gekommen waren, die unzureichende Weide boten. Die Skythen und Sarmaten ſind außerdem überhaupt ſchwerlich reine Indogermanen, ſondern nur ein Sammelname, unter dem ſich auch mongoliſche und türkiſche Elemente bergen; die iraniſchen Elemente, die ſich unter ihnen befunden haben, ſind Steppenſtämme, welche nomadiſirend nach Weſten zurückflutheten. — Sehr ſeltſam muthet uns auch an, daß die aſiatiſchen Arier, die doch die weiteſte Reiſe zurücklegen mußten, dabei in die ſchwierigſten Verhältniſſe kamen, den Ackerbau ganz verlernten und ſpäter wieder lernten, dennoch bei weitem zuerſt zu einer gewiſſen Bildung gelangten, ſo daß ſie ſchon um 1800 v. Chr. eine ſchriftliche Litteratur zu entwickeln anfingen.

Iſt alſo einerſeits der Zug urſprünglich ackerbauender Arier von Skandinavien zum Hindukuſch eine kaum glaubliche Annahme, ſo iſt andererſeits durch direkte geſchichtliche Zeugniſſe feſtgeſtellt, daß auch den europäiſchen Indogermanen beim Eintritt in die Geſchichte der nomadiſirende Wandertrieb noch tief im Blute ſtak. Thukydides bezeugt I, 2 von den älteſten Hellenen die Dürftigkeit des Anbaues und die Leichtigkeit der Wanderungen; die großen keltiſchen Wanderzüge waren der Schrecken der Welt, die Britannier des Binnenlandes kannten noch zu Cäſars Zeit ſo gut wie keinen Ackerbau (Caes. de bello

Gall. 5, 14), die Slawen wechſelten nach Prokop häufig ihre Wohnſitze, die Germanen aber, die doch länger als alle anderen in Skandinavien verblieben ſein und ſich am wenigſten weit von der Heimath entfernt haben ſollen, treten durchaus als ein Wandervolk in die Geſchichte. Cäſar erzählt von ihnen 6, 22, daß ſie den Ackerbau nur wenig betrieben, zumeiſt von den Erzeugniſſen der Viehwirthſchaft lebten, weite, wüſte Strecken um die einzelnen Gaue herum hatten, die natürlich zur Weide dienten, daß ſie noch kein Privateigenthum an Grund und Boden kannten, ſondern jährlich den einzelnen Sippen neue Ländereien angewieſen wurden. Strabo drückt ſich Kap. 291 noch bezeichnender aus: „Gemein iſt allen Völkern Deutſchlands die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweiſe und weil ſie den Acker nicht bebauen und keinen Vorrath ſammeln, ſondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf beſitzen. Ihre meiſte Nahrung nehmen ſie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten, ſo daß ſie, dieſe nachahmend, ihren Hausvorrath auf Wagen laden und mit den Viehherden ſich wenden, wohin es ihnen beliebt.“ Erſt durch das römiſche Schwert wurden die Germanen zu größerer Seßhaftigkeit gezwungen, und während der Völkerwanderung brach der zurückgeſtaute Trieb wieder mächtig hervor. Von einem von Anfang an ackerbauenden Volke läßt ſich das alles nicht verſtehen. Gelegenheit zu ausreichendem Ackerbau bot das deutſche Land noch beſſer, als die angebliche ſkandinaviſche Heimath. Das Nomadenthum muß den Germanen, wie den Kelten, von Hauſe aus die gewohnte und geliebte Beſchäftigung geweſen ſein, wenn ſie daneben auch von jeher vorübergehend und gelegentlich den Ackerbau pflegten.

Das Reſultat aller dieſer Erwägungen iſt, daß wir uns der Hypotheſe Penkas gegenüber durchaus ablehnend verhalten müſſen, und daß der Verſuch, unſer deutſches Nationalgefühl

mit auf die ſkandinaviſche Herkunft der Arier zu begründen, als verkehrt, ja als verhängnißvoll zurückzuweiſen iſt. Denn eine Dogmatik des Deutſchbewußtſeins würde mit allen Dogmatiken das Schickſal theilen, im Zuſammenbruche das zu beſchädigen, zu deſſen Stütze ſie dienen ſollte.

4.

Sehen wir nun zu, wo nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft die Heimath der Indogermanen aller Wahrſcheinlichkeit nach zu ſuchen iſt. Bekanntlich war man bis über die Mitte unſeres Jahrhunderts hinaus allgemein der Anſicht, daß eine Gegend irgendwo in Centralaſien, am Oxus und Jaxartes, an den Abhängen des Hindukuſch oder Himalaya, die Wiege der Arier ſei. Dieſe Anſicht entbehrte durchaus der Begründung, fand aber lange Zeit nirgends Widerſpruch, weil ſie zu gewiſſen geographiſchen und kulturgeſchichtlichen Thatſachen aufs beſte zu ſtimmen ſchien. Adelung ſchloß: Europa iſt nur ein Anhängſel von Aſien, alſo hat es ſeine Bewohner von Aſien bekommen; anderen ſchwebte der Satz vor: ex oriente lux, aus dem Oſten ſtammt alle höhere Kultur. Als dann das Sanskrit bekannt wurde, ſah man dieſes fälſchlich als die Mutterſprache der übrigen ariſchen Sprachen an. Noch vor 30 Jahren ferner hatte man die Meinung, daß das indogermaniſche Urvolk auf einer ziemlich hohen Kulturſtufe geſtanden habe; man malte ſich ein lockendes Bild aus von dem einfachen, glücklichen Leben eines jugendlich kräftigen, unverdorbenen Naturvolkes, das ohne Noth und Krankheit in glücklichſtem Frieden und idylliſchem Familienleben ſich das Daſein ſchon recht behaglich zu machen gewußt hatte. Unwillkürlich mußte man geneigt ſein, dieſes indogermaniſche Paradies in das Land des Paradieſes, Aſien, zu verlegen. Seitdem indeſſen zuerſt ein belgiſcher Geologe, dann der Engländer Latham im Jahre 1862 die Urſitze der Arier nach Europa verlegt hatte, mehrten ſich

die Zweifel rasch, und man erkannte bald, daß Asien keine wirklich [begründeten Ansprüche hat, als Heimath der Indogermanen zu gelten, daß man diese viel eher in Europa zu suchen habe.

Will man die Heimath der Indogermanen erforschen, so muß man sich vor allem darüber klar sein, was man unter Heimath versteht. Wer darunter den Punkt verstehen wollte, wo das indogermanische Urvolk entstanden ist, der würde die ganze Frage ins Nebelgraue verschieben. Sie wäre dann nur zu lösen, wenn die Frage nach dem Ursprunge des Menschengeschlechtes wissenschaftlich lösbar wäre. Dies ist zur Zeit jedenfalls nicht, und wahrscheinlich überhaupt nicht, der Fall; denn ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Wir verstehen unter „Heimath der Indogermanen" vielmehr diejenige Gegend, in welcher das geographische Beieinanderleben der indogermanischen Stämme sein Ende erreicht, von welcher aus also die itio in partes, die Trennung stattgefunden hat. Bis zu diesem Punkte kann die Sprachforschung und die mit ihr Hand in Hand gehende Kulturforschung vorzudringen mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen, darüber hinaus aber, zur Zeit wenigstens, nicht. Der Weg, den wir zu unserem Ziele einzuschlagen haben, ist der, daß wir an der Hand der Sprachvergleichung und der ältesten historischen Ueberlieferung die Lebensbedingungen und den Kulturstand des indogermanischen Urvolkes festzustellen haben, um dann zu ermitteln, wo ein solcher Kulturzustand unter solchen Lebensbedingungen denkbar ist; zugleich muß dabei stets im Auge behalten werden, daß von dem gefundenen Mittelpunkte aus die Einzelvölker in ihre späteren Wohnsitze ausgewandert sind. Die Richtung der Auswanderung, der eingeschlagene Weg muß wahrscheinlich oder wenigstens glaublich bleiben. Das war bei Penkas Hypothese, wie wir gesehen haben, nicht der Fall. Das hat auch Müllen-

hoff nicht berückſichtigt, wenn er das Urvolk an den oberen Oxus und Jaxartes verſetzt und nun die ſämtlichen europäiſchen Völker ſüdlich um das Kaſpiſche Meer herum und auf dem ſchmalen Raume am öſtlichen Kaukaſus vorbei nach Europa einziehen läßt (Deutſche Alterthumskunde III, 167). Niemand wird dieſen Weg für wahrſcheinlich erachten.

Suchen wir uns nun ein Bild zu machen von den Zuſtänden des indogermaniſchen Urvolkes, ſoweit ſie für die Beſtimmung ſeiner Heimath von Wichtigkeit ſind, ſo folgen wir am beſten der zweiten Auflage des Buches von O. Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeſchichte", welche im Jahre 1890 erſchienen iſt und am Schluſſe auch eine ſehr beachtenswerthe Löſung der Heimathsfrage verſucht.

Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daß die noch ungetrennten Indogermanen kein eigentliches Jägervolk waren; denn für Jagen und Jagd ſind die Bezeichnungen erſt in den Einzelſprachen aus den Ausdrücken für Wild, für kämpfen, verfolgen u. ſ. w. entwickelt worden. Dazu ſtimmt, daß noch von unſeren Vorfahren Tacitus, Germania 13, entgegen der gewöhnlichen Meinung ausdrücklich bezeugt, daß ſie nicht viel jagten.

Das geſamte Leben des indogermaniſchen Urvolkes beruhte vielmehr auf der Viehzucht. Der einzige Reichthum waren die Herden, und zwar beſonders die Rinderherden. Die Ausdrücke für Vieh, verſchnitten, unfruchtbar, Männchen, Weibchen, für Ochſe, Stier, Kuh und Farre ſind indogermaniſch. Ebenſo für Ziege und Schaf und den treuen Begleiter der Menſchen in allen Zonen, den Hund. Alle dieſe Thiere erſcheinen bereits in den älteſten Epochen der Einzelvölker als gezähmt. Auch das Pferd war bekannt, aber nicht als Zug- und Reitthier; es iſt möglicherweiſe, wie noch jetzt bei türkiſchen und tatariſchen Stämmen, in halbwilden Herden wegen ſeines Fleiſches und ſeiner Milch gehalten worden. Eſel, Maulthier und Kamel waren den Indogermanen unbekannt, nicht aber den Semiten.

Gegen den Reichthum an indogermanischen Ausdrücken auf dem Gebiete der Viehzucht sticht auffallend die ungeheure Armuth auf dem Gebiete des Ackerbaues ab. Hier giebt es nur zwei Ausdrücke, die für die indogermanische Ursprache feststehen: die Getreideart, die griechisch zea, sanskritisch yava heißt, welche es ist, ist zweifelhaft; für gewöhnlich übersetzt man es mit Spelt; sodann das im lateinischen pinso, griechischen ptisso, altindischen pish erhaltene Wort, welches das Zerreiben des Getreides bedeutet. Andere Gleichungen, die man aufgestellt hat, sind zweifelhafter Natur. Viktor Hehn sprach die Ansicht aus, daß man bei zea-yava nur an eine wildwachsende Halmfrucht denken könne, deren Körner zerrieben und gegessen wurden. Mag dies vielleicht übertrieben sein, so viel steht fest, daß der Ackerbau — wenn er vorhanden war — eine ganz unbedeutende Rolle im Wirthschaftsleben des indogermanischen Urvolkes spielte.

Die alten Indogermanen waren also viehzüchtende Nomaden, höchstens mit unbedeutendem gelegentlichem Ackerbau. Zum Umherziehen mit ihren Familien und ihrer Habe brauchten sie mithin vor allem des Wagens. Daher finden wir schon in der Ursprache die Terminologie des Wagenbaues bis ins einzelnste ausgebildet. Außer dem Wagen selbst sind die Ausdrücke für Rad, Achse, Nabe, Lünse, Deichsel, Joch indogermanisch. Die Speiche fehlt; die Räder waren also, wie noch beim römischen plaustrum, speichenlos und bestanden lediglich aus runden Holzscheiben, durch welche die Achse gesteckt war.

Ein derartiges nomadisches Umherziehen ist im Waldlande nicht möglich. Daher ist es nicht wunderbar, wenn von Waldbäumen nur ganz wenige in der Ursprache auftreten; es sind das Birke, Weide und Fichte, Baumarten, die auch in der Steppe noch ihr Fortkommen finden.

Wie auf die Wagenbaukunst, so verstanden sich die Indogermanen auch auf das Flechten, Weben und Spinnen;

von Metallen kannten sie aber nur das Kupfer, welches sie wohl noch nicht zu Waffen, sondern nur zu Schmuckgegenständen verwandten. Von Jahreszeiten kannten sie nur zwei, den Sommer und den Winter, und ganz besonders tritt in der Sprache der letztere hervor. An Wohnungen hatten sie theils unterirdische, in die Erde gegrabene Höhlungen, theils Hütten aus Holz, Flechtwerk, Lehm, die wahrscheinlich eine runde Form hatten; der Steinbau war noch gänzlich unbekannt. Ein gemein-indogermanischer Ausdruck für Meer fehlt, doch ist immerhin möglich, daß das europäische Wort mare bis in die Urzeit zurückgeht und den Asiaten nur verloren gegangen ist. Hierauf läßt sich also ein sicherer Schluß nicht gründen. Ein Wort für Fahrzeug (navis) und für Ruder giebt es. Dagegen sind die Benennungen der Theile des Fahrzeuges, wie Mast, Segel, Kiel, nicht indogermanisch. Die Schiffahrt war also ganz primitiv und die Fahrzeuge waren jedenfalls nur sogenannte Einbäume.

Dies die Grundzüge der indogermanischen Kultur, so weit sie für unsere Frage Bedeutung haben. Daraus ergiebt sich der unbefangenen Betrachtung, daß das noch ungetrennte indogermanische Urvolk in einem Lande hauste, welches für die nomadische Weidewirthschaft günstig war und Mangel an Waldbäumen hatte, also auf grasreichem Steppenlande. Ferner muß dieses Land zwar innerhalb des Verbreitungsgebietes des Pferdes, aber außerhalb desjenigen des Esels und des Kamels gelegen haben. Nun ist aber die ursprüngliche Heimath des Esels und des Kamels auf die semitischen Wüstenländer und die centralasiatischen Steppen beschränkt, während das Pferd nach Wallace und anderen Naturforschern ursprünglich auch über große Theile von Europa verbreitet war. Der wilde Tarpan soll nach Brehm noch im vorigen Jahrhundert in Rußland anzutreffen gewesen sein.

Schrader ſucht nun der Löſung der Frage dadurch näher zu kommen, daß er die europäiſchen Indogermanen und die aſiatiſchen auseinanderhält und jede Gruppe zunächſt für ſich betrachtet. Die Europäer müſſen ſich untereinander noch ganz außerordentlich nahe geſtanden haben, als von ihnen gemeinſam bedeutende Fortſchritte im Ackerbau gemacht wurden. Denn es ſtimmen in den europäiſchen Sprachen überein die Namen des Weizens, der Gerſte, der Hirſe. Roggen und Haſer dagegen ſind die ſpezifiſch nordiſchen Getreidearten. An Faſerpflanzen bauten die europäiſchen Völker den Flachs oder Lein, nicht den Hanf, an Hülſenfrüchten möglicherweiſe Erbſe und Bohne, vielleicht auch die Zwiebel. Man ſieht leicht den großen Fortſchritt, ſobald man die dürftigen und unſicheren Spuren des Ackerbaues, die wir bei den Geſamtindogermanen gefunden haben, dagegenhält. Dazu kommt, daß auch für andere Gegenſtände, Werkzeuge und Thätigkeiten des Ackerbaues eine ganze Reihe Wörter verſchiedenen ſüd- und nordeuropäiſchen Sprachen gemein ſind und ſomit auf gemeinſame Fortſchritte während der Zeit der Sprachgemeinſchaft oder wenigſtens der noch dauernden größten Sprachenähnlichkeit der europäiſchen Völker hinweiſen; es ſind dies Ausdrücke für Acker, Pflug, Egge, Säen, Same, Mähen, Sichel, Mahlen, Furche, Beet und Aehre. Die neuen Ausdrücke ſind ſämtlich aus dem Mutterboden der überkommenen Sprache erwachſen, nicht etwa entlehnt. Acker bedeutet z. B. im Indiſchen noch „Weidetrift“, ſäen urſprünglich einfach „ſtreuen, werfen“, mahlen urſprünglich „zerreiben, zermalmen“.

Auch dieſen Ackerbau der europäiſchen Indogermanen muß man ſich noch ganz primitiv denken, ſchon deshalb, weil außer dem Kupfer noch immer kein anderes Metall in Gebrauch war; der Pflug war, nach den ſprachlichen Ausdrücken zu ſchließen, nichts anderes, als ein ſtarkes, hakenförmig gekrümmtes Holz,

vielleicht mit einem ſcharfen Stein an dem der Erde zugewendeten Ende, wie er ſich ähnlich in verſteckten Winkeln Europas bis in die Neuzeit erhalten haben ſoll. Das Nomadenthum überwog noch; eine wirkliche Seßhaftigkeit tritt überhaupt ſtets erſt ein, wenn die Baumzucht beginnt, die ein vieljähriges Verweilen an einem und demſelben Orte zur nothwendigen Vorausſetzung hat. Auf dieſer Kulturſtufe werden die europäiſchen Völker viele Jahrhunderte verblieben ſein. Die Germanen ſtanden, wie wir ſahen, noch beim Beginn unſerer Zeitrechnung auf dem Standpunkte dieſes halbnomadiſchen Ackerbaues.

Mochte dieſer Ackerbau aber auch noch ſo primitiv ſein, immer bedeutete er eine weſentliche Aenderung der Lebensweiſe, und es muß eine Urſache geſucht werden, welche die europäiſchen Völker dazu veranlaßte, ſie vorzunehmen. In dieſer Beziehung ſind lehrreich die Mittheilungen Wallaces über die Baſchkiren in ſeinem Buche über Rußland (1880, S. 394). Das Hirtenleben — ſo führt er aus — iſt angenehmer und bequemer, als der Ackerbau, nicht viel mehr als ein Dahinleben in beſchaulicher Trägheit. Nur die „ungeſtüme Preſſerin, die Noth" kann dem behaglich dahinziehenden Nomaden den mühſamen Pflug in die Hand drücken. „Die Ausſicht auf den Hungertod iſt die Urſache des Ueberganges, wahrſcheinlich in allen Fällen; ſicherlich war es bei den Baſchkiren ſo. Solange ſie Weideplätze in Fülle hatten, dachten ſie nie daran, den Boden zu bebauen. Ihre Herden lieferten ihnen alles, was ſie bedurften, und ſetzten ſie in den Stand, ein ruhiges, indolentes Leben zu führen. Mit der Verminderung der Weiden ging eine Verringerung des Viehſtandes, ihres einzigen Exiſtenzmittels, Hand in Hand. Sie mußten ſich nach neuen Wegen umſehen, um ſich Nahrung und Kleidung zu verſchaffen, nach einer neuen Lebensweiſe, welche weniger ausgedehnte Gebietsflächen beanſpruchte."

So wie den Baſchkiren und wie zu des Tacitus Zeit den

Germanen, ist es nach aller Wahrscheinlichkeit bereits den europäischen Indogermanen ergangen. Die räumliche und numerische Ausbreitung der Stämme muß sie allmählich in Gegenden geführt haben, wo die Weideplätze erheblich beschränkt waren. Nun finden wir ferner, daß in den europäischen Sprachen eine größere Menge etymologisch gleiche Benennungen der Waldbäume auftritt, die der indogermanischen Ursprache noch fremd waren. Es sind das die Bezeichnungen der Eiche, Buche, Hasel, Ulme, Erle, Esche und des Ahorns. Wir finden zugleich bei Nord- und Südeuropäern den Glauben an eine Baumseele, an den Wohnsitz von Gottheiten in Bäumen, wir finden bei beiden heilige Bäume und heilige Haine. Wir sehen also aus Sprache und Glauben heraus gleichsam mit unseren Augen, wie die europäischen Indogermanen aus der baumarmen unendlichen Steppe in eine Gegend einzogen, wo Urwald ihnen entgegentrat, ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen und die Blößen des Waldes beschränkte, und das Volk, je stärker es sich vermehrte, um so mehr zu gesteigertem Ackerbau und längeren Pausen im Umherziehen nöthigte.

Eine solche Gegend findet sich in Europa nun aber nur einmal. Es ist die südrussische Steppe, welche nach Osten mit den asiatischen Steppen zusammenhängt, gegen Norden umsäumt ist von den waldigen Hügellandschaften des mittleren Rußlands, gegen Westen sich bis zu den Vorbergen der Karpathen hinzieht. Je weiter man in diesen Grasgeländen nach Norden und Westen vordringt, um so mehr nimmt der Baumwuchs an Höhe und Ausdehnung zu. In der Ukraine, Podolien und dem südlichen Kleinrußland begegnen uns bereits Waldungen aus Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln, Ahornen, Linden, Birken und Nadelgehölz. Der dichte mitteleuropäische Wald beginnt in Wolhynien und an den Karpathen. Hier ist zugleich die tiefe, fruchtbare Schwarzerde, die unserer Landwirthschaft so gefährlich ist, und hier

traten deshalb ſchon im Alterthum zahlreiche ſkythiſche Stämme vom Nomadenleben zum Ackerbau über.

Hier alſo, in der weſtlichen ſüdruſſiſchen Steppe und in den Vorbergen der Karpathen, entwickelte ſich wahrſcheinlich die Kulturgemeinſchaft der ſpäteren europäiſchen Völker. Dazu ſtimmen noch einige kleinere charakteriſtiſche Züge. Den Slawen fehlte von Haus aus das Wort für Buche; ihr buky iſt dem Germaniſchen entlehnt. Das kommt daher, daß die Slawen, der öſtlichſte der europäiſchen Stämme, jenſeits der Grenze der Buche, welche durch eine von Königsberg nach der Donaumündung laufende Linie bezeichnet wird, wohnten. Honig und Biene, deren Benennungen auch nur in den europäiſchen Sprachen übereinſtimmen, Hirſche und Rehe konnten den Europäern hier entgegentreten; hier ſahen ſie auch das Meer.

Von hier aus erklärt ſich auch das Einrücken der einzelnen europäiſchen Völker in ihre älteſten hiſtoriſchen Wohnſitze am leichteſten. Die Ufer der Flüſſe und die Küſten des Meeres konnten in dem dichten Urwald, der damals unſeren Erdtheil an Rumpf und Gliedern bedeckte, den vorwärtsdrängenden Scharen die einzigen gangbaren Wege bieten. So zogen die Slawen den Dniepr aufwärts in ihre älteſten Wohnſitze am Mittellauf dieſes Fluſſes; die Germanen folgten dem Laufe des Dnieſtr aufwärts und gingen von da in das Flußgebiet der Weichſel und Oder und weiter der Elbe über, wo wir ſie in hiſtoriſcher Zeit zuerſt finden. Illyrier und Thraker überſchritten ſüdwärts die Donau und folgten der Küſte des ſchwarzen Meeres in die nördliche Balkanhalbinſel, von wo ſie ſpäter die Phryger und Armenier — dieſe zählen nämlich zu den Europäern, nicht zu den Aſiaten — nach Kleinaſien entſandten. Durch die Illyrier hindurch brachen die Hellenen weiter ſüdwärts vor bis zu den Höhen des Olymps, wo ſie ſich als Nation konſolidirten. Die Italiker und Kelten, deren

gesondertes Zusammenleben in einer italo-keltischen Sprach- und Kulturgemeinschaft immer wahrscheinlicher wird, blieben bei ihrem Zuge die Donau aufwärts noch lange zusammen. Dann wies das Bett der Sau den Italikern den Weg zur Appenninhalbinsel, während die Kelten von der Donau in das Maingebiet und an den Mittelrhein gelangten, wo wir sie in ältester historischer Zeit antreffen. Viele Stämme mögen noch außerdem ausgezogen sein, die zu Grunde gegangen und verschollen sind.

Die asiatischen Indogermanen, die Arier im engeren Sinne, haben dagegen wahrscheinlich im Gebiete des obern Amu und Sir, im alten Sogdiana und Baktrien, eine Kultur- und Stammesgemeinschaft gebildet. Hier mußten die Gebirge, die den von Westen Kommenden entgegentraten, die Wanderung stauen, die Ausdehnung der Weideplätze beschränken und die Nahrung-Suchenden auf die Bebauung der fruchtbaren Thalebenen hinweisen, während die daneben gelegenen Steppenlandschaften die Fortdauer nomadischer Lebensweise bedingten. Kurz, wir finden hier dieselben Einwirkungen der Landschaft, wie bei den Europäern im südwestlichen Rußland. Von hier aus bemächtigten sich dann die späteren Meder, Perser u. s. w. des ganzen Hochlandes von Iran, während die späteren Inder durch das Flußthal des Kabul in das Indusgebiet hinabstiegen.

Wo ist nun die Gegend zu denken, von der aus sich die beiden Ströme indogermanischen Lebens, der eine westwärts, der andere ostwärts, ergossen haben? Schrader nimmt als solche den Südosten des europäischen Rußlands an, die Gegend am Mittellaufe der Wolga. Diese bildet zunächst etwa die Mitte zwischen den vermutheten Heimathslandschaften der Europäer und der Arier. Hier lebte ferner ehemals das wilde Pferd, nicht aber das Kamel und der Esel. Von hier aus erklären sich am einfachsten die mannigfachen vorhistorischen Berührungen der Indogermanen mit den Finnen. Denn diese

wohnten urſprünglich, wie noch jetzt, nördlich von der angenommenen Urheimath der Indogermanen. Sie dehnten ſich von da bis zum Ural aus. Ein finniſcher Stamm, die Tſchuden, beutete ſeit den älteſten Zeiten die Metalladern dieſes Gebirges aus, ſo daß man annehmen darf, daß die Indogermanen das Kupfer von dort her auf dem Wege des Tauſchhandels durch finniſche Stämme erhalten haben. Schrader will ſogar den älteſten Namen der Wolga Rā aus dem Indogermaniſchen deuten, indem er durch rawa, srawa zu der bekannten Wurzel sru, der auch unſer „Strom" angehört, gelangt. Doch giebt es auch andere Deutungen des Namens; wir wollen deswegen kein Gewicht darauf legen.

Gegen ein wichtiges Glied der im vorigen Abſchnitt wiedergegebenen Beweisführung, daß nämlich die Vorfahren der ſpäteren europäiſchen Völker eine Zeitlang eine Kulturgemeinſchaft gebildet und während derſelben gewiſſe bedeutende Fortſchritte namentlich auf dem Gebiete des Ackerbaus gemeinſam gemacht haben, iſt nun ein ſehr ſchwerwiegender Einwand erhoben worden. Wie iſt es möglich, daß die europäiſchen Völker eine längere Zeit der Kulturgemeinſchaft durchmachten, ohne doch eine gemeinſame europäiſche Grundſprache zu entwickeln? Denn eine ſolche hat es thatſächlich nach allem, was wir wiſſen, nicht gegeben. Früher allerdings glaubte man an eine ſolche. Man hielt den den aſiatiſchen Sprachen eigenthümlichen, einförmigen a-Vokal für urſprünglich, und die an ſeine Stelle tretenden e und o, z. B. fero = trage, ſtatt altindiſchem bharami, für eine gemeinſame Neuerung der Europäer. Jetzt weiß man, daß dieſe e und o vielmehr das Urſprüngliche ſind gegenüber dem aſiatiſchen a. Eine europäiſche Spracheinheit hat es alſo nie gegeben, und doch hat es eine europäiſche Kulturgemeinſchaft gegeben. Penka glaubt dieſe Schwierigkeit dadurch zu beſeitigen, daß er ſagt: Die Europäer haben im weſentlichen nur

altes bewahrt, die Aſiaten ſind in die Steppe gerathen und haben dort Wald und Ackerbau vergeſſen. Allein dieſe Behauptung — an ſich ſchon höchſt unwahrſcheinlich, wie wir im dritten Abſchnitt geſehen haben, — beſeitigt die Schwierigkeit nicht im geringſten. Es bleibt immer unerklärlich, daß von den europäiſchen Sprachen keine, als höchſtens die italiſche und keltiſche, eine Sondereinheit bilden. Denn wenn die aſiatiſchen Arier zuerſt abzogen, ſo mußten die zuſammenbleibenden Europäer eine neue Einheit bilden; zogen dagegen beiſpielsweiſe die Slawen zuerſt ab, ſo mußten es die Hellenen, Italiker, Kelten, Germanen und Arier thun, und jedenfalls mußten doch die nach Penka in der ſkandinaviſchen Heimath zurückbleibenden Germanen wenigſtens mit dem zuletzt abziehenden anderen Volke einige Zeit lang eine Einheit gebildet haben. Es bleibt alſo Penka und ſeinen Anhängern nichts übrig, als anzunehmen, daß die ſämtlichen Völker wie auf Kommando plötzlich oder in ſehr kurzen Zwiſchenräumen nach allen Richtungen hin auseinandergegangen ſind; wir hätten eine Art babyloniſchen Thurmbaus im indogermaniſchen Skandinavien.

Eine ausreichende Erklärung bietet dagegen die zuerſt von Viktor Hehn aufgeſtellte ſogenannte Entlehnungstheorie. Danach war der Verlauf der Sache folgender. Irgend einer der nach Weſten zu ziehenden Hirtenſtämme kam, durch die Noth gedrängt, zuerſt auf den Gedanken, den mehlhaltigen Grasſamen nicht bloß zu nehmen, wie ihn die Natur bietet, ſondern ihn zu ſäen. Er gebrauchte für die neue Thätigkeit das Wort serere, das in allen Sprachen oder Dialekten der Hirtenſtämme verbreitet war und „ſtreuen" bedeutete. Derſelbe oder ein anderer Stamm erfand das Mahlen und gebrauchte dafür das Verbum molere, „zerreiben". Die Dialekte der Stämme ſtanden ſich in jener frühen Epoche noch außerordentlich nahe. Die Nachbarſtämme, die das Säen und Mahlen von den Nachbarn

kennen lernten, mußten alſo ſelbſtverſtändlich für dieſe neuen Fertigkeiten aus den verſchiedenen vorhandenen Wörtern mit allgemeiner Bedeutung gerade dasjenige annehmen, welches der lehrende Theil dafür feſtgeſtellt hatte. Die Gleichheit der Ausdrücke beweiſt alſo nur, daß die Kenntniß des Ackerbaus innerhalb der europäiſchen Familie ſich von Glied zu Glied weiter verbreitet hat. Gegen dieſe Entlehnungstheorie Hehns ſagt freilich Penka: „Wer kann es glauben, daß der Ackerbau ſich auf dieſe Weiſe von Glied zu Glied über alle Theile Europas, von denen einige durch breite Meeresarme oder mächtige Gebirge von den Nachbarländern getrennt ſind, verbreitet hätte?“ So dachte es ſich allerdings Hehn, aber ſo liegt die Sache gar nicht. Die Europäer wohnten, als dieſe Entlehnungen erfolgten, noch auf verhältnißmäßig nahem Raume zuſammen ohne Meeres- oder Gebirgsſcheide. So erklärt ſich alſo die Gleichheit der Ackerbauſprache bei den Europäern auch ohne vollſtändige Spracheinheit derſelben.

Penka hat noch einen zweiten Einwurf gegen das Auseinanderziehen der Indogermanen in öſtliche Aſiaten und weſtliche Europäer geltend gemacht. Es ließen ſich — ſo ſagt er — auf dieſe Weiſe die vielen Uebereinſtimmungen zwiſchen den ſlawiſchen und den aſiatiſchen Sprachen nicht erklären. Solche ſind unleugbar vorhanden. Die wichtigſte iſt die Sibilirung, d. h. die Verwandlung von urſprachlichem k in einen Ziſchlaut, die ſich im Slawiſchen, wie in den beiden aſiatiſchen Sprachen, in einer ganzen Anzahl von Wörtern findet, z. B. altindiſch-iraniſch daçan, ſlawiſch deseti gegen griechiſch deka, lateiniſch decem, germaniſch tehun (zehn). Es nehme alſo — ſo ſchließt Penka — das Slawiſche eine Mittelſtellung zwiſchen den aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen ein, könne alſo nicht mit den europäiſchen zu einer näher verwandten Sippe zuſammengeſchloſſen werden. Gegen dieſen Einwand hat bereits Brugmann mit großer Beſtimmtheit erklärt, daß ſpezielle

Uebereinſtimmungen zweier oder mehrerer Sprachen auch in jeder derſelben beſonders entſtanden ſein können, die Gleichheit dann alſo nur auf Zufall beruht. So ſtimmt z. B. das Germaniſche mit dem Armeniſchen in der Verſchiebung des d zu t überein, germaniſch tehun, armeniſch tasn (zehn) gegen griechiſch deka, altindiſch daça, und doch fällt es Niemandem ein, dies für etwas anderes als ein zufälliges Zuſammentreffen zu halten.

Aber noch eine andere beſſere Erklärung giebt es, welche uns zugleich eine weitere Aufklärung über die Möglichkeit einer europäiſchen „Kulturgemeinſchaft“ ohne Spracheinheit geben wird. Die Sprachforſcher ſind wohl ſo ziemlich alle darüber einig, daß bereits in der indogermaniſchen Urſprache dialektiſche Verſchiedenheiten vorhanden waren. Und wie hätte es auch anders ſein ſollen? Wer ein geübtes Ohr und hinreichende Aufmerkſamkeit hat für ſprachliche Erſcheinungen, kann noch heute in denſelben Volksdialekten auf geringe Entfernungen hin Verſchiedenheiten der Ausſprache, Betonung, des Wortgebrauchs wahrnehmen; ja man kann ſagen, die Sprache des Volkes iſt, ſtreng genommen, von Dorf zu Dorf verſchieden. Und heute umſchlingt doch die Schriftſprache alles mit gleicher Feſſel, heute wohnen die Menſchen dicht aneinandergedrängt, heute iſt der große Gleichmacher, der Verkehr, geradezu rieſenhaft angewachſen. In jenen Zeiten wohnten die Hirtenfamilien über weite Räume hin zerſtreut, ſie mußten ferner ſtatt auf Vereinigung, wie Abraham und Lot im alten Teſtament, auf Trennung bedacht ſein; denn das Land trug ſonſt die Herden nicht. Der Verkehr mußte nothwendigerweiſe ein ſehr geringer ſein. Nun hatte allerdings die Sprache in jener alten Zeit große Stabilität, und an raſche und durchgreifende Veränderungen war nicht zu denken. Dennoch mußten ſich dialektiſche Nuancen, namentlich in der Ausſprache der einzelnen Laute, ſchon vor der Trennung des Urvolks in Einzelvölker

entwickeln. Nehmen wir nun an, daß diejenigen Familien, die ſpäter zu den aſiatiſchen Ariern erwuchſen, den Vorfahren der ſpäteren Slawen benachbart wohnten, ſo konnte in beiden Theilen die Neigung oder der Anfang zur Sibilirung des k entſtehen. Nach Ausbildung dieſer Eigenheit trennten ſich nun die Arier oſtwärts ab oder dieſe blieben wohnen, während die ſpäteren Slawen ſamt den Uebrigen weſtwärts zogen. Dann unterſchieden ſie ſich von allen anderen Abziehenden durch die Sibilirung. Eine andere Eigenthümlichkeit, das m des Dativ Pluralis, hatten die Slawen mit den ihnen auf der anderen Seite zunächſt benachbarten Germanen gemeinſam herausgebildet, die Germanen wieder etwas anderes mit den Kelten u. ſ. w. So mußten denn die europäiſchen Arier bereits dialektiſch geſpalten die Weſtgrenze der Steppe erreichen, und eine europäiſche Spracheinheit exiſtirte von allem Anfang an nicht. Dennoch wohnten ſie nahe genug beiſammen, um voneinander lernen und die Fortſchritte, die ſie machten, ſich gegenſeitig vermitteln zu können. Man darf ſich die einzelnen Gruppen, in welche die europäiſchen Indogermanen zerfielen, ja auch nicht als ausgebildete Völker vorſtellen; es waren nur kleine Stämme, die Keime zukünftiger Völker.

Wenn alſo dieſes Bedenken gegen Schraders Anſicht gehoben iſt, ſo bleiben immerhin einige andere beſtehen. Wie erklärt ſich — ſo fragt H. Hirt mit Recht — die Uebereinſtimmung der europäiſchen Völker in der Bezeichnung der Baumnamen? Daß techniſche Fertigkeiten ſamt der zu ihnen gehörigen Terminologie von Stamm zu Stamm wanderten, erklärt ſich leicht; denn jeder Stamm mußte begierig nach ſolchen neuen Hülfsmitteln im ſchweren Kampfe um's Daſein greifen. Wie ſollten aber die Namen der Waldbäume von den einzelnen Stämmen ſo gleichmäßig gebildet worden ſein, wenn jeder Stamm bereits in einer gewiſſen ſprachlichen Iſolirung von

den anderen lebte, als er zuerst auf diese Bäume stieß? Dieser Einwand ist meines Erachtens allerdings sehr beachtenswert. Es ist nicht anzunehmen, daß die Europäer übereinstimmend Ahorn, Esche, Eiche, Erle, Ulme, Hasel, Espe u. s. w. benannt haben, ohne eine wirkliche Spracheinheit, die nicht in der europäischen, sondern nur in der indogermanischen Urzeit vorhanden war. Man könnte ja auch hier an eine Art Handel denken, der die Kenntniß der verschiedenen Holzarten zugleich mit den Benennungen von Stamm zu Stamm trug; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß bereits die ungetrennten Indogermanen das Holz in weit bedeutenderem Umfange gebrauchten, als es die Steppe gewährt. Woher — so fragt Hirt spöttisch — hatten sie denn die „mächtigen Einbäume", mit denen sie nach Schrader die Wolga und deren Nebenflüsse befahren haben sollen? „Etwa auch auf dem Wege des Tauschhandels?" Er hätte hinzufügen können: und woher bekamen sie die Bretter und Balken, die sie zu ihren Wagen gebrauchten? Die Steppe vermochte den Bedarf daran sicher nicht zu decken. Auch kannten die Indogermanen bereits den Bären, der doch kein Steppenthier ist.

Ziehen wir nun den Schluß, so ergiebt sich: die Heimath der Indogermanen muß zwar in der Hauptsache Gras- und Weideland gewesen sein — denn auf nomadischer Viehwirthschaft beruhte im wesentlichen ihr Dasein —, kann aber nicht reine Steppe gewesen sein, — denn sie kannten die Waldbäume und den Bären. Wir kommen damit auf die Gebiete des mittleren Rußlands, in denen die Steppe allmählich in den Wald übergeht, das Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe. Wir dürfen annehmen, daß sie einerseits nach Norden in die Wälder hinein vordrangen, sich dort ihr Holz holten und mit den Finnen in Berührung traten, andererseits südwärts die weiten Weidetriften mit ihren Herden durchwanderten. Da

die Viehwirthschaft viel bequemer und angenehmer ist, als der Ackerbau, so werden die einzelnen Familien das waldarme Land immer wieder bevorzugt haben. Nun trat die Trennung ein. Die asiatischen Arier verloren auf ihrem nach Südosten gerichteten Zuge den Wald allmählich ganz aus den Augen und damit die Benennungen derjenigen Bäume, die sie nicht auch in der Steppe trafen, aus dem Gedächtniß. Die Europäer dagegen zogen allmählich und gruppenweise südwestwärts weiter, immer im Grenzgebiete zwischen Wald und Steppe. Sie behielten den Wald stets im Auge und bewahrten die überkommenen Baumbenennungen. Als ihnen dann die Steppe zu schmal wurde und nicht mehr genügende Weide bot für die sich vermehrenden Herden, mußten sie sich wohl oder übel dazu verstehen, den Acker intensiver zu bebauen; sie erfanden neue Werkzeuge und neue Fertigkeiten, die sich schnell von Gruppe zu Gruppe verbreiteten.

An den Vorbergen der Karpathen und in den westlichen Ausläufern der Steppe trennten sie sich dann auf immer. Die Vorfahren der Germanen gingen aus dem Gebiete des Dniestr in das der Weichsel über und gelangten, nordwestlich ziehend, in das licht- und sonnenlose, von dichten Wäldern starrende, von ungeheuren Wassermassen durchzogene, feuchtsumpfige und neblige Land zwischen Elbe und Weichsel. Ein verzweifelter, fast hoffnungsloser Kampf ums Dasein wartete ihrer. Indem die Ankömmlinge ihn mit ausdauernder Kraft siegreich bestanden, wurden sie einer strengen und nachhaltigen Auslese unterzogen und gelangten unter großen Verlusten zu dem hohen, kräftigen Körperbau, der hellen Komplexion, den sittlichen Eigenschaften, die sie beim Eintritt in die Geschichte besitzen. Sie gingen aus jenem Kampfe als das hervor, was Tacitus von ihnen sagt, als ein „eigenartiges, unvermischtes und nur sich selbst ähnliches Volk".

(Fortsetzung von der 2. Seite dieses Umschlages.)

Hagen, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454) ..... M. 1.—
Hagmann, Die kulturhistorische Bedeutung Voltaires. (N. F. 123) . —.80
Haupt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) ..... . —.75
Hetzel, Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. (N. F. 59) .... . —.60
Heyer, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition. (280) . 1.—
Hoffmann, Aus der Kulturgeschichte Europas. [Pflanzen u. Thiere.] (348) . 1.—
— Der Einfluß d. Natur auf d. Kulturentwickelung d. Menschen. (464) . —.75
Holtzmann, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198) ... . —.75
von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) . —.75
— Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386) ..... . —.60
Jordan, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65) ..... . —.60
Keller, Die cyprischen Alterthumsfunde. (363) ..... . —.60
Kinkel, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) . —.75
Mandl, Das Sklavenrecht des alten Testamentes. (N. F. 23) .... . —.80
Mannhardt, Klytia. (239) ..... . 1.—
Marggraff, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 inden Text gedruckten Abbildungen. (435/36) 1.60
Mehlis, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259) 1.40
— Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300). (286/87) 1.60
— Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit. (328) . 1.—
Meyer, Chr., Adel u. Ritterschaft im deutschen Mittelalter (N. F. 103) . —.80
— Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. (N. F. 122) ..... . —.80
— Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation. (N. F. 153) . —.80
Meyer, J. B., Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14) ..... . 1.—
Meyer, L., Die römischen Katakomben. (387/88) 1.20
— Tibur. Eine römische Studie. (413/14) 1.40
Möller, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206) ..... . —.75
Moser, Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen. (N. F. 26) . 1.—
Müller, Ueber die Volksdichtung der Römer. (N. F. 130) ..... . —.60
Nippold, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) ..... . —.60
Nissen, Pompeji, 3. verbesserte Aufl. (37) ..... . —.75
Rover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354) . —.60
Oppenheimer, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) ..... . —.75
Osenbrüggen, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) ..... . —.75
— Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit. (252) ..... . —.75
Petersen, Das Zwölfgötterssystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99) ..... . —.60
Pfotenhauer, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien. (209) ..... . 1.—
Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) ..... . —.75
Reinsch, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399) . —.75
Richter, Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben. (N. F. 15) .. . —.60
v. Rittershain, Die Reichspost der römischen Kaiser. (339) ..... . —.60
Saalfeld, Küche und Keller in Alt-Rom. (417) ..... . 1.—
Schasler, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333) 1.80

Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung" erschienenen Hefte.

Die
Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Seiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

VIII. 175 a
Heimatfund.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 211.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Von

Th. Marx,

Königl. Reallehrer in Speier.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 12.—, elg. geb. Mk. 16.—.

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Oscar Linke. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. 2. Auflage. Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3 —, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Homunculus. Modernes Epos in 10 Gesängen. Gr.-Oktav. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, in prachtvoll. Orig.-Einb. Mk. 5.—.

Lord Luzifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Aufl. Eleg. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 6.—.

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 15. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk 5.—.

Germanenzug. Canzone. — 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.—.

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Die Waldsängerin. Novelle. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 2.50.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. von Herm. Dietrichs. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 14.—.

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Eleg. geh. M. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—. Pracht-Salon-Ausgabe. Mit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Gr. Folio in prachtv. Orig.-Einb. mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 19 Lieferungen à Mk. 3.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 6. Auflage. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Scherz. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Aufl. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Gesammelte kleinere Dichtungen. 4. Aufl. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 5. Auflage. Eleg. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Skizzen meiner Lebenspilgerschaft. 2. Aufl. Eleg. geh. Mk. 6.—, eleg. in Halbfranz geb. Mk. 8.—.

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. in einem Band mit Goldschnitt Mk. 11.50. Neue Folge. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb Mk. 12.—.

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Vortrag,
gehalten im kaufmännischen Verein zu Speier.

Von

Th. Marx,
Königl. Reallehrer in Speier.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei

Wohl kein Dichter der Weltlitteratur hat das Intereſſe der Nachwelt in größerem Maße erweckt, als Shakeſpeare, der Abgott ſeiner Nation nicht allein, ſondern der ganzen gebildeten Welt. Mehr als zwei Jahrhunderte haben ſich bemüht, ein erſchöpfendes Bild ſeines äußeren Lebensganges zu zeichnen, mit einem zwar in vielen Punkten reichlichen, im ganzen jedoch nicht mit dem der aufgewendeten Mühe entſprechenden Erfolge. Einen befriedigenderen Eindruck gewinnen wir, wenn wir unſeren Blick lenken auf die Ergebniſſe der Durchforſchung ſeiner Werke. Vor allem werden wir da von Staunen erfüllt ob des rieſigen Fleißes, der dieſer Aufgabe gewidmet wurde. Alle alten Kopien ſeiner Werke wurden geſammelt und mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit verglichen, das geringſte Büchelchen wurde eingehend geprüft, nur weil es ſeiner Zeit entſtammte, und weil es vielleicht einiges Licht werfen konnte auf 'irgend eine vergeſſene Stelle oder eine veraltete Redeweiſe. Alterthumsforſcher, Textkritiker, Grammatiker theilten ſich in die Arbeit — und als Reſultat ihres Schaffens beſitzen wir heute einen ziemlich ſicheren Text. Ich ſage: ziemlich ſicher. Denn aller aufgewandten Mühe zum Trotz konnte und kann es nicht gelingen, einen kanoniſchen Text herzuſtellen, vor allem deswegen nicht, weil wir von den Handſchriften des Dichters nicht eine einzige beſitzen. Wir können jedoch mit Befriedigung auf das auf dieſem Gebiete Erreichte blicken, wenn

auch noch auf lange Zeit die Shakeſpeareforſchung dem Texte ihre Aufmerkſamkeit wird widmen müſſen.

Mit dem Streben aber, ein getreues Bild zu gewinnen von dem Menſchen Shakeſpeare, mit dem Bemühen, tadellos und einwandfrei das Wort zu fixiren, auch mit der äſthetiſchen Würdigung allein, iſt die Aufgabe des Shakeſpeareſtudiums nicht erſchöpft. Um zum rechten Verſtändniß vorzudringen, müſſen wir den Dichter ſtudiren als eine geſchloſſene Einheit, ein Ganzes, müſſen wir mit Goethe die Hauptaufgabe der Biographie darin erblicken, „den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich ſeine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet und wie er ſie wieder nach außen abſpiegelt". Dieſen letzteren Theil der Aufgabe der Biographie, das allmähliche Sichherausbilden einer Welt- und Menſchenanſicht und wie der Dichter ſie wieder nach außen abſpiegelt, hat man zu Beginn der Zeit, da man erneuert anfing, ſich mit Shakeſpeare zu beſchäftigen, gänzlich vernachläſſigt. Lange hat man ſeine Werke als ein Konglomerat für ſich alleinſtehender Stücke angeſehen, durch nichts zuſammengehalten, als durch ſeinen Namen und den Buchdeckel. Davon, daß der gewaltige Geiſt, der das Ganze durchwehte, ein einheitlicher, in ſich abgeſchloſſener war, der allmählich erſt das wurde, was er am Ende war — davon hatte man keine Ahnung.

Der Erſte, dem die Nothwendigkeit einer ſolchen Art des Begreifens dämmerte, war Edmund Malone, während in Deutſchland faſt gleichzeitig Gerſtenberg, der Verfaſſer des Ugolino, in ſeinem „Verſuch über Shakeſpeares Werke und Genie" für die Betrachtung Shakeſpeares als eines Ganzen eintrat. Malone übernahm es zuerſt, die Chronologie der Stücke feſtzuſetzen, d. h. die zeitliche Aufeinanderfolge, in welcher

sie entstanden. Und hiermit haben er, sowie alle Nachfolgenden, welche sich mit diesen Fragen beschäftigten, das Studium unseres Dichters mächtig gefördert. Denn nur die chronologische Betrachtungsweise läßt uns einen Einblick gewinnen in das innere Leben des Dichters, läßt uns erkennen, wie es beispielsweise möglich war, daß die „Räuber" und „Wallenstein", „Götz von Berlichingen" und „Faust", „Verlorene Liebesmüh'" und „König Lear" *je* einem und demselben Gehirn entsprungen sein können; nur das chronologische Studium eröffnet uns einen Blick in die geistige Werkstatt des Dichters, nur *es* kann uns ein Bild verschaffen von seiner Welt- und Menschenansicht und wie er sie nach außen abgespiegelt. Dem chronologischen Studium erschließen sich die Werke eines jeden Dichters und Künstlers als ein lebendiger Organismus, der von kleinen Anfängen heranwächst zu mächtigen Zielen, als die Sprossen eines großen Geistes, die in ihrem vollen Reichthum an Blättern, Blüthen und Früchten nicht gewürdigt werden können, es sei denn, sie werden betrachtet als ein *Ganzes*; das chronologische Studium belehrt uns, daß es etwas Höheres und Wunderbareres giebt, als die großen Werke — den *Geist*, der diese Schöpfungen in die Welt warf: denn das wahre Gedicht ist des Dichters Geist (*Emerson*, Essays). Demjenigen also, der auf die angegebene Weise die Werke unseres Dichters genießen will, drängt sich als erste und Hauptfrage diese auf: In welcher Reihenfolge entstanden die einzelnen Stücke? Und da müssen wir bei der eigenthümlichen Lage, in welcher sich das Shakespearestudium befindet und den Umständen gemäß sich befinden muß, von vornherein sagen: Diese Frage klipp und klar zu beantworten, ist unmöglich; denn da die Ansichten über den *Beginn* von *Shakespeares* dichterischer Thätigkeit um mehrere Jahre, die über den *Schluß* seines Wirkens um ein volles Jahrzehnt auseinandergehen, können alle Versuche das Jahr der Ent-

ſtehung für die einzelnen Dramen feſtzuſetzen, wenig ſichere Gewähr bieten. Ganz reſultatlos aber ſind dieſe Verſuche doch nicht geblieben. Vielmehr iſt es gelungen, vermittelſt verſchiedener Kriterien das Datum der Entſtehung der einzelnen Stücke, wenn auch nicht genau, ſo doch annähernd zu beſtimmen.

Der Kriterien, die zur annäherungsweiſen Ermittelung der Entſtehungszeit der einzelnen Stücke führten, ſind zwei Arten; äußere und innere.

Zu den erſteren haben wir zu rechnen 1. die Einträge in die Regiſter der Buchhändlergilde; 2. die Veröffentlichung durch den Buchhandel; 3. Anſpielungen oder direkte Erwähnung in zeitgenöſſiſchen Druckſchriften oder Tagebüchern, Briefen u. ſ. w. Dieſe alle geben den Zeitpunkt an, an welchem das Werk vorhanden geweſen ſein muß, obgleich es früher geſchrieben worden ſein kann. Finden wir beiſpielsweiſe im Jahre 1602 Hamlet in die Buchhändlerregiſter eingetragen und im Jahre 1603 veröffentlicht, ſo erſehen wir ſofort, daß es vor dieſen Jahren entſtanden ſein muß; erzählt uns Manningham, daß er und ſeine Kameraden am 2. Februar 1601 „Dreikönigsabend" oder „Was Ihr wollt" geſpielt, und beſchreibt er überdies die uns Allen bekannte Handlung genau; führt uns Meres im Jahre 1598 zwölf Stücke unſeres Dichters unter lauten Lobeserhebungen desſelben an; berichtet uns Forman, daß er am 15. Mai 1611 „Ein Wintermärchen" im Globetheater geſehen (und zwar wieder mit genauer Angabe der Handlung), ſo ſind uns dies alles untrügliche Beweiſe, daß die genannten Stücke nicht nach den genannten Daten entſtanden ſein können.

Auf ſchwankeren Grund begeben wir uns bei Betrachtung der inneren Kriterien, als da ſind Sprache und Stil — und Versbau. Es leuchtet ein, daß das Stilgefühl, welches hierbei das entſcheidende Moment iſt, in hohem Grade ſubjektiv und

unſicher iſt, alſo zu keinen unumſtößlichen Schlüſſen führen kann. So wenig wir jedoch eines Thermometers bedürfen, um den kraſſen Uebergang von Kälte zu Hitze feſtzuſtellen, ſo wenig brauchen wir einen umfangreichen kritiſchen Apparat, um herauszufinden, daß die „beiden Edlen von Verona“ den Jüngling, „Hamlet“ den kämpfenden, gereiften, im Leben ſtehenden, „der Sturm“ den zur Ruhe vorgedrungenen Mann zum Urheber haben müſſen.

Auch die Sprache läßt in den verſchiedenen Perioden einen merklichen Unterſchied erkennen. In den früheren Stücken iſt ſie gleichſam ein dem Gedanken angelegtes Kleid, das häufig allzuſehr mit unnöthigem Flitter verbrämt und ſozuſagen dem Gedanken zu weit iſt; in der mittleren Zeit ſcheint ein gewiſſes Gleichgewicht hergeſtellt zwiſchen der Idee und ihrem Ausdruck; in der ſpäteren wird das Gewand zu eng; die Sprache iſt nicht mehr ganz fähig, dem überſchäumenden Gedanken zum adäquaten Ausdruck zu dienen, ſie wird ſprunghaft, gedrängt, kühn, bilderreich, zuweilen dunkel.

Als zweites der inneren Kriterien gilt der Versbau. Man will gefunden haben, daß, je häufiger der Reim in einem Drama angewandt iſt, deſto früher deſſen Entſtehungszeit anzuſetzen ſei; je häufiger enjambirte Verſe vorkommen, d. h. Verſe, in denen Gedanke und Satztheil in einen anderen übergreifen, deſto ſpäter ſei das Stück entſtanden; ſog. leichte Versausgänge (d. h. ſolche, die auf Hülfs- und Modalverben, Perſonalpronomen endigen), ſowie ſchwache (d. h. ſolche, die auf Konjunktionen, Präpoſitionen ꝛc. endigen) erſcheinen nur in der ſpäteren Zeit. Für die Jugendſtücke ſind ferner charakteriſtiſch: das Auftreten der Knittelverſe, das häufige Vorkommen klaſſiſcher Anſpielungen und von Wortwitzen; das Ausſpinnen von Witzen und Bildern bis zur Ermüdung; Clowns (Hanswurſte und Narren), welche im Vergleich mit den ſpäteren komiſchen Perſonen außerhalb des

Stückes ſtehen und ſpeziell zum Witzereißen beſtimmt ſind, ganz wie der Hanswurſt der älteren deutſchen Komödie; Monologe, die mehr an das Publikum zur Erklärung des Bühnenvorganges oder der Motive der Handelnden, als an die eigene Perſon des Redenden gerichtet ſind; ſymmetriſche Anordnung der Perſonen.[1]

Wenn nun auch die angeführten Kriterien uns nicht in den Stand ſetzen, immer zuverſichtlich ſagen zu können: jenes Stück iſt in dieſem Jahre entſtanden, dieſes vor jenem, ſo iſt doch mit ihrer Hülfe die Reihenfolge der Schriften unſeres Dichters zur Genüge feſtgeſtellt, um uns mit einer gewiſſen Zuverſicht die Reihenfolge der Epochen der geiſtigen Wandlungen und der Entwickelung Shakeſpeares verfolgen zu laſſen. Ob „Othello“ vor „Macbeth“ geſchrieben wurde, oder „Macbeth“ vor „Othello“, braucht uns nicht ſehr zu kümmern; wir verſtehen Shakeſpeare nicht beſſer, wenn dieſe Frage entſchieden iſt, als ſchon vorher, da die Entſcheidung noch zweifelhaft war. Wohl aber trägt es zum Verſtändniß des Dichters als einheitliches Ganzes mächtig bei, zu wiſſen, daß beide Stücke, und zwar beide gleichmäßig, ein und derſelben Periode in der Geſchichte von Shakeſpeares Geiſt und Kunſt angehören. Dieſe Kriterien ſind es, die uns davor bewahren, „Sommernachtstraum“ und „Sturm“ nebeneinanderzuſtellen als Shakeſpeares Zauberſtücke, ſie bringen uns eindringlich zum Bewußtſein, daß der Wechſel in Shakeſpeares Metrum nichts Zufälliges war, vielmehr ein unbeabſichtigtes Zeichen ſeines inneren Wachsthums, und daß Hand in Hand mit ihm der Wechſel in Stil und Stimmung ging. Mit ihrer Hülfe ſehen wir, wie der Dichter ſtändig wechſelte und ſich entwickelte.

Dieſes Wachsthum, dieſe Einheit Shakeſpeares, die Verbindungsglieder zwiſchen den ſich folgenden Stücken nach-

zuweiſen, das Licht zu entdecken, das eins auf das andere wirft, die unterſcheidenden Merkmale der einzelnen Schaffensperioden und ihre Kontraſte klarzulegen, das iſt es, was wir nun etwas eingehender verſuchen wollen.

Aus uns unbekannten Urſachen verließ Shakeſpeare gegen 1586 ſein Heimathsſtädtchen Stratford und kehrte nach etwa 26jähriger Abweſenheit wieder zum ſtändigen Aufenthal dahin zurück. Einige Jahre mögen ſwohl vergangen ſein, ehe der vom Lande nach London gekommene junge Mann die ihm zuſagende Beſchäftigung fand, und ſo werden wir den Beginn ſeiner litterariſchen Thätigkeit in die Zeit von 1588—90 ſetzen können. Die Geſamtzeit ſeines Schaffens erſtreckt ſich demnach über etwas mehr als 20 Jahre, von welchen die eine Hälfte im 16., die andere im 17. Jahrhundert liegt. Die Wende der Jahrhunderte bezeichnet zugleich einen Markſtein in der Entwickelung des Dichters. Aber jede der Dekaden, die zuſammen das litterariſche Leben Shakeſpeares umſchließen, läßt ſich wiederum in zwei kürzere Perioden theilen: einmal in die Jahre von 1590—96 — die Zeit der dramatiſchen Lehrjahre und des Suchens; zweitens von 1596—1600/01 — die Periode der engliſchen Hiſtorien und der heiteren Komödien; drittens von 1601 bis etwa 1608 — die Periode der bitteren Komödien und der großen Tragödien, und endlich von 1608—12 — die Periode der romantiſchen und paſtoralen Stücke.

Wie bekannt, war Shakeſpeare Dramaturg einer Schauſpielertruppe, und als ſolchem oblag ihm die Aufgabe, ſeine Geſellſchaft mit neuen Stücken zu verſehen; dabei galt es hauptſächlich, möglichſt viel zu produziren. Zunächſt verſuchte es der junge Dichter mit der Umarbeitung und Anpaſſung vorhandener Stücke, und zwar that er dies theils allein, theils in Verbindung mit Kollegen. Als ſolche Bühnenbearbeitungen erkennen wir vor allem „Titus Andronicus“ und den erſten Theil von

„Heinrich VI.“ Es sind dies Stücke, an denen der Dichter keinen inneren Antheil hat, voll Bombast, Blut und Feuer, wie sie eben vor dem Erscheinen Shakespeares beliebt waren, die aber doch an einigen Stellen die, wenn auch noch junge, Meisterhand erkennen lassen, die an sie rührte.

Bald jedoch zeigte sich selbständiges Regen; den jungen Dramaturgen drängte es, Eigenes zu bringen, und frühe schon scheint er sich über den Beruf des Schauspiels klar gewesen zu sein: „der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Das erkennen wir an dem Werk, dem nach Metrum, Stil und Gedankeninhalt von fast allen kompetenten Kritikern die zeitlich erste Stelle angewiesen wird, an „Verlorene Liebesmüh'“. Das Stück ist eine Sittenkomödie mit lehrhafter Tendenz, wie wir es von einem geschickten jungen Manne erwarten können, der gerade vom Lande in die Stadt gekommen, wo ihn sofort die glänzenden Nichtigkeiten und die Unnatur in Kleidung, Lebensart, Sprache und Gedanken umfangen, und der sich vielleicht dadurch, daß er über sie schrieb, von den Modethorheiten befreien wollte. Das Ganze ist steif und ungelenk, der Dialog zwar sorgfältig ausgearbeitet und scharf pointirt, aber überladen mit gezierten Witzeleien und Wortspielen; die Charaktere sind nur allgemein umrissen. In der nun folgenden „Komödie der Irrungen“ beruht die Wirkung einzig auf der Situation; sie ist eine Burleske, gehoben nur durch einige wenige eingestreute schöne lyrische Stellen. „Die beiden Edlen von Verona“ bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt. Hier betrat Shakespeare zum ersten Male den Pfad, den er mit wunderbarem Erfolge weitergehen sollte: hier haben wir die früheste Komödie, in welcher eine romantische Liebesgeschichte in dramatischer Form erzählt wird; hier zeichnet Shakespeare zum ersten Male die zarten und leidenschaftlichen Regungen

eines Frauenherzens. In seiner vollen Glorie leuchtet uns der Genius unseres Dichters zum ersten Male entgegen im „Sommernachtstraum", in dem die klassische Sage, die mittelalterliche Feenwelt und das ungeschliffene Leben des englischen Handwerkers in unnachahmlicher Weise miteinander verflochten sind. „Wenn man mich nach einer Definition von Poesie befragt," sagt der amerikanische Dichter E. A. Poe, „so denke ich an „Oberon" und „Titania". Und in der That, alles im Bereiche der Kunst muß dem Menschen möglich sein, der in einem und demselben Werke eine Titania und einen Zettel den Weber schaffen konnte! Zum ersten Male auch tritt uns in eben diesem Weber Zettel ein typischer Charakter entgegen: der eingebildete, anspruchsvolle Mensch von einiger Fähigkeit zwar, der aber trotzdem ein Hohlkopf ist, hat in Nicolaus Zettel seinen ältesten Vertreter in der modernen Litteratur. Zum ersten Male auch lernen wir in dieser Komödie die freispielende Phantasie unseres Dichters kennen und seine erstaunliche Fähigkeit, seine Gedanken in Sätze von berückender Schönheit, in Worte süßesten Klanges zu kleiden. Und doch, so wunderbar die Mischung von lustiger Phantasie mit der gröbsten Posse ist, so klar auch der „Sommernachtstraum" das Aufgehen eines Sternes erster Größe am Theaterhimmel ankündet, so entgeht es dem aufmerksamen Leser doch nicht, daß dem Werke der Stempel der Jugend anhaftet, allerdings der Jugend Shakespeares.

Mit diesem Stücke gewann der junge Dichter bald Ansehen unter seinen Genossen und dem großen Publikum, zumal er jetzt auch auf dem litterarischen Gebiete im engeren Sinne (Theaterstücke galten nicht als Litteratur), und zwar mit einigen epischen Gedichten, von denen er „Venus und Adonis" bereits fertig aus Stratford mitgebracht haben mag, auftrat. Wie nun sein Stern zu steigen begann und sich ihm besonders die Gunst einiger schöngeistiger, vornehmer Herren zuwandte, da galt es,

die neuerrungene Stellung zu ſichern, und deshalb mußte dem Drängen der Geſellſchaftsdirektion und des Publikums nach neuen Stücken nachgegeben werden, und wenn die eigene Erfindungskraft nicht ausreichte, da griff man eben zu vorhandenen Stoffen und arbeitete ſie um, beim Drange der Geſchäfte, wie oben bereits angedeutet, mit Hülfe von Kollegen, wie Marlowe, Peel ꝛc., oder doch in Anlehnung an ſie und ihre allbekannte, beliebte Manier. Als Frucht dieſer überhaſteten, gemeinſamen, in gewiſſem Sinne unſelbſtändigen Thätigkeit erkennen wir den zweiten und dritten Theil „Heinrich VI.“ und „Richard III.“ Der Gegenſtand dieſer Serie von hiſtoriſchen Trauerſpielen iſt der prächtigſte, den ein Dramatiker ſich wünſchen kann: auf der einen Seite individuelle Liebe, auf der anderen Untergang von Königthum und Thron. Die alte, ſchuldvolle Liebe von Lancelot und Ginevra tritt uns entgegen in dem Verhältniß von Margarete und Suffolk. Wie die erſtere die Krone aller Könige, Arthur, zu Fall brachte, ſo führte die zweite zu dem Kriege der beiden Roſen, riß ſie Frankreich von England los. Der dämoniſche Stolz der Königin mordet die feſteſte Stütze des Thrones ihres Mannes, den wackeren Humfred, deſſen Fall die herrſchſüchtigen Leidenſchaften der Großen und die liſtigen Anſchläge des heuchleriſchen Gloſter weckt. Bald hat Margarete, der Liebe, des Kindes, des Thrones, des Gatten beraubt, nichts übrig, als die Flüche, die ſie auf die Feinde häufen kann, die ſie zu Grunde gerichtet haben. Aus den Ruinen ihres Lebens, auf denen ſie fluchend ſitzt, erhebt ſich die überwältigende Geſtalt Richards, der mit grimmem Humor ſich ſeiner Schlechtigkeit und ſeiner Erfolge freut. Durch Blut iſt er zum Thron gelangt, durch Blut muß er ihn erhalten. Aber hinter ihm erſtehen die Rachegeiſter, angefeuert durch die Flüche von vier Königinnen und das Klagen unſchuldig Ermordeter. Und endlich trifft auf mörderiſchem Schlachtfelde der

Blitzstrahl das Haupt des schuldigen Königs, der trotzig fällt, den Tod so wenig fürchtend, wie die Sünde. Aus diesem herrlichen Stoffe nun hat der Dichter, den wir heute in seiner Gesamtthätigkeit überschauen und an den wir den allerhöchsten Maßstab anlegen, nicht das gemacht, was von ihm zu erwarten steht. Vorurtheilslos müssen wir gestehen: In „Heinrich VI." erkennt man jugendliche Unbeholfenheit, Schroffheit und Unmäßigkeit, Neigung zu bombastischer Breite und Oberflächlichkeit, eine gewisse Eckigkeit und Sprödigkeit, nicht nur in der Sprache, sondern in der ganzen Art der Gestaltung des Stoffes.[2] Von „Heinrich VI." gilt mit Recht das Wort von der in szenische Formen gekleideten Chronik. In „Richard III." finden wir deutlich die Spuren Marlowes, dessen Hauptkraft darin bestand, einen einzigen Charakter auf Kosten aller anderen hervortreten und in ihm eine einzige Leidenschaft wirken zu lassen; und so ist „Richard III." der verkörperte Ehrgeiz; ihm ist das ganze Stück geopfert. Kein späteres Stück weist diese Eigenschaft auf, so daß wir in ihm sowohl, wie in „Heinrich VI." den Anfänger erkennen müssen; allerdings, es darf das nicht außer acht gelassen werden, heißt der Anfänger Shakespeare.

Während der Jahre, in welchen der Dichter Versuche mit historischen Schauspielen, Komödien und Farcen anstellte, scheint dasjenige, was ihm besonders insgeheim am Herzen lag, eine Tragödie gewesen zu sein, eine Tragödie freilich von ganz anderer Art als „Titus Andronicus" und die Klasse von Blutstücken, wozu dieses gehört. Die geplante Tragödie scheint der Zielpunkt seiner litterarischen Thätigkeit in dieser Periode gewesen zu sein. Es ist die Ansicht der zuverlässigsten Kritiker, daß Shakespeare nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie beinahe zu gleicher Zeit, da er für die Bühne zu schreiben anfing, an „Romeo und Julia" zu arbeiten begann, daß die

Tragödie ihn während einer Reihe von Jahren beschäftigte und in den Jahren 1595—97 ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Wenn dem so ist, und beschäftigte sich auch, wie man glauben darf, Shakespeare viele Jahre hindurch mit dem Stoffe des „Hamlet", so finden wir die für den Dichter überaus bezeichnende Thatsache, daß er die Wahrnehmung von der Unfertigkeit seiner Entwickelung ruhig hinnahm und demgemäß mit seinen erkorenen Stoffen zurückhielt, bis er sich für fähig erachtete, seinen Ideen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Welch *ein* Kontrast zwischen diesem Abwarten des Genies, diesem Ausharren, bis die goldenen Schachte sich erschließen, und der fieberhaften Gier des geringeren Talentes, seinen Ehrgeiz zu befriedigen! Von den vielen Merkmalen der Jugendlichkeit, die „Romeo und Julia" anhaften, möchte ich besonders erwähnen die symmetrische Anordnung der Personen. Noch sucht der Dichter die Einheit seiner Wirkung weniger durch das Einhauchen gemeinschaftlichen Lebens, als durch die Anordnung der Rollen zu erreichen. In der ersten Scene seiner frühesten Tragödie werden zuerst zwei Diener der Capulets eingeführt, dann zwei Diener der Montagues, dann Benvolio von der Partei der Montagues, dann Tybalt von der Partei der Capulets, dann Bürger auf jeder Seite, dann der alte Capulet und seine Frau, dann Montague und seine Frau und am Ende der sie alle verbindende Eckstein, der Fürst. In den Stücken, die Shakespeares Meisterzeit angehören, wird er auch ohne solche Künstelei fertig. In diesen späteren Stücken ist die Einheit vermöge einer lebenden und das ganze Werk beseelenden Kraft immer gegenwärtig; die Einheit liegt da nicht bloß im Bau, sondern im Leben. Noch mehr aber als Aeußerlichkeiten spricht die Stimmung, die das Stück durchweht, für dessen frühe Entstehungszeit. „Alles", sagt Coleridge, „ist Jugend und Frühling: Jugend mit ihren Thorheiten, Tugenden

und Ueberstürzungen; Frühling mit seinem Duft, seinen Blumen und seiner Vergänglichkeit. Ein und dasselbe Gefühl beginnt, durchzieht und endigt das Stück. Die alten Männer, die Montagues und Capulets sind keine gewöhnlichen alten Männer: sie besitzen die Heftigkeit, den Muth, das Aufbrausen der Jugend. Bei Romeo sind sein plötzliches Wechseln in der Leidenschaft, seine rasche Heirath, sein überstürzter Tod die Folgen der Jugend." Julia, die Vierzehnjährige, brauchen wir bloß zu nennen. „Romeo und Julia" ist in seiner Schönheit, seiner Leidenschaft und seinen Mängeln recht eigentlich die Hervorbringung eines jungen Mannes, die lyrische Tragödie der Jugend, der Liebe und des Todes.

Shakespeare wandte sich nunmehr dem historischen Drama zu und versuchte seine eigene Methode auf dieses Gebiet zu übertragen. Das that er nicht zufällig, sondern einer mächtigen Strömung der Zeit folgend, die jedenfalls auch seinem eigenen Denken und Fühlen entsprach. Von der Zeit an, da das kleine, arme, schwachbevölkerte England sich darauf gefaßt machen mußte, den Kampf um seine Existenz zu bestehen gegen den größten, mächtigsten und reichsten Staat der damaligen Zeit, das Spanien Philipps II., und noch mehr von der Zeit an, da es, dank seiner Thatkraft, siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen, in die vorderste Reihe der modernen Staaten getreten war, von der Zeit an, da, ähnlich wie bei uns in Deutschland nach den Befreiungskriegen und noch mehr nach 1870, das Wort „Vaterland" jedes Herz höher schlagen machte — war es nur natürlich, daß man allgemein anfing, Anregung und Kräftigung zu suchen in der Geschichte, sie zu durchforschen und in Versen zu singen und zu preisen.

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."
(Schiller, Prolog zu „Wallenstein".)

Dieſer Zeitſtimmung konnte auch unſer Dichter ſich nicht entſchlagen. Nachdem in den drei Theilen „Heinrich VI.“ und in „Richard III.“ die Geſchicke des Hauſes York behandelt waren, wandte er ſich jetzt denen des Hauſes Lancaſter zu. Von „Richard III.“ bis zu „Richard II.“ iſt ein ungeheurer Fortſchritt. Die Ueberfülle des Stoffes, der Perſonen, wie der Handlungen iſt ſehr reduzirt; aber die Anordnung iſt zu einfach reinen Kunſtformen geſteigert, und „Richard II.“ iſt nach Bau und Wirkung eine klaſſiſche, ergreifende Tragödie. Noch ſtärker tritt dieſer Fortſchritt hervor in „König Johann“, der uns auch das erſte Beiſpiel bietet von der Miſchung des Komiſchen mit der Geſchichte, die zur Vollendung gebracht wurde in „Heinrich IV.“

Zwiſchen den früheren Komödien und den mittleren Hiſtorien einerſeits und jener glänzenden Gruppe von Luſtſpielen, die um 1600 entſtanden, ſteht mitten inne der „Kaufmann von Venedig“. Mit jenen iſt er verbunden durch die Häufigkeit des Reimes und der klaſſiſchen Anſpielungen, mit dieſen dadurch, daß das Intereſſe in die Charakterentwickelung gelegt iſt. Wenn wir im „Sommernachtstraum“ ein großes Aufflackern der Phantaſie kennen lernten, in „Romeo und Julia“ einen großen Ausbruch der Leidenſchaft, in „Richard II.“ das Aufflammen des Patriotismus, der in „König Johann“ mit Pathos gepaart auftritt, ſo ſehen wir hier nicht ein Gefühl alle anderen beherrſchen, ſondern eine Symphonie von Anmuth und Wildheit, Liebe und Rache, Freundſchaft und Haß, von Witz und Humor. Werfen wir unſeren Blick zurück auf „die beiden Edlen von Verona“, das erſte Stück, in dem Shakeſpeare die leidenſchaftliche, ränkeſüchtige italieniſche Natur behandelt, ſo ſehen wir, welchen ungeheuren Fortſchritt er gemacht hat; blicken wir vorwärts auf das große venetianiſche Stück einer ſpäteren Periode, auf „Othello“, ſo werden wir erkennen, welche Höhe zu erſteigen,

welche Tiefe zu ergründen ihm noch vorbehalten war. Im „Kaufmann von Venedig" haben wir zum ersten Male Shakespeare voll und ganz. — Nachdem der Dichter bis zu dieser Zeit Historie und Komödie getrennt behandelt hatte, galt der nächste Schritt der Vereinigung dieser beiden Elemente, gemäß der Erkenntniß, daß im Leben Tragik und Komik untrennbar miteinander verknüpft sind. Und so kommen wir von der anmuthigen Schönheit einer Portia, den grausen Flüchen und der verzweifelten Rache eines Shylock zu der halsstarrigen Tapferkeit eines Percy-Heißsporn und dem wundervollen, unverlegenen Witz eines Falstaff. Welch ein Abstand zwischen den frühen historischen Stücken und „Heinrich IV."! Dort die Hand des Jünglings, hier des Mannes! Hier lebt jeder Charakter. Von Falstaff, Heißsporn, Heinrich und seinem Sohn bis zu Frau Hurtig. Die Komik Shakespeares erreicht ihren Höhepunkt in Falstaff; die Charakterisirung wird auch später nicht übertroffen. Als direkten Abkömmling der beiden Theile „Heinrich IV." haben wir die „Lustigen Weiber von Windsor" zu betrachten. Die Ueberlieferung berichtet, daß die Königin Elisabeth solches Wohlgefallen an Falstaff gefunden habe, daß sie den Dichter beauftragte, ihn auch einmal als Verliebten darzustellen. Dies mag der Grund gewesen sein, warum Shakespeare das Versprechen, das er im Epilog zu „Heinrich IV." gegeben, daß Falstaff mit Heinrich V. in Frankreich erscheinen solle, nicht gehalten hat, obwohl dies auch seine Erklärung finden mag in der Erkenntniß des Dichters, daß unter den großen Thaten des Siegers von Azincourt kein Raum gewesen wäre für Falstaff. Während die „Lustigen Weiber" gleichsam ein Nebenprodukt der Lancasterquadrilogie darstellen, bildet „Heinrich V." deren Schluß. Unter den schmetternden Trompetentönen des Triumphes nimmt Shakespeare Abschied von der englischen Geschichte. Heinrich V. ist so recht der Held unseres Dichters in dieser Periode seines

Schaffens, Mannesmuth durchweht es, Freude an der eigenen Kraft und den errungenen Erfolgen. Die Ruheloſigkeit Hamlets, die Bitterkeit Timons, die abgeklärte Weisheit Proſperos kennt er noch nicht; weder Unentſchloſſenheit, noch Rache, noch Vergebung bilden den Gegenſtand ſeines Denkens und Dichtens — nur thatkräftiges Handeln und Sieg — Sieg über Englands alten Feind — Frankreich.

Und nun folgt eine Reihe von Stücken, die zwar gemeinhin als Komödien bezeichnet werden, aber nur zum Theil ſolche ſind. Unter dieſen bieten die „Luſtigen Weiber" und die „Zähmung der Widerſpenſtigen" am wenigſten Anhaltspunkte zur Ergründung des inneren Werdeprozeſſes unſeres Dichters, da das erſtere, wie wir bereits gehört, einem äußeren Anlaß ſein Entſtehen verdankt und das letztere nach den unwiderlegbaren Unterſuchungen der Kritiker nur zum Theil von Shakeſpeare herrührt. Den mitten im Vollgenuß des Lebens ſtehenden Shakeſpeare erkennen wir in dem heiteren Konverſationsluſtſpiel „Viel Lärm um Nichts", dieſer reizenden Darſtellung des Triumphes des weiblichen Uebermuthes und der Koketterie, aber einer Koketterie im edelſten Stil, im liebenswürdigſten Gewande. Dem witzſprudelnden Dialog von „Verlorene Liebesmüh'" folgt die weitentlegene Waldeswelt „Wie es Euch gefällt"; aber in dieſe ſchöne, harmoniſche, weichgeſtimmte Paſtoralkomödie miſcht ſich die Unzufriedenheit des kritiſchen Lebensbetrachters. Durch den Hain von Arden weht plötzlich, wie der Herbſtwind durch die grünen Blätter, die Melancholie des Jacques, der uns den reiferen Shakeſpeare vorahnen läßt, „der ſeine Erfahrungen gewonnen hat, die ihn traurig gemacht haben."[3] Dieſe plötzlich aufflackernde Stimmung ſchwindet wieder im „Dreikönigsabend", um abermals hervorzubrechen in „Ende gut, Alles gut" und um ſich ganz zu verdüſtern in „Maß für Maß", dieſem tiefſinnig angelegten Nachtbild,

in welchem alles grau in grau gemalt ist und über dessen trübes Halbdunkel nur die „verklärte Himmelsgestalt" der Isabella einiges Licht gießt. Bei der Betrachtung dieser Stücke kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß Shakespeare, mehr dem äußeren Zwange gehorchend, als dem inneren Triebe, fortfuhr, Komödien zu schreiben, während die Tragik sich schon seines Sinnens bemächtigt hatte, und daß er demgemäß Charaktere schuf, die viel mehr in den Rahmen eines Trauerspiels als in den eines Lustspiels gepaßt hätten. Tiefgründende Gedanken über Leben und Tod in „Maß für Maß" erinnern uns an Hamlet, und mit schmerzhaftem Interesse verfolgen wir die Sünde, das Seelenforschen und die Erniedrigung Angelos. Noch weiter entfernen wir uns vom Lustspiel in „Troilus und Cressida", dieser „Komödie der Enttäuschungen", wie man sie genannt, die uns die Dinge und die Verhältnisse nackt und bloß zeigt, jeder Illusion bar. Das Komische erhält ein satirisches Kolorit, alle Gemeinheiten des Lebens erscheinen als ein selbstverständlicher Theil desselben; über alles, was für uns hoch und heilig ist, ergießt sich der Geifer eines schmutzigen Hohnes. Dieselbe Stimmung, die die letztgenannten Stücke durchzieht, beherrscht auch die Sonette, von denen die letzten gegen 1601 entstanden sein sollen; Trauer und Entsagung ist ihr Grundzug. Wir fühlen es: die Zeit der Lustspiele ist vorüber, die der Trauerspiele beginnt.

Wir sind um die Zeit von 1600 angelangt. Etwa vierzehn Jahre sind verflossen, seit Shakespeare seine Heimath verlassen, etwa zehn seit Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Es sind dies Jahre großen Erfolges; die Produktion ging rasch und ungestört vor sich, im Durchschnitt entstanden jedes Jahr zwei Stücke, wie dies auch sein Vertrag mit seiner Gesellschaft mit sich brachte.[4] Unter diesen 18—20, zwischen 1590 und 1600 geschriebenen Stücken befinden sich ungefähr acht oder neun

Komödien, die ganze Reihe der Historien (mit Ausnahme Heinrichs VIII.) und ein oder zwei Trauerspiele. Auch äußerlicher Erfolg wurde unserem Dichter in hohem Maße zu theil. Aus dem armen Flüchtling war ein berühmter Mann geworden; geliebt von der besten Gesellschaft, zählte er die Grafen Southampton, Essex und Pembroke zu seinen Freunden, war er der Günstling der Königin; die besten der litterarischen Genossen suchten seinen Umgang. Er hatte seinen Vater der Armuth entrissen, das schönste Haus in Stratford und *dazu* viele Ländereien gekauft — kurz, er war auch ein reicher Mann geworden. Da plötzlich scheint sich ein dunkler Schleier auf seinen Lebensweg zu senken. Seine besten Freunde kommen zu Fall: Essex stirbt auf dem Schaffot, Southampton schmachtet im Tower, Pembroke verseufzt, des Hofes verwiesen, sein Leben fern von Stadt und Freund. Dazu kommt noch, wenn wir aus den Sonetten einen direkten Schluß ziehen wollen, „Verschmähter Liebe Pein", der Verrath eines Freundes und der Ueberdruß am eigenen Beruf, der ihn aber trotz alles Rüttelns festhält: die naiv heitere Lebensbetrachtung schwindet, die tragische Stimmung gewinnt die Oberhand.

Als die ersten Produkte der dritten Schaffensperiode erscheinen uns „Julius Cäsar" und „Hamlet". Während er in den Historien mit der wirklichen Welt, der Welt des Handelns und des Gelingens sich beschäftigt, studirt der Dichter in diesen beiden Stücken den Mißerfolg in den Angelegenheiten zweier großer Männer, Brutus und Hamlet, die alle Beide dazu berufen sind, große Thaten zu vollbringen, die aber nicht die zur Vollbringung dieser Thaten nothwendigen Eigenschaften besitzen, der eine, weil er nicht klug, der andere, weil er nicht energisch handeln kann. Irrthum und Mißgeschick, oder im besten Falle Schwäche und Unklugheit sind die Ursachen des Unterganges des Brutus und Hamlet: ihre Seelen waren rein

von Unrecht. Aber von nun ab bilden ſtürmiſche Leidenſchaft und wildes Verbrechen den Gegenſtand der Tragödien, an der Stelle eines grauſamen Schickſals; das Leiden wird zur Schuld. Die Bande des Lebens werden zerriſſen: in Othello die Bande, welche Mann und Frau einigen; in Lear die Bande zwiſchen Vater und Kind; „Liebe erkaltet, Freundſchaft fällt ab, Brüder entzweien ſich, das Band zwiſchen Vater und Sohn zerriſſen"; in Macbeth die Bande der Verwandtſchaft und der Unterthanentreue; Antonius löſt ſich von ſeinem Vaterlande los und hört auf ein Römer zu ſein; Coriolanus wendet ſich ebenfalls von ſeiner Vaterſtadt ab und iſt nahe daran, in ſtolzer Eigenſucht zu vereinſamen. Timon trennt ſich in der That nicht allein von ſeinem Lande, ſondern von der Menſchheit ſelbſt. er iſt „Miſanthrop und haßt die Menſchheit".

Welche Maſſe von Uebel wird in dieſen Stücken zur Darſtellung gebracht! Das Gute fällt dem Böſen zum Opfer, das Gemeine triumphirt über das Edle, der Unſchuldige fällt mit dem Schuldigen. „Der Tod kommt und entführt den Verbrecher, und ſein Opfer menſchlichen Blicken, und uns bleibt im Herzen ein ehrfurchtsvoller Schrecken, da wir den unlösbaren Fragen des Lebens gegenüberſtehen. Da liegt Duncan, der „ſeine Macht ſo mild getragen" hatte, der „ſo ſündenfrei in ſeinem großen Amt" geweſen war, ſchandbar ermordet; da liegt Cordelia entſeelt in den Armen Lears; da Desdemona, kein Wort murmelnd, auf dem Bette; da Antonius, den Cleopatras Zauber zu Grunde gerichtet hatte; als Letzter Timon, der in der Verzweiflung dem Leben entflohen war und ſeine einzige Zuflucht unter der Vergeſſenheit bringenden öden Woge gefunden hatte." [5]

Welch ein Abſtand zwiſchen dem Shakeſpeare, der die glänzenden, patriotiſchen Hiſtorien geſchrieben hatte, die über-

fließen von Kraft und Lebensmuth, und dem Shakeſpeare, deſſen Bitterkeit und Lebensüberdruß in einem Timon ſich Luft machen!

Aber wie unſerem eigenen größeren Dichter, Goethe, ſo erging es Shakeſpeare. Indem er ſeinen Leiden und Verſtimmungen Worte lieh, wuchs er über ſie hinaus; im Kampfe mit ihnen, befreite er ſich von ihnen, ſchuf er ſich eine neue, endgültige Lebensanſchauung, und von der tragiſchen Leidenſchaft, die in Timon ihren Höhepunkt erreicht, gelangen wir plötzlich, wie aus einem wilden Felſenlabyrinth in eine blumige Au, zu lauterer Schönheit und ruhiger Heiterkeit; von den Stücken, die mit dem gewaltſamen Bruch der menſchlichen Bande ſich beſchäftigen, gelangen wir zu einer Gruppe von ſolchen, die das Zuſammenknüpfen dieſer Bande zum Vorwurf haben, die Vereinigung Getrennter, die Vergebung der Feinde, die Sühne des Unrechts — nicht durch Tod, ſondern durch Reue — den erſten Spuren dieſer neuen Weltauffaſſung begegnen wir in dem von unſerem Dichter herrührenden Theil des Perikles, ſie leuchtet uns entgegen im „Sturm", im „Wintermärchen" und in „Cymbeline". „Shakeſpeare dachte noch immer an die ernſteren Prüfungen, welche das Leben für den Menſchencharakter mit ſich bringt, an das Unrecht, welches der Menſch dem Menſchen zufügt; aber ſeine gegenwärtige Stimmung verlangte keinen tragiſchen Ausgang — ſie verlangte vielmehr einen freudigen oder friedlichen Ausgang. Die Diſſonanz muß ſich in eine klare und entzündende, oder feierliche und tiefe Harmonie auflöſen. Demgemäß iſt denn auch in jedem dieſer Stücke — „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm" —, während uns ſchwere Verirrungen des Herzens gezeigt werden und ebenſo grauſames Unrecht wie das in den großen Tragödien, zum Schluß immer eine Löſung der Diſſonanz, eine Ausſöhnung. Es iſt nicht, wie in den Jugendkomödien, eine bloße Auflöſung. Die

Lösung der Dissonanzen in diesen spätesten Stücken ist nicht eine bloße Bühnennothwendigkeit oder eine Nothwendigkeit der Komposition, die der Dichter vornimmt, um seinem Stücke einen Schluß zu geben, und die seine Imagination oder sein Herz wenig interessirt. Ihre Bedeutung ist hier ethisch und geistig; sie ist eine moralische Nothwendigkeit." [6]

Ein Theil eines anderen Stückes gehört sicherlich dieser letzten Periode der schriftstellerischen Thätigkeit Shakespeares an, ein Theil von „Heinrich VIII." Johnson bemerkte, daß Shakespeares Genie dann auf der Bühne waltet, wenn die Königin Katharina da ist. Was zog also den Dramatiker in diesem von einem Anderen nur geplanten und theilweise von ihm selbst ausgeführten „Heinrich VIII." an? Das Auftreten einer edlen Dulderin, die in die Klasse der Imogen, Hermione und Prospero gehört, eines Wesens, das schmählich gekränkt wurde und doch durch einfache Treue gegen Recht und Wahrheit, durch Selbstlosigkeit und Großherzigkeit aus aller Leidenschaft und allem persönlichem Rachegefühl in die Wirklichkeit der Dinge übergeht, worin allerdings viel Schmerz noch bleibt, aber doch ohne unedlen Zorn oder seichte Bitterkeit des Herzens.

Mit diesem Stücke vergrub Shakespeare seinen Zauberstab „tiefer als ein Senkblei je geforscht" und nahm Abschied von der Bühne.

Versuchen wir es nun, der etwas detaillirten Darstellung eine zusammenfassende folgen zu lassen, damit wir einen einheitlichen Eindruck davontragen. Wir theilten oben die Arbeitszeit Shakespeares in vier Abschnitte. Der erste, welchen wir als die Lehrzeit bezeichnen können, ist der, in welchem der Dichter sozusagen das dramatische Gewerbe erlernte. Mit 24 bis 26 Jahren beginnend, machte er rasche Fortschritte; die Jugendwerke, Experimente nach verschiedenen Richtungen, werden

alle gekennzeichnet durch Lebhaftigkeit, Gefallen an äußerer Schönheit und überschäumender Lebensluſt.

Noch aber mangelt es dem Dichter an Lebenserfahrung. Mit zunehmender Kraft schärfte ſich auch ſein Sinn für dieſe, und ſeine Phantaſie begann bald, das thatkräftige Leben in ihr Bereich zu ziehen; bald ſollte er die Welt verſtehen und die Menſchen darin. Und wo konnte er dies beſſer als in und an der Geſchichte? Das Zuſammendrängen der großen und rauhen geſchichtlichen Stoffe in die dramatiſche Form erheiſchte die kräftigſte Uebung der plaſtiſchen Energie der Einbildungskraft; und der Umſtand, daß er es mit der Wirklichkeit und den poſitiven Thatſachen der Welt zu thun hatte, führte den Dichter zu der Erkenntniß, daß es einen ernſteren Stoff zur Poeſie gebe, ein köſtlicheres Material — ſogar zu rein künſtleriſchen Zwecken — als die Witzesübungen und Geziertheiten, die ihn in ſeiner Jugend irreführten. Während dieſer Periode wird Shakeſpeare ſtark und kräftig. Es war dies auch die Zeit, in der er raſche Fortſchritte nach der materiellen Seite hin machte und das Vermögen anſammelte, das ihn ſpäter in den Stand ſetzte, als unabhängiger Landjunker zu leben.

Gegen das Ende dieſer Periode ſcheint ſchwere Sorge das Leben unſeres Dichters zu umdüſtern. Was auch die Urſache dieſer Verfinſterung geweſen ſein mag, die Thatſache ſteht feſt: ausgelaſſene Heiterkeit, der Pomp des Krieges, der mächtige Pulsſchlag der Geſchichte hörten auf Gegenſtände der Verarbeitung zu bilden. Shakeſpeare fühlte das Bedürfnis in ſich, mit der Macht ſeiner Einbildungskraft die Tiefe des menſchlichen Herzens zu ermeſſen, hinabzutauchen in die dunkelſten und traurigſten Abgründe des Menſchenlebens, das große Myſterium des Böſen zu erforſchen. Die ſchwärzeſten Sünden der Menſchen, das erbarmungsloſe Schickſal, das langſam den Menſchen um-

kreiſt, um plötzlich über ihn herzufallen; der rächende Zorn des Gewiſſens, die Grauſamkeit und die Strafe der Schwäche, der Eiferſucht, der Undankbarkeit, des Wahnſinns der Menſchen, die Thorheiten der Großen, der Wankelmuth der Menge — ſie alle, mit Tauſenden anderer, wechſelnder Stimmungen und Leidenſchaften werden zu einem Gebilde zuſammengewoben, wie es einzig daſteht in der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit. Es iſt, als ob während dieſer Periode Shakeſpeares Genius die glänzende Oberfläche der Welt verlaſſen hätte, um an dem Weſen der Dinge ſelbſt ſeine Kraft zu erproben.

Das tragiſche Düſter ſollte jedoch nicht für immer dauern. Das dunkle Gewölk erhellt ſich und verzieht, und der Himmel erſcheint klarer, als je zuvor. Der Dichter hat mit dem Leben gerungen und es überwunden.

„Entſchlafen ſind die wilden Triebe
Mit ihrem ungeſtümen Thun,
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun."

Er hat ſich einen Standpunkt erkämpft, der über dem Leben ſteht mit ſeinen Freuden und Schmerzen; er ſchaut auf es herunter mit ernſter Zärtlichkeit, die dem Mitleid verwandt iſt. Er hat gelernt, die Dinge zu begreifen unter dem Geſichtspunkte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis).[7] Und die Liebe Gottes, „welche gleich iſt der Erkenntniß, die ungetrübte und darum uneigennützige Stimmung des denkenden Geiſtes"[8] durchweht alle Stücke der letzten Periode; über ihnen allen ſchwebt, dem Ariel gleich, jene ſelbſtloſe Heiterkeit, die ſich an den Dingen erfreut, unbeläſtigt von dem Wunſche, ſie zu beſitzen, jener Gleichmuth, der die Welt überwunden und der zum Wort wird in jener pathetiſchen Abſtraktion der geſamten Philoſophie:

„Wir ſind ſolcher Stoff,
Wie der zu Träumen, und dieſes kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf."
(Sturm IV, 1.)

Wenn ich es gewagt habe, in meinen Ausführungen einen ſchwachen Verſuch vorzuführen, wie wir uns die dichteriſche Entwickelung Shakeſpeares vorſtellen können, ſo wollte ich nichts weiter als die Möglichkeit einer Auffaſſungsweiſe nahelegen, wie ich ſie (im Anſchluß an berufene Kritiker,* deren Forſchungsreſultate ich Ihnen vermitteln wollte) kundgegeben, ohne Anſpruch darauf zu erheben, daß ſie als allgemein gültig anzunehmen ſei. Shakeſpeare iſt wie die Welt. Ein Jeder hat das Recht, ſich ſeine Meinung über ihn zu bilden und ihn ſeinem individuellen Sein anzubequemen. Jeder kann ihn, ſeinem Weſen entſprechend, auffaſſen und genießen. Bildet es doch einen der größten Reize des Shakeſpeareſtudiums, daß die Zahl der Punkte, von denen aus der zehntauſendſeelige (myriad-minded) Dichter, wie ihn Coleridge nannte, ſtudirt werden kann, unendlich iſt. Wer aber kann ihn ergründen? Aus dem Bewußtſein der Unzulänglichkeit dieſes Vermögens heraus ſchließe ich mit den Worten Frieſens:

„Wie aber mag's dem armen Wort gelingen,
Von ſolcher Füll' ein treues Bild zu geben,
Dem ſtumpfen Sinn, hellſehend einzudringen
In alle Tiefen ſeines Geiſtesleben,
Wie möcht' ich wähnen, mit gelähmten Schwingen
Zu ſeinen lichten Höh'n mich zu erheben?
Doch wär' ich glücklich, wenn der Troſt mir bliebe,
Mein Lieben werd' entzünden And'rer Liebe."

Anmerkungen.

[1] Um durch einige Beispiele das Gesagte ein wenig zu erläutern, führen wir an: In „Verlorene Liebesmüh'" kommen auf 2787 Verse 1028 Reime; in „Wintermärchen" auf 2750 Verse kein einziger Reim; im erstgenannten Stücke kommt erst auf 18,14 Verse ein enjambirter, im letztgenannten schon auf 2,12; Knittelverse enthält das ältere Stück 194, das jüngere gar keinen.

[2] Ulrici, „Shakespeares dramatische Kunst", I, 251.

[3] Vergl. „As you like it". IV, 1, 26. 27.

[4] Halliwell-Phillipps, „Outlines of the life of Shakespeare", I, 232.

[5] Vergl. Dowden, „Shakespeare, sein Entwickelungsgang in seinen Werken", übersetzt von Wagner.

[6] Dowden, S. 304.

[7] Spinoza, „Ethik", Theil V, Lehrsatz 29.

[8] Kuno Fischer, „Geschichte der neuen Philosophie", Bd. I, 2. Theil, S. 529.

[9] Vorzugsweise Furnivall, Introduction und Dowden, Shakespeare, his Mind and Art und Primer. Neben diesen und außer den oben Erwähnten wurden benutzt: Fleay, Manual; Drake, Shakespeare and his Times; White, Studies in Shakespeare; Lloyd, Essays; Stopford Brooke, Primer of English Literature; Prolegomena zu Reeds Variorum Edition; Furneß, New Variorum Edition; Elze, Shakespeare; Koch, Shakespeare; Friesen, Shakespearestudien.

Rothe Rosen.

Neue Gedichte von Harbert Harberts.

Kl. 8°. ff. Kupferdruckpapier,
in feinem Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 6.—.

Die „Presse" in Wien berichtet: — Statt der stereotypen Phrase: „Zu Geschenken sehr geeignet", welche bei so mancher Dutzendware der Dichterlinge unteren Ranges auf Absatz wirken soll, kann hier wohl gesagt werden, daß Harberts' „Rothe Rosen", auch ganz abgesehen von der glänzenden, ebenso eleganten, wie geschmackvollen Ausstattung, ein Prachtwerk ist, welches die Beschenkten mit stets steigendem Interesse lesen werden und oftmals wieder lesen und das die Zahl der Verehrer der Harbertsschen Muse bald vermehren wird.

Albert Moeser.

Singen und Sagen.

Neue Gedichte.

Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Durch Albert Moesers „Singen und Sagen" geht ein großer markiger Zug. Ein Dichter, vollendet in der Form, mit einer herzpackenden Sprache begabt, voll Wärme und Empfindung, ein Philosoph, reich an tiefen, durch reiche Erfahrung geläuterten Gedanken, mit einer feinen Beobachtungsgabe, wie sie nur dem Weltweisen eigen — ein wahrer Poet und ein ganzer Poet, das ist der Verfasser des Buches, das an dieser Stelle jedem Freund des Schönen als eine Quelle reinsten künstlerischen Genusses empfehlen zu können mir eine herzliche Genugthuung bereitet. (Dresdener Zeitung.)

Albert Moeser.

Gedichte.

Erste Sammlung.

Dritte sehr vermehrte und veränderte Auflage.

Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Urtheil der Presse über die 2. Auflage des Werkes:

Blätter für litterar. Unterhaltung: Eine große Weltanschauung, welche die Dinge stets sub specie aeternitatis betrachtet, ein für alles Schöne leidenschaftlich erglühtes Herz, geläutert in der Schule philosophischen Denkens, und eine namentlich im Pathetischen bezaubernde Formenschönheit, das sind die leuchtenden Eigenschaften der M.'schen Dichtungen.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Von

Th. Marx,
Königl. Reallehrer in Speier.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 195 a.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 212.

Lavoisier

der Begründer der Chemie.

Von

Ernst Schultze,

in Berlin.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg** ist erschienen:

Julklapp.

Leeder und Läuschen. Von **Carl Theodor Gaedertz.**

2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Mk. 3.—, fein gebunden Mk. 4.—.

Die „Kieler Abend-Zeitung" rezensirt: Der Verfasser nennt sein Buch „Julklapp!" das ist „eine Mittwintergabe, so Jemand mit vielautem Schall in die Thüre wirft, zween Mal in jedwedem Jahre, am Tage der Geburt unseres Herrn, ingleichen um die Mitte des Augustmondes, am Feste der Himmelfahrt Mariä" — Der Tag der Geburt unseres Herrn, das liebe Weihnachtsfest steht nahe bevor; — möchten denn recht Viele die Gaedertzsche Festgabe in die Thür werfen!

Ein Glück ist es, wenn ein echter Dichter auftritt und durch seine Leistungen beweist, daß die Originale noch nicht ausgestorben sind. Gaedertz ist ein solcher. Er schlägt in den Liedern tiefe und oft ergreifende Töne in formvollendeter Weise an. In den Läuschen begegnen wir einem geschickten humoristischen Erzählungstalent. Das Buch verdient unsere aufrichtige Empfehlung. (Die Gegenwart.)

„In Gaedertz ist ein neuer plattdeutscher Liedermacher aufgetaucht, der die Berücksichtigung des Publikums vollauf verdient. Dieser Poet besitzt etwas ganz Eigenthümliches, er ist zart, innig, wehmüthig und dann drollig und schalkhaft, und handhabt seine Mundart mit einer Eleganz und aristokratischen Feinheit, die in Verwunderung setzt." (Ueber Land und Meer.)

Diese „Leeder und Läuschen", zweite Auflage, habe ich mit Vergnügen durchgekostet. Welches Wohlgefallen ich an der ersten Ausgabe bereits hatte, ist Ihnen bekannt. Ich kann heute nur die Versicherung geben, daß das Neue im „Julklapp"! bei mir nicht geringeren Beifall gefunden als das Alte. Es sind viele echte deutsche Naturlaute und Herzensklänge darin. Das Ganze ist eine Geburt aus durchaus plattdeutschem Geiste heraus. Datt hebben Se good makt!

(Dr. Ernst Ziel, der langjährige Redakteur der Gartenlaube.)

Dree spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Piening.

Mit veele schoine Biller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

Lavoisier,

der

„Begründer der Chemie“.

(† 8. Mai 1794.)

Von

Ernst Schultze
zu Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

XIII. 175

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Am 8. Mai dieſes Jahres waren hundert Jahre verfloſſen, ſeit Lavoiſier ſein Haupt auf den Block der Guillotine legen mußte, — Lavoiſier, der in den Anſchauungsweiſen der wiſſenſchaftlichen Chemie einen ſo durchgreifenden Umſchwung veranlaßt hat, daß man von ihm an in der Geſchichte der Chemie ein neues Zeitalter zählt. Jedes Lehrbuch und jedes Kompendium der Chemie ſingt ſein Loblied, und namentlich die franzöſiſchen Autoren ſind in ſeiner Bewunderung ſo weit gegangen, daß ſie ihm nicht ſelten die Begründung der Chemie ſelbſt zugeſchrieben haben.

Deutſche Chemiker ſind dieſer Anſicht entgegengetreten, ſie haben die Anmaßung, die in vielen Behauptungen ihrer Gegner lag, — ſo meinte z. B. Wurtz: „La chimie est une science française; elle fut constituée par Lavoisier“ [1] und „Considérant Lavoisier comme le véritable fondateur de la science chimique, j'ai voulu dire que cette science est française par son origine, ou qu'elle est née en France“, [2] — zurückgewieſen und haben nicht nur Lavoiſiers wiſſenſchaftliche Leiſtungen, ſondern auch ſeinen Charakter einer Kritik unterworfen, und ſie ſind dabei zu Reſultaten gekommen, die mit denen der franzöſiſchen Gelehrten in vielen Punkten nich übereinſtimmen.

Im Nachſtehenden wollen wir nun verſuchen, uns ein möglichſt gerechtes Bild von dem zu machen, worin Lavoiſiers

Bedeutung beſtand. Es lohnt ſich wohl der Mühe, ſich mit einem Manne zu beſchäftigen, der in der Geſchichte der menſchlichen Geiſtesentwickelung eine ſo wichtige Rolle ſpielt und über den ſo widerſprechende Meinungen im Umlauf ſind; gewiß wird Allen, denen daran lag, ſich über dieſen Mann Klarheit zu verſchaffen, das Gleiche begegnet ſein, wie mir: ein unſicheres Hin- und Herſchwanken und das Bewußtſein der Unmöglichkeit, ſich ohne eingehenderes Studium eine richtige Anſchauung über Lavoiſier zu bilden.

Jedermann, der beſtrebt iſt, ſich genauere Kenntniſſe über die Methoden und Lehren der Chemie anzueignen, faßt ſchon mit den erſten Schritten, die er in der Erlernung dieſer Wiſſenſchaft thut, eine unbegrenzte Verehrung für Lavoiſier, deſſen Theorien, wie er lernt, der Chemie den Weg gewieſen haben, auf dem ſie ſich fruchtbar weiter entwickeln konnte, und deſſen kühnem Geiſte wir es zu verdanken haben, daß ſie den alten Weg verlaſſen hat, der ſie nur in unfruchtbare, unergiebige Gebiete hätte führen können.

Später verliert ſich dieſe enthuſiaſtiſche Verehrung wieder; denn man lernt einſehen, daß Lavoiſier wohl große Verdienſte um die Entwickelung der Chemie gehabt hat, daß aber dieſe Verdienſte an Werth verlieren, da ſie zuweilen mit Hülfe eines wenig anheimelnden Charakters errungen wurden. Zum größten Theil findet die Stärke der Verehrung, mit der man das Andenken Lavoiſiers überſchüttet, ihre Erklärung in der enthuſiaſtiſchen Natur des Volkes, welchem Lavoiſier angehörte und welches in der Verherrlichung der Männer, deren Ruhm es als nationales Eigenthum betrachtet, um ebenſoviel zu weit zu gehen pflegt, als wir Deutſche darin nicht ſelten hinter dem gerechten Maße zurückbleiben.

Wenn wir beurtheilen wollen, auf welchem Standpunkte die Chemie zur Zeit des Auftretens Lavoiſiers ſtand, und

ob man sie schon damals als Wissenschaft bezeichnen kann, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Stellung ihr damals unter den übrigen Naturwissenschaften angewiesen wurde.

Während man noch im 17. Jahrhundert nicht allzuviel Verständniß für die Chemie zeigte, während sie damals noch als ein wenig beachteter Anhängsel an der Physik hing, ist gegen Anfang des 18. Jahrhunderts hin ein ungemeiner Aufschwung zu bemerken. Wie rasch und mit welcher Kraft dieser Aufschwung vor sich ging, können wir aus der Bedeutung ersehen, die ihr von dieser Zeit ab fast allgemein zugeschrieben wurde.

So finden wir z. B. in der von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopédie in der „explication du système des connaissances humaines" folgende Sätze: „La chymie est imitatrice et rivale de la nature; son objet est presque aussi étendu, que celui de la nature même; cette partie de la physique est entre les autres ce que la poésie est entre les autres genres de littérature; on elle décompose les êtres, ou elle les revifie, ou elle les transforme."

Schon lange hatte die Chemie aufgehört, als die Kunst der Bereitung der Edelmetalle oder als Unterabtheilung der Medizin zu gelten. Die Art, wie man im 18. Jahrhundert die Chemie und ihre Aufgaben betrachtete, geht am besten aus der Erklärung hervor, die ein deutscher und ein französischer Chemiker davon gaben. In Junckers Conspectus chemiae theoretico-practicae heißt es:[3] „Die philosophische Chemie ist eine Kunst, welche lehret, die zu unserem Erdboden gehörigen Cörper nach der unterschiedlichen Art, wie ihre Theile zusammenhängen, durch geschickte Werckzeuge so wol in Theile von einerley Art zu zertheilen, als auch in ihre unterschiedene Bestandtheile zu zerlegen, oder dieselbe zusammenzuhäufen, zusammenzusetzen und die natürlichen Mischungen und Auflösung nachzuahmen, damit dadurch die verschiedene Materie oder Bestandtheile der

Cörper, wie auch ihre Eigenſchaften und Wirkungen nach den nächſten Urſachen mögen erkannt werden.“ Und Macquer erklärt das Weſen der Chemie folgendermaßen:[4] „La chimie est une science dont l'objet est de reconnoître la nature et les propriétés de tous les corps, par leurs analyses et leurs combinaisons.“

Wenn wir fragen, welchem Umſtande der erwähnte kraftvolle Aufſchwung in der Chemie zu verdanken iſt, ſo entdecken wir ihn leicht in der Theorie, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Profeſſor der Medizin Georg Ernſt Stahl in Halle für die Erſcheinungen der Verbrennung aufgeſtellt worden war und die wir mit dem Namen der „phlogiſtiſchen Theorie“ bezeichnen.

Die chemiſchen Eigenſchaften der Körper waren von jeher das Studium einer großen Anzahl von Männern geweſen, und die Natur war in dieſer Beziehung ſo mannigfach durchforſcht, daß ſchon längſt das Bedürfniß nach einer umfaſſenden Theorie fühlbar geworden war, die alle die Erſcheinungen erklärte, wie ſie bei der Veränderung der Körper zu beobachten ſind und wie ſie beſonders zahlreich bei der Zufuhr von Wärme ſtattfinden.

Stahl ſuchte nun dieſem Bedürfniß abzuhelfen, indem er eine einheitliche Theorie für die chemiſchen Erſcheinungen in ähnlicher Weiſe ſchuf, wie ſie Newton für die phyſikaliſchen Erſcheinungen gegeben hatte. Die Theorie Stahls beruhte auf der Annahme eines hypothetiſchen Stoffes, eines Feuergeiſtes, dem er den Namen „Phlogiſton“ gab und von dem ſeine Theorie die Bezeichnung „phlogiſtiſche Theorie“ erhielt. Man hatte beobachtet, daß einige Metalle — z. B. Zinn, Queckſilber und Blei — beim Erhitzen gewiſſe Veränderungen durchlaufen, die man „Verkalken“ nennt. Sie überziehen ſich nämlich beim Erhitzen mit einer feinpulverigen Kruſte, die nicht wie das urſprüngliche Metall glänzt. Stahl erklärte dieſes Verkalken

dadurch, daß das Metall Phlogiſton verloren habe, daß es dephlogiſtirt ſei. Umgekehrt ſollten die Körper beim Verbrennen Phlogiſton in ſich aufnehmen. So enthält alſo ein leicht verbrennlicher Körper viel Phlogiſton, ein nicht verbrennlicher dagegen keines.

Stahl wußte ſehr wohl, daß mehrere Thatſachen gegen ſeine Theorie ſprachen: jedes Metall zeigte nach dem Verkalken ein größeres Gewicht als vorher, während es doch Phlogiſton verloren haben ſollte, und umgekehrt. Aber da er ſonſt gar keine Erklärung für die chemiſchen Erſcheinungen und Veränderungen zu finden wußte, ſo galt ihm, „obgleich" einige Thatſachen gegen die phlogiſtiſche Theorie ſprachen, dieſe „nichtsdeſtoweniger" als richtig.

Obwohl die Stahlſche Theorie, wie wir jetzt wiſſen, unbedingt falſch iſt, ſo hat ſie doch auf die Entwickelung der Chemie ſehr ſegensreich gewirkt, weil ſie es ermöglichte, alle chemiſchen Erſcheinungen unter einem Geſichtspunkte zuſammenzufaſſen. Wir ſehen in der That, wie ſich nach der Aufſtellung und Annahme dieſer Theorie in dem Studium der Chemie, namentlich in der Auffindung neuer Verbindungen, eine ungemein lebendige Thätigkeit entfaltete. Zwar bewahrt dieſe noch den allgemeinen Charakter, den ſie bis dahin gehabt hatte, immer noch iſt die Beſchäftigung mit der Chemie gebunden an die Beſchäftigung mit anderen Wiſſenſchaften: wir ſehen, wie ſich Phyſiker, Aerzte u. ſ. w., ja ſogar Theologen mit der Chemie beſchäftigen. Aber ſie tritt im Vergleich mit früheren Zeiten ſchon mehr in den Vordergrund, vor allem wird ſie zielbewußter und erfolgreicher, und ſo ſehen wir, wie eine neue Verbindung nach der anderen entdeckt wird.

Namentlich die Jahre 1770—1780 zeichnen ſich durch eine überaus rege Thätigkeit auf dem Gebiete der experimentellen Forſchung aus. Jahrhundertelang hatte man die Methode

befolgt, den Grund der Dinge durch Spekulation erforschen zu wollen und die Beobachtung, so gut es eben ging, in das aufgestellte System einzupassen. Baco von Verulam hatte zuerst das Recht der experimentellen Forschung vertreten. Es handelte sich aber darum, dieses Recht nicht nur theoretisch anzuerkennen, sondern sich auch den Vorurtheilen entgegenzustemmen, welche seine praktische Durchführung verhinderten. Man sah ein, daß man weit schneller und sicherer zum Ziele kam, wenn man das Wesen der chemischen Verbindungen experimentell durchforschte, als wenn man sich am Schreibtische das Hirn darüber zermarterte.

So finden wir vom Beginne der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an unter den Männern, welche die Chemie wissenschaftlich zu fördern suchten, eine Reihe glänzender Experimentatoren. Durch die Art, wie sich die Chemie bis dahin entwickelt hatte, wurden diese Männer zumal auf das Studium der Luft und der gasförmigen Körper hingewiesen. Bis dahin hatte man angenommen, daß die Luft ein einfacher Körper und daß sie der einzige gasförmige Körper sei. Erst vom Jahre 1772 an wurde die Untersuchung der Luft in Angriff genommen: Rutherford erkannte den zur Unterhaltung des Athmens und der Verbrennung untauglichen Theil, der uns unter dem Namen Stickstoff bekannt ist, als eine besondere Luftart, und zwei Jahre nachher, 1774, entdeckten Priestley und Scheele gleichzeitig den anderen Theil der Luft, der das Athmen und die Verbrennung unterhielt und den wir Sauerstoff nennen.

Mit dem Studium der Luft hing aufs engste zusammen das Studium der Erscheinungen, die bei der Verbrennung der Körper auftreten. Ich habe oben die Theorie besprochen, welche noch 1770 die allgemein herrschende war und welche von Stahl zur Erklärung dieser Erscheinungen aufgestellt worden war. In-

dessen war es dem „Phlogiston", dem Grundprinzipe seines Systems, eigenthümlich genug ergangen. Treffend bemerkt Kopp: „Einem alternden Manne war das phlogistische System gegen das Ende seines Bestehens vergleichbar geworden, welcher vorzugsweise auf das blickt und nur das als maßgebend betrachtet, was er selbst in seiner besten Zeit gearbeitet hat, alles zu seiner Kenntniß kommende Neue den Lehren und Auffassungen anzupassen sucht, die er sich damals ausgebildet und seitdem für wahr gehalten hat, und alles das für weniger erheblich hält, was mit jenen Auffassungen unverträglich ist."[5]

Doch wurde dies nicht von Vielen empfunden. Die alte Phlogistontheorie erfreute sich immer noch einer großen Anerkennung; das zeigt uns die Zähigkeit, mit der die meisten Chemiker daran festhielten, als Lavoisier gegen sie Sturm lief. Und gerade unter den tüchtigsten Experimentatoren befinden sich einige, welchen die phlogistische Theorie völlig zur Erklärung der Erscheinungen ausreichte. So z. B. Scheele.

Karl Wilhelm Scheele war zu Stralsund am 9. Dezember 1742 in ärmlichen Verhältnissen geboren worden und hatte sich als Apothekerlehrling und Gehülfe autodidaktisch in der Chemie ausgebildet. Bald hatte er sich in chemischen Arbeiten eine Meisterschaft erworben, daß seinesgleichen in der ganzen Geschichte der Chemie nicht wiederzufinden ist. Mit den einfachsten Mitteln führte er die schwierigsten Untersuchungen aus; alles, was er anfaßte, gelang ihm, und da er nichts übersah, sondern bei jedem Experiment die Fülle der Erscheinungen auffaßte, wurde jeder neue Versuch für ihn die Fundgrube der reichsten Entdeckungen. Er entdeckte das Mangan, das Chlor, den Sauerstoff, den Stickstoff, die Baryterde; die Weinsäure, die Citronensäure, die Kleesäure, die Aepfelsäure, die Gerbsäure; die Harnsäure und die Milchsäure; die Wolfram- und Molybdän- und die Blausäure. Er erkannte die Zusammensetzung der

Luft, des Ammoniakgaſes, des Schwefelwaſſerſtoffs. Kurz, ſeine zahlloſen Entdeckungen gehören den verſchiedenſten Gebieten der Chemie an.

Fragen wir nun aber: welchen geiſtigen Fortſchritt brachte er der Chemie? ſo müſſen wir leider geſtehen: nur einen ſehr geringen. Seine allgemeinen Ideen ſind furchtbar verworren, er weiß die beobachteten und erforſchten Thatſachen nicht unter allgemeine Geſichtspunkte zu bringen, und er weiß keine ſeiner Entdeckungen zu unmittelbarem Eingreifen in die ſich raſch weiter entwickelnde Wiſſenſchaft zu bringen, da ſein Geiſt in den Feſſeln einer veralteten Theorie befangen iſt.

Außer Scheele ſind aus dieſer Zeit noch Black, Cavendiſh und Prieſtley bemerkenswerth. Black entdeckte das Kohlenſäuregas und legte damit die Grundlage zu der Lehre von den Gaſen, die dann von den beiden anderen und beſonders von Lavoiſier weiter ausgebildet wurde. Cavendiſh erwies die Zuſammenſetzung des Waſſers aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff, und Prieſtley endlich, der (von Hauſe aus Theologe) eine ganze Reihe brauchbarer chemiſcher Unterſuchungen anſtellte, entdeckte gleichzeitig mit Scheele (1774) den Sauerſtoff.

Und neben dieſen Forſchern finden wir den Mann, dem es durch die Kühnheit ſeines Geiſtes gelang, die alte phlogiſtiſche Theorie durch eine neue, richtigere zu erſetzen. „Sein unſterbliches Verdienſt war es," bemerkt Juſtus Liebig treffend in den „Chemiſchen Briefen,"[6] „den Körper der Wiſſenſchaft mit einem neuen Sinn belebt zu haben, alle Glieder waren bereits vorhanden und in die richtige Verbindung gebracht." Denn Lavoiſier hat bei allen ſeinen zahlreichen Arbeiten keinen neuen Körper entdeckt, ſelbſt nicht den Sauerſtoff, das Fundament des ganzen Syſtems, das er aufſtellte. Keine neue Darſtellungsweiſe irgend einer chemiſchen Verbindung, keine charakteriſtiſche Reaktion, an der irgend ein

chemiſches Individuum zu erkennen wäre, erinnern an ſeinen Namen — und doch iſt ſein Einfluß auf die Entwickelung der Wiſſenſchaft, der er ſich widmete, unermeßlich geweſen, die vollſtändigſte und fruchtbarſte Umwälzung, die je in dieſer Wiſſenſchaft ſtattgefunden hat.

Betrachten wir zunächſt kurz den Lebenslauf dieſes merkwürdigen Mannes.

Antoine Laurent Lavoiſier wurde am 16. Auguſt 1743 in Paris als der Sohn eines reichen Großhändlers geboren. Sein Vater ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu theil werden, und da er mit den berühmteſten Naturforſchern zu Paris in enger Verbindung ſtand, ſo war nichts natürlicher, als daß der junge Laurent ſich ſehr ſtark zu den Naturwiſſenſchaften hingezogen fühlte. Er ſtudirte unter dem Abbé Lacaille Aſtronomie, unter B. de Juſſieu Botanik und unter G. F. Rouelle Chemie, für die er neben der Mathematik die größte Neigung verſpürte. Schon 1764 erhielt er von der franzöſiſchen Regierung den Preis für die beſte Bearbeitung der Frage, welches die zweckmäßigſte Art der Straßenbeleuchtung ſei, ſo daß die größtmögliche Helligkeit, die größtmögliche Koſtenerſparniß und die leichteſte Bedienung und Unterhaltung der Apparate ermöglicht würde.

So iſt es nicht zu verwundern, daß der junge Gelehrte bereits im Jahre 1768 Mitglied der Akademie wurde; von dieſer Zeit an widmete er ſich faſt ausſchließlich der Chemie. Um ſich von materiellen Sorgen frei zu erhalten, bewarb er ſich 1771 beim Finanzweſen um die einträgliche Stellung eines Generalpächters, die er auch erhielt. Sein ausgezeichnetes Talent, die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ins praktiſche Leben einzuführen und wiſſenſchaftliche Einſichten in techniſchen Betriebszweigen anzuwenden, war die Urſache, daß ihm

zahlreiche öffentliche Ehrenämter übertragen wurden: ſo wurde er 1776 an die Spitze der Salpeterregie geſtellt, ſpäter zum Leiter der Pulverfabrikation in Frankreich ernannt, 1787 zum Mitglied der Provinzialverſammlung zu Orleans gemacht. 1788 erwählte man ihn zu einem der Adminiſtratoren der Diskontokaſſe und der Kommiſſion des Nationalſchatzes, und von 1790 an endlich gehörte er der berühmten Kommiſſion zur Regulirung des Maß- und Gewichtſyſtems an. Auch durch Schriften nationalökonomiſchen Inhalts zeichnete er ſich aus: 1791 ließ die Assemblée constituante einen von ihm geforderten Bericht über die Steuererhebung unter dem Titel „Traité sur la richesse territoriale de la France“ auf Staatskoſten drucken.[1]

Aber ſeine Verdienſte konnten ihn in der Zeit des Terrorismus nicht vor der Brutalität von Menſchen ſchützen, die ſich, wie Robespierre, die Aufgabe geſtellt hatten, alles wahre Verdienſt zu unterdrücken. Am 2. Mai 1794 legte Dupin dem Nationalkonvent eine Anklageakte gegen die Generalpächter vor, die von Fouquier-Thinville in eine Anklage beim Revolutionstribunal verwandelt wurde. Anklage und Verurtheilung waren damals gleichbedeutend; und ſo wurde auf einen durchaus nichtigen Grund hin, der von der Unwiſſenheit der Ankläger und Richter ebenſo ſehr, wie von ihrer Frivolität zeugte, das Todesurtheil über die Generalpächter geſprochen, weil ſie überführt ſeien, „die Urheber oder Mitſchuldigen eines Komplots zu ſein, das gegen das franzöſiſche Volk gerichtet war und den Zweck hatte, die Erfolge der Feinde Frankreichs zu begünſtigen, indem ſie namentlich jede Art von Erpreſſungen an dem franzöſiſchen Volke verübt, und dem Tabak Waſſer und für die Geſundheit der Bürger, welche ſich deſſen bedienten, ſchädliche Stoffe beigemiſcht zu haben“ — eine Behauptung, deren Richtigkeit nie erwieſen worden iſt, weil ſie nie erwieſen werden konnte.

Als Lavoisier von seiner Verurtheilung gehört hatte, wagte er nicht, nach Hause zurückzukehren, und verbarg sich deshalb in den Räumen der Akademie. Als er aber vernahm, daß sein Schwiegervater und seine Amtsgenossen bereits festgenommen seien, stellte er sich als Gefangener. Der Chemiker Loysel versuchte ihn zu retten, indem er vor dem Revolutionstribunal seine wissenschaftliche Bedeutung schilderte. Der Gerichtspräsident antwortete nur: „Nous n'avons plus besoin des savants". Am 8. Mai 1794 bestieg Lavoisier zusammen mit 27 anderen Generalpächtern das Schaffot.

Wir wollen uns nun der Betrachtung der wissenschaftlichen Arbeiten Lavoisiers und ihrer Bedeutung zuwenden. Jene oben erwähnte Preisschrift über die zweckmäßigste Art der Straßenbeleuchtung bildet den Beginn seiner selbständigen Beschäftigung mit der Chemie. Die nächste chemische Arbeit, welche die Analyse des Gipses zum Gegenstande hatte, las er im Jahre 1765 vor der Pariser Akademie. In dieser Abhandlung hegte er noch nicht den geringsten Zweifel an der Existenz des Phlogiston; er sprach darin von dem Phlogiston, das in der Kohle und dem öligen Destillationsprodukte des Holzes enthalten sei und sich mit Vitriolsäure (die wir jetzt als Schwefelsäure bezeichnen) zu Schwefel verbinde.[8] Aber schon hier, im Anfange seiner wissenschaftlichen Laufbahn, bemerken wir, daß er nicht davor zurückschrickt, sich mit fremden Federn zu schmücken. Denn in seiner Abhandlung führt er alle Chemiker auf, die sich schon vor ihm mit dem Gips beschäftigt hatten, mit alleiniger Ausnahme Marggrafs, eines sehr bedeutenden deutschen Chemikers, der schon 1750 die gleichen Resultate erhalten hatte, wie sie nun Lavoisier veröffentlichte; dabei konnten Marggrafs Schriften Lavoisier nicht wohl unbekannt geblieben sein, da sie damals allgemein zu den bedeutendsten

chemiſchen Werken gezählt wurden und durch eine Ueberſetzung auch in Frankreich Verbreitung gefunden hatten.[9]

Am 1. November 1772 legte Lavoiſier bei der Akademie der Wiſſenſchaften eine Note nieder, in der er ſchreibt: er habe entdeckt, daß der Schwefel beim Verbrennen nicht ſowohl an Gewicht verliert, als an Gewicht zunimmt; ebenſo verhalte es ſich mit dem Phosphor; dieſe Gewichtszunahme rühre daher von einer Luftart her, die ſich während der Verbrennung fixirt und mit den Dämpfen verbindet.[10]

Später, im Jahre 1777, theilte er die Experimente mit, die er über dieſen Gegenſtand angeſtellt hatte.[11] Hier erfahren wir, daß ihm der Verſuch mit Schwefel überhaupt nicht gelungen iſt. Wir werden nun durch alle Umſtände zu der Annahme gedrängt, daß Lavoiſier aus der Angabe Prieſtleys, daß beim Verbrennen von Schwefel in einem über Waſſer abgeſperrten Luftvolumen eine beträchtliche Verminderung dieſes Luftvolumens eintritt, den richtigen Sachverhalt geſchloſſen hat und nun ſich ſofort das Prioritätsrecht dieſer Entdeckung in der Ueberzeugung zu ſichern ſuchte, daß ihm der thatſächliche Beweis nicht ſchwer fallen könne.[12]

Im Jahre 1770 veröffentlichte er ſeine Arbeit über die Möglichkeit der Verwandlung des Waſſers in Erde. Man hatte oft beobachtet, daß beim längeren Kochen von deſtillirtem Waſſer in einem Glasgefäß ein erdiger Rückſtand zurückbleibt, und man hatte ſich dieſe Erſcheinung nicht recht zu erklären gewußt: man hatte angenommen, daß das Waſſer ſich in Erde verwandelt. Lavoiſier zeigte nun, daß dies ein Irrthum ſei, daß vielmehr der erdige Rückſtand nichts anderes ſei, als die Beſtandtheile, die von den Wänden des Gefäßes ſich beim Kochen losgelöſt hatten.

Es iſt intereſſant und gewährt einen klaren Einblick in die Methode, wie ſich Lavoiſier von den chemiſchen Vorgängen

Kenntniß zu verſchaffen ſuchte, wenn man die Art, wie er zu dem angeführten Ergebniſſe gelangte, mit der Art und Weiſe vergleicht, in der Scheele zu derſelben Auffaſſung von der Natur dieſes Vorganges kam. Während Scheele den erdigen Rückſtand, den er beim Kochen von deſtillirtem Waſſer erhielt, qualitativ unterſuchte und nachwies, daß er dieſelben Beſtandtheile enthielt, wie das Glasgefäß, in dem die Operation vorgenommen worden war, wog Lavoiſier eine beſtimmte Menge Waſſer ab, hielt dieſe in einem geſchloſſenen Gefäße 101 Tage im Sieden und fand ſodann, daß der erdige Abdampfrückſtand des Waſſers ebenſoviel wog, als das Gefäß am Gewicht abgenommen hatte: von dem Rückſtand aber weiß er wenig zu ſagen, da er nicht mit chemiſchen Begriffen denken kann. Denn dieſes Vermögen, mit chemiſchen Begriffen, d. h. „mit Eigenſchaften und Reaktionen zu denken und dieſe Begriffe zu kombiniren zu neuen chemiſchen Begriffen, die ſich wiederum in Eigenſchaften und Reaktionen ausſprechen, dieſes induktive Vermögen, welches im höchſten Grade entwickelt iſt bei Scheele und Prieſtley, fehlt Lavoiſier vollſtändig. Alle ſeine Arbeiten geben davon Zeugniß. Seine Gedanken ſind nie chemiſche, ſondern phyſikaliſche, die chemiſchen Eigenſchaften kann Lavoiſier nicht in den Kreis ſeiner Gedanken ziehen.“ [13]

Dieſe Unfähigkeit, rein chemiſche Arbeiten mit Erfolge zu vollenden, iſt für Lavoiſier charakteriſtiſch. In dieſer Beziehung ſteht er weit unter all ſeinen Zeitgenoſſen, und namentlich von Scheele wurde er darin bei weitem übertroffen. Wir erſtaunen, wenn wir ſehen, wie äußerſt einfach, nur ein Salz enthaltend, ſich Lavoiſier gewiſſe Mineralwäſſer zuſammengeſetzt denkt — in denen er mit den damaligen Hülfsmitteln bei weitem mehr hätte finden können — und wie er glaubt, daß Schwefel bei der Verbrennung Vitriolſäure erzeuge.[14]

Seine chemiſchen Leiſtungen ſind es alſo nicht geweſen, die Lavoiſier zu einer ſo bedeutenden Erſcheinung in der Geſchichte der Chemie machen; vielmehr iſt dieſe herbeigeführt durch die großartige Kombinationsgabe, die ihm in wunderbarem Grade eigen war, und durch ſeine elegante Uebertragung der phyſikaliſchen Methoden auf chemiſche Unterſuchungen.

Was zunächſt die erſtere betrifft, ſo haben wir ein Beiſpiel davon geſehen in der Anordnung, die er für die Unterſuchung der Urſachen der ſcheinbaren Verwandlung von Waſſer in Erde traf. Man erkennt unſchwer, daß der ganze Verſuch nur angeſtellt wurde, um die Meinung, die ſich Lavoiſier von dieſem Vorgang gebildet hatte, zu beſtätigen: er hatte das Reſultat des Verſuches antizipirt. Und ſo ſieht man auch bei allen anderen Verſuchen, die er anſtellt, daß er die Natur niemals vergeblich um Rath fragen will, und daß er nur die Beſtätigung einer bereits gefaßten Meinung ſucht.

Dieſe Kühnheit der Schlüſſe hat ihn ſtets ausgezeichnet, da er den Grund der Dinge durch einen wunderbaren Inſtinkt erfaßte und ſich nie bei den kleinen Zufälligkeiten aufhielt, deren genaue Beachtung ihm hätte hinderlich ſein können. Die Methode, die er bei ſeinen Unterſuchungen anwandte, war durchaus einheitlich, ſie zielte auf die Beſtätigung der Vorſtellungsweiſen ab, die er ſich von der Natur der chemiſchen Vorgänge gebildet hatte. Die Unterſuchungen nämlich, die er vom Jahre 1772 an anſtellte, ſind keine abgeriſſenen Bruchſtücke einer Thätigkeit, die ſich wechſelnd an verſchiedenen Gegenſtänden der Chemie übt, ſondern ein feſter Gedanke durchzieht ſie, den man überall wiederfindet: zunächſt die Erklärung der Verkalkung und der Verbrennung überhaupt, und ſpäter, nachdem die Rolle des Sauerſtoffes bei dieſen Vorgängen erkannt iſt, die Erkenntniß der Wirkſamkeit dieſes Elementes in dem ganzen Gebiete der chemiſchen Erſcheinungen. Auch bei

der Auswahl der Stoffe, deren Studium er betrieb, um in die Kenntniß der chemiſchen Vorgänge des Thier- und Pflanzenlebens einzudringen, müſſen wir ſeinen Scharfſinn bewundern: er wählte diejenigen vier Stoffe aus, die alle Erſcheinungen des Thier- und Pflanzenlebens in ſich ſchließen: die Luft, das Waſſer, die Kohlenſäure und die Kohle.

Wenn Lavoiſier ſo in der Auswahl des Stoffes einen räthſelhaften Inſtinkt bekundete, ſo iſt dies in der Art der Behandlung des Stoffes nicht minder zu bemerken. Nach ſeiner Anſicht gründen ſich alle chemiſchen Erſcheinungen auf Veränderung der Materie, auf Verbindung oder Trennung der Körper; nichts geht verloren, nichts wird urſprünglich erzeugt, das war ſein Wahlſpruch und ſeine Anſicht; und durch dieſe neuen und tiefbegründeten Ideen wurde er veranlaßt, den Gebrauch eines Inſtruments in die Chemie einzuführen, das bis dahin nur wenig Anwendung gefunden hatte und ſeitdem für die Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft von unſchätzbarer Bedeutung geworden iſt: ich meine die Wage. Sie wurde ſeit 1771 in ſeiner Hand ein treues Reagens, wenn man ſo ſagen darf, deſſen er ſich fortan beſtändig bediente. Er ſtudirte ihren Gebrauch, er erkannte die Nothwendigkeit doppelter Wägungen, und er unterließ nicht, dieſelben anzuwenden. Durch die Anwendung dieſes Inſtrumentes erlangten die Methoden und die Ergebniſſe der Chemie alsbald eine Genauigkeit, wie man ſie bis dahin nur an den aſtronomiſchen Unterſuchungen gewohnt geweſen war.

Es gehörten Jahrtauſende dazu, um die Welt von Erſcheinungen zu ſchaffen, woraus die Chemie zu Lavoiſiers Zeiten beſtand. Unzählige Beobachtungen mußten gemacht ſein, ehe man im ſtande war, die auffallendſte chemiſche Erſcheinung, das Brennen eines Lichtes, zu erklären, ehe man die verborgenen Fäden auffand, die zum Bewußtſein führten, daß das Roſten

des Eisens in der Luft, das Bleichen der organischen Farben, der Athmungsprozeß der Thiere abhängig von derselben Ursache ist.

Das Verdienst, die Gleichheit dieser Ursachen (nämlich die Aufnahme von Sauerstoff) erwiesen zu haben, gebührt Lavoisier. Zwar vermochte er den Sauerstoff nicht aufzufinden (obgleich er später mit großer Kühnheit behauptete, er habe ihn gleichzeitig mit Priestley entdeckt), denn seine Untersuchungen sind „im chemischen Theil nur Wiederholungen der Versuche Anderer, häufig nicht einmal verbesserte Auflagen, sondern mit ungenaueren Resultaten und geringerem Verständniß ausgeführt".

Ich will mich nicht im einzelnen auf die Beschreibung der Versuche einlassen, die Lavoisier anstellte, um zu ermitteln, was denn die Ursache für die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination sei. Er hat alle diese Versuche genau in den Abhandlungen angegeben, die er in den Memoiren der Akademie erscheinen ließ und deren diese Memoiren in den Jahren 1768—1787 über 60 enthalten. Ich will nur ein Beispiel anführen, um die Art dieser Versuche zu charakterisiren: er füllte in eine Retorte Zinn, verschloß sie hermetisch und wog das Ganze. Dann wurde die Retorte erhitzt, das Zinn schmolz und überzog sich mit einer weißen Kruste; das Gewicht des Apparates blieb unverändert. Als aber der Apparat geöffnet wurde, strömte von außen Luft ein, und sein Gewicht vermehrte sich um die gleiche Menge, um die das Zinn beim Verkalken schwerer geworden war (1774).

Man sieht auch hier wieder, daß der ganze Versuch darauf berechnet war, die Absorption eines Theiles der Luft und seine Verbindung mit dem Metall zu erweisen. Welcher Bestandtheil der Luft aber das Metall verkalkt, das konnte Lavoisier nicht finden. Erst als Priestley den Sauerstoff entdeckt hatte, erkannte Lavoisier dieses Gas als das gesuchte, und er bemühte sich,

in einer Abhandlung 1775 zu zeigen, daß das Sauerstoffgas für das Zustandekommen der Verkalkung unerläßlich ist, und daß es überhaupt die Verbrennung in einer Art begünstigt, welche es als eine nothwendige Bedinguug des Verbrennungsprozesses erscheinen läßt.

Wir wollen die Abhandlung, in der er die Gewichtszunahme des Zinns bei der Verkalkung und ihre Ursachen bespricht, etwas näher betrachten,[16] da sie uns einen Einblick in die Art und Weise gewährt, in der Lavoisier den Grund der Dinge zu erforschen suchte.

Nachdem er die Versuche, die er angestellt hatte, genau beschrieben hat, untersucht er die Ursachen, von denen wohl die beobachtete Gewichtszunahme herrühren könne. Er findet diese in der Verbindung des Metalls mit einem Theile der Luft und fährt nun fort: „Ich fühle mich zu der Annahme gedrängt, daß der Theil der Luft, welcher sich mit den Metallen verbindet, ein wenig schwerer ist, als die atmosphärische Luft, und daß dagegen der nach der Calcination übrigbleibende Theil ein geringeres Gewicht hat. Die atmosphärische Luft würde nach dieser Voraussetzung einen mittleren Werth zwischen diesen beiden Luftarten bilden, entsprechend dem spezifischen Gewichte; indessen sind genauere Beweise nöthig, als ich sie über diesen Gegenstand abgeben kann, um so mehr, als diese Differenzen sehr wenig erheblich sind.“[17] Und weiter: „Wir haben soeben gesehen, daß ein Theil der Luft fähig ist, sich mit den metallischen Substanzen unter Bildung von Kalken[18] zu verbinden, während ein anderer Theil dieser selben Luft sich einer solchen Vereinigung beständig widersetzt; dieser Umstand hat in mir die Vermuthung erweckt, daß die atmosphärische Luft kein einfaches Wesen ist, daß sie vielmehr aus sehr verschiedenen Substanzen zusammengesetzt ist, und die Untersuchung, welche ich über die Calcination und die Rückverwandlung der Quecksilberkalke an-

geſtellt habe, hat mich ausnehmend in dieſer Meinung beſtärkt. Ohne den Folgerungen vorzugreifen, welche aus dieſer Unterſuchung hervorgehen, glaube ich hier angeben zu können, daß die Geſamtheit der atmoſphäriſchen Luft nicht athembar iſt; daß es der der Geſundheit zuträgliche Theil iſt, welcher ſich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet, und daß der nach der Calcination übrigbleibende Theil eine Art nicht athembaren Gaſes iſt, welches nicht fähig iſt, die Athmung der Thiere, noch auch die Verbrennung der Körper zu unterhalten. Nicht nur die atmoſphäriſche Luft ſcheint mir aller Wahrſcheinlichkeit nach aus zwei elaſtiſchen Flüſſigkeiten von ſehr verſchiedener Natur zuſammengeſetzt zu ſein, ſondern ich vermuthe auch, daß der ſchädliche und nicht athembare Theil ſelbſt noch ſtark zuſammengeſetzt iſt.

„Nach der Redigirung dieſer Abhandlung ..... habe ich von dem berühmten Phyſiker Pater Beccaria den folgenden Brief, datirt vom 12. November 1774, erhalten:

„„Ich glaube Ihnen von einem Experiment Kunde geben zu müſſen, durch welches ich ſeit langer Zeit die Unfähigkeit der Metalle nachgewieſen habe, in geſchloſſenen Gefäßen zu verkalken Dr. Cigua hat dieſelben im zweiten Bande der Turiner Miscellanea p. 176 beſprochen.

„„Ich bringe Zinnſpäne in einer ſehr ſtarken hermetiſch verſchloſſenen Glasflaſche zum Schmelzen; ſie überziehen ſich mit einem ſehr dünnen kalkartigen Ueberzug, aber dieſer wird bald nicht mehr dicker. Wenn ich mit dieſer Flaſche andere Glasgefäße hermetiſch verbinde, ſo nimmt die Maſſe des ſich bildenden Kalkes im Verhältniß zu deren Geräumigkeit zu; die Geſamtſumme des Gewichtes ..... bleibt die nämliche, aber die angefügten Flaſchen, welche vor der Calcination ſich auf einem gewiſſen Punkte mit der Flaſche im Gleichgewicht befinden, thun dies nach der Operation nicht mehr; man findet die Gefäße leichter, und die Flaſche ſinkt.““

„Dieſes ſehr geiſtreiche Experiment, deſſen Einzelheiten mir der Pater Beccaria erſt nach der Mittheilung dieſer Abhandlung angegeben hat, iſt ein neuer Beweis für die Thatſache, die ich feſtgeſtellt habe; wir wiſſen, daß ſich ein Theil der Luft bei der Calcination mit dem Metall verbindet, und daß dieſe Verbindung die Gewichtszunahme veranlaßt, welche es dabei erfährt.“ [19]

Die Verſuche Beccarias waren bereits im Jahre 1759 angeſtellt worden, und wenn auch Lavoiſier behauptete, ſie ſeien ihm erſt nach der Redigirung ſeiner Abhandlung bekannt geworden, ſo iſt dies doch nicht über jeden Zweifel erhaben. Denn er pflegte bei ähnlichen Gelegenheiten, wie wir bereits geſehen haben und noch öfter zu ſehen Gelegenheit haben werden, nicht allzu peinlich zu verfahren.

Selbſt Arbeiten, welche Lavoiſier kennen mußte und welche Forſchungen über denſelben Gegenſtand enthielten, mit dem er ſich beſchäftigte — die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination und ihre Gewichtsabnahme bei der Reduktion — ließ er in ſeinen Abhandlungen unerwähnt, ſo z. B. die Unterſuchungen von Bayen über einige Queckſilberniederſchläge, welche im Journal de physique, deſſen Mitarbeiter auch Lavoiſier war, im Jahre 1774 erſchienen. Kopp macht Lavoiſier dieſe Verheimlichung zu einem ſchweren Vorwurf.[20]

Wenn wirklich einmal der Fall eintrat, daß die Arbeiten Fremder über Gegenſtände, die das Fundament zu Lavoiſiers Unterſuchungen bildeten, allgemeiner bekannt wurden, ſo verfehlte er nicht, einige nachgiebige oder entſchuldigende Worte fallen zu laſſen.[21] So heißt es z. B. in der Einleitung zu ſeiner Abhandlung über das Vorhandenſein von Luft in der Salpeterſäure: „Bevor ich zur Sache komme, will ich damit beginnen, daß ich das Publikum davon in Kenntniß ſetze, daß ein Theil der in dieſer Abhandlung enthaltenen Experimente

mir nicht eigenthümlich gehören; vielleicht ſogar iſt unter ihnen, wenn man es ſcharf ausdrücken will, keines, auf deſſen erſte Idee nicht Herr Prieſtley Anſpruch machen könnte; aber wie dieſelben Thatſachen uns zu diametral entgegengeſetzten Schlüſſen geführt haben, ſo hoffe ich auch, daß man, wenn man mir vorwirft, die Beweiſe den Werken dieſes ſo berühmten Phyſikers entlehnt zu haben, mir zum mindeſten nicht das Eigenthum der daraus gezogenen Schlüſſe ſtreitig machen wird.“[22]

Wie wir aus vielen der beſprochenen Thatſachen und aus dieſem Zugeſtändniß erſehen, hat Lavoiſier es mit dem Begriffe des geiſtigen Eigenthums nicht eben genau genommen. Er wurde eben dadurch, daß ihm ſelbſt die Fähigkeit fehlte, in der Chemie als Erfahrungswiſſenſchaft etwas Bedeutendes zu leiſten, darauf hingewieſen, ſich an das zu halten, was Andere erarbeitet hatten und was ihm für die Weiterbildung oder Umbildung der chemiſchen Begriffe und Anſchauungsweiſen nothwendig erſchien. Dabei verhinderte ihn dann ſeine maßloſe Eitelkeit, offen und ehrlich anzugeben, weſſen Arbeiten er die betreffenden Angaben entlehnt hatte, und er nahm lieber die Gefahr einer durch die Entdeckung einer ſolchen Unehrlichkeit möglicherweiſe herbeigeführten Mißbilligung auf ſich, als daß er auf den Ruhm einer neuen Entdeckung verzichtet hätte. Seine Handlungsweiſe mochte ihm übrigens um ſo weniger Bedenken erregen, als man überhaupt in der damaligen Zeit in derartigen Angelegenheiten nicht ſo peinlich dachte, wie in unſerem Jahrhundert.

Die nächſte Abhandlung, welche Lavoiſier vor der Akademie im Frühjahr des Jahres 1775 las, handelte über die Natur des Elementes, welches ſich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet und ihr Gewicht vermehrt.[23] Er reduzirte rothen Queckſilberkalk und fand, daß er ſich in Queckſilber und eine gewiſſe Luftart zerſetze. Die Summe der Ge-

wichte des Queckſilbers und der entwickelten Luft war wieder gleich dem Gewichte des angewandten Queckſilberkalkes. Als er die entwickelte Luft genauer unterſuchte, war er erſtaunt, an ihr Eigenſchaften zu finden, die man bisher an keiner anderen Luftart beobachtet hatte. Sie wurde durch Waſſer nicht abſorbirt, ſie beſaß keine der anderen Eigenſchaften der fixen Luft,[24] und ſie beſaß die Fähigkeit, die Verbrennungserſcheinungen und den Athmungsprozeß der Thiere beſſer zu unterhalten, als gewöhnliche Luft. Hier ſprach es Lavoiſier klar und unumwunden aus: „Das Element,[25] das ſich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet und ihr Gewicht vermehrt, iſt nichts anderes, als der reinſte Theil derſelben Luft, die uns umgiebt, die wir athmen, und die bei dieſer Operation aus dem gasförmigen in den feſten Zuſtand übergeht... Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß alle Metallkalke, wie die Queckſilberkalke, nur dieſe in hohem Grade athembare Luftart geben würden, wenn man ſie alle ohne Zuſatz reduziren könnte.“[26]

Am 20. April 1776 machte Lavoiſier der Pariſer Akademie in einer Abhandlung Mittheilung über das Vorhandenſein von Luft in der Salpeterſäure und über die Mittel, dieſe zu zerlegen und wieder zuſammenzuſetzen. Wir ſehen in dieſen Unterſuchungen deutlich den ſpürenden Geiſt, der dieſe Säure genaueren Forſchungen unterwirft, weil er ſie unter allen bekannten Säuren als diejenige erkannt hat, welche am leichteſten zerlegt und auch am leichteſten wieder zuſammengeſetzt werden kann. Sie bot deshalb für die Erforſchung des „air éminemment respirable“ die günſtigſten Bedingungen. Lavoiſier zerlegte alſo die Salpeterſäure durch Einwirkung von Queckſilber in Salpeterluft (air nitreux) und ſehr reine Luft (air le plus pur) und beſtätigte dieſe Analyſe durch die Syntheſe, indem er die beiden Luftarten (bei Gegenwart von Waſſer) zu-

sammen brachte: sie vereinigten sich in der That zu Salpetersäure.

So war nachgewiesen, daß in der Salpetersäure jene sehr reine Luftart enthalten war; für die Phosphorsäure und Schwefelsäure hatte Lavoisier das schon früher nachgewiesen oder glaubte es wenigstens nachgewiesen zu haben. Jetzt zog er aus den beobachteten Thatsachen die wichtigen Schlüsse, „daß nicht allein die Luft, sondern sogar der reinste Theil der Luft in die Verbindung aller Säuren ohne Ausnahme eingeht, und daß dieser Stoff ihnen ihre sauren Eigenschaften verleiht, so daß man ihnen dieselbe willkürlich nehmen oder wiedergeben kann, je nachdem man ihnen den für ihre Zusammensetzung wesentlichen Theil raubt oder zusetzt".[27]

Ich will nicht näher auf die nun folgenden Abhandlungen Lavoisiers eingehen, wie interessant es auch wäre, den Werdegang der Ansichten, die er sich von den chemischen Vorgängen bildete, genau zu verfolgen. Wir haben aus dem Bisherigen gesehen, wie er Schritt vor Schritt mit großer Überlegung vorwärts geht und Experimente fast nur dann anstellt, wenn sie ihm die Bestätigung einer Ansicht liefern sollen, die er sich bereits fertig gebildet hat. Charakteristisch ist, was er selbst von sich an einer Stelle der zuletzt erwähnten Abhandlung sagt: „... Ich wurde so auf eine einfache Art und Weise zu den Resultaten geführt, zu denen zu gelangen ich mir vorgenommen hatte."[28]

Durch mannigfache Untersuchungen, die sich über eine Reihe von Jahren erstreckten, hatte er erwiesen, daß Sauerstoff in der Schwefelsäure, der Salpetersäure, der Phosphorsäure und der Kohlensäure enthalten sei und daß er in ihnen das acidifizirende (säurebildende) Prinzip sei (1778);[29] daß sich eine Säure nie mit einem Metall, sondern nur mit dessen Oxyd verbindet, daß bei der Auflösung eines Metalls in

Säuren die Oxydation des ersteren bald auf Kosten des Sauerstoffgehaltes der Säure, bald des vorhandenen Wassers vor sich geht, und vieles andere.

So hatte also Lavoisier bewiesen: daß das Phlogiston nicht existirt; daß die Feuerluft oder die dephlogistirte Luft ein einfacher Körper ist, welcher den Namen Sauerstoff erhalten möge; daß dieser Sauerstoff es ist, welcher sich mit den Metallen verbindet, wenn man sie calcinirt; daß der Sauerstoff es ist, welcher den Schwefel, den Phosphor, die Kohle in Säuren verwandelt; daß der Sauerstoff den wirksamen Theil der Luft ausmacht; daß er die Flamme nährt, welche uns leuchtet, und den Herd erwärmt, welcher uns die Speisen liefert; daß der Sauerstoff beim Athmen der Thiere ihr venöses Blut in arterielles verwandelt, daß dieser Prozeß sonach ebenfalls ein Prozeß der Verbrennung ist; daß der Sauerstoff einen wesentlichen Bestandtheil der ganzen Erdoberfläche, des Wassers, der Luft, der Pflanzen und der Thiere bildet; kurz — Lavoisier hat die Monographie des Sauerstoffes, dieses wichtigsten aller chemischen Elemente, geschrieben.

Durch die Ergebnisse aller Versuche, die Lavoisier angestellt hatte, war die Rolle des Sauerstoffes und seine Bedeutung für die Theorie der chemischen Vorgänge vorgezeichnet. Die Resultate, die sich daraus ergaben, verwandte er zur kritischen Prüfung der phlogistischen Theorie: er publizirte 1778 eine Abhandlung „über die Verbrennung" und 1783 eine „über das Phlogiston", und er zeigte in beiden den Widerspruch, in dem die phlogistische Theorie mit den Thatsachen und mit jeder konsequenten Erklärungsweise stand. „Zu jener Zeit hatten sich Macquer, Baumé und viele andere Chemiker Jeder ein Phlogiston nach seinem Schnitt gebildet, um den neuen Forderungen der Wissenschaft Genüge leisten zu können. Lavoisier hatte es folglich nicht mehr mit dem Stahlschen

Phlogiſton zu thun, ſondern vielmehr mit einer Menge Weſen dieſes Namens, welche keine andere Eigenſchaft miteinander gemein hatten, als die, daß ſie durch keines der bekannten Mittel darſtellbar waren.“ [30]

Lavoiſier ſelbſt kennzeichnet mit folgenden Worten die Rolle, die das Phlogiſton in der damaligen theoretiſchen Chemie ſpielte: „... Die Chemiker haben aus dem Phlogiſton ein ungewiſſes Prinzip gemacht, das durchaus nicht ſcharf beſtimmt iſt und folglich allen Erklärungen angepaßt werden kann, die man hineinlegen will; bald iſt dieſer Grundſtoff ſchwer, bald iſt er es nicht; bald iſt er das Feuer an und für ſich, bald iſt er das Feuer in Verbindung mit dem erdigen Elemente; bald durchdringt er die Poren der Gefäße, und bald ſind ſie undurchdringlich für ihn; er erklärt zu gleicher Zeit die Kauſtizität und die Inkauſtizität, die Durchſichtigkeit und die Undurchſichtigkeit, die Färbung und die Farbloſigkeit; kurz es iſt ein wahrer Proteus, welcher in jedem Augenblick ſeine Geſtalt verändert.“

Aber trotz den eleganten Beweiſen, die Lavoiſier von der Bedeutung des Sauerſtoffes für die Verbrennung gab, wurde es ihm doch ſchwer, dieſen Proteus zu tödten; noch 1781, als er in einer Abhandlung, in der er eine quantitative Analyſe der „fixen Luft“ (Kohlenſäure) gab, für den Sauerſtoff, der bis dahin „Lebensluft“ genannt wurde, den Namen „oxygène“ („Säurebildner“, „Sauerſtoff“) vorſchlug, fand er wenig Gegenliebe bei den Chemikern ſeiner Zeit.

Erſt von 1785 an errang ſeine Theorie den Sieg über die veraltete phlogiſtiſche; weſentlich trugen dazu die neuen Anſchauungen bei, die er über das Weſen der Wärme verbreitete und die ſich durch eine größere Richtigkeit auszeichneten, als alle anderen, die bis dahin vorhanden waren. Und bereits im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts iſt ſeine Anſchauungs-

weiſe über das Weſen der Verbrennung und über die Rolle des Sauerſtoffes in der geſamten Erſcheinungswelt die allgemein herrſchende; namentlich hatten zu ihrer Verbreitung Berthollet, Guyton de Morveau und Fourcroy beigetragen.

Namentlich daß der Erſtere in einer Sitzung der Pariſer Akademie im Jahre 1785 ſich zum Anhänger der Theorie Lavoiſier's erklärte, änderte die Sachlage bedeutend. Im Jahre 1789 begründeten Berthollet, Guyton de Morveau und Fourcroy gemeinſam mit Lavoiſier die Annales de chimie, welche die neue Theorie vertraten, um ein Gegengewicht gegen das Journal de physique zu ſchaffen, welches ein eifriger Vertheidiger der alten Phlogiſtontheorie war.

Die Vereinigung dieſer vier bedeutenden Chemiker blieb auch im übrigen nicht ohne dankenswerthe Frucht. Die Chemie hat ihnen eine Schöpfung zu verdanken, welche die ſegensreichſten Wirkungen auf ihre Weiterentwickelung ausgeübt hat, indem ſie ein Hinderniß aus dem Wege räumte, welches für die Beſchäftigung mit dieſer Wiſſenſchaft ſich als äußerſt hemmend erwieſen hatte. 1787 veröffentlichten ſie die „Méthode de nomenclature chimique", in welcher ſie ſich beſtrebten, für die chemiſchen Körper Bezeichnungen anzugeben, welche Kürze mit Wohlklang verbinden und vor allem in dem Wortlaute die Angabe der chemiſchen Zuſammenſetzung enthalten ſollten. „In der Methode, die als unzerlegbar erkannten Subſtanzen durch einfache Namen zu bezeichnen und daraus für die Verbindungen Benennungen abzuleiten, welche die Beſchaffenheit und wohl auch im allgemeinen das quantitative Verhältniß der ſie bildenden Elemente anzeigen, — darin lag einzig die Möglichkeit, das Gedächtniß durch den Namen einer Subſtanz auch an ihr chemiſches Verhalten zu erinnern." [31]

Offenbar hat Lavoiſier an dieſer verbeſſerten Nomenklatur den größten Theil. Er erſtattete der Akademie über die

allgemeinen Grundsätze Bericht, die bei ihrer Aufstellung befolgt worden waren. Er hob hervor, daß die Benennung der Körper zugleich über ihre Natur Aufschluß geben soll; daß also für die einfachen Substanzen, deren Namen nicht schon durch lange Gewohnheit fixirt sei, Bezeichnungen zu wählen seien, welche ihre Eigenschaften am besten ausdrückten. Daher wolle man für die meisten einfachen Stoffe, welche schon länger bekannt seien, die alte Bezeichnungsweise beibehalten, während als neue Elemente das Oxygène (der Säurebildner-Sauerstoff), das Hydrogène (der Wasserbildner-Wasserstoff) und das Azote (der Stickstoff) zu nennen seien. Für die Bezeichnung der einfachen Verbindungen aus zwei Bestandtheilen wolle man beachten, daß dieselben meist saurer oder basischer Natur seien. Als Gattungsnamen seien demnach acide und oxyde zu empfehlen. Die Salze eines und desselben Elementes, je nachdem sie mehr oder weniger Sauerstoff enthielten, wolle man durch die Endungen ates und ites unterscheiden.

Wir ersehen, daß die Lavoisiersche Nomenklatur im wesentlichen die noch heute herrschende ist. Wie vorzüglich und naturgemäß sie erdacht war, zeigt sich vor allem daran, mit welcher Leichtigkeit sie, obwohl sie doch im Grunde nur für die französische Sprache geschaffen war, sich sehr bald auch in allen anderen Sprachen einbürgerte. Schon vor dem Beginne dieses Jahrhunderts war sie allgemein herrschend, selbst in Deutschland, welches sich der antiphlogistischen Theorie gegenüber sehr ablehnend verhielt.

Letzterer Umstand hatte zur Folge (und auch wohl zur Ursache), daß die französischen Chemiker, theilweise in berechtigtem Unwillen, theilweise aber auch in chauvinistischem Dünkel, die Lavoisiersche Theorie mit dem Namen der „chimie française“ belegten und sich als deren Repräsentanten betrachteten, so daß damit der erste Grund zu den Streitigkeiten gelegt wurde,

welche ſpäter ſo heftig über die Werthſchätzung der Verdienſte Lavoiſiers entbrannten.

Wir haben vorher einige der überſchwenglichen Lobſprüche über Lavoiſier kennen gelernt, an denen die Schriften ſeiner Landsleute nicht gerade Mangel leiden. Es wäre überflüſſig, dieſelben hier zu wiederholen, denn es leuchtet ein, von welchem einſeitigen Standpunkte aus die Dinge aufgefaßt ſind, wenn man ſie ſo anſieht. In blinder Vergötterungsſucht hat man Lavoiſier das Verdienſt zugeſchrieben, nicht nur eine neue Theorie, ſondern die ganze Wiſſenſchaft der Chemie geſchaffen zu haben. Wir haben indes wiederholt geſehen, daß Lavoiſier ungeſcheut das für eigene Arbeiten ausgab, was er von Anderen entlehnt hatte, und daß er überhaupt chemiſche Entdeckungen kaum gemacht hat. Seine Arbeit beſtand darin, das, was Andere erforſcht und erarbeitet hatten, zu einander in das richtige Verhältniß zu bringen, alle die Erſcheinungen, deren Kenntniß von Tauſenden von Beobachtern in mühevoller Arbeit angeſammelt worden war, zu einem großen, umfaſſenden Syſteme zuſammenzufaſſen, welches, indem es alle Beobachtungen unter einem Geſichtspunkte betrachtete, im ſtande war, auf jede einzelne Thatſache ein erklärendes Licht zu werfen.

Lavoiſier war nicht der Erſte, der das verſuchte; wir haben geſehen, wie die Stahlſche Theorie lange Zeit Geltung gehabt und wie ſie auf die Pflege der Chemie fördernd eingewirkt hatte. Lavoiſier war auch nicht der Erſte, der ſich von den Verbrennungserſcheinungen die richtigen Vorſtellungen zu machen wußte; engliſche Forſcher, Hooke, Mayow, Willis, namentlich aber der franzöſiſche Arzt Jean Rey hatten bereits hundert Jahre vorher erkannt, daß die Verbrennung auf der Vereinigung des brennenden Körpers mit Luft beruhe, und daß die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination (welche übrigens ſchon Geber im 8. Jahrhundert als eine aus-

gemachte Sache gilt) ihre Urſache in der Vereinigung der Metalle mit einem Beſtandtheil der Luft habe (Rey ſagt: par le meslange de l'air espessi, „durch die Miſchung mit der verdickten Luft").

Wenn wir alſo ſehen, daß es neben oder vielmehr vor Lavoiſier noch andere geniale Geiſter gab, die ebenſo, wie er, auf den Grund der Dinge zu ſchauen vermochten, ſo erkennen wir, daß es nicht ein beſonderes Verdienſt war, wenn es ihm gelang, mit derſelben durchzudringen, ſondern daß dies weſentlich daran lag, daß er in einer Zeit lebte, die, wie keine andere, für die Aufnahme einer ſolchen Theorie befähigt war. Lavoiſier ſteht in keiner Weiſe höher, wie jene Anderen, die ſich zu derſelben Erkenntniß durchgerungen hatten, aber er hatte das Glück, von ſeiner Zeit verſtanden zu werden; und darum hängen die Augen der Nachwelt bewundernd an ſeiner Geſtalt, während ſie für Hooke, Rey und Andere kaum einen Seitenblick übrig haben. So geht es ja mit allen Reformatoren. Iſt ein Luther etwa deshalb bedeutender, weil es ihm durch die Gunſt der Zeitumſtände gelang, ein Werk auszuführen, an dem ein Wicliff, ein Huß vergeblich gearbeitet und für das ſie ihr Leben verloren hatten?

Ohne jene günſtige Konſtellation der Umſtände wäre es Lavoiſier nie und nimmer gelungen, die phlogiſtiſche Theorie umzuſtoßen. Seine Abhandlungen und Meinungen wären ebenſo der zeitweiſen Vergeſſenheit anheimgefallen, wie die ſeiner Vorgänger. Aber er hatte zunächſt die Männer auf ſeiner Seite, welche der Mathematik und mathematiſchen Phyſik vorzugsweiſe ihre Kräfte gewidmet hatten, wie Laplace, Meusnier und Monge, welche es mit Freuden begrüßten, daß er in die Chemie das quantitative Prinzip einführte, welches in ihr nie tiefgreifend genug eingeführt worden, in der letzten Zeit ſogar ganz der Vergeſſenheit anheimgefallen war. Als ſpäter dann auch die

Chemiker erkannten, von welch weittragender Bedeutung die konsequente Durchführung dieses Prinzips für ihre Wissenschaft war, gewann Lavoisier immer mehr Anhang.

Und das ist es in der That, was ihm seine großartige Bedeutung verschafft hat. Keine seiner übrigen Ansichten konnte ihm einen solchen Einfluß verschaffen, wie gerade das Prinzip von der Erhaltung des Stoffes. Vergegenwärtigen wir uns, in welch groben Irrthümern die Chemiker seiner Zeit in dieser Beziehung oft befangen waren. Hermbstädt, der später Lavoisiers Werke übersetzte, konnte noch 1786, ohne Aufsehen zu machen, versichern, daß 1 ℔ Braunstein, ohne an Gewicht zu verlieren, 1430 Kubikzoll Sauerstoff beim Erhitzen abgiebt.[32] Zwar vermutheten schon die Gelehrten des 17. Jahrhunderts, wie z. B. Mariotte, daß der Stoff ewig ist, „aber sie vermochten diesem Gesetzte nicht einen klaren Ausdruck zu geben und es dadurch zur Grundlage der wissenschaftlichen Forschung zu machen.“[33] Lavoisier sprach oft den Grundsatz aus, daß überall, wo sich eine Gewichtsvermehrung zeigt, eine Verbindung statthaben muß, daß das Gewicht einer Verbindung so viel beträgt, wie das der Komponenten zusammengenommen, daß bei keiner chemischen Operation eine Schaffung oder Zerstörung des Stoffes erfolge, sondern daß jede Gewichtszunahme nur durch das Hinzutreten, jede Gewichtsabnahme nur durch die Abscheidung eines wägbaren Stoffes erfolgen könne.

In engster Verbindung mit dieser seiner Ansicht von dem Wesen des Stoffes, deren eminenten Einfluß man gar nicht hoch genug anschlagen kann,[34] steht seine Anschauung von den chemisch einfachen Körpern. Der ganze Streit zwischen den Antiphlogistikern und den Phlogistikern läßt sich als ein Streit darüber ansehen, was Elemente, was Verbindungen sind, ob, entsprechend der Meinung der Letzteren, Phlogiston, Metallkalke und Säuren Elemente sind, oder, wie die Ersteren behaupteten, Sauerstoff,

Metalle, Schwefel, Phosphor u. ſ. w.; ob das Waſſer ein Element iſt oder eine Verbindung u. ſ. w.[35]

Lavoiſier unterſchied die Elemente in zwei Klaſſen: in einfache Körper, deren weitere Zerlegung ſehr unwahrſcheinlich ſei, und in unzerlegte Körper, deren Beſtandtheile noch nicht bekannt ſeien. Dahin gehörten z. B. die Salzſäure, die Flußſäure, die Boraxſäure u. a., welche Lavoiſier als Verbindungen von Sauerſtoff mit einem noch nicht entdeckten *Radikal* anſah. Das Radikal der Salzſäure nannte er radical *muriatique* oder base muriatique.[36]

Wie Lavoiſier auch die Nützlichkeit der Einführung und Ausübung der chemiſchen Rechnung erkannt hatte, ſehen wir aus folgender Stelle: „In der That", ſagte er, „kann ich die zuſammengebrachten Stoffe und das erhaltene Reſultat als eine algebraiſche Gleichung betrachten; und indem ich der Reihe nach jedes Element dieſer Gleichung als unbekannt ſetze, kann ich daraus einen Werth ziehen und ſo den Verſuch durch die Rechnung berichtigen."[37]

Wenn wir uns vergegenwärtigen, was Lavoiſier geleiſtet hat, ſo kann es nun nicht mehr zweifelhaft ſein, welche Rolle wir ihm in der Geſchichte der Chemie anzuweiſen haben. Treffend bemerkt Fourcroy: „Il est pour cette science (la chimie) ce qu'ont été Kepler, Newton, Locke, Euler pour les mathématiques et la géometrie, il a trouvé une marche nouvelle, il a dirigé vraiment les pas de ses contemporains, il a changé d'une manière heureuse et l'art d'opérer et le mode de raisonner en chimie." Nach den angeführten Thatſachen behaupten zu wollen, daß er die Chemie gegründet habe, müßte als eine lächerliche und zweckloſe Ueberhebung erſcheinen.[38] „Eine Umgeſtaltung der Anſichten wurde durch Lavoiſier innerhalb einer bereits beſtehenden Wiſſenſchaft bewirkt; dieſe

Wissenschaft selbst aber wurde nicht erst durch diese Umgestaltung begründet, so wenig wie ein Staat erst mit einer Revolution, die auf dem vorher bereits geeinten Gebiete neue Grundsätze zur Geltung bringt und die Staatsform sich ändern läßt, seine Existenz beginnt.“ [39]

Ein wahres Vergnügen gewährt es, die unsterblichen Leistungen dieses großen Mannes darzulegen. Peinlich fühlt man dabei die Verpflichtung, in der Schilderung eines wissenschaftlichen Charakters, welcher so viel Licht bietet, auch die Schatten eintragen zu müssen, die leider nicht fehlen;[50] die Geschichtsschreibung legt uns jedoch diese Verpflichtung auf, und wollten wir uns ihr entziehen, so würden wir damit schmälern, was Anderen zukommt. Seine Verdienste bestehen nicht in dem, was er sich selbst zugeschrieben hat, denn oft hat er das von fremdem Geisteseigenthum entlehnt und als das seinige ausgegeben; sein Verdienst besteht auch nicht in einer einzelnen Entdeckung, sondern in der Zusammenfassung einer unendlichen Menge von Thatsachen in eine Theorie, und darin, daß er es war, der zuerst den chemischen Untersuchungen eine neue Richtung, die quantitative, mitzutheilen und nützlich zu machen wußte, der in der Auswahl und der Ausführung der entscheidendsten Versuche ebenso geschickt, als in der Ableitung der Folgerungen scharfsinnig war; der allen einzelnen Thatsachen durch Betrachtung unter allgemeinen Gesichtspunkten erhöhte Wichtigkeit abzugewinnen und dem ganzen Zustande der Chemie eine andere Gestaltung zu geben wußte.

Aus und in der phlogistischen Chemie hatten sich die physikalischen Prinzipien entwickelt, welche für die Oxydationstheorie die wesentliche Grundlage bilden; Lavoisiers Verdienst ist es, diese Prinzipien in der Chemie zur vollen und nothwendigen Geltung gebracht zu haben.

Während bis zu seiner Zeit die Chemie in einem Abhängig-

keitsverhältniſſe von der Phyſik ſtand (an den Univerſitäten hing ihre Lehre an den Lehrſtühlen der Phyſik oder anderer naturwiſſenſchaftlicher Disziplinen, und in den Lehrbüchern der Phyſik wurden auch die Grundbegriffe der Chemie abgehandelt), hat Lavoiſier den Anſtoß dazu gegeben, die Chemie von dieſem Abhängigkeitsverhältniſſe zu befreien und als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft hinzuſtellen.

Der Rückblick auf einen Mann von ſo ausgezeichneter Bedeutung, wie Lavoiſier es war, iſt von hohem Intereſſe. Und wenn man auch durch die Betrachtung ſeines Lebens ſchöne Illuſionen verliert, ſo bleibt doch die Bewunderung vor einem ſo reichen Geiſte beſtehen. Nur miſcht ſich in ſein Andenken das ſchmerzliche Gefühl, daß ſein Charakter nicht untadelig war, und das Bewußtſein, daß Geiſtesreichthum nicht immer mit Geiſtesgröße verbunden iſt.

Anmerkungen.

[1] Histoire des doctrines chimiques. Paris 1868, p. 1

[2] Bulletin de la société chimique de Paris. Tome IX, 1869, p. 277.

[3] In der deutſchen Ausgabe, I. Theil. Halle 1749. S. 1.

[4] Dictionnaire de chimie. 2. éd. Paris 1778. Tome I, p. 245.

[5] Hermann Kopp: Die Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit (Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, Bd. X). München 1873. S. 136.

[6] 3. Aufl. Heidelberg 1851. S. 36.

[7] Eine genaue Aufzählung der Aemter, welche Lavoiſier während der Revolutionszeit bekleidete, findet ſich in der Notice autobiographique, welche Edouard Grimaux in ſeinem Werke Lavoisier 1743—1794 d'après sa correspondance, ses manuscrits, ses papiers de famille et d'autres documents inédits (Paris 1888), S. 385 f., anführt.

[8] Oeuvres, Paris 1844. Tome II, S. 124 ff.

[9] Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843. Bd. I. S. 303.

[10] Oeuvres II, S. 103.

[11] In dem Mémoire sur la combustion du phosphore de Kunckel, Oeuvres II, 139 ff.

[12] S. dazu Jakob Volhard: Die Begründung der Chemie durch Lavoisier (in Erdmanns Journal für praktische Chemie. Leipzig 1870. Bd. 110, S. 1—47), S. 12 ff.

[13] Volhard, a. a. O., S. 9.

[14] In der That nämlich erzeugt Schwefel (S) bei der Verbrennung Schwefeldioxyd (SO_2), welches nur unter ganz besonderen Umständen in Schwefelsäure (H_2SO_4 oder als Anhydrid SO_3) übergeht.

[15] Volhard, a. a. O., S. 9.

[16] Sie erschien in den Memoiren der Akademie 1778. Denn alle Abhandlungen derselben wurden erst 3—4 Jahre nach ihrer Lesung gedruckt. Dieser Umstand erschwert in hohem Grade die geschichtliche Forschung; und namentlich in der Geschichte Lavoisiers ist es sehr oft schwierig oder ganz unmöglich, festzustellen, ob alles, was wir in einer solchen Abhandlung finden, in dem Jahre geschrieben wurde, aus welchem dieselbe stammt, oder ob manches nicht erst kurz vor der Drucklegung hinzugesetzt wurde. Das „Mémoire sur la calcination de l'étain dans les vaisseaux fermés et sur la cause de l'augmentation du poids qu'acquiert ce métal pendant cette opération" findet sich im zweiten Bande seiner Oeuvres, p. 105—121.

[17] Oeuvres II, p. 119. In der That liegt das spezifische Gewicht der atmosphärischen Luft, wie wir jetzt wissen, in der Mitte zwischen denen des Stickstoffes und Sauerstoffes. Auf Wasserstoff (H = 1) als Einheit bezogen, beträgt das spezifische Gewicht des Sauerstoffes (O) 16, das des Stickstoffes (N) 14. Und da die atmosphärische Luft ungefähr aus 4 Theilen N und 1 Theil O besteht, so muß ihr spezifisches Gewicht $^1/_5\ (4 . 14 + 16) = {}^1/_5 . 72 = 14{,}4$ betragen.

[18] Kalke, chaux, nennt Lavoisier in seinen ersten Abhandlungen diejenigen chemischen Verbindungen, welche bei der Vereinigung von Sauerstoff mit Metallen entstehen und für die er selbst später die noch jetzt übliche Bezeichnung „Oxyde" vorgeschlagen hat, S. den folgenden Theil dieses Aufsatzes.

[19] Oeuvres II, S. 120 f.

[20] In seiner „Entwickelung der Chemie", S. 158—165.

[21] Nur in der Behauptung blieb er hartnäckig, er habe den Sauerstoff gleichzeitig mit Priestley und Scheele entdeckt.

[22] Oeuvres II, S. 130.

[23] Mémoire sur la nature du principe, qui se combine avec les métaux pendant leur calcination et qui en augmente le poids. Im Journal de physique, Maiheft 1775, und in den Mémoires de l'Académie des sciences, année 1775, p. 520. Im Tome II der Oeuvres, p. 122—128.

[24] Mit „fixer Luft" bezeichnete man diejenige Luftart, deren Molekül aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Sauerstoff besteht und die wir jetzt Kohlensäure nennen (CO_2).

[25] Le principe.

[26] Oeuvres II, 127. Da sich das Quecksilberoxyd (HgO) schon bei verhältnißmäßig niederer Temperatur in seine Komponenten zerlegt, so hatte Lavoisier dieses zum Ausgangspunkt für die Darstellung der Luftart, die er untersuchen wollte, gewählt. Die Zersetzung (oder Reduktion) der Oxyde der übrigen Metalle geht nicht so leicht von statten, man nahm sie deshalb meist unter Zusatz von Kohle vor. Es bildete sich dann Kohlensäure (CO_2), die ja für Lavoisiers Untersuchung unbrauchbar war, und das Metall blieb zurück.

[27] Mémoire sur l'existence de l'air dans l'acide nitreux et sur les moyens de décomposer et de recomposer cet acide. Ouvres II. S. 129—138.

[28] Oeuvres II, S. 130.

[29] Oeuvres II, S. 131.

[30] J. Dumas: Die Philosophie der Chemie. Deutsch von Dr. C. Rammelsberg. Berlin 1839. S. 143 f.

[31] Dr. Hermann Kopp: Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843. Bd. I, S. 322.

[32] Kopp: Geschichte der Chemie. Braunschweig 1844. Bd. II, S. 73.

[33] Mendeljeff: Die Grundlagen der Chemie. Deutsch von S. Jawein und A. Thillot. Petersburg 1891. S. 7.

[34] Mendeljeff meint z. B.: „Alle zu Ende des vorigen und im Laufe dieses Jahrhunderts gemachten Fortschritte in der Chemie beruhen auf dem Gesetze der Ewigkeit des Stoffes." („Grundlagen der Chemie", S. 8.)

[35] Lavoisier hatte 1783 gemeinsam mit Laplace, 1784 gemeinsam mit Meusnier die Zusammensetzung des Wassers untersucht und nachgewiesen, daß dasselbe aus Wasserstoff und Sauerstoff bestand. Merkwürdig dabei ist, daß er, der sich sonst durch eine so weitgehende Kühnheit der Schlußfolgerungen auszeichnete, nicht auf den Gedanken kam, daß das Wasser aus 1 Theil Sauerstoff und 2 Theilen Wasserstoff besteht, sondern sich mit den erhaltenen Resulaten (1 : 1,91 oder 12 : 23) begnügte.

[36] Wir sehen hier, wie Lavoisier den Grundsatz befolgte, daß analoges Verhalten und der gemeinsame Besitz einer bestimmten Eigenschaft

auch auf den Gehalt an einem und demselben Bestandtheil hinweist. Dieser Grundsatz hatte zur Aufstellung der Phlogistentheorie geführt, er war durch diese mächtig befestigt worden und hatte sich so eingewurzelt, daß auch Lavoisier sich nicht davon frei machen konnte, indem er behauptete, daß eine Säure nur durch den Gehalt an Sauerstoff ihre sauren Eigenschaften besitze. Und daran hielt er fest, obwohl schon damals zwei Säuren bekannt waren, die aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Sauerstoff besaßen: die Blausäure und der Schwefelwasserstoff. Später fand man sodann auch, daß die Salzsäure, sowie einige andere Säuren (die Bromwasserstoffsäure, die Jodwasserstoffsäure und die Fluorwasserstoffsäure), welche man zusammen mit der Salzsäure unter der Bezeichnung „Haloïdsäuren" zusammenfaßte, keinen Sauerstoff besitzen.

[37] „Ich habe," fährt er fort, „diese Methode oft benutzt, um die ersten Resultate meiner Versuche zu korrigiren und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln bei ihrer Wiederholung zu erkennen."

[38] Wie Lavoisier selbst hierüber gedacht hat, ist aus einigen Citaten ersichtlich, die Kopp in seiner „Entwickelung der Chemie" anführt. (S. 86, Anm.).

[39] Kopp: „Entwickelung der Chemie", S. 133.

[40] Eine ziemlich genaue Aufzählung seiner zahlreichen geistigen Diebstähle findet sich bei Kopp, „Entwickelung der Chemie", S. 141—144, Anm. Olschanetzky hat sich in seinem Aufsatze „Die Entdeckung des Sauerstoffs" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Neue Folge, Heft 105, S. 18—24 und S. 35—47) günstiger über Lavoisier ausgesprochen.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) . —.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190) ..... . —.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372) ..... . —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... . —.60
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31) . 1.—
—, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53) . 1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... . —.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie (N. F. 98) ..... . —.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183) .. . —.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... . —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... . —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... . —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... . —.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81) . — 80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88) . —.80
Hauff, Shakespeares Hamlet (N. F. 117) ..... . 1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... . 1.—
Herz, Die Nibelungensage. (282) ..... . —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... . —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... . —.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52) ..... . 1.—
Koch, Gottsched u. d. Reform d. deutsch. Litteratur im 18. Jahrh. (N. F. 21) . —.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79) . —.80
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... . —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... . —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) .. . 1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45) .. . —.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92) . 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... . —.80
Reményi, Journale u. Journalisten d. franz. Revolutionszeit. (340/341) . 1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F 25) ..... . —.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68) ..... . —.80
— Die Thiersage. (N. F. 164) ..... . 1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... . —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) ..... . —.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111) . . —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... . —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) . —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... . 1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51) ..... . —.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Lavoisier

der Begründer der Chemie.

(† 8. Mai 1794.)

Von

Ernst Schultze,
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

VIII. 175

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 213.

Breslau

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade

in Sondershausen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1895.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Völschau, Julius, Die Hühnerzucht. Ein Leitfaden für angehende Züchter. Anlage der Hühnerställe, Anschaffung von Hühnern, Fütterung derselben, das Brüten, das Aufziehen der Küchlein, nebst kurzgefaßter Beschreibung der bekanntesten Hühnerarten. 4. verm. und verb. Aufl. M. 1.50.

Der Hund, seine Nahrung und Pflege im gesunden und kranken Zustande. Herausgegeben von W. S. M. —.75.

Der Kanarienvogel, genau detaillirte Beschreibung der Kanarienvogelhecke, Behandlung der Jungen, Krankheiten ꝛc. ꝛc., nebst Anweisung, Vögel von allen Farben, roth und blau ꝛc. zu züchten. 2. Aufl. M. —.75.

Kruse, C. A. J., Der Weinstock in Privatgärten und als Hausschmuck. Praktische, leichtfaßliche Winke zur Pflege des Weinstocks für Gärtner und Gartenfreunde. Mit 43 Holzschnitten. M. 1.50.

Der Papagei, seine Pflege, Nahrung, Behandlung und Erziehung im Käfig, sowie genau detaillirte Beschreibung über die Züchtung der Wellen-Sittiche. Herausgegeben von W. S. 2. Aufl. M. —.75.

Prütz, Gustav, Die Krankheiten der Haustauben und ihre Heilung. M. 3.—.

Schinke, D., Die Fasanenzucht in ihrem ganzen Umfange. M. 1.50.
— Die rationelle Aufzucht der Truthähne oder Puter. M. 1.50.

Baumeyer, Herm., Das künstliche Ausbrüten und die Hühnerzucht. Nach zwanzigjährigen Erfahrungen aus praktischem Betriebe der künstlichen Ausbrütung und der Hühnerzucht. Mit 4 Tafeln und 27 Holzschnitt-Figuren. 2. verm. u. verb. Aufl. 80 S. 8°. M. 2.—.

Diese Bücher gehören zu den besten, die über die betreffenden Gegenstände erschienen sind, sie sind aus der Praxis für die Praxis geschrieben.

Zuletzt. Eine christliche Erzählung von Mrs. **Marshall.** Aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Eleg. geheftet M 3.60, hochfein gebunden M. 4.80.

Urtheil der Presse: In dieser Erzählung wird der erwärmende und sonnige Einfluß des Christenthums nicht bloß innerhalb einer Familie, sondern auch in betreff einer ganzen Gemeinde in feiner und anziehender Weise geschildert. Die verschiedenen handelnden Personen sind meisterhaft gezeichnet, und die Entwickelung des Ganzen eine stetige und klar begründete. Gebildete Leser werden das Buch am besten würdigen können.

Breslau,

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade
in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Bölschau, Julius, Die Hühnerzucht. Ein Leitfaden für angehende Züchter. Anlage der Hühnerställe, Anschaffung von Hühnern, Fütterung derselben, das Brüten, das Aufziehen der Küchlein, nebst kurzgefaßter Beschreibung der bekanntesten Hühnerarten. 4. verm. und verb. Aufl. M. 1.50.

Der Hund, seine Nahrung und Pflege im gesunden und kranken Zustande. Herausgegeben von W. S. M. —.75.

Der Kanarienvogel, genau detaillirte Beschreibung der Kanarienvogelhecke, Behandlung der Jungen, Krankheiten ꝛc. ꝛc., nebst Anweisung, Vögel von allen Farben, roth und blau ꝛc. zu züchten. 2. Aufl. M. —.75.

Kruse, C. A. J., Der Weinstock in Privatgärten und als Hausschmuck. Praktische, leichtfaßliche Winke zur Pflege des Weinstocks für Gärtner und Gartenfreunde. Mit 43 Holzschnitten. M. 1.50.

Der Papagei, seine Pflege, Nahrung, Behandlung und Erziehung im Käfig, sowie genau detaillirte Beschreibung über die Züchtung der Wellen-Sittiche. Herausgegeben von W. S. 2. Aufl. M. —.75.

Prütz, Gustav, Die Krankheiten der Haustauben und ihre Heilung. M. 3.—.

Schinke, D., Die Fasanenzucht in ihrem ganzen Umfange. M. 1.50.

— Die rationelle Aufzucht der Truthähne oder Puter. M. 1.50.

Baumeyer, Herm., Das künstliche Ausbrüten und die Hühnerzucht. Nach zwanzigjährigen Erfahrungen aus praktischem Betriebe der künstlichen Ausbrütung und der Hühnerzucht. Mit 4 Tafeln und 27 Holzschnitt-Figuren. 2. verm. u. verb. Aufl. 80 S. 8°. M. 2.—.

Diese Bücher gehören zu den besten, die über die betreffenden Gegenstände erschienen sind, sie sind aus der Praxis für die Praxis geschrieben.

Zuletzt. Eine christliche Erzählung von Mrs. **Marshall.** Aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Eleg. geheftet M 3.60, hochfein gebunden M. 4.80.

Urtheil der Presse: In dieser Erzählung wird der erwärmende und sonnige Einfluß des Christenthums nicht bloß innerhalb einer Familie, sondern auch in betreff einer ganzen Gemeinde in feiner und anziehender Weise geschildert. Die verschiedenen handelnden Personen sind meisterhaft gezeichnet, und die Entwickelung des Ganzen eine stetige und klar begründete. Gebildete Leser werden das Buch am besten würdigen können.

Breslau,

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade
in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Breslau erfreut sich im allgemeinen keines sonderlichen Rufes, obwohl es unbestritten eine schöne Stadt ist, die sich dreist neben andere berühmte Städte stellen darf. Welchen unvergleichlichen Anblick gewährt nicht allein der Marktplatz, oder wie der Schlesier sagt, der Ring! Es ist ein gewaltiger Platz, fast quadratisch angelegt, mit mehr als 200 m Seitenlänge, begrenzt von hohen, meist recht altehrwürdigen Gebäuden.

In seiner Mitte aber erhebt sich ein ganzes Häusergeviert. Da ist das Rathhaus, eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, daneben die Tuchmacher- oder Elisabethstraße, deren westlicher Endung das neu erbaute große Stadthaus vorgelegt ist, und an die sich — mit ihr parallel laufend — die alten, noch heute benutzten Verkaufsstellen: der Töpfermarkt, der Krammarkt und der Eisenmarkt, anschließen. Jeder dieser Märkte ist eine schmale mittelalterliche Gasse und den Abschluß dieser ganzen eigenartig dastehenden Anlage bildet endlich im Norden die offene Reihe der Goldarbeiterseite.

Antheilweckend ist an diesem seltsamen Gemisch von Gäßchen nur noch die erhaltene Anlage, die uns gestattet, einen tiefen Blick in das mittelalterliche Städteleben zu thun, denn was etwa darin von architektonischen Schönheiten oder Absonderlichkeiten einst vorhanden war, das ist im Laufe der Zeiten ganz verschwunden. Nur das Rathhaus, diese Perle gothischer Baukunst, hat seine Formen wohl erhalten, ein lebender Zeuge von

Breslaus frühem Reichthum, seiner Macht und Bedeutung in längstvergangenen Zeiten.

Dieser ganze, fast unübersehbare Platz, getaucht in die Formen vergangener Jahrhunderte, mit seinem rastlosen Leben, macht auf den Fremden einen überwältigenden Eindruck, erfüllt den Einheimischen tagtäglich mit neuem Stolze, denn einen solchen Platz hat keine andere Stadt aufzuweisen; schöner, das ist wohl möglich, eigenthümlicher gewiß nicht.

Ehe wir uns zu flüchtiger Umschau weiter begeben, erinnern wir uns hier des weit berühmten Schweidnitzer- oder Schweinschen-Kellers, der sich unter dem Rathhause hinzieht und von alters her eine gewisse Rolle in der Geschichte der Stadt gespielt hat. Hier suchten die Bürger nicht nur Erholung von der Arbeit, hier wurde auch Stimmung gemacht für und wider den wohlweisen Rath der Stadt, für und wider den Kaiser und sonstige Potentaten.

Wie oft mag der Rathschluß, der über das nächste Schicksal der Stadt entschied, nicht oben in der Rathsstube, sondern hier am Biertische entschieden worden sein! wie manche große und kleine Revolution ist hier entstanden, die ihre bedenklichen Folgen weit über das Weichbild der Stadt hinaustrug! In diesem Keller hörte Kaiser Sigismund, als er 1420 ein Viertelhundert solcher blutigen Empörer kurzer Hand hatte hinrichten lassen, unerkannt am Tische sitzend, mit an, wie die Bürger über ihn herzogen und mit wenig Respekt seine allzu rasche Justiz verurtheilten; hier kratzte er in die Tischplatte, ehe er sich schweigend entfernte, die Worte ein:

Wenn mancher wüßte, wer mancher wär',
Thät mancher manchmal manchem mehr Ehr'.

Mit dem großen Ringe sind in der südwestlichen und nordwestlichen Ecke zwei weitere, nicht unbedeutende Plätze ver-

bunden, von denen der südliche ehemals Salzring hieß und in alten Zeiten für den Handel mit Polen — der namentlich in den Salzen aus Wieliczka betrieben wurde — bestimmt war. Heute ziert die Mitte des schönen Platzes das Rauchsche Denkmal des Marschall Vorwärts, und nach diesem wird er jetzt auch Blücherplatz genannt. Der nördlich angelegte Platz trägt die Stadtkirche zu St. Elisabeth, ein schönes, stolzes Gebäude, das viele sehenswerthe Schnitzereien und Bildwerke und eine prachtvolle Orgel enthält.

Bewegen wir uns auf einer der großen Straßen, welche von den Ecken des Ringes in die Stadt führen, so stoßen wir nach einer recht interessanten Wanderung auf eine breite Promenade, die, mit schönen Bäumen gepflanzt und an der Außenseite von einem breiten, tief liegenden Graben umflossen, die innere Stadt wie ein Gürtel umgiebt.

Es ist der Wall der 1807 — nach der Einnahme durch Jerome Bonaparte — abgetragenen Festung, und diese ganze, gesundheitlich so wichtige und überaus schöne Anlage verdankt die Stadt eigentlich ihrem Bezwinger, der sie zur Bedingung für schonende Behandlung der besiegten Feste forderte. Im Anschlusse an diese Promenade haben zwei Breslauer Kaufherren der Stadt ein großartiges Geschenk gemacht, indem sie auf einer der ehemaligen Bastionen, welche als ziemlich wüster Berg dalag, ein schönes Belvedere erbauten, zu dem Jedermann freien Zutritt hat.

Der Hügel ist an seiner Westseite terrassenförmig abgedacht, und breite, schöne Treppen führen von einer Terrasse zur anderen. Die untere derselben wird von einem im Halbkreise geführten Bogengange abgeschlossen, vor dem eine mächtige Fontäne ihr Wasser hoch in die Lüfte schleudert; die obere dagegen trägt einen schönen Rundbau, aus dessen Mitte sich ein schlanker Thurm erhebt, dessen Kuppeldach eine Viktoria krönt.

Von da oben ist eine herrliche Rundsicht weit über die ungeheure Stadt hin geboten. Aus dem Dunste der Großstadtluft heben sich die vielen Thürme empor, denn an Kirchen ist Breslau so reich wie selten eine Stadt, und über den zu unseren Füßen liegenden Stadtgraben schweift der Blick staunend auf die neue Stadt — die riesig angewachsenen Vorstädte — hin, denen gegenüber die Stadt innerhalb des Grabens — die doch schon eine recht ansehnliche Größe hat — fast zu einem unbedeutenden Nichts zusammenschrumpft.

Solange Breslau eine Festung war, hatten diese Vorstädte ein sehr bescheidenes Ansehen. In Kriegszeiten — so auch 1807 — pflegte man sie sogar der Sicherheit wegen auszuräumen und abzubrennen; kaum aber war diese Gefahr für immer beseitigt, als auch in kurzer Zeit eine unglaubliche Vergrößerung eintrat und hier schöne Straßen mit wahren Palästen entstanden.

Die rasche Zunahme der Bevölkerung erklären am besten einige Zahlen. Im Jahre 1763 war die Einwohnerzahl in folge des siebenjährigen Krieges bedeutend gesunken, man zählte nur 42 114 Seelen, aber 1790 war sie bereits wieder auf 51 219 angewachsen, hatte damit jedoch noch nicht die Höhe vor dem Kriege erreicht. 1811 sind indessen schon 62 564 Einwohner, während 1852 deren 116 235 gezählt werden und 1880 diese Zahl sogar mehr als verdoppelt ist; 1884 steigt die Einwohnerschaft auf 295 300 Seelen, und jetzt zählt sie deren schon weit über 300 000.

Breslau ist stets, von seiner Gründung an, eine große, volkreiche Stadt gewesen, hat lange Zeit in Deutschland beziehentlich der Größe den zweiten Platz eingenommen und ist erst im letzten Jahrzehnt von Hamburg und Leipzig überflügelt worden.

Diese günstige Entwickelung verdankt es seiner Lage und seiner daraus hervorgegangenen Bedeutung als Handelsstadt

ersten Ranges. An einem großen schiffbaren Flusse, inmitten einer reichen Provinz gelegen, erfreut es sich einer mustergültigen Bahnverbindung nach allen Seiten, denn hier kreuzen sich die Niederschlesisch-Märkische und die Schweidnitz-Freiburger Bahn, die Oberschlesische, die Stettiner und Rechte Oderufer-Bahn mit der Posen-Stargarder; von hier aus gehen die Verbindungen nach allen Himmelsrichtungen und zumeist in doppelter Linie hinaus.

Berg- und Hüttenprodukte, Kalk, Eisen und Zink, die schlesischen Steinkohlen — die einen immer weiteren Absatz finden —, die reichen Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens, Spiritus und Zucker, alles das kommt in Breslau zusammen, wird hier, vereint mit den vielfältigen Hervorbringungen der heimischen Industrie, auf Schiffe und Wagen geladen, um hinauszugehen in aller Herren Länder und immer neuen Reichthum in die Stadt und Provinz hineinzubringen. Der Schiffsverkehr stromauf und stromab beschäftigt durchschnittlich jährlich 2000 der bekannten Oderkähne, welche Lasten von über 2 000 000 Centner stromab und 1 000 000 Centner stromauf im Jahre befördern. Das ist aber natürlich erst die kleinere Hälfte der bewegten Güter, weit mehr noch befördert die Bahn.

Handel und Industie beherrschen das öffentliche Leben der Stadt vollständig, — 47 Actiengesellschaften, 3075 Kommanditgesellschaften und Einzelfirmen, sowie 15 eingetragene Genossenschaften haben hier ihren Sitz; über 3000 Handelsleute und mehr als 17 000 Fabrikanten und selbständige Handwerker liegen darin ihrem Gewerbe ob.

Großartige Maschinenbauanstalten, Eisenbahnwerkstätten, Möbel- nnd Bautischlereien sind in der Stadt im Betriebe; nicht unbedeutend ist die Fabrikation der Cigarren, noch umfassender der Betrieb der Brennereien und Brauereien, Oel, Baumwolle und Kammgarn, ausgezeichnete Gold- und Silberwaren werden

hier verfertigt, Geldschränke, Porzellan- und Glaswaaren aus Breslau erfreuen sich eines guten Rufes. Es würde zu weit führen, wollte man näher auf dieses Thema eingehen, aber das ist klar, diese reich entwickelte Industrie allein schon genügt, um die Handelsbedeutung der Stadt klar zu legen.

Der ehemals so umfassende Handel nach dem Osten, der Nürnberger und italienische Kaufherren veranlaßte, sich in Breslau niederzulassen, ist allerdings mehr und mehr im Schwinden begriffen, weil er mit den schwierigen Grenzverhältnissen zu sehr zu kämpfen hat, dafür aber versteht die rührige Bevölkerung, sich neue Bahnen zu öffnen. So wird z. B. der Verkehr mit Nordamerika immer lebhafter, und die Ausfuhr schlesischer Erzeugnisse, welche Breslau allein nach dort aufzuweisen hatte, betrug im Jahre 1891 bereits das anständige Sümmchen von 2 619 172 Dollar.

Unerreicht und hochberühmt ist seit jeher der Wollhandel Breslaus, welches jährlich 80—100 000 Centner ausführt, wovon auf die Tage des Wollmarktes allein 40—50 000 Centner kommen.

Handel und Gewerbthätigkeit machen Breslau zu einem hervorragenden Punkte in Deutschland, aber auch in nationalpolitischer Hinsicht ist es berufen, dem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten, indem es von seiner zweiten Gründung an als ein festes Bollwerk gegen das Slaventhum gilt. Mitten in ein durch und durch polnisches Reich als germanische Niederlassung gesetzt, hat es nicht nur seine Nationalität rein zu bewahren gewußt, nein, es hat vielmehr mächtig germanisirend auf seine Umgebung eingewirkt.

Noch heute findet ein immerhin bedeutender Zuzug aus den benachbarten polnischen Bezirken statt, aber trotz der vielen polnischen Namen wird man selten ein polnisches Wort zu hören bekommen, denn das deutsche Wesen ist so mächtig, daß es alles

Fremde in kurzer Zeit auffaugt. Besonders stark ist das polnische Element unter der arbeitenden Klasse vertreten, Arbeiter, Hausdiener, Dienstmädchen entstammen zum größten Theile dieser Nationalität, denn das nahe Oberschlesien ist heute auf dem Lande noch vollkommen polnisch. All diese Leute werden der deutschen Sprache, dem deutschen Wesen und — was nicht gering anzuschlagen ist — der deutschen Reinlichkeit gewonnen; zumeist bleiben sie für immer in der Stadt und verlieren damit ihre Nationalität auch gänzlich; Diejenigen aber, welche nach Jahren wieder in ihre Heimath zurückkehren, erleiden zwar einen Rückfall, vergessen aber die erhaltenen Eindrücke nie mehr und wirken auch auf ihre Landsleute daheim in germanisirender Weise ein. Die nämliche Erscheinung weist das Militärwesen auf, denn die in Breslau dienenden Soldaten sind zum größten Theile in Oberschlesien und Posen ausgehoben und können oft kein Wort Deutsch, wenn sie zur Fahne gerufen werden. Die militärische Uebung aber und die — Liebe schaffen gründlichst Wandel, und wenn der Dienst vorüber, dann zieht der Reservemann heim mit einer gewissen Liebe zum Deutschthum und streift im Verkehr mit den Seinen auch nie mehr ganz ab, was ihm halb wider Willen die Dienstzeit von deutschem Wesen angeweht hat.

Das sind zwar nur Wassertropfen, aber sie tragen doch das Ihrige dazu bei, das Slaventhum mit uns auszusöhnen und es allmählich dem Untergange entgegenzuführen. Ganz anders freilich, viel einschneidender und gewichtiger war die Bedeutung Breslaus in nationaler Beziehung in früheren Zeiten: einmal im Laufe der Geschichte erhob sie sich sogar zu einer ausschlaggebenden Stellung für die Geschicke ganz Deutschlands. Das ist das Ereigniß, welchem meine heutigen Betrachtungen gelten sollen; um es aber voll und ganz würdigen zu können, werden wir uns genöthigt sehen, auf die Gründung und Entwickelung der Stadt einen kurzen Rückblick zu werfen.

Geſchichtlich zuerſt erwähnt wird Breslau im Jahre 1000, wo es von Kaiſer Otto auf ſeiner Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert in Gneſen beſucht wird. Bei dieſer Gelegenheit ſchafft der Monarch einen großen kirchlichen Verband für Polen und unterſtellt die Biſchöfe von Krakau, Breslau und Kolberg dem Metropoliten von Gneſen. Da dieſer ſelbe Kaiſer noch fünf Jahre vorher die Grenzen des Bisthums Meißen als bis zur Oder reichend feſtgeſtellt hatte, ſo iſt wohl anzunehmen, daß das Bisthum Breslau dieſem Beſuche überhaupt erſt ſeine Entſtehung zu verdanken habe, der Ort ſelbſt alſo noch ziemlich unbedeutend geweſen ſein mag.

Von böhmiſchen Herrſchern angelegt, gelangte die Niederlaſſung und ihre Umgebung nach hartem Kampfe ums Jahr 1000 an den Polenherzog Boleslaw den Großen und blieb auf lange Zeit mit dem polniſchen Reiche eng verbunden. Der von ſeinen Bruder vertriebene Polenherzog Boleslaw III. lebte lange Zeit zu Pforta in Thüringen, verſchwägerte ſich daſelbſt mit den Hohenſtaufen und zog — als er im Jahre 1163 zur Entſchädigung Schleſien erhielt — deutſche Mönche und Anſiedler in ſeine Reſidenz Breslau. Er iſt der Stammvater der polniſchen Theilfürſten, die unter dem Namen der Piaſten viele Jahrhunderte hindurch die Geſchicke Schleſiens leiteten, dabei aber durch die damals üblichen Erbtheilungen ihre Macht immer mehr zerſplitterten.

An der Stelle, wo die Böhmen ihre Stadt Wratslav — das ſpätere Breslau — gründeten, iſt die Oder mannigfach geſpalten, eine Reihe von Inſeln bildend, welche eine Vertheidigung ſehr leicht machten. Die Böhmen wählten daher mit richtigem Blicke das Eiland, welches durch Größe und Lage am geeignetſten erſcheinen mußte, und ſiedelten ſich hier — auf der ſpäteren Dominſel — an. Als unter polniſcher Herrſchaft der Raum nicht mehr ausreichte, ſchritt man zur Bebauung der

südlich davon gelegenen großen Sandbank (Sandinsel oder Sand genannt), und noch spätere Ansiedelungen der Polen zogen sich auf dem Festlande längs des Flußufers entlang.

Die Piasten, welche in der Verbannung deutsches Wesen, deutschen Fleiß schätzen gelernt hatten, machten es sich zur Aufgabe, ihr spärlich bewohntes und fast gar nicht kultivirtes Land der deutschen Einwanderung zu erschließen, und zogen immer mehr — namentliche thüringische — Ansiedler heran, die sie durch Verleihung besonderer Rechte an sich zu fesseln wußten.

Im Gefolge dieser Kolonisten, angelockt durch die sehr günstige Lage, stellten sich auch bald die Kaufherren aus dem Reiche ein, die in Breslau ein großes gemeinsames Niederlagshaus gründeten und von da aus einen überaus schwunghaften Handel von und nach dem Osten betrieben. So wuchs die junge Stadt rasch und vielversprechend in die Höhe, als ein ungeahntes Ereigniß sie plötzlich vernichtete.

Die Mongolen waren in unzähligen Scharen in Europa erschienen, hatten das große polnische Reich niedergeworfen und überschwemmten nun verheerend Schlesien. Herzog Heinrich von Breslau sammelte seine Streiter, glaubte aber doch, seine Hauptstadt nicht halten zu können, und zog sich bis Liegnitz zurück, wo es zur blutigen Entscheidungsschlacht kam. Der Herzog und sein ganzes Heer fielen in diesem Kampfe, aber auch die Mongolen hatten furchtbar gelitten und fanden den Widerstand so stark, daß sie auf weitere Eroberungen verzichteten und auf Nimmerwiedersehen aus Europa verschwanden.

Als der Herzog die Stadt räumte, da gab man in derselben die verstreuten Ansiedelungen auf dem Festlande, die mittlerweile doch zum Haupttheile der Stadt geworden waren, auf und zog sich auf die gesicherte Dominsel zurück. Die bald darauf erscheinenden feindlichen Horden plünderten die verlassene Stadt auf das gründlichste und steckten sie an, mußten aber —

da der Verſuch, die Inſel nachts zu überraſchen, mißlang — unverrichteter Dinge abziehen, und ſo retteten die Einwohner die auf die Inſel mitgeführte Habe und das Leben, ſtanden aber doch nach der Schlacht bei Liegnitz traurig genug vor der Zukunft, denn von der ganzen leicht gebauten Stadt ragte aus dem wüſten Trümmerhaufen nur noch das ſteinerne Kaufhaus der deutſchen Handelsherren unverſehrt heraus.

Unverzagt aber ſchloſſen ſich die deutſchen Handwerker und die gleichfalls ſchwer geſchädigten Koloniſten mit den Handelsherren zur Gründung einer neuen Stadt zuſammen, die verwitwete Herzogin ſchenkte ihnen — gegen Abtretung des erhaltenen Kaufhauſes — einen großen Platz, ſtattete ſie mit deutſchem (magdeburgiſchem) Rechte aus, und der Bau begann noch im Jahre 1243. Aber nicht eine Stadt, wie ſo viele andere, wollte man bauen, ſondern von vornherein ging man daran, eine große Handelsſtadt zu gründen, ſchuf man eine Anlage, über deren vorberechnete Großartigkeit wir unter dieſen Umſtänden billig ſtaunen müſſen.

Der große Ring, der Marktplatz, der die ganze Stadt zu faſſen vermocht hätte, wurde abgeſteckt, in ſeiner Mitte legte man die Kaufhäuſer an, an ſeiner Weſtſeite verband man ihn mit dem polniſchen Markte, und auch der große Platz für die Stadtkirche zur heiligen Eliſabeth wurde ſogleich angelegt. Das ganze Weichbild der Stadt, genau ſo wie es noch heute beſteht und dem gewaltigen Verkehre unſerer Tage genügt, wurde in wenigen Jahren geſchaffen.

Die Lage des Handelsplatzes, den die Herzöge freigebig mit Privilegien ausſtatteten, war aber auch eine ungemein günſtige, ſie lockte immer mehr Anſiedler heran und geſtattete ein raſches Aufblühen. Lebhaften Verkehr unterhielt die Stadt nach Weſten hin, namentlich mit Magdeburg, aber auch nach Nürnberg, Bamberg, ja nach Dortmund gingen ihre ſtändigen Verbindungen.

Nach Süden reichte der Handel über Böhmen und Ungarn bis nach Italien, seine Hauptverbindungen aber und die Quelle seines Reichthums hatte er in Krakau, Kiew, Nowgorod und der Walachei, während die Verbindung im Norden über Thorn und Stettin bis in die baltischen Provinzen hinaufreichte.

Herzog Heinrich IV., der kinderlose, der im Jahre 1270 die Regierung des Fürstenthums Breslau übernahm, war ganz besonders freigiebig und schenkte der Stadt so viele Freiheiten, daß sie sich dreist mit jeder freien Reichsstadt zu messen vermochte. Unter anderem besaß sie das Meilenrecht, welches bestimmte, daß im Umkreise einer Meile weder Markt gehalten, noch Kram-, oder Fleisch-, oder Schuh- und Brotbank errichtet, noch ein Kretscham (Gasthaus und Brauerei) angelegt werden dürfe. War mit diesem Rechte der Verkehr aus der nächsten Umgebung in die Stadt gelenkt und der Kleinhandel in ihrem Weichbilde ihr gesichert, so verlieh ihr das wichtigere Stapelrecht ganz besondere Vortheile. Denn nach ihm mußten alle durchgehenden Waren durch alleinige Vermittelung der Breslauer Kaufleute weiter befördert werden. Der direkte Handel über Breslau hinaus war vollständig untersagt, kein auswärtiges Handlungshaus durfte selbständig über die Stadt hinaus beziehen oder versenden, noch durch Anlage einer eigenen Niederlage in der Stadt das Gesetz umgehen. Wenn man berücksichtigt, daß Breslau auf Jahrhunderte der einzige Zugang zu dem reichen Osten war und dieses Vorrecht erst viel später mit Frankfurt a. d. O. theilte, so kann man einigermaßen ermessen, welche Quelle des Reichthums für die großen Handelshäuser der Stadt dieses Stapelrecht geworden ist.

Der Reichthum war so bedeutend, daß der Rath der Stadt es im Jahre 1291 unternehmen konnte, die unweit derselben in die Oder mündende Ohlau abzuleiten und in weitem Bogen als breiten Festungsgraben um ihre Wälle zu legen. Aber das

Anwachsen der Bevölkerung war auch ein so gewaltiges, daß die Stadt, die jetzt schon 20000 Einwohner zählte, gar bald an eine Erweiterung denken mußte, und der im Jahre 1336 angelegte Stadtgraben schob die Festungswerke und die Stadtgrenze so weit hinaus, wie sie dann bis 1807 geblieben ist.

Der Rath der Stadt begann aber nun auch, mit Erfolg Politik zu treiben, denn als 1279 der Herzog, durch die Umstände begünstigt, den Versuch machte, sich zum Herrscher über ganz Polen aufzuschwingen, und dabei mit Wenzel von Böhmen in Streit gerieth, da wußte der Rath, der für seine Verbindung mit Krakau besorgt war, den Herzog zum Verzicht und zugleich zu einem Erbvertrage mit dem Böhmen zu bewegen.

Damit stellte er, der den unruhigen Verhältnissen in Polen nicht traute und den Vortheil eines sichern, großen Staatsverbandes zu schätzen wußte, sich für spätere Zeiten den Anschluß an das mächtig aufblühende Böhmen in bestimmte Aussicht, und sicherte sich in der Gegenwart — Krieg und Feindschaft vermeidend — seine wichtigen Handelsverbindungen.

Der Nachfolger des 1290 sterbenden Herzogs, Herzog Heinrich von Liegnitz, starb schon während der Minderjährigkeit seiner Söhne, und der Rath, der den beschlossenen Anschluß an Böhmen nicht mehr aus den Augen ließ, schickte die Söhne mit ihrer Mutter nach Prag, wo der Aelteste auch sofort mit der Tochter König Wenzels verlobt wurde. Wenzel übernahm darauf natürlich die Vormundschaft, ergriff die Zügel der Regierung und traf — immer im Einverständniß mit dem Rathe — alle Schritte zur Vereinigung der schlesischen Länder mit der Krone Böhmens.

Allerdings folgt noch eine Periode der selbständigen Regierung Heinrichs VI., aber da in dieser Zeit die räuberischen Einfälle der Polen kein Ende fanden und der Herzog zu ihrer erfolgreichen Abwehr nicht die Kraft besaß, so entschließt sich

der Rath, die Vereinigung mit Böhmen noch bei Lebzeiten des Herzogs zu vollziehen. In welcher Weise dieser zu einem Verzicht bewogen wurde, hat die Geschichte uns nicht überliefert, — genug, er wich willig zurück, begnügte sich mit der lebenslänglichen Statthalterschaft, und König Johann von Böhmen übernahm am 4. April 1327 die Regierung des Landes.

Man hat es oft versucht, diesen freiwilligen Anschluß an Böhmen als einen politischen Fehler hinzustellen, der Breslau seine Selbständigkeit kostete, aber man vergleiche nur einmal die weitere Entwickelung und die Geschicke der Stadt mit derjenigen anderer Piastenstädte, wie Liegnitz, Brieg, Ohlau, Glogau, die noch lange Jahre, theilweise bis nach dem dreißigjährigen Kriege, unter der Botmäßigkeit der angestammten Herrscherfamilie blieben, und man wird bald einsehen, daß diese Unterwerfung durchaus zum Vortheile der Stadt ausschlug. Im Gegentheile kann man den Herren Patriziern politischen Blick und klaren Sinn durchaus nicht absprechen, denn sie retteten durch diesen Schritt allein ihre kommerzielle Selbständigkeit, die in dem mächtig emporblühenden Reiche der Luxemburger, das ein durchaus deutsches Reich war, seine thatkräftigste Stütze gegenüber der in Schlesien und Polen herrschenden Anarchie fand.

Und die Luxemburger wußten sehr wohl zu schätzen, was sie erwarben, sie waren den Breslauern nicht minder gewogene Herren, als die Piasten, und haben für die Hebung der Stadt und ihres Handels außerordentlich viel gethan. Zudem ist es auch erwiesen, daß die Breslauer keineswegs ihre einzige Hoffnung in dem Böhmenreiche sahen, sondern daß ihr Ziel ein direkter Anschluß an das Reich, die Erwerbung der Stellung einer freien Reichsstadt war und lange Zeit von ihnen verfolgt wurde. Aber das wankelmüthige Regiment des Reiches, der beschränkte Blick des Herrschers, die Schwerfälligkeit des Verwaltungsapparates ließen es zur Erfüllung dieser Wünsche nicht

kommen. Ein Zögern war nicht mehr rathſam, die ohnmächtige Herrſchaft der Piaſten konnte die Stadt nicht ſchützen. Die Gefahr einer polniſchen Occupation war groß, ein raſches Handeln unbedingt nothwendig. Hätten die reichen Kaufherren bei dieſem Schritte auch nur an die Sicherung ihres Handels gedacht, — erwieſen iſt das durchaus noch nicht —, ſo iſt doch unverkennbar, daß ſie zugleich der Sache der Nationalität einen großen Dienſt erwieſen, daß ſie es waren, die Schleſien dem deutſchen Weſen erhielten, das ſonſt unrettbar dem Polenthum verfallen wäre.

Unter der Herrſchaft der Luxemburger wächſt die junge Stadt nun im Laufe eines verhältnißmäßig friedlichen Jahrhunderts zu einer der erſten und jedenfalls zu einer der reichſten Städte Deutſchlands heran. Die Kaufmannſchaft bildet ſich zu einem geſchloſſenen Patriziat aus, in deſſen Händen faſt allein das Regiment der Stadt liegt. Denn obwohl die machtvoll angewachſenen Zünfte zu verſchiedenen Zeiten verſuchen, ihr Wort auch in die Wagſchale zu werfen, obwohl es mehr als einmal zu Aufſtänden der Handwerker gegen die Rathsſippen kommt, wiſſen dieſe doch das Heft in der Hand zu behalten und ſich die Herrſchaft durch ein geringfügiges Nachgeben zu ſichern.

Das Stadtregiment ſcheint völlig unabhängig von der Krone zu ſein, die ſich mit den reichlich bemeſſenen jährlichen Abgaben und ziemlich zahlreichen Sonderauflagen begnügt und die Steuerverwaltung der Hand des Rathes überläßt. Die Gerichtsbarkeit wird gleichfalls von der Stadtverwaltung ausgeübt, nicht nur die niedere, ſondern auch das Recht über Leben und Tod haben die Herrſcher dem Rathe verliehen.

Der Handel entwickelt ſich immer verheißungsvoller. Breslau verſorgt Polen, Preußen und die baltiſchen Länder mit den Produkten der Levante und vermittelt rückwärts den Bedarf des

ganzen Reiches an gesalzenen Fischen. Es ist Stapelplatz für die Rohprodukte des polnischen und russischen Ostens. Pelzwerk, Leder, Häute, Salz werden von dorther in großen Massen eingeführt, das niederländische Tuch wandert von Breslau bis zur Walachei, das ungarische Kupfer und der Pfeffer werden von Breslau aus im Reiche eingeführt.

Auf allen Heer- und Handelsstraßen bewegen sich die Warenzüge der Breslauer Handelsherren, und ihr großer Reichthum zeigt sich auch bei jeder Gelegenheit. Schon als im Jahre 1337 Johann von Böhmen zur Huldigung nach Breslau kommt, ist der Empfang, bei dem sich nicht weniger als 3000 Bürger im höchsten Staate hoch zu Roß betheiligen, ein über die Maßen großartiger, und dieser Vorgang wiederholt sich später bei jeder Gelegenheit. Die Luxemburger liebten ihre Breslauer, aber sie hatten auch Ursache dazu, denn nirgends wurden sie mit solcher Freudigkeit willkommen geheißen, nirgends monatelang so freigebig bewirthet, nirgends fanden sie ein so rührendes Verständniß, wenn sie beim Abschiede auf ihren leeren Säckel hinwiesen und um dessen Füllung ersuchten. Leben und leben lassen dachten sie daher gewiß nicht ohne Billigkeit, und Privilegien und Vorrechte der Breslauer häuften sich in der geheimen Truhe des Rathes immer mehr an.

Man macht sich schwer eine Vorstellung davon, wohin dieses Privilegienwesen zu führen vermochte, und so sei denn hier darauf hingewiesen, daß der Herrscher bei seinem Regierungsantritte schwören mußte, alle diese Privilegien (die er nicht kannte und die ihm auch nicht zur Einsicht unterbreitet wurden) zu halten und den Rath in deren Genuß nicht zu schmälern. Nun war es aber einmal geschehen, daß der König aus der Ferne eine Entscheidung traf, die der Stadt zum empfindlichen Nachtheile ausschlagen konnte, und da der Rath ihn in geeigneter Weise darauf aufmerksam machte und er den Schaden

ſeiner getreuen Stadt nicht wollte, ſo verlieh er ihr flugs einen neuen Gnadenbrief des Inhaltes, daß der Rath nicht genöthigt wäre, einen Befehl des Herrſchers auszuführen, ſobald dieſer gegen das Wohl der Stadt gerichtet ſei oder ihr ſonſtigen Nachtheil bringen könne. Dieſes Privileg war natürlich geeignet, alle königliche Macht in Frage zu ſtellen, und die Stadt hat ſich ſeiner in ſchweren Zeiten recht oft bedient.

Unter der Regierung des ſchwachen Königs Wenzel bereitete ſich ein gänzlicher Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe vor, indem die Huſſiten — vom Könige begünſtigt — die religiöſe Frage zugleich zu einer nationalen machten, und das Czechenthum, das bisher gar nicht hervortrat, in bewußten Gegenſatz zum deutſchen Weſen geſtellt wurde.

Mit dem Tode des Königs brach der lange vorbereitete Aufſtand aus. Ziska ſtürmte im Jahre 1419 das Rathhaus zu Prag, und in kurzer Zeit waren die Czechen im Beſitze ganz Böhmens. Der bis zum Jahre 1433 ſich hinziehende Huſſitenkrieg wurde durch einen in Breslau beſchloſſenen und verkündeten Kreuzzug eröffnet, er ward — als die Böhmen nach dem Tode Ziskas zum Angriffskriege übergingen — zu einer furchtbaren Geißel den angrenzenden Ländern und brach deren blühenden Wohlſtand auf lange Zeiten.

Die angerichteten Verwüſtungen waren ſchauderhaft, denn die Böhmen hauſten wie die ſchlimmſten Mordbrenner, und nicht am wenigſten hatte Schleſien zu leiden gehabt, das jahrelang den Schauplatz des Krieges abgab. Noch zehn Jahre nach dem Friedensſchluſſe lag im Fürſtenthum Breslau der fünfte Theil aller Hufen brach, ganze Dorfſchaften waren ausgeſtorben, überall gähnte die furchtbarſte Oede, der Stadt ſelbſt aber hatte der Krieg — auch wenn er ihren Landbeſitz vernichtete — nichts anhaben können. Reiche Bürger und geſchickte Handwerker hatten ſich mit ihrer Habe in Mengen hinter die

schützenden Mauern der Stadt geflüchtet und ihren Wohlstand vermehrt, und da trotz aller Bedrängungen und Kriegsnöthe der Handel seinen Weg weiterging, so finden wir die Stadt nach dem schrecklichen Kampfe wohl erhalten, gerüstet und in ihrer Leistungsfähigkeit unerschüttert, ja so recht eigentlich erst auf der Höhe ihrer Kraft und Macht.

Daß die Stadt sich ohne Frage auf Seite König Sigismunds stellte, sich sofort von der Sache der Böhmen lossagte, das ist ihr schwerlich als Verdienst anzurechnen, denn die Bewegung war von allem Anfange an eine nationale, und einer deutschen Stadt mußte ihr Handeln dadurch genau vorgeschrieben sein. Daß sie aber thatkräftiger, als mancher Reichsfürst, thatkräftiger, als der Herrscher selbst, den Kampf aufnahm, das soll ihr unvergessen bleiben. Ihr zahlreiches Söldnerheer, ihre bewaffneten Bürger lernten in blutigen, für sie unglücklichen, Schlachten die Kampfweise der Gegner gründlich kennen, und in den letzten Jahren waren die Schüler endlich zu Meistern geworden und schlugen die Böhmen siegreich von Ort zu Ort zum Lande hinaus, Furcht und Schrecken jenseits der Grenze erweckend.

Als gegenseitige Ermattung endlich zum Frieden nöthigte, da unterwarfen sich zwar die Czechen wieder dem Scepter Sigismunds, aber sie hatten es doch durchgesetzt, daß sie ihre Religion frei ausüben konnten, und daß Böhmen ein Wahlkönigthum wurde. Der zwei Jahre später erfolgende Tod des Herrschers setzte sie bald in den Stand, ihr neues Recht auszuüben. Hier beginnt der große Abschnitt, die in nationaler Bedeutung so wichtige Periode in der Geschichte Breslaus, das nun in hoch bewundernswürdiger Weise seine eigenen Wege wandelt.

In wild erregter Sitzung wird zu Prag Prinz Kasimir von

Polen zum König ausgerufen, und an Breslau — als einen Bestandtheil des böhmischen Reiches — ergeht die Aufforderung, dem neuen Könige zu huldigen. Unter jubelnder Zustimmung des Volkes erklärt sich der Rath dazu nicht im stande, weil in der Person des Schwiegersohnes Sigismunds, Albrecht von Oesterreich, ein Erbherr vorhanden sei, und beruft diesen zur Huldigung nach Breslau.

Oesterreich aber ist weit, der Schutz von dort wird immer fraglich bleiben, und der mächtige Polenkönig, der ein oder wohl gar zwei Augen auf die stolze Stadt geworfen hat, sendet eine Gesandtschaft, welche auffordert, ihm zu huldigen. Was hätte jetzt wohl näher gelegen, als ein rasches Anklammern an die gebotene Hand, die — alles in allem genommen — dem Oesterreicher doch vorzuziehen war, aber die Väter der Stadt dachten daran auch nicht einen Augenblick und verschanzten sich wohlweislich hinter der Ausflucht, daß sie einen Erbherrn hätten und ohne dessen ausdrückliche Bewilligung einen solchen Schritt nicht zu unternehmen vermöchten. Nun zog der Gesandte andere Saiten auf und drohte der Stadt mit dem Zorne seines mächtigen Herrn, doch da kam er übel an. Würdig wies der Rath eine solche unziemliche Sprache ab, und das Volk, das von diesen Vorgängen hörte, nahm eine so drohende Haltung an, daß es den Stadtvätern Mühe kostete, die Gesandtschaft unbehelligt zum Thore hinauszubringen.

Die Ankunft Albrechts vereitelte die weiteren Anschläge der wüthenden Polen, leider aber war die Ruhe nicht von langer Dauer, weil der neue Herrscher schon nach zwei Jahren starb. Von neuem ergeht jetzt aus Prag die Aufforderung zur Anerkennung König Kasimirs, von neuem aber erklärt auch der Rath, sich darauf nicht einlassen zu können, weil ja die Gattin Albrechts und dessen nachgeborener Sohn Ladislaus noch als erbberechtigt anzusehen seien, und lange gehen die Unterhandlungen

hin und her, während Elisabeth für ihr kleines Söhnchen die Zügel der Herrschaft führt.

Unterdessen aber hatte Kasimir seinen Anhang in Böhmen gänzlich verloren und mußte das Land schleunigst räumen, das sich nun vollständig als Adelsrepublik nach polnischem Muster umformte und Ladislaw an seine Spitze stellte, während Georg Podiebrad, ein ungemein tüchtiger und staatsmännischer Czeche, als Regent die Leitung des Landes übernahm. Da war die Gelegenheit zur Einheit gegeben, aber das Mißtrauen gegen die Absichten der Böhmen schlief nicht ein, und vom rechtlichen Standpunkte gingen die Rathsherren auch nicht einen Schritt ab.

Ihre zu dem Wahllandtage (1441) in Prag erschienenen Abgesandten legten feierlich gegen eine Wahl Protest ein, denn es käme den böhmischen Ständen gar nicht zu, zu wählen, sondern sie hätten sich einfach dem Erbherrn Ladislaw zu unterwerfen. Wenn trotz dieser Erklärung die Wahl doch auf das zweijährige Kind fiel, so hatte angestammte Königstreue damit schwerlich etwas zu schaffen, wohl aber war der Vortheil des jahrelangen Regierens für dieses Kind, der Selbständigkeit — die doch nicht angefochten werden konnte — fast gleich, und außerdem mußte es ein Geringes sein, den Knaben so zu erziehen, wie es den Interessen der Volkshäupter angemessen erschien.

Breslau war nun also wieder mit der Krone Böhmen vereinigt und stand unter der Regentschaft Podiebrads, aber der nationale Gegensatz war damit nicht aus der Welt geschafft; mißtrauisch, immer zum Widerspruche bereit, verfolgte der Rath die Regierungshandlungen des Regenten, und eifersüchtig trat er jedem versuchten Uebergriffe entgegen. In Breslau gärte ein tiefer Haß gegen das Czechenthum, und war er vorläufig auch noch eingedämmt, so konnte er doch jederzeit, die Schranken durchbrechend, vernichtend hervordringen.

Im Jahre 1453 wurde der dreizehnjährige Ladislaw in

Prag zum König gekrönt, und die Breslauer erhielten die Aufforderung, eine Gesandtschaft zur Huldigung zu senden. Bis dahin aber war es üblich gewesen, daß jeder Herrscher zur Entgegennahme dieser Huldigung selbst nach Breslau kam, und der Rath der Stadt — aus dem Herkommen ein Recht machend — lehnte die Einladung ab und knüpfte seine Huldigung an die Bedingung der persönlichen Entgegennahme in Breslau. Die stolzen böhmischen Herren waren über solches Ansinnen nicht wenig ergrimmt, aber der Rath blieb fest und erreichte sein Ziel; der König kam, und mit ihm kam der verhaßte Podiebrad. Die Huldigung verlief ohne Zwischenfall. Der jugendliche König gefiel den Breslauern sehr wohl, und auch Podiebrad wußte durch weise Mäßigung das Mißtrauen zu bannen, aber büßen mußte die Stadt ihren Eigenwillen doch, denn man nahm ihr die bis jetzt stets von dem Rathspräses verwaltete Landeshauptmannschaft (Verwalter des Fürstenthums) und gab ihr auch einen böhmischen Bischof. Die Brüder Rosenberg, welche in diese Aemter gesetzt wurden, entstammten allerdings einer der ersten deutschen Adelsfamilien Böhmens, waren auch gut katholisch geblieben, hielten es aber in der Folge doch mit Podiebrad und haben der Stadt vielen Schaden gebracht.

Der Charakter des jungen Königs war — wohl zumeist infolge absichtlich verkehrter Erziehung — kein guter, er neigte zu verrätherischer Hinterlist, und wenn der Statthalter, der nach wie vor die Regierung leitete, diese schlechte Eigenschaft auch zunächst zu seinem und der Czechen Vortheil auszunutzen wußte, so schlug der Wind doch bald um, und der Herrscher begann, der nationalen Partei unbequem zu werden. Ehe es aber zu einem ernstlichen Bruche kam, starb, im Jahre 1457, der König nach einem Krankenlager von wenigen Stunden ganz unerwartet, nachdem er am Tage vorher noch eine Breslauer Gesandtschaft empfangen und mit derselben Verschiedenes verhandelt hatte.

Bestürzt eilte die Gesandtschaft nach Hause zurück, und gar bald verbreitete sich in Breslau das Gerücht, Girsik (so nannte man Podiebrad) habe den König ermordet. Neue Nahrung und für die haßerfüllten Breslauer eine gewisse Bestätigung erhielt dieses Gerücht, als von Prag die Kunde anlangte, daß die Böhmen nun alle Rücksicht beiseite geworfen und Georg Podiebrad zum Könige gewählt hätten.

Verwünschungen und Drohungen wurden laut, die Prediger schürten den Brand von der Kanzel herab, und die Aufregung des Volkes stieg so hoch, daß der Rath — auch wenn er es anders gewollt hätte — darauf Rücksicht nehmen und der Wahl seine Anerkennung verweigern mußte.

Jetzt erst, aber nun auch mit unentwegter Entschlossenheit, betritt die Stadt den Weg der Revolution. Sofort bemächtigte sich der Rath wieder der Landeshauptmannschaft, die ihm Ladislaw abgenommen hatte, und machte sich damit zum Herrn des Fürstenthumes und seiner Vertheidigungsmittel. In seltener Einmüthigkeit stehen Rath und Volk zusammen, und, gedrängt von der öffentlichen Meinung, geloben die Konsuln in feierlicher Sitzung der Bürgerschaft, Georg niemals als König anzuerkennen.

Die schlesischen Stände, die mittlerweile zum weitaus größten Theile auch böhmisch geworden waren, schlossen sich, von Breslau ermuthigt, dem Proteste desselben an; überall war die Stadtverwaltung thätig, um dem Könige Gegner und Feinde zu schaffen. Ihre erste Sorge war es gewesen, sich den Beistand des Papstes zu sichern, und hier hoffte sie bestimmt auf Erfolg, weil doch nicht anzunehmen war, daß dieser auf dem Throne Böhmens einen ketzerischen Hussiten dulden würde, der der katholischen Kirche im Lande den Garaus machen könnte. Um sicher zu gehen, wurde der Domherr Peter Wartenberg, mit reichlichen Goldgulden versehen, nach Rom geschickt, aber diesem Schachzuge war der Gegner zuvorgekommen.

Podiebrad vertrat ein sehr gemäßigtes Hussitenthum und und hatte dem Papste bei seiner Thronbesteigung das — allerdings etwas allgemein gehaltene — Versprechen gegeben, die Mißbräuche abzuschaffen, und, daran glaubend, erkannte der heilige Vater den König als den gläubigen Sohn der Kirche an und forderte in einem offenen Briefe die widerspenstigen Unterthanen zur Huldigung auf.

Befriedigt sendete der König den Brief nach Schlesien, in milder, durchaus angemessener Weise beruft er sich auf die Entscheidung des Oberhauptes der Christenheit, und der Brief versagt seine Wirkung durchaus nicht, denn die Stände beeilen sich, ihre Abordnungen nach Prag zur Huldigung zu senden. Nur Breslau beharrt entschieden bei seiner Weigerung und schickt eine neue Gesandtschaft nach Rom, die aber gleichfalls nichts auszurichten vermag. Der Papst bleibt der Freund des Königs, die Breslauer sind aber hartnäckig, unterhalten von nun nun ständig einen Diplomaten in Rom und wenden alles auf, um den Gegner zu stürzen.

Man muß es anerkennen, daß der König eine unbegreifliche Geduld in dieser Sache bewies, — er, der Mann der That, der sonst sehr rasch zuzugreifen pflegte, wendet alle Mittel der Diplomatie an, um den Starrsinn der Bürger zu brechen, aber je nachgiebiger er sich zeigte, je mehr schwoll ihnen der Kamm, je mehr loderte ihr Haß empor.

Im Jahre 1459 — es ging damals alles seinen langsamen, gemessenen Gang — belehnte der Kaiser Podiebrad mit dem Königreich Böhmen, schuf damit endlich ein unantastbares, gesetzliches Verhältniß und befahl, wie es nun seine Pflicht war, den Breslauern die sofortige Vornahme der Huldigung.

Damit goß er aber nur Oel ins Feuer, denn an ein Nachgeben war in Breslau nicht zu denken. Der Rath allerdings war zu Unterhandlungen bereit, oder suchte doch wenigstens

Zeit zu gewinnen, und da er in dieſem Falle die Verantwortung nicht allein tragen mochte, berief er eine Volksverſammlung auf das Rathhaus. In dieſer trug der Landeshauptmann Skal den Sachverhalt noch einmal vor, erwog das Für und Wider gründlichſt und ſchlug — unterſtützt von ſeinem Stellvertreter Reichard — vor, einen Waffenſtillſtand zu ſuchen, um wenigſtens die Sache zu verzögern.

Das wäre den beiden Herren aber um ein Haar ſchlecht bekommen, denn das Volk kannte weder vor Kaiſer noch vor König Furcht; wüthend ſchrie es Verrath, furchtbar tumultuariſche Scenen ſpielten ſich ab, und der Rath mußte ſich verpflichten, nie mehr von Nachgeben zu reden und es auf den Krieg ankommen zu laſſen. An dieſem 24. Auguſt und in den folgenden Tagen herrſchte vollſtändige Anarchie in Breslau, alle Arbeit ruhte, aber die Kretſchams waren dicht gefüllt, die Straßen boten ein bewegtes kriegeriſches Bild, aber trotzdem dem Rathe die Zügel vollſtändig entfallen waren, kamen doch nirgends Exzeſſe vor. Die beiden Rathsherren allerdings fühlten den Boden unter ihren Füßen nicht mehr ſicher, und mögen dazu auch wohl ihre Urſache gehabt haben, denn noch in derſelben Nacht entwichen ſie in aller Heimlichkeit durch ein Seitenpförtchen.

Das galt natürlich dem mißtrauiſchen Volke als ein ſicheres Eingeſtändniß ihres Verrathes, und eine neue Verſammlung verbannte ſie auf ewige Zeiten aus der Stadt. Aber auch dabei wahrte man eine erſtaunliche Ruhe, denn kein Sturm auf das Eigenthum der Geächteten erfolgte, man begnügte ſich vollſtändig damit, ſie unſchädlich gemacht zu haben.

Die Würfel waren nun gefallen, der blutige Ernſt ſollte an die Stelle der diplomatiſchen Ränke treten, und ſchon in den nächſten Tagen liefen zwei Kober mit 265 Fehdebriefen von böhmiſchen Herren und Städten ein, bis Michaeli aber zählte man deren über 1000.

Noch einmal versuchte jetzt der König, der sein Heer bei Münsterberg gesammelt hatte, den Weg der Güte. Eine neue Abgesandtschaft mahnte die Breslauer an ihre Pflicht und versprach, daß alles vergessen und vergeben sein sollte, wenn die Stadt sich unterwerfen wolle. Aber vergeblich waren alle Anerbietungen, und so rückten denn zwei große Heere ins Fürstenthum, näherten sich, ohne Widerstand zu finden, der Stadt und schlossen dieselbe ein.

Natürlich traf die Breslauer dieser Angriff nicht unvorbereitet, ihre Fähnlein waren seit lange gerüstet, die Bürgerschaft aber in Rotten getheilt und wohl geübt in der Führung der Waffen. Mauern und Gräben befanden sich in gutem Zustande, Geschütze waren in genügender Menge aufgefahren und alles zum Empfange der ungebetenen Gäste bereit.

Sonderlich ernsthaft scheint der Angriff gerade nicht gewesen zu sein, denn man liest nur von unbedeutenden Scharmützeln und erfährt, daß die Breslauer tagsüber ihre Thore geöffnet hielten, als ob sie im tiefsten Frieden lebten. Selbstverständlich aber war diese Sorglosigkeit mehr eine gemachte, denn die Thürmer hielten unausgesetzt Umschau und ließen die Bewegungen des Feindes nicht einen Augenblick außer acht. Da endlich, am 1. Oktober, zogen sich die Heermassen zusammen, in dichten Haufen wälzten sich die Böhmen der Stadt entgegen, die Entscheidung stand bevor.

In der Stadt läuteten die Sturmglocken, die Rotten der Bürgerschaft sammelten sich an den vier Ecken des Ringes, und lustig zog man auf seine Posten. Der Muth der Vertheidiger war aber zu groß, als daß er sich hätte hinter Mauern und Wällen aufhalten lassen, in wildem Ungestüm rannten sie, fast ohne alle Ordnung, dem Feinde entgegen. Dieser war unterdessen bis in die Nähe der vor den Thoren gelegenen Kirche zu den 11 000 Jungfern angelangt und befand sich in lebhaftem

Kampfe mit den hier aufgeſtellten Stadtſoldaten, welche den Oderübergang mit Glück vertheidigten. Als aber die Sturmglocken immer kräftiger erklangen, als das Getöſe der Waffen immer mehr zunahm und das Thor die Gewappneten in ſolcher Menge von ſich gab, da geſchah etwas Unerwartetes. Die tapfern Czechen, Ritter und Knechte, Herren und Krieger wandten ſich und gaben Ferſengeld, liefen — ohne den Gegner auch nur herankommen zu laſſen —, als ob ihnen der Böſe ſelbſt im Nacken ſäße, und liefen, bis weit und breit vor Breslau kein Feind mehr zu ſehen war, trotzdem die Verfolgung wegen der herrſchenden Unordnung ſehr mäßig betrieben wurde.

Aber nun zogen die Breslauer zum Angriff aus und warfen ſich mit aller Macht auf das bei Bohrau aufgeſtellte Obſervationscorps, ſtürmten das Schloß, welches der Stellung zum ſicheren Rückhalt diente, und ſchoſſen Alles nieder, was ſich nicht gutwillig gefangen gab.

Bei Strehlen ſtieß man auf eine zweite größere Heeresabtheilung, die aber den Angriff gar nicht erſt abwartete, ſondern ſich durch raſche Flucht vor der Vernichtung rettete. Der Boden Schleſiens war in kurzer Zeit vom Feinde gründlich geſäubert, und fliegende Corps, zum Theil aus freiwilligen Kompagnien von Handwerkern gebildet, beſorgten das Aufräumen der wenigen noch vom Feinde beſetzten feſten Plätze.

Unterdeſſen hatte der Papſt, dem viel an einer Einigung gelegen war, den Biſchof Lando von Kreta geſendet, um zwiſchen den Parteien zu vermitteln und einen billigen Frieden herzuſtellen. Derſelbe hatte den ſoeben aus unrühmlichem Feldzuge heimgekehrten König zu einem Vergleiche bereit gefunden und machte ſich nun nach Breslau auf, um auch hier die Kraft ſeiner Rede zu erproben.

Auf die Nachricht hin, daß der Legat von Schweidnitz aufgebrochen ſei, rüſtete man ſich in der Stadt zu ſeinem

Empfange und zog ihm eine Stunde Weges entgegen. Dieſer Willkomm war ganz dazu angethan, die Macht der Stadt zu zeigen. Voraus kam in langer Prozeſſion die Geiſtlichkeit mit allen ihren Würdenträgern, denen ſich — an 500 Pferde ſtark — die Vaſallen der Stadt mit den jungen Kaufmannsſöhnen in prunkender Rittertracht und mit 27 großen ſeidenen Fahnen anſchloſſen. In der Entfernung eines Armbruſtſchuſſes folgten die Rathsherren, Senatoren, Schöffen und Kaufherren, gleichfalls in prachtvollen Gewändern, aber ohne Harniſche, gegen 100 Pferde ſtark. Der dritte Haufen endlich, wieder in Waffen ſtarrend, war aus Zunftmeiſtern, Fleiſchern, Kretſchmern und ſolchen Handwerkern zuſammengeſetzt, die ſich zur Ausübung ihres Gewerbes der Pferde bedienten, und zählte auch gegen 600 Pferde.

Auf dem Nikolaianger aber — vor dem Thore der Stadt — ſtanden 500 Fußknechte und die Zünfte, Mann an Mann (man ſpricht von 4000) in blinkenden Harniſchen bis in die Stadt hinein, und drinnen wimmelten auch noch alle Gaſſen von Volk.

Der Zweck dieſes pomphaften Empfanges, dem Legaten zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, den König zu fürchten und ſich ihm zu ergeben, war jedenfalls erreicht, wenn der Geſandte auch zunächſt noch einmal die Einſchüchterung verſuchte.

Am 13. November hielt er vor Rath, Geiſtlichkeit und Gemeinde eine glänzende Rede, in welcher er die guten Eigenſchaften des Königs und ſeine Beziehungen zu den Fürſten pries, die allgemeine politiſche Lage und die dräuende Türkengefahr beleuchtete. Er appellirte an die Ergebenheit der Stadt gegen den Papſt, die es ihnen gebiete, die böſen Leidenſchaften zu unterdrücken und den großmüthig angebotenen Frieden entgegenzunehmen.

Aber er predigte tauben Ohren. Das Volk bezeichnete

ihn einfach als einen vom Könige bestochenen Verräther, und der Rath zögerte seine Antwort von Woche zu Woche hinaus. Als er sie aber endlich überreichte, da fiel sie so gänzlich ablehnend aus, wie zu erwarten gewesen war.

Da ergrimmte der geistliche Herr nicht wenig und drohte mit dem großen Banne des Papstes, wenn man nicht Podiebrad zum Herrn annehmen wolle, schlug aber damit dem Fasse den Boden vollends ein, denn das Volk rottete sich nun zusammen und wollte ihm ans Leben. Der Vermittelung der Rathsherren gelang es, das Aergste zu verhüten und den Bischof nun auf die Seite der Stadt zu ziehen. In einer zweiten Versammlung der Gemeinde zeigte er, daß die Unterwerfung früher oder später doch kommen müsse, rieth, sie aus Klugheit bald vorzunehmen, und erbot sich — durchblicken lassend, daß unterdessen ja vieles geschehen könne —, der Stadt einen dreijährigen Aufschub der Huldigung zu verschaffen.

Dem Rathe gelang es, die Bürgerschaft für diesen Vergleich zu gewinnen, und der König erklärte sich in der That — aus schuldiger Rücksicht gegen den Papst — nicht nur mit diesen Bedingungen einverstanden, sondern er legte sogar der Frist noch einen Monat zu. In Prag feierte man diese Uebereinkunft wie einen großen Sieg: Pauken und Glockengeläute erklangen, und von den Kanzeln wurde der Friede verkündet, während die Breslauer nur daran dachten, wie sie den Kopf wieder aus der Schlinge herausbrächten und ein Mittel fänden, auf gute Art ihres Wortes ledig zu werden.

Nun, das fand sich denn auch bald, wozu hätte sonst die Stadt ihre theure Gesandtschaft in Rom unterhalten. Diese wußte das Mißtrauen zu wecken und lebendig zu erhalten. Georg traf keinerlei Anstalten, sein betreffs der Abschaffung der Mißbräuche gegebenes Wort einzulösen, und wich, als er daran gemahnt wurde, immer wieder mit leeren Redensarten aus, die

auf die Zukunft vertröſteten. Er befand ſich hier in einer argen Klemme, denn unternahm er irgend etwas gegen die huſſitiſche Kirche, ſo verdarb er es natürlich mit den Czechen; that er aber nichts, dann machte er ſich ſeine katholiſchen Unterthanen und vor allen Dingen den Papſt zum Gegner, und dann wurde ſeine Stellung eine ſehr ſchwierige.

Hier ſetzte die Breslauer Diplomatie mit Erfolg ein, und bald hatte ſie erreicht, daß der Papſt mit ſeinen Forderungen heftiger wurde, und — da ſie ohne Erfolg blieben — dem jetzt in Breslau wohnenden Legaten die Vollmacht ertheilte, die Friſt der Breslauer nach Belieben zu verlängern.

Der Stadtſchreiber Eſchenloer entwickelt in dieſen Wirren eine außerordentliche diplomatiſche Geſchicklichkeit, in ſeiner Hand laufen alle Fäden zuſammen, er iſt die Seele des Widerſtandes und unterhält überall ſeine Agenten. Hatten die Breslauer ſich 1459 den Waffen des Königs gewachſen gezeigt, ſo ſchlagen ſie ihn jetzt nicht minder auf dem Felde der Unterhandlungen. Der Papſt gerieth vollſtändig in ihr Fahrwaſſer und äußert mehrfach, ſo gute Briefe, wie aus Breslau, habe er nie geleſen.

Natürlich ſpitzt ſich die Situation wieder ſehr kriegeriſch zu, denn dem Könige bleiben die Schliche ſeiner Unterthanen nicht verborgen, er führt allerlei militäriſche Manöver aus, und die Stadt — nicht mit Unrecht einen Ueberfall befürchtend — arbeitet emſig an der Verbeſſerung ihrer Befeſtigungen.

So iſt die dreijährige Friſt abgelaufen, der Zeitpunkt der Huldigung naht heran, als ein Schutzbrief die Stadt feierlich in den direkten Schutz und Schirm des Papſtes nimmt und die Huldigung mit ſtrengen Worten unterſagt.

Da war denn das Schlimmſte abgewendet, die Breslauer ſind wieder frei und haben über ihren Gegner, der den Höhepunkt ſeiner Machtſtellung erreicht hat und eine Wendung ſeines

Geſchickes erlebt, die ihn ſchnell abwärtsführen ſoll, einen unerhörten Triumph gefeiert.

An Stelle des Biſchofs Landa, der einen anderweitigen Auftrag erhält, erſcheint nach einiger Zeit Biſchof Rudolf von Rüdesheim als Vertreter des Papſtes und übernimmt in ſeinem Namen die Leitung der ſtädtiſchen Angelegenheiten. Dem Könige wird der Gehorſam wieder aufgeſagt, alle Beziehungen zu ihm abgebrochen und der Krieg vorbereitet.

Immer weiter läßt ſich der Papſt drängen. Man greift den nie ganz zum Schweigen gelangten Vorwurf der Ermordung Ladislaws wieder auf und weiß dem Papſte die Sache ſo glaublich darzuſtellen, daß dieſer den König in öffentlichem Konſiſtorium des Verbrechens anklagt und ihn binnen 180 Tagen vor ſeinen Stuhl zur Verantwortung ladet. Das Aufſehen, das dieſer Schritt hervorruft, iſt ein gewaltiges, um ſo mehr, als das gänzliche Schweigen des Königs als ein Schuldbekenntniß angeſehen wird.

Die Breslauer glauben nun, den Sieg in der Hand zu halten, da ſtirbt plötzlich — kaum vier Wochen nach jenem Konſiſtorium — der Papſt und mit ſeinem Ableben ſcheint der ganze Erfolg wieder in Frage geſtellt. Indeſſen iſt die Angſt umſonſt ausgeſtanden, der neue Pontifex, Paul II., verfolgt in dieſem Punkte genau die Politik ſeines Vorgängers, geht noch einen Schritt weiter und ſpricht alle Unterthanen König Georgs von ihrem Eide frei.

Das iſt das erwartete Signal, auf welches hin der katholiſche Adel Böhmens und Mährens die Fahne des Aufruhres erhebt und mit Breslau einen Bund zur Vertreibung des Königs ſchließt. Der Krieg beginnt, und mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe vertheidigt ſich der nun von allen Seiten durch ſeine eigenen Unterthanen angegriffene König. Ein böhmiſches Heer fällt in das Fürſtenthum ein, aber die Breslauer warten

diesmal den Angriff nicht hinter ihren Mauern ab, sie stehen schon gerüstet im Felde, verschanzen sich bei Namslau und halten allen Angriffen stand, bis ihre tapfere Gegenwehr und die ausbrechende Pest den Feind zum Abzuge zwingen.

Es ist ein seltsames Schauspiel, das dieser Kampf uns darbietet: der ohnmächtige deutsche Kaiser und seine Reichsstände sehen unthätig zu, wie eine einzige Stadt jahrelang ihrem Könige den Gehorsam verweigert, sehen zu, wie diese Stadt ihre Stütze beim Papste sucht, und lassen sich es ruhig gefallen, daß dieser sich in Sachen mischt, die ihn durchaus nichts angehen, sie geben zu, daß das bißchen Achtung, deren sie sich noch erfreuen, durch solches Beispiel geradezu mit Füßen getreten wird. Und statt nun, wo die Ueberhebung des Papstes den Gipfel ersteigt, ihr Veto einzulegen, verwenden sich auch Kaiser und Reichstag noch bittend beim Papste für Georg und geben damit die Berechtigung seines unerhörten Eingriffes in Reichsangelegenheiten ruhig zu.

Was half es bei solcher Schlafmützigkeit, daß zugleich mit ihnen auch die Könige von Frankreich und Polen und der Herzog von Burgund in Rom für den bedrängten König eintraten? Die Gewandtheit des Breslauer Gesandten Fabian Hanko und die schönen Goldgulden des Rathes trugen über sie alle den Sieg davon, und am 22. Dezember 1466 sprach der Papst, ohne Rücksicht auf die Rechte des Kaisers, die Absetzung König Georgs aus.

Unterdessen tobte der Krieg mit wechselndem Glücke in Schlesien, Böhmen und Mähren, immer mehr Gegner schafft Breslaus Einfluß dem Könige, aber heldenkühn führt er seine Vertheidigung. Die Breslauer nahmen Münsterberg und Frankenstein, die Hauptstützen der böhmischen Vertheidigung, im Sturme ein, wurden aber wenige Tage darauf von einem anrückenden Entsatzheere, nachdem die Schweidnitzer Hülfe sie im Stiche

gelaſſen hat, empfindlich aufs Haupt geſchlagen, ſo daß ſie ſich längere Zeit nicht im freien Felde blicken laſſen können.

Jahrelang ziehen ſich die Kämpfe hin, aber die Kräfte der Stadt beginnen jetzt merklich abzulaſſen. Die Bürger ſind zu längeren Feldzügen nicht zu brauchen, mit ihnen laſſen ſich nur kurze Vorſtöße unternehmen, dieſe aber können wohl Ehren, doch keinen dauernden Erfolg bringen, denn im Lager des Gegners ſpornt der religiöſe Fanatismus, wie zur Zeit des Huſſitenkrieges, zu immer neuen Anſtrengungen. Die Soldtruppen werden aber ſelbſt für eine ſo wohlhabende Stadt allmählich zu koſtſpielig, um ſo mehr, als die Verbündeten lau ſind und die Führung des Kampfes nach Möglichkeit den Breslauern überlaſſen. Der Stadtſäckel hat in den elf Jahren des Widerſtandes ſchwer daran gemußt; neue Steuern zu tragen, weigert ſich die Bevölkerung, die alten müſſen faſt mit Gewalt eingetrieben werden.

Kurz, die Sache droht nun, ernſtlich ſchief zu gehen, der Legat iſt in Verzweiflung, und ſeinen Unterhandlungen gelingt es, in dem kühnen, ſieggewohnten König Matthias Korvinus von Ungarn einen Verfechter der Exekution zu gewinnen, wie er ihn ſich beſſer nicht zu wünſchen vermochte. Auf dem Tage zu Olmütz kommen die Gegner Georgs zuſammen und wählen Matthias zum Könige von Mähren und Böhmen, und am 21. Mai 1469 zieht der neue König jubelnd, als Befreier begrüßt, in Breslau ein und nimmt die Huldigung der Stände entgegen.

Damit iſt die Rolle Breslaus in dieſem Kampfe ausgeſpielt; von der Führung tritt es natürlich vollſtändig zurück, die Fäden des Geſpinnſtes laufen nun in Ofen, Olmütz und Brünn, am Hoflager des Königs zuſammen, und Breslau iſt eben nur noch inſofern an dem Kampfe betheiligt, als es Soldaten und Geld zu demſelben ſtellen muß.

Auch dieſem großen Kriegshelden gelang es nicht, die Czechen völlig niederzuwerfen. Es gab eben jetzt zwei Könige von Böhmen

nebeneinander, und als im Jahre 1471 König Georg ſtarb, da wählten ſich die Czechen ſofort in dem fünfzehnjährigen Prinzen Wladislaw von Polen einen neuen Herrſcher und ſetzten — nun mit ſehr wirkſamer polniſcher Unterſtützung — den Kampf weiter fort.

Hatten die Breslauer aber mit ihrem Widerſtande gegen Georg Podiebrad ein Unrecht begangen, dann wurde ihnen nun gründlich heimgezahlt, und König Georg konnte mit der Rache, welche Matthias Korvinus an ſeinen Gegnern nahm, ſehr wohl zufrieden ſein. Dieſer Herrſcher ging zielbewußt darauf aus, die Selbſtändigkeit der Stadt zu vernichten, er kümmerte ſich um ihre Vorrechte und Privilegien nicht einen Deut, ſondern ſchaltete in ihr vollſtändig wie ein Eroberer.

Der von ihm eingeſetzte Landeshauptmann Georg von Stein kommandirte den Rath der Stadt, wie es ihm beliebte, er brandſchatzte das Vermögen der Bürgerſchaft, welche umſonſt Deputation auf Deputation an den König ſchickte und auf ihre Privilegien hinwies. Mathias nahm die Geſandtſchaften wohl zuvorkommend auf, verſprach auch hier und da Abhülfe, aber deſſenungeachtet blieb alles beim alten. Das Schlimmſte an der ganzen Sache aber war, daß ein Mitglied des Rathes Heinz Dompnig, einer der älteſten Rathsfamilien entſtammend, ſich zum Werkzeug dieſer Bedrückungen hergab. Er war es, der Georg von Stein die Rathſchläge angab, nach denen die Erpreſſungen und Vergewaltigungen vorgenommen wurden, er war es, der den König, deſſen volles Vertrauen er beſaß, auf dieſer Bahn der Politik unterſtützte, auf ihn ſammelte ſich aller Haß und Groll, den dieſe Jahre der Unterdrückung in Breslau hervorriefen.

Als dann endlich im Jahre 1490 König Matthias ſtarb, da athmeten die Bürger freudig auf und gingen ohne Verweilen an das Geſchäft der Rache. Georg von Stein hatte noch

rechtzeitig die Flucht ergriffen, Heinz Dompnig aber wurde ergriffen und nach kurzem Prozesse vor dem Rathhause hingerichtet. Und kaum hatte König Wladislaw von Böhmen, der ein sehr milder Herrscher war, die Nebenländer zur Anerkennung aufgefordert, da unterwarfen sich die Breslauer mit Freuden, huldigten und erhielten alle ihre Privilegien bestätigt.

Der scharf ausgeprägte czechische Zug war aus der Regierungsmaxime Böhmens wieder verschwunden, es lag also gar kein Grund zu neuer Auflehnung vor. Aber selbst wenn das nicht so gewesen wäre, hätte der schwer geprüften Stadt die Kraft zu neuem Kampfe gefehlt, sie war durch ihren selbstgewählten Herrn so schwer gestraft, daß sie froh war, endlich wieder eine ruhigere Zeit vor sich zu sehen. Was einst ein hoch zu rechnendes Verdienst gewesen war und Deutschland wahrscheinlich vor einem mächtig anwachsenden, seine Nationalität bedrohenden Czechenreiche bewahrte, das wäre jetzt, wo diese Gefahr als beseitigt gelten mußte, eine zwecklose Selbstopferung gewesen.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen raschen Blick auf die ganze Zeit von 1420—90, so finden wir eine Geschichte vor uns aufgerollt, die an dramatischer Kraft, an staunenswerther Entwickelung ihresgleichen sucht.

1418 hat eine blutige Empörung der Zünfte gegen das patrizische Stadtregiment die Gemeinde auf das äußerste erschüttert, aber im Sturme des Hussitenkrieges erstarkt das von Kaiser Sigismund darob arg gedemüthigte Gemeindewesen wieder zu einer selbstbewußten Stadtrepublik, die der äußersten Leistung fähig ist. Der Gegensatz zwischen dem czechischen Wahlkönigreich und dem urdeutschen, an der Erbfolge unbedingt festhaltenden Breslau, zwischen Hussitismus und Katholizismus gelangt zur vollen Ausprägung.

Der politische und religiöse Fanatismus prägt sich immer

deutlicher aus, und die wirkliche oder angebliche Ermordung Ladislaws bringt den unversöhnlichen Gegensatz zur vollsten Entwickelung.

Eine todesmuthige Bürgerschaft trotzt für sich allein dem auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Könige, fügt sich weder dem Gebote des Kaisers, noch des Papstes und läßt sich durch keine Drohung von seinem vorgezeichneten Pfade ablenken. Die Welt beobachtet voll gerechten Staunens den bald mit den Waffen des Krieges, bald mit denen der Diplomatie und des Geldes geführten ungleichen Kampf, in dem doch immer die kleine Stadt Sieger bleibt.

Endlich aber kommt der Niedergang, — eine verlorene Schlacht leitet ihn ein, treulose Bundesgenossen helfen ihn beschleunigen. Die Kraft des Widerstandes versagt, aber statt nun um Gnade zu flehen, wählt sich die Stadt einen anderen Herrscher, der sie wohl vor dem gefürchteten Feinde beschützt, sie aber auch jahrelang auf das empfindlichste demüthigt.

Der Tod dieses Herrschers erscheint dadurch als eine unendliche Wohlthat; der patrizische Verräther aber, der die Stadtfreiheit jenem freventlich ausgeliefert hat, besteigt zur Sühne das Schaffot.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Charlotte Böttcher's Kochbücher.

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Kraft und Stoff.

Mit vielen den Text erläuternden Illustrationen.

10. Auflage.

Lexikon-Format. Ueber 1000 Seiten.

Elegant gebunden
in Leinwand mit Farbenpressung Mk. 6.—.

Böttchers „Kraft und Stoff" enthält über 2700 zuverlässige Rezepte und ist als wirkliches „Universal-Kochbuch" überall beliebt. — Der Grund seiner großen Beliebtheit und enormen Verbreitung ist darin zu suchen, daß nach den Rezepten auch wirklich gekocht und zwar gut gekocht werden kann. Trotz der jetzt großen Konkurrenz in Kochbüchern greift die vorsichtige Hausfrau und die praktische Köchin doch immer wieder zu Böttchers „Kraft u. Stoff".

Der bürgerliche Mittagstisch.

Praktische Anleitung
zum Kochen, Braten und Einmachen für
Hausfrauen und Köchinnen.

3. Auflage.

Cartonnirt Mk. 2.50.

Breslau

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade
in Sondershauſen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

VIII. 175 a

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 214.

Das Wandern der Pflanzen.

Von

P. Spelter

in Solingen

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelisstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg** ist erschienen:

Julklapp.

Leeder und Läuschen. Von Carl Theodor Gaedertz.

2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Mk. 3.—, fein gebunden Mk. 4.—.

Die „Kieler Abend-Zeitung" rezensirt: Der Verfasser nennt sein Buch „Julklapp!" das ist „eine Mittwintergabe, so Jemand mit viellautem Schall in die Thüre wirft, zween Mal in jedwedem Jahre, am Tage der Geburt unseres Herrn, ingleichen um die Mitte des Augustmondes, am Feste der Himmelfahrt Mariä" — Der Tag der Geburt unseres Herrn, das liebe Weihnachtsfest steht nahe bevor; — möchten denn recht Viele die Gaedertzsche Festgabe in die Thür werfen!

Ein Glück ist es, wenn ein echter Dichter auftritt und durch seine Leistungen beweist, daß die Originale noch nicht ausgestorben sind. Gaedertz ist ein solcher. Er schlägt in den Liedern tiefe und oft ergreifende Töne in formvollendeter Weise an. In den Läuschen begegnen wir einem geschickten humoristischen Erzählungstalent. Das Buch verdient unsere aufrichtige Empfehlung. (Die Gegenwart.)

„In Gaedertz ist ein neuer plattdeutscher Liedermacher aufgetaucht, der die Berücksichtigung des Publikums vollauf verdient. Dieser Poet besitzt etwas ganz Eigenthümliches, er ist zart, innig, wehmüthig und dann drollig und schalkhaft, und handhabt seine Mundart mit einer Eleganz und aristokratischen Feinheit, die in Verwunderung setzt." (Ueber Land und Meer.)

Diese „Leeder und Läuschen", zweite Auflage, habe ich mit Vergnügen durchgekostet. Welches Wohlgefallen ich an der ersten Ausgabe bereits hatte, ist Ihnen bekannt. Ich kann heute nur die Versicherung geben, daß das Neue im „Julklapp"! bei mi nicht geringeren Beifall gefunden als das Alte. Es sind viele echte deutsche Naturlaute und Herzensklänge darin. Das Ganze ist eine Geburt aus durchaus plattdeutschem Geiste heraus. Datt hebben Se good makt!

(Dr. Ernst Ziel, der langjährige Redakteur der Gartenlaube.)

Dree spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Piening.

Mit veele schöne Biller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

Das Wandern der Pflanzen.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer am Realprogymnasium in Solingen.

Motto: Nicht an allen Orten
Sprossen alle Freuden,
Nicht an allen Orten.
Alle Blumen auf.
Glücklich, wenn Du immer
Pflückest jede Blume,
Pflücktest jede Blume,
Wie der Ort sie bot.
Rückert.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

VIII . 175 a

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Trotz der großen Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Pflanzenwelt lehrt uns doch die Pflanzengeographie (ſ. Griſebach, Vegetation der Erde in ihrer klimatiſchen Anordnung), daß die Erde nicht überall alle Pflanzen hervorgebracht hat, welche ſie an jedem einzelnen Orte zu erhalten fähig iſt; ſonſt müßten wir in entfernten, aber ähnlichen Klimaten ausgeſetzten Ländern oft dieſelben Arten wiederfinden, und es könnten keine Pflanzenwanderungen ſtattgefunden haben und noch ſtattfinden. Eine jede Pflanzenart beſitzt einen Heimathsort, ein Vegetationscentrum, auf der Erdoberfläche, von welchem aus ſie weiter verbreitet worden iſt; je weiter ſich dieſelbe von dieſem Punkte entfernt, um ſo vereinzelter werden die Individuen, endlich verſchwinden ſie, um anderen Arten Platz zu machen. Die Vegetationscentren der Pflanzen ſind nicht in beſtimmter Anordnung, ſondern ganz regellos auf der Erde vertheilt. Fragen wir aber: Wie ſind die Pflanzen an ihrem Heimathsorte entſtanden? ſo giebt es als Antwort zwei verſchiedene Hypotheſen, welche wir als die hiſtoriſche und die geologiſche bezeichnen können. Nach der hiſtoriſchen Hypotheſe verſteht man unter dem Vegetationscentrum das Schöpfungscentrum der Pflanze; dort ſind die Pflanzen ſchöpferiſch aus der Erde hervorgegangen, haben ſich unverändert verbreitet und ſind uns als vollkommen getrennte, weſentlich verſchiedene Formen bis heute erhalten. Die geologiſche Hypotheſe hingegen ſchließt ſich an die Darwinſche Theorie an

und ſieht die Vegetationscentren nicht als Schöpfungsgebiete, ſondern als Entwickelungs- und Erhaltungsgebiete der betreffenden Pflanze an. Die Pflanzen ſind alſo nach dieſer Annahme aus einer einzigen Stammform hervorgegangen; durch den Einfluß von Klima, Bodenbeſchaffenheit u. dergl. haben ſich aus der Stammform durch Anpaſſung an die gegebenen Lebensbedingungen erſt Varietäten, dann allmählich neue Arten, Gattungen, Familien und Typen entwickelt. Viele Anhänger dieſer geologiſchen Hypotheſe oder Entwickelungstheorie gehen jedoch nicht ſo weit, indem ſie zwar die Thatſache einer Variation innerhalb der Gattung nicht beſtreiten, es auch ferner für möglich halten, daß innerhalb desſelben Typus durch Einwirkung äußerer Verhältniſſe Veränderungen ſtattfinden; ſie leugnen aber die Entwickelung der Typen auseinander, da Beweiſe für eine ſolche Entwickelung fehlen und eine Ueberbrückung zwiſchen den einzelnen Typen noch nicht gelungen iſt. Ob es der Paläontologie, welche ſich mit den erhaltenen Reſten vorweltlicher Pflanzen beſchäftigt, jemals gelingen wird, dieſe Lücken auszufüllen, wer weiß es! So ſtehen ſich denn dieſe beiden Hypotheſen, die hiſtoriſche und die geologiſche, auch heute noch als Hypotheſen gegenüber, deren Richtigkeit oder Unhaltbarkeit ſich durch direkte Beobachtung niemals wird beweiſen laſſen.

Was nun die Verbreitung der Pflanzen von den Vegetationscentren aus betrifft, ſo ſucht die hiſtoriſche Hypotheſe dieſelbe aus den auch jetzt noch bei der Pflanzenwanderung wirkenden Naturkräften: Wind, Waſſer, Thiere u. ſ. w. zu erklären. Nach der geologiſchen Hypotheſe aber haben dieſe Kräfte allein nicht genügt, ſondern die Verbreitung der Pflanzen iſt durch die geologiſchen Veränderungen der Erdrinde mit bedingt worden. Solche Veränderungen ſind vor allem Hebungen und Senkungen des Bodens, wodurch theils Meeresboden zu trockenem Lande wurde, theils der Zuſammenhang des Feſtlandes durch Meeresüber-

ſchwemmungen Unterbrechungen erfuhr. So ſucht z. B. Prof. Engler in ſeinem Werke „Verſuch einer Entwickelungsgeſchichte der Pflanzenwelt“ nachzuweiſen, daß die Pflanzenwelt in der großartigſten Weiſe verändert worden iſt durch die Hebung der europäiſch-aſiatiſchen Hochgebirge von den Pyrenäen bis zum Himalaya und der Anden in Amerika. — Da die geologiſchen Aenderungen unſerer Erdrinde in der Jetztzeit nicht mehr ſo gewaltige ſind, daß dadurch bedeutende Verſchiebungen in der Pflanzenwelt entſtehen, ſo bleiben dieſelben im folgenden unberückſichtigt, und beſchränke ich mich auf die Darſtellung der Bedingungen und Mittel der Pflanzenwanderung.

Die Wanderung der Pflanzen wird bedingt durch die Beſchaffenheit des von den Pflanzen bewohnten Landes und durch die Natur der Pflanze ſelbſt. Zu der Beſchaffenheit des bewohnten Landes gehören vor allem die klimatiſchen Verhältniſſe und dann die Beſchaffenheit des Bodens, in welchem die Pflanzen ſtehen. Von welcher Wichtigkeit das Klima für die Pflanzenausbreitung iſt, ergiebt ſich ſchon daraus, daß die Anordnung der Pflanzen auf der Erde im großen und ganzen eine klimatiſche iſt, und daß die Faktoren des Klimas, nämlich Licht, Wärme und Feuchtigkeit, für das Leben der Pflanze von weſentlicher Bedeutung ſind. Der Einfluß des Bodens auf die Ausbreitung der Pflanzen liegt auch klar auf der Hand, da die Pflanzen ja ihre Nahrung aus dem Boden nehmen und ſie nur dort gedeihen können, wo ſich die nöthigen Nährſtoffe im Boden befinden.

Aber auch die Natur der Pflanze ſelbſt bedingt manchmal eine Wanderung derſelben. Die Pflanze bedarf Feuchtigkeit und Wärme, wenn auch in verſchiedenem Grade; auch iſt die Lebensfähigkeit derſelben an verſchiedenen Orten verſchieden. Soll eine Pflanze alſo nicht zu Grunde gehen oder gar ganz ausſterben, ſo muß ſie an ſolche Stellen wandern, wo ſie alles das findet,

was ihrer Natur nothwendig ist. Es giebt nun manche Pflanzen, die nur in ihrem Vegetationscentrum, in ihrer ursprünglichen Heimath, das zu finden scheinen, was sie bedürfen, die sich daher fast gar nicht ausbreiten. So entdeckte Tournefort, ein berühmter französischer Botaniker, im Jahre 1700 auf einem Felsen der kleinen Insel Amorgos im griechischen Archipel eine Lippenblume, Origanum, welche 80 Jahre später von dem englischen Naturforscher Sipthorpe auf derselben Insel und sogar an demselben Felsen wiedergefunden wurde und bis jetzt noch an keinem anderen Orte gesehen worden ist. Eine andere Pflanze, eine Kreuzblume, Iberis Boppardiensis, findet sich auf einem Bergabhange bei Boppard, wurde dort zuerst von Bach im Jahre 1835 entdeckt und seitdem alljährlich beobachtet. Obgleich in unmittelbarer Nähe ganz ähnliche Bergabhänge, aus derselben Felsart bestehend, sich vorfinden, die sogar dieselbe Lage zur Sonne haben, bleibt der Standort dieser Pflanze doch ein sehr beschränkter, und noch niemals ist auch nur ein einziges Exemplar an einem anderen Orte gefunden worden. Eine Ginsterart, Genista aetnensis, kommt nur am Aetna vor. Noch zahlreiche andere Pflanzen haben einen solch beschränken Standort; sie sind meist sehr empfindlicher Natur. — Andere Pflanzen hingegen haben einen großen Verbreitungsbezirk, einige sind sogar fast über die ganze Erde verbreitet. So findet sich z. B. das Gänseblümchen und die gewöhnliche Brunnenkresse in allen Welttheilen mit Ausnahme von Australien. Die bekannte Vogelmiere kommt in Europa auf Schutt, in Gärten und auf Feldern vor, ist aber auch in Asien, in Afrika, in Algier und am Kap der guten Hoffnung, in Nordamerika bis nach Kalifornien hin und auf Neuseeland verbreitet. Der schwarze Nachtschatten, die große und kleine Brennnessel, vor allem aber der große Wegerich sind stets treue Begleiter des Europäers gewesen und mit ihm über alle Erdtheile verbreitet. Nennen doch die Indianer des-

halb den großen Wegerich „Fußtritt des Weißen", als wollten sie damit andeuten, daß dort, wo der Weiße seinen Fuß hinsetze, sogleich diese Pflanze erscheine.

Die hauptsächlichsten Mittel der Pflanzenverbreitung sind: 1. besondere Vorrichtungen an den Pflanzen selbst, 2. Luft- und Wasserströmungen, 3. die Thiere und 4. der Mensch.

Als besondere Vorrichtungen der Pflanzen selbst zu ihrer Ausbreitung sind zunächst die kriechenden Wurzeln und Ausläufer zu erwähnen. Alle kennen wohl die Quecke, welche dem Landmanne so viele Sorgen und Arbeit macht. Diese sendet nach allen Richtungen lange Wurzeln aus, welche in gewissen Entfernungen neue Stengel treiben, aus deren Wurzeln wieder lange Ausläufer entstehen. Aehnlich verhalten sich viele andere Pflanzen, z. B. das Busch-Windröschen, die Maiblume, der Waldmeister, die Erdbeere u. a. Die Ausbreitung der Pflanzen ist dann entweder eine ringförmige, zeilen- oder truppförmige, oder eine büschel-, rasen- und polsterförmige. Zahlreiche Beispiele erwähnt Kerner von Marilaun in seinem Werke „Pflanzenleben", II. Bd., S. 717 ff. Die Ausbreitung der Erdbeere schildert Kerner, wie folgt: „Wenn im Laufe des Sommers ein Erdbeerstock drei Ausläufer aussendet, jeder Ausläufer an fünf Knoten anwurzelt und aus jedem Knoten eine Knospe, bezw. ein Ableger zur weiteren Entwickelung kommt, so erscheint der Mutterstock im nächsten Jahre von 15 Tochterstöcken umgeben. Dabei ist zu bemerken, daß die Länge der Glieder an jedem Ausläufer eine ungleiche ist. An einem im Waldesschatten über den Boden hingestreckten Ausläufer zeigte z. B. das erste Glied 37, das zweite 34, das dritte 31, das vierte 30, das fünfte und letzte 22 cm; es waren demnach die Ableger unter sich um so mehr genähert, je weiter weg vom Mutterstocke sie sich ausgebildet hatten. Von jedem dieser 15 Ableger entstanden im nächsten Sommer wieder, in ähnlicher

Weiſe gruppirt, 15 Ableger, und in der Waldlichtung, wo vor zwei Jahren ein einziger, den Raum von 50 qcm bedeckender Erdbeerſtock geſtanden hatte, waren jetzt 200 Stücke über den Raum von ungefähr 3600 qcm vertheilt."

Mittelſt Luftwurzeln finden viele tropiſche Gewächſe, namentlich Feigenbäume und Pandangs, Verbreitung; auf dem Boden angelangt, ſetzen ſich die Luftwurzeln feſt und treiben oftmals einen Stamm; bei dieſem wiederholt ſich derſelbe Vorgang, und ſo kann ein einziger Baum der Stammvater eines ganzen Waldes werden. Die Kletter- oder Rotangpalmen mit ihren ſchlanken, veräſtelten Stämmen klettern mit Hülfe der an den Blättern angebrachten widerhakigen Stacheln in den Kronen der Bäume empor, ziehen ſich von einem Baum zum anderen hin und erreichen oftmals eine Länge von 150—200 m. Wegen ihrer fabelhaften Vermehrung und Ausbreitung iſt in neueſter Zeit die unter dem Namen „Waſſerpeſt" bekannte Pflanze, Elodea canadensis, geradezu berüchtigt worden. Sie iſt ihrer Tracht nach eine moosartige Pflanze, welche auf unbekannte Weiſe von Nordamerika nach England verſchleppt worden iſt. Im Jahre 1836 wurde ſie zuerſt auf einem Teiche in Irland, dann 1841 in Schottland und 1847 auch im mittleren England beobachtet. Hier verbreitete ſie ſich durch ihre ungemein raſch und ausgiebig erfolgende Ablegerbildung ſo ſchnell, daß innerhalb einiger Monate ganze Kanäle und Flüſſe verſtopft waren, ſie auf dieſe Weiſe die Schiffahrt hemmte und alles, was ihr in den Weg kam, umklammerte. Von England aus kam ſie im Jahre 1854 nach Holland und Belgien, wurde aber ſchon im Jahre 1859 im Schloßgarten von Sansſouci beabachtet. 1864 trat ſie in der Elbe auf, und im Jahre 1880 war ſie ſchon in Mecklenburg verbreitet.

Um eine Ausbreitung der Pflanzen zu ermöglichen, ſind bei einigen die Samenbehälter derart eingerichtet, daß beim

Aufſpringen die Samen weit fortgeſchnellt werden, ſo z. B. bei den Wolfsmilchgewächſen, welche deshalb auch wohl Schneller genannt werden. Die Springgurke und das Springkraut verdanken dieſer Eigenſchaft ihren Namen. Bei der erſteren löſen ſich bei der geringſten Berührung die reifen Früchte vom Stiele ab und ſchleudern ihren ſaftigen Inhalt mit den Kernen meterweit fort; bei der letzteren rollen ſich die elaſtiſchen Klappen der reifen Schoten beim Aufſpringen auf. Bekannt iſt ferner das elaſtiſche Aufſpringen der Balſaminenkapſeln, ſowie der Früchte vieler Schmetterlingsblüthler, z. B. des Beſenginſters. Bei manchen Lebermooſen und den Schachtelhalmen ſpringen bei der Reife die Sporenbehälter auch derart auf, daß die Sporen weit fortgeſchleudert werden.

Die Wanderung der Pflanzen mit Hülfe der geſchilderten Eigenvorrichtungen erſtreckt ſich begreiflicherweiſe nur auf die nächſte Nachbarſchaft, ſelten weiter als einige Decimeter. Eine größere Verbreitung wird jedoch durch Luft- und Waſſerſtrömungen ermöglicht. Unzählbar ſind die Fälle, wo Früchte und Samen durch den Wind verbreitet werden. Zu dem Zwecke müſſen dieſelben ſo eingerichtet ſein, daß die Luft ihrem Falle einen großen Widerſtand entgegenſetzt und daß ſie ein im Verhältniß zum Umfange möglichſt geringes Gewicht beſitzen. Einige Samen, z. B. der Orchideen oder Knabenkräuter, ſind deshalb mehr oder weniger abgeplattet, und ihr Schwerpunkt iſt ſo gelagert, daß ſie ſich in der Luft mit der Breitſeite gegen die Falllinie einſtellen müſſen. Dabei beträgt das Gewicht eines einzelnen Samenkornes nach Kerner nur wenige Millionſtel eines Gramms. Andere Früchte und Samen haben die Geſtalt von Blättchen, Schuppen oder dünnen Scheiben; wieder andere beſitzen häutige Flügel, ſo die Nadelhölzer, Birken, Eſchen, Ulmen und Ahorne. Bei den Nadelhölzern ſind die Samen, bei den übrigen die Früchte geflügelt. An dieſen Flügeln

werden ſie vom Winde erfaßt und weithin fortgeführt, bis ſie bei nachlaſſendem Winde zu Boden fallen. Viele werden dabei zu Grunde gehen oder auf untauglichen Boden fallen; manche aber werden auch guten Boden finden und dort emporkeimen. Nach Hooker ſollen ſich am Meerbuſen von Guinea nicht weniger als 27 europäiſche Pflanzenarten vorfinden, die ihrer Organiſation nach nur durch den Wind dorthin gelangt ſein können. — Bei den Weiden und Weidenröschen ſind die Samen behaart, bei den meiſten Kompoſiten oder Körbchenblüthlern wächſt nach dem Verblühen der Kelch zu einer Haar- oder Federkrone aus. Ich erinnere nur an die ſog. Kettenblume oder Löwenzahn. Wer hätte ſich nicht ſchon in der Jugend damit ergötzt, die Samen dieſer Pflanze emporzublaſen, um vielleicht eine befriedigende Antwort auf eine Lieblingsfrage zu erhalten?! Wenn nun erſt ein ſtarker Wind oder ſogar ein Sturm an dieſen Blumen rüttelt, wie leicht werden dann große Mengen weithin fortgeführt werden können. Daher findet man denn auch, daß an umgerodeten Stellen, wo bisher faſt keine Pflanzen oder nur Bäume und Sträucher geſtanden haben, ſich meiſt zuerſt Pflanzen, zur Familie der Kompoſiten gehörig, einfinden. — Seltſame Einrichtungen zur Verbreitung nnd zum Feſthalten im Boden finden wir bei den Früchten der Federgräſer (Stipa) und Storchſchnabelgewächſe. Die Grannen der Federgräſer ſind lang, federförmig und dienen zunächſt als Flugapparat. Der untere Theil dieſer Grannen, welche die die Frucht umſchließenden Spelzen krönen, iſt knieförmig gebogen und wie ein Korkzieher ſchraubig zuſammengedreht. Dieſer gekniete und zugleich gedrehte Theil nimmt ſehr leicht die Feuchtigkeit der Luft an, ſtreckt ſich und dreht ſich auf; bei trockener Luft aber biegt er ſich und rollt ſich zuſammen. Die Bewegungen werden auf die im Boden haftenden Spelzen übertragen und bewirken ſo ein tieferes Eindringen derſelben in den

Boden. Aehnlich verhält es ſich bei den Storchſchnabelgewächſen, bei welchen der untere Theil des Schnabels ſchraubenförmig gewunden iſt. In der Luft erhält die Frucht infolgedeſſen eine kreiſende Bewegung, der Schwerpunkt kommt beim Niederfallen nach unten, und die Frucht bohrt ſich in den Boden ein.

Bei der Verbreitung der Pflanzen durch den Wind iſt es von Wichtigkeit, daß den Früchten und Samenkörnern ein geeigneter Boden dargeboten wird. Auch hierfür ſorgt die Natur in der beſten Weiſe. Mauern, Schieferdächer u. dergl. beginnen ſchon nach einigen Jahren durch den Einfluß von Regen, Sonnenſchein und Wind zu verwittern; es erſcheinen dann zuerſt niedrig organiſirte Pflanzen, Algen, Pilze, Flechten, deren Sporen wegen ihrer Menge und Leichtigkeit vom Winde weit fortgetragen werden; dieſe Pflanzen ſterben bald ab und bilden ſo eine dünne Bodenſchicht, auf welcher nunmehr zunächſt Mooſe, dann Grasarten und ſchließlich andere Kräuter, ja ſogar kleine Sträucher ſich anſiedeln können.

Ein nicht minder wichtiges Transportmittel vieler Pflanzen, als der Wind, ſind die Waſſerſtrömungen. Zahlreiche Pflanzen folgen in ihrer Ausbreitung den Ufern von Flüſſen und Bächen. Die Samen nnd Früchte fallen entweder direkt in die Fluthen oder werden durch Regen und Ueberſchwemmungen in dieſelben gebracht, fortgeführt und ſchließlich am Ufer abgeſetzt. Auf den Sandbänken der Gebirgsbäche, am Strande der Flüſſe finden ſich ſtets zahlreiche Früchte und Samen. Manche haben zwar ihre Keimfähigkeit verloren, viele aber keimen und gedeihen in vortrefflicher Weiſe. So finden ſich ſchon am Oberrhein bis nach Straßburg hin echte Alpenpflanzen; viele Gewächſe ſind nachweislich vom kaſtiliſchen Hochgebirge durch den Duero und Tajo nach Portugal verpflanzt worden. Im Jahre 1855 fand man an den Ufern der Ahr eine nordamerikaniſche Pflanze, Collomia grandiflora, welche ſich im Laufe

von sieben Jahren über 40 km weit an der Ahr und dem Rheine ausbreitete. — Viele Früchte und Samen sind leichter, als das Wasser, und werden daher schwimmend fortgeführt; schwerere Arten werden vom Wellenschlage erfaßt und an einen günstigen Ort gebracht. Damit die Samen im Wasser ihre Keimfähigkeit nicht verlieren, sind dieselben mit harten Schalen versehen. Manche Ströme begnügen sich nicht nur damit, einzelne Pflanzen zu verbreiten; — sie reißen mitunter ganze Stücke vom Ufer los mit Bäumen und Sträuchern. So geschah es am 8. April 1858, daß der Rio de la Plata auf einmal einer großen Wiesenfläche glich; eine ganze Flora schien ausgewandert zu sein, und anfangs wurden die Anwohner in großen Schrecken versetzt. — Die Inseln an der Mündung des Parana, der die La Plata-Staaten durchströmt, haben sich, wie Darwin berichtet, mit dichten Pfirsich- und Orangenwäldern bedeckt, welche aus Samen entsprangen, die der Fluß dahin geführt hatte. — Was die Verbreitung der Früchte und Samen in stehenden Gewässern anbelangt, so vermag dort nur der Wind als treibende Kraft die Früchte und Samen, welche zum Schwimmen eingerichtet sind, von einem Ufer zum anderen zu treiben. Hierher gehören die Früchte der Riedgräser, Wasserliesche und Schilfe und die Samen einiger Seerosen. Um die Leichtigkeit zu erhöhen, sind die ersteren mit einem aufgeblasenen Schlauche oder einem lufterfüllten Rindengewebe versehen; die Samen der Seerosen sind von einem Samenmantel umgeben, welcher der äußeren Samenhaut nur locker anliegt, so daß zwischen beiden eine Luftschicht eingeschaltet ist.

Aber nicht nur die Flüsse, sondern auch die Meeresströmungen tragen viel zur Verbreitung der Pflanzen bei. Die Früchte und Samen mancher Pflanzen gelangen durch die Flüsse in das Meer. Durch die Strömungen des Meeres werden sie fortgetragen, doch ist dabei zu beachten, daß nur dann ein

Erfolg zu erwarten iſt, wenn die von den Strömungen berührten Küſten gleiches Klima und entſprechenden Boden haben, wie die Länder, aus welchen die Samen und Früchte ſtammen. Deshalb ſind die großen Aequatorialſtrömungen des atlantiſchen und großen Oceans für die Pflanzenwanderung nicht geeignet; wohl aber iſt es im atlantiſchen Ocean der Golfſtrom, der außer Treibholz auch ſchwimmende Früchte aus Amerika nicht nur nach einzelnen Inſeln, ſondern ſogar bis an die Küſte von Europa gebracht hat. Wurde doch ſchon Columbus durch das Erſcheinen der Früchte unbekannter Pflanzen an der Weſtküſte Europas in dem Glauben beſtärkt, daß nach Weſten hin Länder liegen müßten. Am leichteſten wird eine Pflanzenwanderung auf dem Meere von Inſel zu Inſel ſtattfinden können, da allzu große Waſſerreiſen die Keimkraft des Samens leicht zerſtören; daher findet eine Wanderung der Pflanzen über weite Meeresſtrecken nicht ſo häufig ſtatt, wie man vielleicht erwarten könnte. In den bis jetzt bekannten Fällen einer ſolchen Wanderung hat die Unterſuchung gelehrt, daß dieſe wandernden Pflanzen zu Familien gehören, deren Samen leicht keimen und meiſt durch feſte Schalen der Einwirkung des Meereswaſſers längere Zeit hindurch widerſtehen. Ein intereſſantes Beiſpiel hierfür bieten die Galopagos-Inſeln, welche gegen 120 geographiſche Meilen von der Weſtküſte des tropiſchen Amerikas und gegen 600 geographiſche Meilen von den nächſten Inſeln der Südſee unter dem Aequator gelegen ſind. Der ſchon erwähnte Hooker fand unter 265 Pflanzenarten, welche auf vier Inſeln geſammelt waren, 144 Arten, die in dem Tieflande des weſtlichen und öſtlichen tropiſchen Amerikas, d. h. auf der Landenge von Panama und in Weſtindien, einheimiſch waren. Weder Paſſatwinde, noch Vögel oder Thiere konnten dieſe Pflanzen nach den Galapagos-Inſeln verbreitet haben. Der meiſt herrſchende Südoſtpaſſatwind hatte keine Gewächſe von dem benachbarten Peru gebracht, die nicht

auch schon an der Westküste von Panama wachsen. Auch die Vögel konnten nicht bei der Pflanzenverbreitung betheiligt gewesen sein, da kein körnerfressender Vogel dem Festlande von Amerika und den Galopagos-Inseln gemeinsam ist. Folglich konnten nur Meeresströmungen die Ursache der Einwanderung sein. Und in der That fand denn auch Hooker eine bis dahin unbekannte Lokalströmung, welche von der Panama-Bai nach der Nordostseite der genannten Inseln fließt und das Meerwasser um mehrere Grade wärmer macht, als es sonst an der dem Südstrome ausgesetzten Südküste zu sein pflegt. Die von Panama aus eingewanderten Pflanzen waren meist Hülsengewächse und Kartoffelpflanzen. — Der von dem Meerbusen von Mexiko ausgehende große Golfstrom hat die Samen einiger Pflanzen, z. B. von Mimosa pudica, bis an die nördlichen Küsten Schottlands, ja selbst bis an das Nordkap, die Küsten des Weißen Meeres und Islands, wo der Golfstrom bekanntlich auf seiner Rückkehr vorbeifließt, gebracht.

Im Anschluß an die durch Meeresströmungen bewirkte Verbreitung der Pflanzen sei noch eine andere Art der Pflanzenwanderung erwähnt, auf welche zuerst Dr. Müller von Halle aufmerksam gemacht hat. Es ist dies die Fortführung vieler Gewächse durch die sog. Wanderblöcke (erratischen Geschiebe), namentlich in der norddeutschen Tiefebene. Bekanntlich beherbergt diese große Niederung von den finnischen Küsten bis zur Normandie hin und weit nach Mitteldeutschland hinein bis in die Gegenden von Halle und Leipzig eine Menge von Granitgeschieben, welche ursprünglich Skandinavien angehören. Nach einer geologischen Hypothese sind dieselben auf Gletschereis gewandert, welches von den skandinavischen Gebirgen herabkam, sich auf das Meer legte, dort abschmolz, in vereinzelten Stücken auf der Wasseroberfläche fortschwamm, nach und nach zerschmolz und mit dieser Auflösung die aufgeladenen Steine in das Meer

fallen ließ. Hierdurch und durch das Absetzen von Schlamm, welchen die süßen Gewässer des bereits gebildeten Festlandes an ihrem Ausflusse in das Nordmeer fallen ließen, wurde die große Marschbildung dieser Ebene auf dem Meeressande vollendet. Daher ja auch die große Abwechselung von sandigen Heiden und Marschen in der norddeutschen Niederung. In dieser Niederung finden sich nun eine Menge von Pflanzen, namentlich Moose, welche den Ebenen, ja selbst Deutschland völlig fremd sind. So fand der Botaniker Roth in der Gegend von Bremen zwischen Hagen und Meyenburg im Anfange dieses Jahrhunderts das nach ihm benannte „Rothsche Mohrenmoos" auf Granitblöcken; auf den Torfmooren dieser großen Niederung wächst gleichzeitig das niedliche „flaschenfrüchtige Schirmmoos", auf den Blöcken der holsteinischen Küste die „küstenbewohnende Zwergmütze". Diese und noch einige andere Moose, zu denen sich noch viele Flechten gesellen, gehören den Ebenen nicht an und können nur eingewandert sein. Da sie aber meist noch heute mit den Blöcken im innigsten Zusammenhange stehen, so sind sie auch wohl mit diesen aus dem Norden zu uns gewandert.

Als drittes Mittel, das ursprüngliche Gebiet der Pflanzen zu erweitern, erwähnte ich die Thiere. Hierbei sind zwei verschiedene Wege zu beachten. Viele Früchte oder Samen werden ohne weiteres dadurch verschleppt, daß sie sich mit Haken, Borsten und Stacheln, oder mit ihrer klebrigen Oberfläche an Thieren, namentlich an Säugethieren, festsetzen, und daß sich die Thiere der ihnen unbequemen Anhängsel früher oder später wieder entledigen. Schon Linné hat eine solche Einrichtung bei 50 Pflanzenfamilien nachgewiesen; ich erinnere nur an die Früchte der Klette, der Mohrrübe, der blauen Kornblume und vieler Gräser. Zahlreiche Samen gelangen auf diese Art mit Schafwolle nach Europa; so fand man bei Montpellier nicht

weniger als 400 aus Auſtralien, Aegypten, Marokko, Italien, Spanien und anderen Ländern ſtammende Pflanzenarten. Es iſt ferner bekannt, wie die aus dem Kaplande ſtammende Kapwolle ſo ſehr durch die Früchte der Spitzklette (Xanthium spinosum), deren Hüllblätter in Hakenborſten umgewandelt ſind, verunreinigt iſt, daß dieſelben erſt durch Maſchinen entfernt werden müſſen. Wolle von der Nordſeite des Gariep zeigt eine noch ſchlimmere Verunreinigung durch eine kleine, mit Stacheln beſetzte Grasfrucht von etwa 4 mm Länge, welche durch keine Maſchine entfernt werden kann. Ungefähr der zehnte Theil der Phanerogamen oder Blüthenpflanzen beſitzt Früchte oder Samen, welche mittelſt derartiger krallenförmiger oder widerhakiger Fortſätze verbreitet werden könnten. Die meiſten werden an den Pelz oder das Gefieder der Thiere angeheftet, manche aber auch haben gerade, glatte Stacheln, welche ſich in die Füße der darauftretenden Thiere einbohren oder in der Haut der vorbeiſtreifenden Thiere ſtecken bleiben. So z. B. die Früchte von Tribulus orientalis, einer in der ungariſchen Tiefebene häufig vorkommenden Pflanze, welche wegen der erwähnten Eigenſchaft bei den dortigen Hirten berüchtigt und verhaßt iſt. Die Stacheln der Früchte ragen unter dem Flugſande oft nur mit den Spitzen hervor, bohren ſich in die Hufe und Sohlen der auftretenden Thiere ein, brechen leicht ab und erzeugen eiternde, ſehr ſchmerzhafte Wunden, durch welche die Thiere am Gehen gehindert werden.

Zahlreiche Samen, ſeltener ganze Früchte, werden auch in der Weiſe durch Thiere verbreitet, daß dieſe die Früchte verzehren und deren Samen als unverdaute Speiſereſte wieder von ſich geben. Man ſollte nun glauben, daß die Samen auf dieſem Wege ihre Keimfähigkeit einbüßen würden. Sorgfältige Verſuche haben jedoch gezeigt, daß dies meiſt nicht der Fall iſt, vielmehr bei manchen die Keimfähigkeit

erhöht wird. Säugethiere kommen dabei weniger in Betracht, da nach Kerner die von dieſen Thieren gutwillig als Nahrung angenommenen oder in ihre Nahrung eingeſchmuggelten Früchte und Samen entweder ſchon beim erſten Angriff oder beim Wiederkäuen zerſtört werden. Vögel hingegen, namentlich die Droſſeln und Sänger, tragen auf die angegebene Art thatſächlich zur Verbreitung von Pflanzen, beſonders von ſolchen mit fleiſchigen Früchten, bei. So verpflanzen die Miſteldroſſeln die Miſtel auf verſchiedene Gewächſe, die Krammetsvögel verbreiten den Wachholderſtrauch; auf Ceylon verbreiteten Elſtern den Zimmetbaum, weshalb dieſelben dort ausdrücklich gehegt und gepflegt wurden. Die in Nordamerika einheimiſche Kermesbeere, welche der Färbung des Weines wegen im Jahre 1770 in der Umgegend von Bordeaux zur Ausſaat eingeführt wurde, wurde durch Vögel ſo weit verſchleppt, daß ſie jetzt über ganz Südfrankreich bis in Thäler der Pyrenäen verbreitet iſt. Nach den Unterſuchungen des Italieners Sebaſtiani verdankt das Koloſſeum zu Rom dieſer Pflanzenwanderung eine Flora von 261 verſchiedenen Pflanzenarten. Merkwürdig iſt die Verbreitung des Kaffeebaumes auf Java und Manila durch eine Zibethkatze (Viverra musanga). Dieſelbe liebt vor allem die grünen Kaffeefrüchte, verzehrt das kirſchenähnliche Fleiſch derſelben und giebt die Bohnen unverdaut, aber doch noch keimfähig von ſich. Sollen wir den Berichten Junghuhns Glauben ſchenken, ſo iſt gerade dieſer Kaffee bei den Bewohnern Javas als der ſchmackhafteſte beliebt und wird deshalb ſorgfältig aus den Exkrementen jenes Thieres aufgeſucht. — Manche Thiere, wie Nußhäher, Eichelhäher, Eichhörnchen und Hamſter, legen ſich in Erdhöhlen und an anderen verſteckten Stellen Vorrathskammern an; oftmals wird das Verſteck vergeſſen, oder das Thier wird die Beute irgend eines Raubthieres, und die zurückgebliebenen Früchte und Samen beginnen zu keimen

an einem von dem beraubten Baume mehr oder weniger weit entfernten Orte. — Inwiefern die Wanderung der Samen durch den Darmkanal der Thiere die Keimfähigkeit erhöht, mögen folgende Beispiele zeigen. Die Weißdornsamen müssen, ehe sie keimen, ein ganzes Jahr in der Erde liegen; füttert man aber im Herbste Truthühner mit den Weißdornfrüchten und streut den Dünger aus, dann beginnen die in ihm enthaltenen Samen bereits im Frühjahre zu keimen. Dies Verfahren wird nach Lyell in einigen Theilen Englands von vielen Landwirthen angewandt, wenn sie Hecken aus Weißdorn anpflanzen wollen. Bekannt ist, daß die Muskatnüsse auf den Molukken nur dann keimen, wenn sie durch den Magen der Muskattaube gegangen sind, während dieselben aller künstlichen Kultur getrotzt haben sollen.

Unter den Insekten sind es vorzugsweise die Ameisen, welche zur Pflanzenwanderung beitragen. Lundström erzählt (und ich kann es durch eigene Beobachtung bestätigen), daß die ausgefallenen Samen des in Wäldern und Gebüschen häufig vorkommenden Wachtelweizens von den Ameisen in ihre Baue geschleppt werden. Kerner beobachtete, daß insbesondere die Rasenameise Samen mit glatter Schale, aber großer Samen- und Nabelschwiele, wie die des Schneeglöckchens, Schöllkrautes, der Haselwurz u. a., in ihre Erdlöcher verschleppt, dort die fleischige Schwiele aufzehrt, den übrigen noch keimfähigen Samen aber unberührt läßt. So ist es erklärlich, daß die von den Ameisen unter die Erde oder in die Mauerritzen geschleppten Samen im nächsten Jahre dort zum Keimen gelangen. Da manche Samen auf den von den Ameisen eingehaltenen Wegen liegen bleiben, so erklärt sich auch, daß die Straßen der Ameisen mit gewissen Gewächsen förmlich bepflanzt sind; so z. B. ist im Wiener botanischen Garten das Schöllkraut ein steter Begleiter der Ameisenstraßen.

Wie die lebhafte Farbe und der Duft der Blumen die Insekten anlockt, so begünstigt auch nach Darwins Untersuchungen dieselbe die Verbreitung von Samen und Früchten. Bevor letztere ihre Reife erlangt haben, sind sie meist, wie das Laub, grün gefärbt und duftlos; sobald aber die Früchte reif werden, erhalten sie eine rothe Farbe, z. B. Himbeere, Erdbeere, Vogelbeere, Kirschen u. s. w. Hat das Laub jedoch zur Zeit der Fruchtreife eine herbstlich rothe oder gelbe Farbe angenommen, so sind die Früchte blau oder schwarz gefärbt, z. B. wilder Wein, Traubenkirsche, Heidelbeere u. dergl. Weiße Früchte, wie die des weißbeerigen Hartriegels oder der Schneebeere, finden sich an denjenigen Pflanzen, welche das Laub zur Zeit der Fruchtreife schon abgeworfen hatten.

Viertens trägt der Mensch theils absichtlich, theils unabsichtlich zur Pflanzenwanderung bei. Schon in seiner Jugendzeit sorgt er unabsichtlich durch Verschlucken von Kirschenkernen für die Verbreitung des Kirschbaumes. Unabsichtlich ferner werden durch den menschlichen Verkehr eine Menge von Pflanzen verbreitet, indem sich die Früchte und Samen mancher Pflanzen an die Kleider des Menschen, an Waren, Schiffe und andere Transportmittel ansetzen und so verschleppt werden. Ich erwähnte schon den großen Wegerich, der dem Weißen auf Schritt und Tritt gefolgt ist. Unsere Vogelwicke findet man noch heute in Grönland an den Stellen, wo sich einst Norweger angesiedelt hatten. — Eine genaue Schilderung der unabsichtlichen Verbreitung der Pflanzen durch den Menschen dürfte unmöglich sein, zumal bei dem immer mehr steigenden Weltverkehr. Nur einige Beispiele mögen daher genügen. Seit der Entdeckung Amerikas sind in Europa etwa 60 amerikanische Pflanzenarten eingebürgert, während in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in derselben Zeit infolge der ungeheuren Auswanderungen von Europäern nicht weniger als 260 europäische

Pflanzenarten eingeführt worden ſind. In Viktoria ſollen ſchon mehr als 50 europäiſche Arten mit den Koloniſten eingewandert ſein. In Penſylvanien hatte ein Walliſſer, mit Namen Reanſteade, aus Anhänglichkeit an ſeine Heimath das gemeine Leinkraut oder Frauenflachs an ſeiner Wohnung angepflanzt. Von dort aus verbreitete ſich dasſelbe bald über die trockenen Wieſen und Weiden des Landes. „Weder Pferde noch Kühe", ſchreibt ein Reiſender, „wollen das ſchändliche Kraut freſſen. Wenn der Menſch noch lebt, der es uns zugeſchleppt hat, möge er ſeine Mühe bereuen." Aus Rache erhielt die Pflanze den Namen Reanſteadekraut. — Die in Südeuropa und Nordafrika einheimiſche, in Süddeutſchland auch ſchon vielfach kultivirte Artiſchocke iſt in Amerika jetzt ſchon verwildert, bedeckt mit ihren Stachelbüſchen Hunderte von Meilen in den Pampas von Südamerika und verdrängt dort immer mehr die urſprüngliche, üppige Vegetation. Ebendaſelbſt haben ſich bald nach der Entdeckung durch die Spanier die Diſteln angeſiedelt und eine ſolche Größe erlangt, daß ſie einen Reiter zu Pferde überragen ſollen. Dabei bedecken ſie große Strecken Landes und dienen wilden Thieren und räuberiſchen Banditen als Zufluchtsort. — Einige Pflanzen ſind den Völker- und Heereszügen gefolgt. So ſind manche Arten durch die im Jahre 375 ihren Anfang nehmende große Völkerwanderung aus dem Oriente zu uns gekommen. Eine bei Wien vorkommende Pflanze, Euclidium syriacum, ſoll durch die Türken bei der Belagerung Wiens dorthin verſchleppt worden ſein. Der gemeine Stechapfel wurde durch die Zigeuner, die ehemaligen Parias Indiens, in Europa verbreitet. Nach dem Bombardement von Kopenhagen durch die Engländer im Jahre 1807 trat das klebrige Kreuzkraut, ſonſt hier eine ſeltene Pflanze, in großer Menge auf den Trümmern auf. Die in Rußland häufige Pflanze Brunias orientalis wurde im Jahre 1814 nach den ruſſiſchen Heeres-

zügen bei Paris gefunden. Auch die neueſte Zeit liefert uns ein derartiges Beiſpiel. Im Sommer 1871 und in den folgenden Jahren wurden in Frankreich an verſchiedenen Orten Pflanzen gefunden, welche mit den Futtervorräthen aus Nordafrika eingeſchleppt worden waren.

Unermüdlich und unabſichtlich ſorgt der Landmann für die Verbreitung zahlreicher Pflanzen, die als Unkräuter zwiſchen den abſichtlich ausgeſäten Getreidearten und Futterkräutern erſcheinen. Der Samen dieſer Unkräuter iſt meiſt ſo klein, daß der Säemann denſelben überſieht, oder auch ſo zahlreich vorhanden, daß er unmöglich gänzlich entfernt werden kann. Gewiſſe Unkräuter ſind an beſtimmte Nutzpflanzen gebunden, ſind mit denſelben zu uns gekommen und verbleiben als treue Begleiter bei denſelben. Ich erinnere nur an die Kornblume, Kornrade und Klatſchroſe, welche mit dem Getreide aus Aſien nach Europa gelangt ſind; nicht zu vergeſſen die Wucherblume und der Heberich. Auf unſeren Flachsfeldern iſt der gezähnte Leindotter ſeit vielen Jahrhunderten ein ſteter Gefährte des Flachſes oder Leins. Ein höchſt unwillkommener Gaſt iſt die ſchmarotzende Flachsſeide, welche mit Samen des Luzerner Klees aus dem Weſten Südamerikas zuerſt nach Frankreich, dann nach Naſſau und Thüringen gekommen iſt.

Auch durch Verſenden von Waren finden Pflanzenwanderungen ſtatt. Ich erwähnte ſchon die mit Schafwolle eingeführte Spitzklette. Ein anderes Beiſpiel bietet uns das kanadiſche Berufkraut, Erigeron canadense, welches nach der Entdeckung Amerikas in einem ausgeſtopften Vogelbalg zunächſt nach Paris gekommen iſt. Von dort aus hat ſich dieſe Pflanze über ganz Europa, einen großen Theil Aſiens und Nordafrikas verbreitet und iſt jetzt eines der häufigſten Unkräuter. Begünſtigt wird dieſe Verbreitung durch die Menge der Samenkörner; in 2000 Blüthenköpfen befinden ſich etwa 120 000

Samen (alſo 55—60 Samen in einem Blumenkopfe). Von Aſien aus wird die Pflanze wohl ihren Weg über den großen Ozean in die urſprüngliche Heimath antreten. — In Dänemark werden ſechs der italieniſchen Flora angehörigen Pflanzen gefunden. Wie dieſelben dorthin gekommen, war lange räthſelhaft, bis ſich endlich zeigte, daß ihre Verbreitung von dem Orte ausgegangen war, wo die in den vierziger Jahren aus Italien angekommenen, in Heu verpackten Kunſtwerke Thorwaldſens ausgepackt worden waren. — Ueber eine eigenthümliche Art der Pflanzenverbreitung berichtet F. Ludwig in Greiz an die „Mittheilungen des Verbandes Voigtländiſcher Gebirgsvereine". Die aus dem öſtlichen Aſien und dem weſtlichen Nordamerika ſtammende ſtrahlloſe Kamille (Chrysanthemum suaveolens Asch.) wurde zuerſt im Jahre 1852 von M. Braun als Flüchtling aus dem Berliner botaniſchen Garten auf der ſtark betretenen Dorfſtraße bei Schöneberg gefunden. Der Eiſenbahn folgend verbreitete ſie ſich ſeit 1886 von dem Güterbahnhofe in Zwickau und Löbau aus und benutzt dabei das Zelttuch der Schaubuden, um von Schützenplatz zu Schützenplatz zu wandern. Seit 1887 tritt die Pflanze in großer Menge auf dem Schützenfelde in Greiz auf, von dort aus ſich weiter ausbreitend. Ludwig fand ſie auf den Schützenplätzen der Umgegend, ſo z. B. am Pohlitzer Schützenhauſe, ſonſt aber nirgends in der Umgebung von Pohlitz; ebenſo hat Hut ſie bei Frankfurt a. O. zuerſt am Schützenplatz gefunden.

Daß durch die Schiffahrt unabſichtlich manche Pflanzen in entferntere Länder gebracht werden, iſt bekannt und wird uns durch die Flora von Hafenſtäden, namentlich der Hafenorte von Frankreich und Spanien, bewieſen; ſie beherbergen eine Menge von Pflanzen, welche hier, von einem milden Klima begünſtigt, ſehr leicht ihr überſeeiſches heißes Vaterland mit einem ſüdeuropäiſchen vertauſchen.

Dies ſind einige Beiſpiele für die unabſichtliche Verbreitung der Pflanzen durch den menſchlichen Verkehr. Mit Abſicht ſorgt der Menſch für die Verbreitung derjenigen Pflanzen, welche für ihn von beſonderem Nutzen ſind, oder welche ihm als Zierpflanzen dienen. Dieſe abſichtliche Verbreitung und Pflege der Pflanzen bezeichnet man mit dem Worte Kultur, die Pflanzen ſelbſt mit dem Namen Kulturpflanzen. Die Kulturpflanzen müſſen ſich acclimatiſiren, d. h. in ſolchen Ländern einbürgern, welche nicht ihre urſprüngliche Heimath bilden. Dies können jedoch offenbar nur ſolche Pflanzen, die für das gegebene Klima paſſen, alſo aus gleichem oder wenigſtens ähnlichem Klima ſtammen. In dieſer Weiſe iſt es ſeit den älteſten Zeiten gelungen, viele Pflanzen bei uns einzubürgern, nehmen ja doch Kulturpflanzen den größten Theil unſerer Aecker und Gärten ein. Die urſprüngliche Vegetation iſt mehr oder weniger verdrängt oder verändert worden. — Daß manche Kulturpflanzen verwildern können, habe ich ſchon gelegentlich erwähnt. Ein eklatantes Beiſpiel hierfür liefert uns der Kalmus (Acorus calamus). Er iſt eine der erſten Pflanzen, welche aus dem Orient nach Europa gebracht worden ſind. Schon in der altindiſchen Medizin war er gebräuchlich, wurde auch ſpäter von den Griechen, Römern und Arabern benutzt. Im Jahre 1574 wurde der Kalmus zuerſt bei Wien kultivirt. Von hier aus verbreitete er ſich ſehr ſchnell über Deutſchland; im Jahre 1725 wurde er noch als ausländiſche Drogue behandelt und zum Theil aus Indien bezogen; heute iſt er jedoch in unſeren Sümpfen und Gräben faſt überall verwildert. — Das ſogenannte Cymbelkraut oder epheublättrige Leinkraut (Linaria cymbalaria), ein aus Italien wegen ſeiner hübſchen Blüthen und Blätter als Zierpflanze eingeführtes Rankengewächs, findet ſich jetzt im ganzen deutſchen Florengebiete an Felſen, alten Mauern und ſteinigen Felsufern

(in Solingen am „Altenbau") verwildert vor. — Doch kehren wir zu den Kulturpflanzen zurück. An vielen Orten, beſonders auf Kirchhöfen, findet man die in Südaſien einheimiſche Trauerweide (Salix babylonica). Der Sage nach ſtammen ſämtliche Trauerweiden Europas von dem Zweige eines Korbes her, welchen der engliſche Dichter Alexander Pope mit Feigen gefüllt als Geſchenk aus Smyrna erhielt. Ein Zweig des Korbes hatte noch eine grüne Knoſpe, der Dichter ſteckte denſelben in die Erde, es wuchs ein Baum empor, der ſich als weiblich erwies. Von dieſem Baume ſollen alle Trauerweiden Europas abſtammen. Da die Bäume nur weibliche Blüthen tragen, ſo erzeugen ſie niemals Samen, können daher auch nur durch Zweige mit Knoſpen auf vegetativem Wege verbreitet werden. — Die Mutterpflanze aller Apfelſinen Europas ſoll ſich noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts im Garten des Grafen St. Laurent bei Liſſabon befunden haben. Von den Griechen wurde ein an einem Arme des Kephiſſos ſtehender Feigenbaum als Stammvater aller Feigenbäume Griechenlands verehrt. — Die italieniſche oder Pyramidenpappel unſerer Chauſſeen und Anlagen, in Nordamerika, Italien oder dem Oriente einheimiſch, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von Heſekiel, dem Gründer des berühmten Wörlitzer Parkes bei Deſſau, in einem männlichen Exemplare in jenem Parke angepflanzt. Von demſelben ſtammen alle italieniſchen Pappeln Deutſchlands, weshalb dieſelben auch faſt ſämtlich dem männlichen Geſchlechte angehören; einige wenige weibliche Exemplare ſind bei Frankfurt a. O. und in Braunſchweig vorhanden. — Es würde zu weit führen, wollten wir Heimath und Wanderung aller unſerer Zier- und Nutzpflanzen hiſtoriſch nachzuweiſen verſuchen. Nur einige der wichtigſten möchte ich anführen, indem ich auf die Werke von Griſebach, Hehn, Hoffmann, Müller, Rattke und Thomé behufs näheren Studiums verweiſe. Aus

den Ländern des Mittelmeeres kamen Sommerlevkoje, Reseda, Oleander, Goldregen, Pfingstrose, Hyacinthen, Narzissen; aus dem Oriente Goldlack, Winterlevkoje, Tulpe, weiße Lilie und Kaiserkrone. Aus Innerasien (Persien und Medien) stammt die Gartenrose oder Centifolie, welche in mehr als 1500 Spielarten in unseren Gärten gezüchtet wird. Ueber Phrygien und Macedonien kam sie zu den Griechen und von hier aus nach Italien. Um das Jahr 1322 kamen die ersten Rosen von Italien nach England und später von dort nach Deutschland, in welchem Jahre ist unbekannt. Indien lieferte die bengalische Rose, die Mutter unserer Monatsrosen, und die Balsaminen. Die Hortensie kam im Jahre 1788 aus Japan und erhielt ihren Namen von dem französischen Reisenden Commerson zu Ehren des Astronomen Hortense Lepante. Aus Japan erhielten wir auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem Jesuitenpeter Cameli die Camelia. China spendete uns die Aster, welche zuerst im Jahre 1728 in den Pflanzengarten von Paris kam, und die chinesische Primel. (Die Aurikel stammt aus den Alpen.) In Südafrika haben viele beliebt gewordene Zierpflanzen ihre Heimath, so die Pelargonien, Amaryllen und Aloesarten. Nordamerika entstammen einige Spiräen, Azaleen, die Kornelkirschen; Mittel- und Südamerika gaben vorzüglich die Caktusgewächse und die Georgine. Letztere wurde im Jahre 1789 durch Vincente Cervantes, Prof. der Botanik in Mexiko, in den botanischen Garten in Madrid eingeführt und zu Ehren des schwedischen Botanikers Andreas Dahl von dem Abbé Cavanilles in Madrid Dahlia genannt; später, als Humboldt sie wiederum aus Mexiko nach Europa brachte, nannte sie Prof. Willdenow in Berlin zu Ehren des Naturforschers Georgi in Petersburg Georgine. Aus Südamerika stammen ferner die Sonnenblume, die Passionsblumen, Begonien, Agaven, die Akazie, die Weimuthskiefer, der abendländische

Lebensbaum. Peru und Chile ſandten Fuchſien, Heliotrope; das tropiſche Südamerika erfreute uns mit der herrlichen Victoria regia.

Was die Heimath und Wanderung der wichtigſten Nutzpflanzen, beſonders auch unſerer Getreidearten, betrifft, ſo ſei folgendes erwähnt.

Die Heimath des Roggens (Secale cereale) iſt nicht genau bekannt; wahrſcheinlich ſtammt derſelbe aus Südoſteuropa. Die Bewohner von Aegypten und Indien kannten den Roggen nicht; die Griechen erhielten ihn aus Thracien und Macedonien; die Römer bauten ihn als Gemüſefutter. In Deutſchland wird der Roggen erſt ſeit Beginn des Mittelalters angebaut.

Der Weizen (Triticum vulgare) ſoll jetzt noch wildwachſend an den Ufern des Euphrat gefunden werden; ſeine Heimath iſt wahrſcheinlich Mittelaſien. Seit den älteſten Zeiten wird er in Aſien, Aegypten und Südeuropa, ſeit vielen Jahrhunderten auch in Deutſchland, theils als Sommer-, theils als Winterfrucht, angebaut. In China war der Weizen ſchon dreitauſend Jahre v. Chr. als Kulturpflanze bekannt. Der griechiſche Philoſoph Theophraſt (372—287 v. Chr.) beſchreibt den mit langen Grannen verſehenen Sommerweizen, aus welchem ſich ſpäter der Winterweizen entwickelt haben ſoll. Der Weizen wird viel mehr angebaut, als der Roggen, namentlich im mittleren und ſüdlichen Europa. Das Hauptweizenland in Europa iſt bekanntlich Ungarn, doch werden alljährlich immer größere Mengen in Oſtindien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen und theilweiſe in Europa eingeführt.

Auch die Heimath des Hafers (Avena sativa) iſt unbekannt; vielleicht iſt ſie das Donaugebiet, trotzdem der Hafer zuerſt in Mittelaſien wild gefunden wurde. Den Aegyptern, Hebräern, Griechen und Römern war der Hafer nicht bekannt. In Deutſchland kultivirten ihn die alten Germanen ſchon vor zwei-

tausend Jahren, und von hier aus scheint er nach den gemäßigten und kalten Ländern aller Welttheile verbreitet worden zu sein; in Hochschottland und Norwegen wird der Hafer nicht nur als Pferdefutter, sondern auch als Brotfrucht angebaut und ein nahrhaftes Haferbrot aus demselben bereitet.

Mittelasien ist wahrscheinlich die Heimath der Gerste (Hordeum vulgare); wild findet sich dieselbe auf Sizilien und in der Tartarei. Die Gerste wird bekanntlich als Winter- und Sommergerste angebaut, und zwar die erstere mehr im Süden, die letztere nur im Norden. Der Anbau der Gerste ist sehr alt; die Aegypter und Hebräer bauten schon Gerste, und sie ist nach Plinius die älteste Getreideart der Griechen. Die Römer kannten die Gerste ebenfalls und fütterten ihre Pferde damit. Bei den Germanen wurde die Kultur der Gerste früh betrieben, und schon zu Tacitus' Zeiten bereiteten dieselben aus der Gerste ein geistiges Getränk (nicht Meth, denn dies ist ein weinartiges Getränk, welches aus Honig und Wasser durch Kochen und Gärung gewonnen und oft noch mit Wein oder Bier vermischt wurde).

Unsere Obstbäume stammen alle aus Asien: so Aprikose und Pfirsich, Pflaume, Kirsche und Apfelbaum. Die beiden ersten wurden im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft in Italien bekannt. Die älteren Griechen und Römer kannten beide noch nicht; als aber nach der Unterwerfung des Mithridates im Jahre 66 v. Chr. die römische Macht sich immer weiter bis nach Innerasien ausdehnte, wurden die reichen Schätze der Natur dieser Gegenden aufgeschlossen und theilweise nach Italien gebracht. Von Italien aus brachte man die Aprikosen und Pfirsiche nach Griechenland und auch nach Deutschland. — Der Pflaumenbaum ist im Oriente einheimisch. In Deutschland wird derselbe in verschiedenen Spielarten kultivirt, die meist zu verschiedenen Zeiten dorthin gekommen sind. So wurde z. B.

die Damascener Pflaume, nach der Stadt Damaskus in Syrien benannt, zur Zeit der Kreuzzüge in Deutschland eingeführt. Andere Spielarten gelangten von Syrien erst nach Italien und von dort nach Deutschland. Die Pflaume wird das erste Mal in Griechenland zu Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. genannt. In Italien scheint sie zur Zeit des Kaisers Augustus schon sehr verbreitet gewesen zu sein, denn Plinius (gest. 79 n. Chr.) kennt schon eine Menge von Varietäten. — Die Heimath der Kirsche ist Vorderasien. Sie wird bei uns in vielen Spielarten angebaut, kommt aber in Littauen, Polen und an anderen Orten verwildert vor. Der schon erwähnte Plinius berichtet, daß der römische Feldherr Lucullus nach der Besiegung des Mithridates und der Zerstörung der Stadt Kerasos im Jahre 74 v. Chr. einen Kirschbaum, mit reifen Früchten behangen, von dort mit nach Rom gebracht habe. Wahrscheinlich war es die Sauerkirsche, welche auf diese Weise nach Italien verpflanzt wurde. Von Italien verbreitete sich die Kirsche schnell über das übrige Europa. Etwa 120 Jahre später wuchs sie schon an den Ufern des Rheins, in Belgien und Britannien, dem heutigen England. — Die verschiedenen Apfelsorten, welche in unseren Gärten gezogen werden, sind Abarten des Holzapfels, dessen Vaterland Asien ist, der sich aber auch bei uns vereinzelt in Wäldern findet. Im alten Rom kannte man den Apfelbaum schon sehr früh, und es ist wahrscheinlich, daß er von dort nach Griechenland und den übrigen Ländern Europas gekommen ist. — Das Vaterland des Weinstockes ist Kleinasien. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere kommt der Weinstock noch heute in solcher Menge wild vor, daß die Trauben stellenweise gar nicht geerntet werden. Auch bei uns findet er sich, durch Vögel verschleppt, in einzelnen Wäldern verwildert, so z. B. im Rheinthale bei Speier und Straßburg und im Donauthale bei Wien. In Deutschland erreicht der Weinbau bei Grüneberg den

52. Grad nördlicher Breite, die nördlichſte Grenze auf der ganzen Erde. Im Mittelalter erſtreckte ſich der Weinbau in Deutſchland noch weiter nach Norden, ſogar bis Königsberg und Tilſit. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurden in den nördlichen Theilen Deutſchlands viele Weingärten und Weinberge, die durch den Krieg zerſtört waren, nicht wiederhergeſtellt. Von ſeinem Vaterlande aus, wo er ſich mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der höchſten Bäume windet, wurde der Weinſtock durch die Semiten weiter nach Weſten verbreitet. Die Semiten bauten ſchon vor Abraham den Wein. In Griechenland und Rom wurden häufig Feſte zu Ehren des Gottes des Weins, Dionyſos oder Bacchus, gefeiert. Die Griechen tranken anfangs den Wein (wie heute noch die Bewohner der ſüdlichen Gegenden) mit Waſſer vermiſcht; die Römer bewahrten ihn in Krügen auf, kühlten ihn in Gewölben und lagerten ihn in Weinniederlagen (apotheca) ab. Von Italien aus verbreitete ſich die Weinkultur nach Frankreich, Tirol und an den Rhein. Ums Jahr 280 n. Chr. ſoll der Kaiſer Probus die erſten Weinberge Deutſchlands an der Moſel und am Rheine haben anlegen laſſen. Die Apoſtel der Deutſchen halfen die Weinkultur verbreiten. Erſt im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Weinſtock durch Europäer nach Madeira, Teneriffa, dem Kap der guten Hoffnung und nach der Entdeckung Amerikas auch dorthin gebracht.

Unter den Hülſenfrüchten ſtammt die dicke Bohne, auch Sau- oder Buffbohne genannt, aus der Gegend des kaſpiſchen Meeres. Sie wurde ſchon im Alterthume kultivirt, und es iſt bekannt, daß Pythagoras (um 540—500 v. Chr.) ſeinen Schülern verbot, Bohnen zu eſſen und durch Bohnenfelder zu gehen. Nach Deutſchland iſt die dicke Bohne ſehr früh gekommen; wann — läßt ſich jedoch nicht genau feſtſtellen. — Die gemeine Vitsbohne, die bei uns in mehr als 70 Spielarten vielfach angebaut wird, hat ihre Heimath in Oſtindien. — Die Erbſe

ſtammt aus Mittelaſien. Sie war ſchon den alten Griechen bekannt und wurde von Griechenland nach Italien und von da nach Deutſchland gebracht. — Auch die Linſe ſtammt aus dem Orient. Die alten Aegypter und Hebräer kannten die Linſen; letztere brachten ſie den Griechen, welche ſie derart kultivirten, daß ſchon um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. das Linſeneſſen eine Sitte des niederen Volkes war. Bei den Römern war die Linſe auch ſchon früh bekannt und wurde häufig gebaut. Von Italien nahm ſie ihren Weg über die Alpen nach Deutſchland, wo ſie jetzt vielfach angebaut, aber auch an vielen Stellen verwildert angetroffen wird.

Von den Küchengewächſen ſtammt der Gemüſe-, Küchen- oder Gartenkohl von den Küſten des mittelländiſchen Meeres; er kommt jedoch auf der Inſel Helgoland verwildert vor. — Der gemeine Meerrettig (Mähr-rettich) iſt von den Küſten der nordiſchen Meere Europas zu uns gekommen. — Der Spinat ſoll von den Arabern zuerſt aus dem Orient nach Spanien und von dort über Frankreich nach Deutſchland gekommen ſein. Der Gartenſalat wird ſchon ſeit den älteſten Zeiten kultivirt; ſein Vaterland iſt unbekannt; vielleicht iſt er durch Kultur aus dem wilden Lattich hervorgegangen. Die Gurke ſtammt aus Oſtindien, ebenſo der Kürbis; die Melone hingegen kommt aus Perſien. Der Dragon oder Eſtragon hat, wie die Zwiebel, ſeine Heimath in Sibirien. Die Schalotte iſt durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden und ſoll von der Stadt Askalon, wo ſie früher gebaut wurde, ihren Namen haben. Sellerie und Peterſilie ſind auf den Hügeln Macedoniens und Theſſaliens, die Schwarzwurz (Scorzonéra) in Spanien einheimiſch.

Das wichtigſte Küchengewächs, die Kartoffel, auch knollentragender Nachtſchatten, Erdapfel genannt, ſtammt bekanntlich aus Amerika, und zwar aus dem Küſtengebiete Perus. Heute

noch wird dieſelbe in Chile und Peru wild wachſend gefunden; ſchon vor der Entdeckung Amerikas durch Chriſtoph Columbus wurde die Kartoffel daſelbſt kultivirt. Die Incas, die alten Beherrſcher von Peru, haben dieſe Kultur wahrſcheinlich weit verbreitet. Ob die Kartoffel zuerſt durch den Sklavenhändler Hawkins im Jahre 1565 nach Irland gebracht worden iſt, läßt ſich nicht ſicher nachweiſen, da die Angaben hierüber ſich auch auf die Bataten beziehen können, die in England ſchon lange vor Einführung der Kartoffel als Leckerbiſſen bekannt waren. Nicht minder zweifelhaft iſt die Angabe, daß der Admiral Franz Drake ſie im Jahre 1586 zuerſt einem Freunde nach England zur Ausſaat geſchickt habe, mit dem Bemerken, die Frucht dieſes Gewächſes ſei ſo vortrefflich und nahrhaft, daß er deſſen Anbau in Europa für nützlich halte. Dieſer Freund aber hielt die Samenbeeren für die vortreffliche Frucht und ließ dieſelben, in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet beſtreut, als Leckerbiſſen bei einer großen Mahlzeit auftragen. Das neue Gericht mundete jedoch nicht, und ließ der Herr deshalb die Kartoffelpflanzen ausreißen, weil ſie doch nicht gebraucht werden könnten. Aber ſiehe da, als er eines Morgens durch den Garten ging, ſah er in der Aſche eines Feuers, welches der Gärtner angemacht hatte, runde Knollen liegen. Er zertrat eine derſelben, und — ſie duftete gar lieblich; es war ja der Duft einer gebratenen Kartoffel. Auf Befragen, was für Knollen das ſeien, erwiderte der Gärtner, ſie ſeien unter der Wurzel des ausländiſchen Gewächſes geweſen, und jetzt merkte der Herr, was ſein Freund Drake mit der vortrefflichen und nahrhaften Frucht gemeint habe. — Sehr wahrſcheinlich ſind die Kartoffeln über Spanien in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts nach Italien und Burgund gekommen. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Trüffeln nannte man ſie in Italien Taratufoli, woraus der Name Kartoffeln entſtanden iſt. In Deutſchland fand die

erſte geſchichtlich beglaubigte Anpflanzung der Kartoffel bereits im Jahre 1587 innerhalb der Ringmauern Breslaus im Garten des Arztes Lorenz Scholtz ſtatt. Jedoch erſt im Jahre 1734 waren es ſächſiſche Hammerſchmiede, welche die Kartoffeln wieder nach Schleſien brachten und in größerem Maßſtabe anbauten, und zwar auf einer bei der Stadt Pleß gelegenen Eiſenhütte, wo ſich der Anbau ſelbſtändig zum Beſten der Berg- und Hüttenarbeiter weiter entwickelte. Im Jahre 1616 verſpeiſte man die Kartoffel an der königlichen Tafel zu Paris. Ueber die Verbreitung des Kartoffelbaues in Frankreich berichtet Klas folgendes: „Ludwig XVI., König von Frankreich, trug noch Kartoffelblüthen im Knopfloch, weil er den Anbau der Kartoffel eifrig betrieb, und ſeine Gemahlin zeigte auf Hofbällen einen Kartoffelblüthenſtrauß als unbezahlbaren Schmuck im Haar. Der allgemeinen Verbreitung der Kartoffel in Frankreich leiſtete erſt eine Hungersnoth Vorſchub. Die Akademie hatte infolge der letzteren einen hohen Preis auf die Erfindung eines Erſatzmittels für den Roggen geſetzt. Ein Apotheker, mit Namen Parmentier, ſchlug die Kartoffel vor und erhielt darum von der Regierung 50 Morgen Acker, um einen Verſuch mit ihrem Anbau zu machen. Der Erfolg war günſtig und erregte am Hofe große Freude; König Ludwig drückte den Apotheker ans Herz und rief ihm zu: „Sie haben das Brot der Armen erfunden.“ Die Bauern wollten aber trotzdem keine Kartoffeln verſuchen. Da erſann Parmentier eine Liſt: er ließ öffentlich bekannt machen, ſeine Früchte ſeien nun reif, und da ſie ſo koſtbar ſeien, ſo habe er ſich einen Schutzbrief erwirkt, damit Jeder doppelt beſtraft werde, der ihm eine Kartoffel ſtehlen würde. Die Liſt half; die Bauern ſtahlen Kartoffeln, bauten ſie an, aßen davon und ſtahlen wieder, um wiederum zu eſſen und anzubauen.“ In Berlin wurden die Kartoffeln ſchon vor dem Jahre 1650 gezogen; zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts

war der Anbau in Deutſchland noch ein ſehr beſchränkter. Erſt durch den dreißigjährigen Krieg wurde die Kartoffel allgemeiner verbreitet. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts kommt ſie ſchon in Sachſen, Weſtfalen und Braunſchweig vor. Durch eingewanderte Pfälzer verbreitete ſich die Kartoffel zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Preußen. Hier war beſonders Friedrich der Große bemüht, den Anbau der Kartoffel zu fördern. Ueber die Einführung der Kartoffelkultur in Preußen giebt uns der bekannte Kolberger Bürger Joachim Nettelbeck folgende Schilderung: „Ich mochte wohl ein Bürſchchen von fünf oder ſechs Jahren ſein und noch in meinen erſten Höschen ſtecken, als es hier bei uns im Lande weit umher eine ſo ſchrecklich knappe Zeit gab, daß viele Menſchen vor Hunger ſtarben. Im nächſten Jahre, 1745, erhielt Kolberg aus des großen Friedrichs vorſorgender Güte ein Geſchenk, das damals hierzulande völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln langte auf dem Markte an, und durch Trommelſchlag in der Stadt und in den Vorſtädten erging die Bekanntmachung, daß alle Gartenbeſitzer ſich zu einer beſtimmten Zeit vor dem Rathhaus einzufinden hätten, indem des Königs Majeſtät ihnen eine beſondere Wohlthat zugedacht. Man ermißt leicht, wie Alle in eine ſtürmiſche Bewegung geriethen, und das um ſo mehr, je weniger man wußte, was dies Geſchenk zu bedeuten habe. Die Herren vom Rath zeigten der verſammelten Menge die neue Frucht, die hier noch niemals ein menſchliches Auge erblickt hatte. Daneben wurde eine umſtändliche Anweiſung verleſen, wie ſie gepflanzt und bewirthſchaftet, desgleichen wie ſie gekocht und zubereitet werden müßte. Beſſer freilich wäre es geweſen, wenn man eine ſolche Anweiſung gleich geſchrieben oder gedruckt mit vertheilt hätte; denn es achteten im Getümmel die Wenigſten auf die Verleſung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgeprieſenen Kartoffeln verwundert in die Hände, berochen

und ſchmeckten ſie und leckten daran. Kopfſchüttelnd bot ein Nachbar ſie dem anderen; man brach ſie voneinander und warf ſie den Hunden vor, die daran herumſchnoberten, ſie aber verſchmähten. Die Dinger — hieß es — riechen nicht und ſchmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen ſie freſſen. Was wäre uns damit geholfen? Am allermeiſten verbreitet war der Glaube, daß ſie zu Bäumen heranwüchſen, von denen man zu ſeiner Zeit ähnliche Früchte herabſchüttele. Inzwiſchen ward des Königs Befehl vollzogen und ſeine Segensgabe unter die anweſenden Garteneigenthümer nach Verhältniß ihrer Beſitzungen ausgetheilt, jedoch ſo, daß auch die geringeren nicht unter einigen Metzen ausgingen. Kaum irgend Jemand hatte die ertheilte Anweiſung zu ihrem Anbau recht begriffen; wer ſie alſo nicht gerade in getäuſchter Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Anpflanzung ſo verkehrt als möglich zu Werke. Einige ſteckten ſie hie und da einzeln in die Erde, ohne ſich weiter darum zu bekümmern; Andere *glaubten*, das Ding noch klüger anzugreifen, wenn ſie die Knollen auf einen Haufen ſchütteten und mit etwas Erde bedeckten. Da wuchſen ſie nun in einen dichten Filz ineinander. Das Jahr nachher erneuerte der König ſeine wohlthätige Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man dabei höheren Orts zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeſchickt wurde, der, ein geborener Schwabe und des Kartoffelbaues kundig, den Leuten bei der Anpflanzung behülflich war und die weitere Pflege übernahm." — Trotz der geſchilderten Gewaltmaßregen kam es in Preußen doch noch zu keinem Anbau im großen, obgleich der ſiebenjährige Krieg und die Hungersnoth im Jahre 1770, wo alle anderen Früchte mißriethen, den Nutzen der Kartoffel deutlich zeigten. In Böhmen allein fielen 180000 Menſchen der Hungersnoth zum Opfer, nnd etwa 20000 drangen in Schleſien ein,

weil dort Kartoffeln zu finden waren. Anfangs hieß es allenthalben:

„Kartoffeln, nein, die mag ich nicht;
Sie ſind ein neu gemacht Gericht.
Ich laß es gern beim Alten!“

Ums Jahr 1760 war die Kartoffel in den meiſten deutſchen Ländern eingeführt; aber erſt gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts entwickelte ſich der Anbau der Kartoffeln im Großen und wirkte nicht nur umgeſtaltend auf die ganze Landwirthſchaft, ſondern auch auf die Ernährungsweiſe des deutſchen Volkes ein!

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Zoologie und Botanik.

(55 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Aufl. (87/88) ..... M. 1.60
Bolau, Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. (N. F. 30) ..... „ 1.—
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ..... „ —.75
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ..... „ —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) ..... „ —.75
Cohn, Ferd., Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. (165) ..... „ —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ..... „ —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ..... „ —.60
Franceschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. (N. F. 157) „ —.80
Fritsch, Die elektrischen Fische im Dienste der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ..... „ 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. (453) „ —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ..... „ —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) ..... „ 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2 Abz. (78) ..... „ 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten (110) ..... „ 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschn. (247) „ 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ..... „ —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ..... „ —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschn. (223/224) „ 1.60
Kraepelin, Die Brutpflege der Thiere. (N. F. 140) ..... „ —.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschn. (197) .. „ —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) „ 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) ..... „ 1.20
Meyer, Die Ortsbewegung der Thiere. (N. F. 95) ..... „ 1.—
v. Meyer, Die thierische Eigenwärme und ihre Erhaltung. (N. F. 133) „ —.60
Möbius, Das Thierleben am Boden d. deutschen Ost- u. Nordsee. (122) „ —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung der organischen Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwins vermehrte Aufl. (13—13c) ..... „ 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) „ 1.—
— Ueber Muscheln- Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) .. „ 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ..... „ 1.—
Neumann, Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt. (N. F. 169) „ —.60
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ..... „ —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden. (398) „ —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11) ..... „ —.60
— Das Skelett der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ..... „ 1.—
Rees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) „ 1.—
Schumann, Die Ameisenpflanzen. Mit einer Tafel. (N. F. 83) .. „ 1.—
Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) „ —.60
Simroth, Bedeutung der Weichthiere. (N. F. 94) ..... „ —.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Das Wandern der Pflanzen.

Von

F. Spelter
in Solingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

VIII. 1/

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 215.

Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst,
ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck

in Arnstadt

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Cornelinsstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Über den Einfluß des Waldes auf das Klima.

Von Oberförster **E. A. Ney.**
Preis M. 1.—.

Über Waldschutz und Schutzwald.

Von Prof. Dr. **Heß.**
Preis M. 1.—.

Betrachtungen über die Grundlagen zu behaglicher Einrichtung.

Von Prof. **K. Henrici.**
Preis M. —.80.

Moderne Stadterweiterungen.

Von Prof. **A. Baumeister.**
Preis M. —.80.

Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen.

Von Dr. **H. Potonié.**
Preis M. —.60.

Die Liebe der Blumen.

Von Dr. **A. Nagel.**
Preis M. 1.—.

Goethes Erscheinen in Weimar.

Von Dr. **M. Remy.**
Preis M. —.60.

Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst,

ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck
zu Arnstadt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Geſchichte der bildenden Gartenkunſt von ihrem Urſprunge bis dahin zu verfolgen, wo ſie lichtvoll aus der Dämmerung mythenreicher Vergangenheit hervortritt, iſt kaum möglich. Das, was uns leiten könnte, die älteſten Denkmäler derſelben, die Markſteine fortſchreitender Entwickelung, ſind verſchwunden, und trotz der Spuren, die ſie hinterlaſſen, vermögen wir nicht mehr ein volles Verſtändniß für die Größe der Schöpfungen zu gewinnen, von denen ſie herrühren. Wie unſere Vorſtellungen von dem Reichthum der altägyptiſchen Gärten und der Formenſchöne ihrer Anlagen einen Widerſpruch dadurch erfahren, daß die in Stein gehauenen Werke dieſes Volkes, welche ſo viel von religiöſen Ceremonien, Kriegen und Bauten erzählen, die Exiſtenz einer wirklichen Gartenkunſt faſt gar nicht berühren, ſo mögen auch zum Theil die Bilder trügen, welche uns im Geiſt das originellſte Werk des Alterthums, die hängenden Gärten von Babylon, in ihrer überſinnlichen Pracht und Größe zeigen. — Was hiſtoriſch beglaubigt iſt, kann uns keinen vollen Blick auf die Zuſtände des Gartenbaues in früheſter Zeit gewähren, daß dieſe aber in den meiſten Fällen, namentlich auch bei den ſonſt auf hoher Kunſtſtufe ſtehenden Griechen, nicht ſo waren, wie wir uns dieſelben vorſtellen, iſt gewiß. Erſt während und nach der alexandriniſchen Zeit, als ein Niedergang der architektoniſchen und plaſtiſchen Künſte bei den Griechen eintrat, entwickelte ſich die Gartenkunſt auch bei ihnen und erſt von da an, wo ſie in Berührung mit den Römern

kamen, dürfen wir ſagen, daß feſter hiſtoriſcher Boden unter unſeren Füßen iſt.

Lichtvoller werden die Bilder, welche Männer, wie Plinius der Jüngere, Cicero und Seneca, entwerfen, klar tritt uns bei der Beſchreibung des Erſteren, die er von ſeinen Landſitzen Tuscum und Laurentinum giebt, der Charakter der römiſchen Villa — die kunſtvollſte Verſchmelzung von Bauwerken mit dem Garten — entgegen, deutlich hören wir aber auch aus den Klagen der Letzteren heraus, daß ſich bei den Römern ein übermäßiger Luxus raſch verbreitete. Die Mahnworte eines Cicero, wie er ſie z. B. in ſeinem Buche De legibus unter anderen an Lucullus richtet, indem er ihn wegen der Ueppigkeit ſeiner Villa tadelt und ihm vorhält, daß durch ſolche Beiſpiele der Hang zur Verſchwendung verbreitet und epidemiſch werde, halfen wenig, der ungeheure Reichthum, welcher aus den Provinzen in Rom zuſammenfloß und äußerlich zum Ausdruck kommen wollte, zeigte ſich eben auch in den Werken der Bau- und Gartenkunſt. Tusculum wurde des kaiſerlichen Roms Villenſtadt, ein großer Theil der noch jetzt Campagna genannten Fläche, durch welche die Via Appia als Hauptverkehrsſtraße führte, bedeckte ſich mit herrlichen Landhäuſern, und aus den Villengruppen von Präneſte und des Golfes von Bajä ragte blendend ſchön das Sansſouci des Alterthums, die beinahe 10 Miglien umfaſſende Villa des Kaiſers Hadrian, „Tiburtina", hervor.

Die römiſchen Gärten, in ihrer Anlage und Ausſtattung, mit ihren Waldpartien, Grotten, Waſſerkünſten, aber auch ihrer barocken Zuthat der Baumkünſtelei, wurden eine Grundlage für alle ſpäteren, regelmäßig angelegten Gärten. Ob wir einen ſolchen, mag er der Renaiſſancezeit angehören, den franzöſiſchen oder italieniſchen Stil zeigen, betreten, überall treffen wir auf Züge, die den römiſchen Gartenanlagen eigen ſind und

überall drängt ſich uns die Ueberzeugung auf, daß weder der Bruch mit der römiſchen Vergangenheit ein ſo vollkommener geweſen iſt, wie man gewöhnlich annimmt, noch, daß das Mittelalter, welches uns mit derſelben verbindet, für eine der Gartenkunſt verloren gegangene Zeit anzuſehen iſt. Die Völker des Orients, darunter die Sarazenen, übernahmen jedenfalls von den Römern die bildende Gartenkunſt als Vermächtniß, und daß dann dieſelbe bei der Berührung des Morgenlandes mit dem Abendlande wieder auf letzteres vererbt wurde, wer möchte daran zweifeln? Gleichwie die Grabſtätte der antiken Kunſt, das ſchöne Italien, die Stätte ihrer Wiedergeburt wurde, ſo ſtiegen aus den Reſten der römiſchen Terraſſen, Treppen und Waſſerwerke in neuer Formenſchöne die Werke eines Piero Ligorio, Giovanni Fontana und Nicolo Broccini empor, mit der Renaiſſance der Architektur feierte die mit derſelben eng vermählte Gartenkunſt ihre Auferſtehung, und endlich überſchritt ſie, befreit von deren Feſſeln, die Grenze Italiens, um, je nach den Lebensgewohnheiten der verſchiedenen Nationen, dort, wo ſie Eingang fand, in eigengearteten Stilen, erſt im italieniſchen, ſpäter im franzöſiſchen und gegenwärtig im engliſchen ausgeübt zu werden. In Deutſchland entſtanden auf dieſe Weiſe im italieniſchen Stil der großartige Park von Schwetzingen und der von Graf Günther von Schwarzburg in kleinerem Umfange angelegte Schloßgarten von Arnſtadt; im franzöſiſchen Stil der ehemalige Hofgarten von Stuttgart, die 1683 von den Türken zerſtörte Favorite bei Wien, der Park von Herrenhauſen, ſowie der vom Grafen Guſtav Adolf von Gotter 1736 geſchaffene Schloßgarten von Molsdorf und endlich in landſchaftlichem oder engliſchem Stil in neuerer Zeit die herrlichen Anlagen von Muskau, ſowie Ende des vorigen Jahrhunderts der Park von Wörlitz und der nach ihm von Goethe und Karl Auguſt angelegte Park von Weimar.

Interessant ist es, zu sehen, wie gerade in Thüringen, nicht allzuweit voneinander entfernt, die bildende Gartenkunst drei Pflegestätten gefunden hat, auf denen sie sich in der Stille anmuthig entfalten konnte, drei Stätten, auf denen wir nicht weilen können, ohne daß in uns die Erinnerung an ebensoviel bewegte Epochen unserer deutschen Kultur- und Sittengeschichte lebendig wird und mit denen Namen verbunden sind, deren Träger ihrer Weltstellung und Anschauung nach zwar grundverschieden voneinander waren, die sich aber doch in der Beziehung glichen, daß sie, einer wie der andere, im engen Anschluß an die Natur, im trauten Verkehr mit derselben den Frieden suchten, welchen sie im Wechsel ihres bewegten Lebens nicht oder nur selten finden konnten. Als Kindern ihrer Zeit spiegelt sich dieselbe in der Geschichte ihres Lebens wieder, und die Eigenart derselben, sowie die durch dieselbe bedingte Wandlung des Geschmackes können uns nicht besser vor Augen geführt werden, als wenn wir ihre Schöpfungen, die im vorhergehenden erwähnten drei berühmten Garten- und Parkanlagen Thüringens besuchen und betrachten.

I.

Nachdem im Jahre 1492 Amerika und sechs Jahre später der Seeweg nach Ostindien entdeckt waren, zeigte sich als nächste Folge davon nicht bloß eine Wandlung auf politischem, sondern, als nächstes Ergebniß dieser Großthaten, ein tiefer Umsturz auf merkantilem und kunstgeschichtlichem Gebiete. In ungeahnter Weise blühte der Handel auf, riesige Reichthümer strömten aus den transatlantischen Quellen der alten Welt zu, und ein Luxus verbreitete sich, namentlich in der Anlage kunstvoller Bauten und Gärten, wie ihn größer das Abendland noch nicht gesehen hatte.

Für die bildende Gartenkunst war dieser Wechsel der Verhältnisse von ganz besonderer Bedeutung. Schon die Kreuzzüge

hatten in dieſer Beziehung anregend gewirkt, die Berührung mit dem Orient hatte das Verſtändniß für die bildende Gartenkunſt hervorgerufen, und wie uns Boccaccio in ſeinem „Decamerone" erzählt, bereits Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Schmuckgärten in Italien geſchaffen, welche weſentlich von den herkömmlichen abſtachen und die Bewunderung der Zeitgenoſſen hervorriefen.

Das alles erfuhr aber eine viel größere Steigerung dadurch, daß gleichzeitig auch auf dem Gebiete der Baukunſt eine Neubelebung eingetreten war, daß ein Zurückgreifen auf die antike Form ſtattfand und ſich überall ein Beſtreben, dieſelbe durch großartige Bauwerke wieder zur Herrſchaft gelangen zu laſſen, geltend machte. In Italien namentlich, wo in architektoniſcher Beziehung Traditionen der klaſſiſchen Vorzeit bis tief ins Mittelalter hineindauerten, feierte die antike Kunſt ihre Wiedergeburt. Vorzügliche Bauwerke, wie die Domkuppel in Florenz, die Paläſte Pitti und Riccardi daſelbſt, ſowie die Peterskirche in Rom ſtiegen in die Höhe, und da, wo einſt das mächtige Rom den Schmuck ſeiner Gärten und Landhäuſer ausgebreitet hatte, ſtreute jetzt die Renaiſſance — ſo wurde die neue Kunſtepoche genannt — in einer Anzahl großartiger Villenbauten ihre koſtbarſten Perlen aus.

Hier feierte nun im Gefolge der Architektur die bildende Gartenkunſt ihre erſten großen Triumphe, indem ihren Anlagen als Beiwerk der erſteren eine dem Grundriß der Villa entſprechende Form gegeben und mit feinſtem Verſtändniß dafür geſorgt wurde, daß der großartige Eindruck, welchen der Anblick des architektoniſchen Kunſtwerkes hervorrief, beim Betreten des Gartens fortwirkte und verklang. Wie letzterer mit der Villa verbunden war und eigentlich nur einen Theil derſelben bildete, geſchah es häufig, daß ſich die Längsſeiten des Hauptgebäudes in ihren Linien, in parallelen Gängen und Alleen fortſetzten,

daß eine breite Perſpektive oder eine entſprechende Allee, auf die Achſe des Gebäudes geſtellt, jene ſenkrecht durchſchnitt und Queralleen zur Formation von Quadraten führten, deren Regelmäßigkeit die Anlage faſt der Gefahr einer Verſteifung ausſetzte.

Dahin ließen es die Architekten aber nicht kommen; nicht allein, daß ſie, wie oben bemerkt, die Linien des Gebäudes in den Garten hineinzogen und die Architektur durch Galerien, Mauern, Terraſſen, Laubengänge und Skulpturen in das Grün der Pflanzen hineinleiteten, ſie milderten auch den Kontraſt der ſcharflinigen Architektur durch die ſanft gerundeten Formen des Baumſchlages und erzielten dadurch nicht allein Abwechſelung des Anblickes, ſondern mit demſelben auch Details, welche ebenſo überraſchend wie feſſelnd wirkten. Namentlich traten Terraſſen und Freitreppen mit den kunſtvollſten Anlagen von Waſſerwerken als charakteriſtiſches Merkmal für den italieniſchen Villen- und Gartenſtil in die Erſcheinung. Das wellige Terrain und die Abhänge der Berge, die für den Villenbau gern aufgeſucht wurden, zwangen den Architekten zur Anlage der erſteren, und der Reichthum der von den Bergen fallenden Waſſer luden ihn ein, dasſelbe als belebendes Moment ſeiner Schöpfung einzufügen. Welch ungeheure Wirkung namentlich mit dem letzteren erzielt wurde, welch prachtvolle Bilder ſich vor dem Auge des Beſchauers entrollten, wenn er von der oberen Terraſſe einer Villa den Blick auf die bis zum Fuße derſelben reichenden Kaskaden richtete, iſt kaum zu beſchreiben. Die Waſſerwerke von Kaſſel, welche zum Theil denjenigen der Renaiſſance nachgebildet ſind, bezüglich der Mächtigkeit der Fontänen dieſelben ſogar übertreffen, geben ein getreues Bild von denjenigen jener Zeit; die Eigenart der italieniſchen Waſſerkünſte, wo faſt jede Terraſſe ihr eigenes Fontänenſyſtem hatte, tritt uns in ihrem ganzen Umfange aber doch nur in den Villengärten der

Renaiſſance, z. B. der Villa Madama auf dem Monte Mario, der Villa Mattei zu Rom und vor allem den berühmteſten Villen der damaligen Zeit, der Villa Aldobrandini del Belvedere und d'Eſte, entgegen. Der Garten der letzteren galt einſt als ein Muſtergarten der Renaiſſance. Die beſten Statuen, Figuren und Hermen, welche man dem Boden dort entnommen hatte, ſind geſchmackvoll aufgeſtellt, großartige Waſſerwerke, darunter eine tauſend Schritt lange Allee von Fontänen, worunter dreihundert Waſſer ausſtrahlende Adler und Lilien ſich befanden, blenden das Auge des Beſuchers, und wie ein Märchen, lieblich und feſſelnd, wirkten die ſich über fünf Terraſſen ausbreitenden Gartenanlagen. Denſelben Eindruck, nur noch großartiger, ruft die Villa Aldobrandini hervor. Ihre Anlagen gehören zu den regelmäßigſten in Italien; obwohl ſie ſich nach der Vertikalachſe richten, ſind doch auch hinter dem Schloß große Parallelachſen vorhanden, überall zwiſchen beſchnittenen Hecken bieten ſich Grotten und kühle Gemächer dar, und was die Waſſerkünſte anbetrifft, unter denen die Fontana rustica, ein von roher Felſenwand herabſtürzender Waſſerfall, imponirt, ſo läßt ſich auch hier kaum eine Verwendung des Waſſers denken, die nicht ins Auge gefaßt und benutzt wäre. Beide Villen ſtehen in betreff des Geſchmackes, welcher ſich bei ihnen in großartigſter Wechſelwirkung der Architektur und Gartenanlagen ausſpricht, einzig da und ſchwerlich wird jemals wieder eine Zeit kommen, wo ſich Reichthum, Kunſtſinn und günſtige landſchaftliche Verhältniſſe ſo glücklich zum Hervorbringen großartiger Schöpfungen vereinigen, wie hier.

Mit dem Hinſterben der Renaiſſance und der eintretenden Herrſchaft des Barockſtiles war aber dem Streben nach ſolch edlen Zielen der Boden entzogen. Die reichen architektoniſchen Ornamente genügten der nachfolgenden Zeit nicht mehr, die Geſchmacksrichtung, in der Form mehr dem Grotesken und

Verſchrobenen zugewandt, lehnte mehr und mehr die Forderung der Kunſt, nach antiken Hauptformen zu geſtalten, ab und wendete ſich ausſchließlich dem Beſtreben zu, durch Verkrümmung und Verſchnörkelung der Linie zu wirken. Was ihr an den beſtehenden Bauten, an den Grundlinien, Terraſſen und Baſſins nicht möglich war, erlaubte ihr der Garten und die Pflanzenwelt; der Buchsbaum wurde zu verſchlungenen Linien und Figuren geſchnitten, bezüglich der Waſſerkünſte das Unglaublichſte geleiſtet und ſo weiter ins Extreme gearbeitet, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Ungeheuerlichkeiten, wie ſie uns der gelehrte Lauremberg (1650) von einem Garten bei Chartres erzählt, in welchem aus Taxus und Hainbuche nicht allein die ſieben Weiſen Griechenlands und die Arbeiten des Herkules, ſondern auch die drei Grazien mit der ſonderbaren Unterſchrift aus Buchs: Gratia Gratiam Parit (Anmuth gebäret Anmuth) nachgebildet worden ſeien, die Anerkennung und Bewunderung der Zeitgenoſſen fanden.

Auch in Deutſchland, wo bereits durch die Holländer, welche damals den Geſchmack beherrſchten und der Eigenart ihrer gärtneriſchen Grundſätze Geltung zu verſchaffen wußten, der Boden vorbereitet war, bürgerte ſich der italieniſche Barockſtil raſch ein. Während er aber jenſeits der Alpen, da, wo er nicht in kindiſche Spielerei ausartete und Ueberladung herbeiführte, für die Gärten bisweilen eine Verbeſſerung, wenigſtens keine Verſchlechterung bedeutete, führte er in Deutſchland, wo man mit einem italieniſchen Garten prunken, aber dabei die ſpießbürgerliche Gewohnheit der Benutzung des Gartens als Küchen-, Obſt- und Kräutergarten nicht aufgeben wollte, zur traurigſten Nachäfferei. Statt Marmor wurde Sandſtein benutzt, ſtatt der Steinbaluſtraden ſah man Holzgeländer, die Terraſſen ſchrumpften zum Puppenformat zuſammen und die Springbrunnen ſchienen nur deshalb da zu ſein, um eine zag-

hafte Andeutung von dem Vorhandenſein einer Waſſerkunſt zu geben. Nur einige Gärten machten davon eine Ausnahme; ob aber ihr Ruf ſich nicht mehr auf den Beſitz damals noch ſeltener Gewächſe, künſtlicher Obſtzucht, Pflanzenhäuſer, ſeltſamer Springbrunnen und Grotten mit Waſſerſpielereien, als auf allgemeine Schönheit begründete, möchten wir dahingeſtellt ſein laſſen. Jedenfalls muß man bezweifeln, ob ſie das überſchwengliche Lob verdienten, was ihnen ſeitens eines Eobanus Heſſe in ſeinem Gedicht urbs Norimberga oder von Beatus Rhenanus, welcher die Fuggerſchen Gärten über die des Königs von Frankreich ſtellte, geſpendet wurde. Auch bezüglich des Schloßgartens von Arnſtadt, welcher bereits Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts durch Graf Günther XL. angelegt, dann aber durch deſſen Sohn Graf Günther XLI., mit dem Beinamen der Streitbare (Bellicosus), wahrſcheinlich durch niederländiſche Gärtner, theils im holländiſchen, theils im italieniſchen Barockſtil erweitert und vervollſtändigt wurde, darf man wohl nur bedingungsweiſe das Anerkennungsdiplom, was ihm der Ohrdrufer gekrönte Dichter und kaiſerliche Notar Jeremias Wittich ausſtellt, unterſchreiben. Er ſei hochberühmt, heißt es in deſſen Panegyricus, man habe in Frankreich ſeinesgleichen nicht, und die Waſſer ſprängen „in mediam aëris regionem“. Man erhob damals in der Unkenntniß und bei mangelhaftem Begriff von dem, was zu einem großartig angelegten Garten, wie ihn die Meiſter der Renaiſſance zu ſchaffen wußten, gehörte, eben nur beſcheidene Anſprüche und gelangte zu einer Beurtheilung der Thatſachen, welche in der Folge mehr oder weniger geeignet war, unſeren Rückblick auf den Stand der damaligen Gartenkunſt zu trüben. — Immerhin mögen wir annehmen, daß die in Rede ſtehenden Gartenſchöpfungen, insbeſondere die des Grafen Günther, mit der wir unſere Betrachtung über die Herrſchaft des italieniſchen Gartenſtils in Deutſchland ſchließen wollen, ſich bedeutend über andere der-

artige Anlagen der Zeitgenossen erhoben und es für werth erachten, uns mit letzterer, sowie mit ihrem Schöpfer, des ruhmvoll in der Geschichte seines Geschlechtes, wie im liebenden Gedenken seines Volkes fortlebenden Grafen Günther auf kurze Zeit zu beschäftigen.

Ohne den Gesichtspunkt des alten Biographen desselben, Imanuel Weber, einzunehmen, welcher in seiner „Kurtzgefaßten Memoire vom Leben und den Taten des Weyland Hochgebohrenen Graffen und Herrn Hn. Guntheri Bellicosi" den Heroismus desselben schon in kleinen Zügen seines kindlichen Gebahrens glaubt erblicken zu müssen, treten wir doch unbedingt seiner Meinung bei und finden es gerechtfertigt, daß ihn die Mit- und Nachwelt mit dem Beinamen des Streitbaren belegt hat. Fast die Hälfte seines nur 54 Jahre währenden Lebens hat er als Kriegsoberst im Felde gestanden, vier deutschen Kaisern ist seine Gewandtheit als Berather und Helfer in Kriegsnöthen zu gute gekommen, und weithin hat sein Heldenthum geleuchtet, als er 1562 in dem zwischen Erich XIV. von Schweden und Friedrich II. von Dänemark ausgebrochenen Kriege mit 3000 rasch geworbenen Reitern gen Norden aufbrach und dem Dänenkönig einen glänzenden Sieg über die Schweden bei Helmstädt davontragen half. Wie sich schon früher, als er noch im Dienste Karls V. stand, seine Beanlagung als Feldoberst namentlich darin zeigte, daß er es im gegebenen Augenblicke rasch fertig brachte, die nöthigen Truppen schlagfertig ins Feld zu führen, und wie diese stete Hülfsbereitschaft mitgewirkt haben mag, ihm die Gunst der übrigen Kaiser, sowie zeitweise, z. B. bei der Krönung und dem Begräbnisse Maximilian II., die Stellung eines hohen Würdenträgers zu sichern, so trug sie auch später wesentlich dazu bei, ihm sowohl bei dem mißtrauischen bigotten Philipp von Spanien, wie bei den Niederländern, zu denen er sich nach seiner Verheirathung mit

Katharina von Naſſau, der Schweſter Wilhelms von Oranien, namentlich aber infolge der Blutherrſchaft Albas, hingezogen fühlte, zu hohem Anſehen zu verhelfen. Die treuen Dienſte bei Karl V. und ſeinem Sohne Philipp trugen ihm neben dem Wohlwollen dieſer Regenten ein Gnadengeſchenk von 10 000 Gulden, ſeine nachherige Hingabe für die niederländiſche Sache aber die heftigſten Verfolgungen ſeitens Philipps und des Papſtes ein. Seine Haftnahme war von denſelben bereits beim Kaiſer beantragt, und hätte ihn dieſer nicht noch zeitig warnen laſſen, wer weiß, ob er nicht das Schickſal ſeiner Freunde Egmont und Horn getheilt hätte, wer weiß, ob es ihm vergönnt geweſen wäre, für die gute Sache der Niederlande und für ſein eigenes Land ferner ſo zu wirken, wie es die Annalen ſeiner Geſchichte und das ehrenvolle Zeugniß ſeines Volkes, in deſſen Mitte er die karg bemeſſenen Pauſen ſeines bewegten Lebens behaglich und in gemeinnütziger Werkthätigkeit verbrachte, uns verkünden.

Es ſind nur halbverwiſchte Spuren, welche von ſeinem Wirken in der Heimath zurückgeblieben ſind, nur leiſe Klänge, die einer Sage gleich von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter tönen und den Nachgeborenen erzählen, wie väterlich fürſorgend er die Ruheſtunden ſeines kriegeriſchen Daſeins verbrachte. Sie genügen aber, um uns die Ueberzeugung gewinnen zu laſſen, daß er als Friedensfürſt ebenſogroß, wie als Soldat war, und daß ſeine Thaten als ſolcher mindeſtens ſo ſchwer wiegen, wie diejenigen, welche ihm die Geſchichte als Feldherrn nachzurühmen weiß. So hatte er wohl auch ſchon vor der Vollendung des Schloſſes Neideck, welches 1560 mit dem ihm vom Kaiſer Karl zugewendeten Gnadengelde ziemlich raſch (um darin noch ſeine Hochzeit feiern zu können) erbaut worden war, die Anlage des dazu gehörigen Schloßgartens vollendet. Von holländiſchen Gärtnern, die er nach Arnſtadt ſendete, vielleicht auch dort ſchon von ſeinem Vater her zur Verfügung

hatte, wurde derſelbe in der Form, wie ihn heute noch ein in dem großen Audienzzimmer des Arnſtädter Rathhauſes befindliches Oelbild (von 1572) zeigt, neu angelegt, und der Freude, welche er in der Pflege und Verſchönerung desſelben fand, iſt es wohl hauptſächlich zu danken, daß manche Idee, welche ihn dabei beſchäftigte, z. B. der Gedanke, die Stadt mit einer prächtigen Lindenallee zu umgürten, ſowie die heimiſchen Obſtbeſtände durch neue werthvolle Sorten — darunter wahrſcheinlich auch die Birne, welche heute noch den Namen des Grafen trägt — zu bereichern, verwirklicht worden iſt. Graf Günther Bellicosus galt und gilt auch heute noch bei ſeinen Landsleuten als ein wohlerfahrener Meiſter auf dem Gebiete der Gartenkunſt.

Was nun die Anlage des Schloßgartens ſelbſt betrifft, ſo läßt ſich beim erſten Blick auf vorerwähntes Bild und die noch vorhandenen Spuren der früheren Anlagen die Linie des italieniſchen Gartenſtils, ſowie des damals in Deutſchland dominirenden holländiſchen Geſchmackes erkennen. Wir ſehen in beiden, vom Thore, wie von der öſtlichen Ecke des Schloſſes auslaufenden Lindenalleen die Vertikalachſen des Gartens und erkennen ſofort ſeine Parallelachſe in dem Weg, welcher ſich zwiſchen der nach dem Garten liegenden Hauptfaçade des Schloßgebäudes, ſowie dem ehemaligen Ziergarten, der jetzigen Obſtplantage, hinzieht. Nicht minder zeigt ſich in den dem Schloß gegenüberliegenden Teppichgärten, den Parterres à compartiments, wie man ſie damals nannte, das Bemühen des Architekten, ſoviel wie möglich die faſt erſchreckende Regelmäßigkeit des Gartenquadrats abzuſchwächen, d. h. die Architektur — nicht bloß die Linie des Schloſſes — in den Garten hineinzuziehen und als weiteres charakteriſtiſches Zeichen der italieniſchen Anlage, öſtlich vom Schloß, da, wo jetzt der Garten des Gutspächters liegt, die Arkaden, gebildet aus Taxus oder beſchnittener Hain-

buche. Längs derſelben breitete ſich ein anmuthiges Parterre aus, welches in zwei oblonge Blumenbeete (eingefaßt mit Buchsbaum und umgeben von einer niedrig gehaltenen Hecke) eingetheilt war. Als Zugänge dienten zwei in den Zaun eingefügte Bogen, und durch dieſe gelangte man dann zu ebenſovielen pavillonartigen Gitterlauben. Terraſſenanlagen anzubringen geſtattete das Terrain nicht, und es fehlen deshalb auch die Kaskaden des italieniſchen Gartens; was aber trotzdem an denſelben erinnert, ſind die in den Ziergärten angebrachten Springbrunnen. Dieſelben treiben zwar nicht, wie jener alte Monograph verſichert, die Waſſer bis in die Wolken, geben aber doch Zeugniß, daß der bei der Anlage thätige Baumeiſter recht gut verſtanden hat, das flüſſige Element innerhalb der gegebenen Grenzen vortheilhaft zu benutzen.

Freilich ſind das die einzigen Spuren des italieniſchen Stils, denen wir in dem ehemaligen Arnſtädter Schloßgarten begegnen; die Hauptſignatur drücken demſelben die Holländer auf. — Die Linden, welche jetzt als Alleen einen beliebten Spaziergang der Arnſtädter bilden, hatten ſie einſt als gewölbte Laubengänge angelegt, die künſtlichen Parterremuſter innerhalb derſelben, welche man als ſpezifiſch holländiſch bezeichnen und genau ſo in dem niederländiſchen Garten von Sorgvliet ſehen kann, wurden von ihnen mit Hyacinthen, Lilien, gelben, weiß und roth geſtreiften Tulpen und Milchſternen bepflanzt und in die ſchachbrettartigen, nebeneinandergelegten Quartiere, welche ſich vom ſogenannten Maienfeſt bis zur Gärtnerwohnung erſtreckten, Pavillons eingefügt, welche auf den fernſtehenden Beſchauer einen geheimnißvollen Eindruck hervorzurufen oder den Beſucher zu kurzer Raſt einzuladen, beſtimmt waren.

Ob zu Graf Günthers Zeiten der Garten ſchon die barocken Zuthaten hatte, wie ſie hundert Jahre ſpäter der Pfarrer zu Wenigen-Tenſtädt, Andreas Toppius, beſchreibt, iſt nicht

feſt zu behaupten, aber wohl anzunehmen, weil mehrere Gebäude und Anlagen, die er mit anführt, z. B. die Reitbahn, die Galerie (ein Schwibbogen von Holz, „daran alle Thiere, ſoviel derer den Menſchen bekannt, abgebildet und mit Namen bezeichnet ſind"), das Schießhaus mit den Bildniſſen der alten Schwarzburger Grafen u. ſ. w. ſich mit auf dem erwähnten alten Oelgemälde befinden und dieſes bekanntlich ſchon zu Graf Günthers Zeiten 1572 gefertigt wurde. Es fehlten auch hier nicht Grotten mit bunten Steinen ausgelegt, verborgene Waſſerröhren, die den in dieſelben Eintretenden ein unfreiwilliges Bad bereiteten, Wildbahnen und Labyrinthe, ebenſo wie der praktiſche Sinn des Grafen nicht unterlaſſen hatte, für Küche und Keller zu ſorgen, d. h. abſeits der Prunk- und Luſtgärten ſolche für die Obſt- und Gemüſezucht anlegen zu laſſen. Im 17. Jahrhundert, wie aus einem damals aufgenommenen Inventarium hervorgeht, enthielt der Arnſtädter Garten ſchon viele Obſtſorten, die heute noch als auserleſene Tafelfrüchte gelten, und dieſen guten Ruf wird er wohl auch ſchon früher verdient haben, ſonſt hätte ſich wenigſtens Herzog Johann Friedrich (der Großmüthige) nicht dahin wegen des Bezuges von Früchten und Gewächſen gewendet und ſeinem lieben Günther nicht ſo herzlich dafür gedankt, wie es thatſächlich geſchehen. Auch ſonſt wurde dem erlauchten Gartenfreund noch manche Anerkennung von ſeinen Zeitgenoſſen zu theil. Heute war es Landgraf Wilhelm IV. von Heſſen, welcher ihm dankend den Empfang ſeines Schreibens vom 8. April „ſampt den Proffreiſern von den guten Biern und den Roſenſtock ſo der ſchwarzen Roſen tregit" beſtätigt, ein andermal wieder war es Johann Wilhelm von Weimar, welcher ihn um ein Sortiment italieniſcher Roſen, die man „Roſe aus der Provinz" nenne, bittet, und hin und wieder wohl auch eine fürſtliche Frau Muhme, die unter günſtigem Gruß den „Wohlgeboren lieben Vetter und Getreuen"

für die Blumenspende, womit er ihre Kindtauftafel geschmückt hat, ihren herzlichen Dank sagt.

Die Tage seines gartenfreundlichen Wirkens gingen aber rasch zu Ende. Neue Stürme, welche über die armen Niederlande hereinbrachen, riefen ihn 1577 mit seiner Katharina, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, abermals dahin, und von dieser Heerfahrt, auf welcher ihn der Tod ereilte, ist er nicht wieder zurückgekehrt. Vom Podagra, welches ihn früher schon heimgesucht hatte, gelähmt, hat er zwar, wenn auch mit Benutzung einer Sänfte, seinen Posten als General noch sechs Jahre behauptet, hat auch noch das Schmerzliche erlebt, daß sein Schwager Wilhelm von Oranien durch Mörderhand schwer verwundet wurde, dann aber, nachdem ihm sein Käthchen hat versprechen müssen, ihn nicht in der Fremde, sondern in Arnstadt an der Seite seiner lieben Eltern zu betten, sich zu seligem Sterben niedergelegt und ist mit heimwärts gerichtetem Blick so wie es die Worte Hermann Schmidts schildern:

„Dorthin nach den grünen Bergen
Sehnsuchtsvoll sein Auge schaut,
Wo er unter seinem Volke
Hat gepflanzet und gebaut"

am 23. Mai 1583 zu Antorff verschieden.

Der Schloßgarten von Arnstadt hat seine ursprüngliche Gestalt nicht behalten. Wie anderen Anlagen alten Stils, ist auch ihm das Los gefallen, daß er nach dem Utilitätsprinzip unserer Zeit behandelt und zum Theil bis noch vor 20 Jahren zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt wurde. Jetzt hat man ihn zwar wieder zu einer Gesamtanlage vereinigt, die verschnittenen Hecken, Labyrinthe und Pavillons sind aber nicht wieder erstanden, die Springbrunnen größtentheils versiegt und die zierlich gewölbten Lindengänge zwischen Theater und Schloß in freien Wuchs übergegangen. Nichts erinnert mehr an die

ehemalige Pracht, und nur im Frühjahr, wenn dort, wo einſt die Prunkbeete ſtanden, die letzten Sproſſen derſelben, gelbe Tulpen und das grüne Ornithogalum aus dem Gras hervorlugen, wird zuweilen im Wanderer das Bild lebendig, welches wir verſucht haben, im vorſtehenden zu entrollen.

II.

Seit den Tagen der Renaiſſance hatte ſich der Geſchmack auf gärtneriſchem Gebiete immer wunderlichere Ziele gewählt, und namentlich in der Zeit, wo der Barockſtil die Herrſchaft erlangt und die Schäferſpiele in Mode gekommen waren, den bedenklichſten Einfluß auf die Geſtaltung der Gärten und deren Ausſtattung gewonnen. Nicht bloß, daß man ſich verſtieg, oder beſſer geſagt, verirrte, aus Fayence geformte Schüſſeln und Vaſen als Schmuck in den Gärten aufzuſtellen, ſowie durch Email buntgefärbte Reptilien als Ueberraſchungen ins Gras zu legen, es verlor ſich auch die Geſchmacksrichtung bei Anlage der Gärten immer mehr ins Kleinliche und Burleske.

Jedermann fühlte ſich berufen, im Gartenbau ſeinem Geſchmack die Zügel ſchießen zu laſſen, jeder Gartenbaumeiſter berechtigt, durch Neuerungen ſeinen Ruf zu begründen, und nur Wenige ermuthigt, dieſer Entartung gegenüber energiſch Front zu machen. Da trat endlich durch Le Nôtre ein vollſtändiger Umſchwung der Verhältniſſe ein. Nicht, daß er ſich bemühte, die Grundſätze der alten Meiſter aus der Renaiſſancezeit zu den eigenen zu machen und ſich in ſeiner Auffaſſung unbedingt denſelben anzuſchließen, nein, er betrat neue Bahnen, führte durchſchlagende Reformen ein und erhob einen Stil zur Herrſchaft, der zwar dem Prinzip nach dem italieniſchen glich, dadurch aber, daß er dem Geſchmack eines verwöhnten, anſpruchsvollen Herrſchers gerecht zu werden ſuchte, ſeinen Charakter von demſelben empfing. Man gab ihm deshalb in der Geſchichte der

bildenden Gartenkunst den Namen des französischen, oder des Le Nôtreschen, nannte ihn wohl auch den Stil Ludwigs XIV.

Als Sohn eines Palastintendanten der Tuilerien 1613 geboren und ursprünglich zum Maler bestimmt, wendete sich Le Nôtre mit der Zeit der Architektur zu, erlangte namentlich im Atelier Vouets eine große Geschicklichkeit im Anlegen von Gartenplänen und ging dann nach Rom, wo er im Anblick der großartigen Garten- und Villenanlagen seine künstlerische Anschauung erweiterte und die so gewonnene Erkenntniß dadurch bethätigte, daß er dort selbst einen Garten, denjenigen der Villa Ludovisi, in einem fast musterhaften Renaissancestil anlegte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lenkte er bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Angeregt durch den großartigen, von Le Nôtre für den Finanzminister Fouquet in Vaux geschaffenen Garten und durch denselben bestimmt, der Welt noch Größeres zu bieten, berief Ludwig Le Nôtre zur Anlage von Versailles und eröffnete ihm damit eine Bahn des Schaffens, wie sie freier und unbegrenzter selten einem Gartenkünstler geboten worden ist. Der König war von den Ideen, welche Le Nôtre entwickelte, begeistert und von den Einzelplänen desselben so entzückt, daß er ein über das andere Mal, wenn ihm derselbe genial entworfene Skizzen von Springbrunnen vorlegte, ausrief: Le Nôtre, dazu bewillige ich Euch 20000 Francs, und Jener dann ebenso ruhig antwortete: Sire, wenn das so fortgeht, werden Sie sich ruiniren! —

Le Nôtres Hauptschöpfungen waren außer Vaux und Versailles Groß-Trianon, Chantilly, Saint Cloud, der Garten der Tuilerien u. s. w., Versailles aber die Krone derselben. Mit ungeheurer Verschwendung von Geld wurde dieses Muster des neuen Gartenstils geschaffen, das Wasser, da sich die noch bestehende Leitung von Marly als unzureichend für die Fontänen und Kanäle erwies, 50 km weit aus dem Fluß Eure

in einem Kanal herbeigeleitet und der Park unter obwaltender Harmonie, in welche er ſich unter der Führung beſtehender architektoniſcher Geſetze zu den baulichen Umgebungen ſetzte, zu einer der vornehmſten Gartenanlagen der damaligen Zeit erhoben.

In regelmäßige Felder abgetheilt und bepflanzt, macht er mit ſeinen Blumenbeeten, Baumgängen, Waſſerkünſten und Bildwerken einen überwältigenden Eindruck; was Kunſt und Natur in glücklicher Wechſelwirkung nur hervorzubringen im ſtande ſind, zeigt ſich hier in großen Zügen, und nirgends exiſtirt ein Bild, hervorgegangen aus der Schule der franzöſiſchen Gartenkunſt, welches die Eigenart derſelben ſo unverfälſcht widerſpiegelt, wie der Park zu Verſailles.

Fragen wir nun, was eigentlich den franzöſiſchen Stil charakteriſirte und ihm die Geltung eines epochemachenden verlieh, ſo muß zunächſt erwähnt werden, daß er das Charakteriſtiſche des italieniſchen, „den Terraſſenbau", faſt *entbehrte*, daß er der Terraſſen nicht mehr bedurfte, dieſelben *wenigſtens* nur da benutzt wurden wo ſie, wie z. B. in Verſailles, welches als oberſtes Parterre vor dem Schloß eine Terraſſe hat, unter welcher ſeitwärts das tiefere Orangerieparterre liegt, bereits vorhanden waren. Ferner, daß bei dem franzöſiſchen Garten der theatraliſch kuliſſenartige Aufbau zu beiden Seiten der Mittelachſe, welcher möglichſt ſtreng durchgeführt wurde, den Grundzug bildete und endlich, daß an Stelle der Allee, welche bei den italieniſchen Gärten die Mittelachſe bildete, ein breiter, ausgedehnter Kanal trat, welcher zwar meiſtens erſt in einer gewiſſen Entfernung begann, die Anſicht vom Schloß aus auf denſelben aber zu einer reizvollen und feſſelnden machte. — Waſſerkünſte waren in den franzöſiſchen Gärten ein nicht minder unentbehrlicher Beſtandtheil, und wenn die Anlagen von Kaskaden wegen Mangel an Höhen und Abhängen bedeutend

zahmer wurden, ſo ſtrebte man um ſo mehr danach, durch Maſſenwirkung des Waſſers, durch Fontänen, worunter ſolche von rieſiger Höhe waren, zu imponiren und in dieſer Beziehung den Rang neben den Italienern zu behaupten. Es gab in einigen von Waſſerreichthum begünſtigten Gärten Alleen, welche, wie in der Villa d'Eſte, nur von Springbrunnen, Amphitheater, welche durch terraſſenförmige Kaskaden dargeſtellt wurden, und große Plätze, deren Peripherie die anmuthigſten Fontänen begrenzten.

Le Nôtre gab außerdem den Gärten, was ihnen bei dem früheren terraſſenförmigen Aufbau weniger eigen war, „die Perſpektive und Sonderſchönheit einzelner Theile". Die nähere Umgebung des Schloſſes wurde zwar ebenſo behandelt, wie im italieniſchen Garten, denn auch hier richtete ſich die Anlage nach den vor- und zurückſpringenden Linien des Hauptgebäudes, während aber das Parterre vor den italieniſchen Villen nur ein einfach geſchmückter Vorgarten oder Vorplatz des Gebäudes war, zeigte es ſich im franzöſiſchen Garten als der kunſtvollſte und reich geſchmückteſte Theil desſelben, in ſeinem Luxus gleichſam eine Fortſetzung der inneren Prunkzimmer des Schloſſes bildend und in gewiſſer Beziehung an die Paradeſtücke unſerer Gärten, die „Teppichbeete" erinnernd. Strahlenförmig von einem Punkte ausgehende Kanäle oder Alleen — zu letzteren zählte auch die Avenue oder Auffahrt — theilten den Garten nach allen Seiten, ſogenannte Points de vue, Ausſichtspunkte, die bald im Garten als Pavillons, Statuen und Fontänen, welche am Ende der Alleen angebracht waren, bald außerhalb derſelben ſich in Geſtalt einer kleinen Kirche oder einer Ruine zeigten, zwangen den Beſucher zu aufmerkſamer Betrachtung und lauſchige Kabinette, Cabinets de verdure genannt, ſowie Bosketts, die ſich hinter Hecken verſteckten und zwangloſe Waldpartien bildeten, gönnten ihm die Erholung, deren er nach dem

Anblick des erhaben langweiligen Labyrinthes, der ſchnurgeraden Hecken und Laubengänge dringend bedurfte. Auch die franzöſiſchen Gartenkünſtler waren in der Idee befangen, daß eine architektoniſche Wirkung der Pflanzen ſich nicht beſſer als durch Unterdrückung ihrer Eigenart erzielen laſſe, und man kann es nur als eine mit der Verſchrobenheit der damaligen Zeit Hand in Hand gehende Geſchmacksverirrung bezeichnen, wenn dieſelbe Künſtlerhand, welche es fertig brachte, die widerſpenſtigſten Unebenheiten des Bodens durch anmuthige Raſenböſchungen auszugleichen und das Schloß ſo aus der Ebene herauszuheben, daß es dem Beſucher von allen Punkten des Gartens in ſeiner Vornehmheit ſichtbar wurde, die Natur in häßlichſter Weiſe zu korrigiren ſuchte und Pflanzengebilde, glatt geſchorene Hecken mit vorſpringenden Thürmchen, ſtilförmig geformte Säulen, Bäume in Geſtalt von Thieren und Statuen ſchuf, bei deren Anblick wir uns heute eines Lächelns nicht enthalten können. Le Nôtre gewährte ſolchen Ausgeburten der Heckenkünſtelei zwar niemals Zutritt in ſeine Parkſchöpfungen, er vermochte ihnen aber durch ſein gegebenes Beiſpiel auch nicht zu ſteuern, und Bäume, aus Taxus geformt, wurden mehr und mehr, namentlich als man in Deutſchland anfing, ſich Verſailles, auch bezüglich ſeiner Gärten, zum Vorbild zu nehmen und dieſelben mit ihren Waſſerkünſten, Orangerien und Avenuen, oft erbärmlich genug, nachzuäffen, ein nothwendiges Attribut der heimiſchen Gärten.

Der von Le Nôtre geſchaffene, oder, wie H. Jäger ſagt, aus dem Stil der Renaiſſance hervorgegangene ſogenannte franzöſiſche Gartenſtil machte raſch die Runde durch Europa. Le Blond, einer der talentvollſten Schüler des großen franzöſiſchen Gartenarchitekten, legte Peterhof bei Petersburg an, Schwetzingen wurde nach franzöſiſcher Manier geſchmackvoll umgewandelt und Herrenhauſen 1700 von Carbonier, ſowie

Sanssouci von Knobelsdorff nach den Ideen Friedrichs des Großen ausgeführt.

Aber die Nachahmungen in diesem Stile blieben in den meisten Fällen weit hinter Le Nôtres Vorbildern zurück. Gegen den riesigen Aufwand Ludwig XIV., welchen derselbe beim Bau von Versailles machte, waren die Mittel, welche für die Ausführung oben erwähnter Werke aufgebracht werden konnten, zu gering, und andererseits war der Geschmack inzwischen ein solcher geworden, daß man den Grundsätzen Le Nôtres, welche, wie bereits bemerkt, niemals eine Ueberladung mit gehaltlosem Schmuck und plumpen Spielereien gestatteten, nur selten Folge zu leisten vermochte. — Die herrlichen Anlagen von Schönbrunn athmen noch den Geist Le Nôtres, und ebenso zeugt der Park von Herrenhausen und bezeugte früher derjenige des Ministers Grafen Brühl in Pförten in der Lausitz, daß man bemüht war, den Schönheiten der Le Nôtreschen Kunst auch in Deutschland eine würdige Stätte zu bereiten; auf den zahlreichen Schlössern der deutschen Edelleute und Grundherren aber wurde mit wenig Ausnahmen so schrankenlos nach der Willkür zahlreicher Planfabrikanten gewirthschaftet, so lächerlich der Stil Ludwigs XIV. nachgeäfft und, wie der Titel eines alten Gartenbuches bezeugt, mit „Parterres de Broderie“, als „Mosaique Grotesque“ und „Gazons“, mit „Orangeries, Rabattes, Cascades“ und Tempeln aus gemalten Holzwänden experimentirt, daß es den Eindruck machte, als wären sämtliche Grundherren von der Wuth, um jeden Preis ein kleines Versailles um sich zu schaffen, erfaßt. Mochte auch die Größe und Ansehnlichkeit der Schloßgebäude noch so unbedeutend sein, dieselben mußte ein französisches Gartenparterre umgeben, mochte noch so wenig Geld vorhanden sein, ein Springbrunnen durfte nicht fehlen. Eine, wenn auch dürftige Orangerie von einigen Myrthen und Lorbeerbäumen war den vornehmen

Leuten ein unerläßliches Bedürfniß, und die klarſte Quelle, wie Biſchof Huet von Avranche treffend bemerkt, machte ihnen nur halb ſo viel Vergnügen, wie ein dünner Waſſerſtrahl, der mit großen Koſten aus irgend einer Lache herbeigeführt wurde.

Doch gab es, wie geſagt, auch kleine Fürſten- und Edelſitze, deren feinſinnig angelegte Gärten außerhalb der Grenze dieſes Vorwurfes ſtanden. Friedrichswerth z. B., wie auch Ichtershauſen in Thüringen können auf eine ſolche Stellung Anſpruch erheben, und namentlich Molsdorf, das Tusculum des genialen Parvenu Grafen Guſtav Adolf von Gotter, mit deſſen Geſchichte wir uns auf den nächſten Seiten beſchäftigen werden, durfte mit ſeinem Schloßgarten als das intereſſante Abbild eines im reinen franzöſiſchen Stil angelegten Herrenſitzes gelten.

Demſelben im Geiſte nähertretend, ſei zunächſt erwähnt, daß Gut und Schloß Molsdorf zu dem gleichnamigen, am Fuße des Thüringerwaldes, zwiſchen Erfurt und Arnſtadt liegenden herzoglich gothaiſchen Dorfe gehört und heute noch wegen der freundlichen oaſengleichen Lage ſeines Parkes und der Bequemlichkeit, mit welcher derſelbe von beiden genannten Städten zu erreichen iſt, im Sommer von den Bewohnern derſelben mit Vorliebe beſucht wird.

Geſchichtlich unter dem Namen Molisdorf, auch Mollisdorf, ſchon in früheſter Zeit bekannt, war der Ort im 12. Jahrhundert Eigenthum der beiden adligen Geſchlechter der Schwanfelder und Weller, welche ſich Herren von Molsdorf nannten, kam ſpäter im 16. Jahrhundert in Beſitz der Herren von Thüna und war ſeit 1706 Eigenthum des Geheimeraths, Direktor Baron Bachoff von Echt, Schwiegervater des letzten Beſitzers aus der Familie von Thüna. Nach ihm beſaß es dann der königlich großbritanniſche Legationsrath und Kurfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgiſche Droſt Otto Chriſtoph Schultz, Erb- und

Gerichtsherr zu Molsdorf, ging dann nach dem Tode von deſſen Witwe 1733 in die Hände des Prinzen Wilhelm von Sachſen-Gotha über und wurde von dieſem kurze Zeit darauf für 36250 Thaler an Graf Gotter verkauft.

Warum dieſer, einer der liebenswürdigſten und lebensluſtigſten Männer ſeiner Zeit, der entartete Liebling der Grazien, das Enfant gâté der Wiener höchſten ariſtokratiſchen Kreiſe, auf den Gedanken kam, ſich in dieſen ſtillen Winkel der Erde zurückzuziehen, warum er das abſeits von allem Verkehr liegende Molsdorf zu ſeinem Buen retiro wählte und den brauſenden Strom ſeines Lebens in dieſes enge Bett eindämmte, wer von ſeinen Zeitgenoſſen mag das ſofort begriffen haben? Wer errathen haben, ob es eine Laune des Verwöhnten war, die Tragweite ſeines Einfluſſes zu erproben und zu prüfen, ob derſelbe ſtark genug ſein werde, die Gefolgſchaft ſeiner Verehrer und Verehrerinnen auch in dieſe Einſamkeit zu ziehen, ob es die Ueberſättigung des Gemüthes, ob es ſeine ſchwankende Geſundheit war, welche dieſe Sehnſucht nach der unverfälſchten Natur hervorgerufen hatte, oder bei ihm ſich jener fauſtiſche Zug zeigte, der den überſinnlichen Genußmenſchen ſchließlich auf das Gebiet ſtillen gemeinnützigen Schaffens treibt? Vielleicht nur Wenige. Erſt die Geſchichte ſeines Lebens, welche uns einen vollen Blick auf den Charakter dieſes ſeltenen Mannes gewährt und uns denſelben im hellen Schein, wie im tiefen Schatten zeigt, hat Licht auf die Tage ſeines Aufenthaltes in Molsdorf geworfen, und erſt ſein dortiges Leben und Wirken bietet die Möglichkeit, zu einem abſchließenden Urtheil über denſelben zu gelangen.

Guſtav Adolf Gotter, welcher am 26. März 1692 als Sohn des herzoglich gotha-altenburgiſchen Kammerraths und ſpäteren Kammerdirektors Johann Michael Gotter geboren wurde und der Onkel des Dichters Friedrich Wilhelm Gotter

iſt, ſtudirte von 1709 an in Jena die Rechte und Staatswiſſenſchaft und begab ſich einige Jahre ſpäter, als ſein Vater für den Herzog nach Wien ging, um dort für denſelben verſchiedene Geſchäfte und Prozeſſe abzuwickeln, ebenfalls als Beiſtand desſelben dahin. — Dieſe Reiſe nun war für ſein künftiges Leben entſcheidend und bedeutungsvoll; ſie führte ihn nicht allein nach Wien, ſondern auch in Bahnen, auf denen er ununterbrochen zur Höhe ſtieg und in kürzeſter Zeit zu Ehren und Würden gelangte, wie ſie ſo ſchnell kaum jemals einem Manne von bürgerlicher Herkunft zu theil geworden ſind. In Regensburg ſoll es geweſen ſein, wo ihm der Glücksſtern ſeines Lebens zum erſten Male geleuchtet hat. Mit ſeinem Reiſegefährten, dem ihm befreundeten Baron Gerlach Adolf von Münchhauſen, dem ſpäteren hannöverſchen Miniſter, hatte er gemeinſchaftlich ein Schiff beſtiegen, welches ihn nach Wien bringen ſollte, leider aber, wie er bald erfuhr, bereits von den beiden Prinzeſſinnen von Savoyen-Carignan, Nichten des Prinzen *Eugen*, in Beſchlag genommen war. Das Schiff wieder verlaſſen, mochten die jungen Leute nicht, als Eindringlinge wollten ſie aber auch nicht gelten, es blieb ihnen alſo nichts übrig, als ſich zu verſtecken. — So ging die Reiſe fort bis zu dem gefürchteten Donauſtrudel, wo das Schiff plötzlich in eine ſehr bedenkliche Lage gerieth; die Kopfloſigkeit der Mannſchaft mochte dieſelbe wohl noch verſchlimmert haben, und wer weiß, was aus den armen Prinzeſſinnen geworden wäre, wenn Gotter in dieſem Augenblicke ſein Verſteck nicht verlaſſen, ſich des Steuerruders bemächtigt und das Schiff gerettet hätte. War es da ein Wunder, wenn dieſe That, ſowie die feinſte Liebenswürdigkeit des ſchönen Mannes, ihm im Sturm die Zuneigung ſeiner hohen Reiſegefährtinnen ſicherte? — Kaum in Wien angekommen, wurde er in die exkluſivſten Kreiſe eingeführt, und als ſein Vater, kurz nachdem er ebenfalls dort eingetroffen war, als

beſcheidener Gaſt in den Salons des Prinzen Eugen erſchien, trat ihm ſein Sohn mit der Sicherheit eines bereits heimiſch Gewordenen entgegen.

Daß durch ſeine Konnexionen die herzoglichen Angelegenheiten mächtig gefördert, alle Prozeſſe raſch erledigt und die „Meriten Gotters“ höchſten Ortes voll gewürdigt wurden, war natürlich. Herzog Friedrich II. ernannte ihn, da er ſeinem Vater zu Wien „in den ihm committirten Negotiis“ vergnüglich an die Hand gegangen und am kaiſerlichen Hofe „nutzbaren Acceß“ erworben, in Erwartung weiterer treuer Dienſte zum Legationsſekretär und beſſerte ſein Einkommen fortlaufend ſo auf, daß ſich Gotter, namentlich als ihn die fortgeſetzte Gnade ſeines fürſtlichen Herrn und, nicht zu verſchweigen, ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten als gewandter Diplomat zum Poſten eines Komitialgeſandten bei dem Reichstage von Regensburg emporhoben, einſchließlich ſeines Gehaltes als Geſandter am Wiener Hof und anderer Nebeneinnahmen auf ein Geſamteinkommen von ca. 8—9000 fl. ſtützen konnte. Was war aber das für einen Mann, deſſen geſellige Beziehungen die denkbar feinſten waren, der nach dem Maßſtab derſelben ſeine Lebensgewohnheiten einrichtete und eines der glänzendſten Häuſer in Wien mit disponiblen Wagen, Pferden, Lakaien und Läufern bewohnte? Für einen Mann, der ſo genußſüchtig und prunkliebend war, daß er für ſeine Tafel die grüne Erbſe mit einem Groſchen bezahlen und bei einem Antrittsbeſuch im Hauſe des Grafen von Stahremberg in Regensburg in einem mit Krepinen verſehenen, von ſechs italieniſchen Hengſten gezogenen Paradewagen vorfahren und für dieſe Gelegenheit extra die Pferdegeſchirre von rothem Saffian und vergoldeten Beſchlägen arbeiten laſſen und für ſie, ſamt den Uniformen der in Roth, Grün und Silber gekleideten Läufer, ein kleines Vermögen ausgeben konnte? Trotz der Munificenz ſeines fürſtlichen Herrn erwieſen

ſich auf die Dauer ſeine Einkünfte als zu klein, und als man obendrein nach dem Tode desſelben unter ſeinem Nachfolger Friedrich III. verſuchte, ihm ſein Gehalt zu kürzen, und er wegen der Höhe ſeiner für Extraausgaben eingereichten Rechnung mit der herzoglichen Kammer in Differenzen gerieth, entſchloß er ſich, aus herzoglich gothaiſchen Dienſten zu ſcheiden und den glänzenden Anerbieten Friedrich Wilhelm I. von Preußen, welche ihm von dem ſonſt ſo ſparſamen König ſchon bei ſeinem letzten Beſuche in Berlin gemacht waren, Gehör zu ſchenken. Er verließ nun Regensburg und wurde, nachdem ihn Friedrich III., unter Anerkennung ſeiner Verdienſte und Zuwendung einer Penſion von 1000 Thalern, entlaſſen hatte, preußiſcher bevollmächtigter Miniſter in Wien mit einem Gehalt von 15000 fl. Ebenſo übernahm er noch das Amt eines Geſchäftsträgers für den Herzog von Württemberg und eröffnete ſich auch durch dieſes eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle. Daß er von da an durch ſeine Geſchicklichkeit, die verwickeltſten Angelegenheiten ohne Intriguen zu ordnen, in Verbindung mit einer grenzenloſen Gaſtfreundſchaft und Liebenswürdigkeit, die ihn zum Freund und Vertrauten hoch- und höchſtgeſtellter Perſonen, namentlich der Damenwelt, machte und den klarſten Einblick in alle Geheimniſſe des kaiſerlichen Hofes verſchaffte, zu immer größerem Einfluß und Anſehen gelangte, war nicht zu verwundern. Schon 1724 hatte Karl VI. ihn und ſeine Nachkommen in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, 1727 überſendete ihm Kaiſer Peter II. den Alexander Newski-Orden mit einem gnädigen Handſchreiben, und nicht nur Prinz Eugen, ſondern auch der ernſte Preußenkönig blieben ihm, ohne Schwanken, bis zu ihrem Tode huldvoll gewogen.

Seine Stellung war eine beneidenswerthe, und ſein Glück wäre ein faſt ungetrübtes geweſen, wenn er es geſund und froh hätte genießen können. Das war aber ſchon lange nicht mehr

der Fall. Bereits 1721 fing seine Gesundheit an, ins Schwanken zu gerathen, Anfang der dreißiger Jahre aber war sie durch die fortdauernden luxuriösen Feste und Vergnügen, welche nicht selten in Frivolitäten und Orgien ausarteten, so erschüttert, daß er, von tiefster Sehnsucht nach Ruhe und Erholung erfüllt, Friedrich Wilhelm I. um seinen Abschied bat und denselben mit dem Ausdruck des Bedauerns und Zuwendung neuer Benefizien empfing. Das war 1735, in der Zeit, wo Molsdorf (Rittergut) lehnfrei geworden und von Graf Gotter samt dem Ritter- und Lehnsgut Neudietendorf erworben wurde. Gotter wechselte jetzt seinen Aufenthalt in Wien mit demjenigen des stillen Molsdorf und entfaltete dort bald eine äußerst rege Thätigkeit. Er baute zunächst ein schönes Schloß im Rokokostil, legte dann vor demselben einen großartigen Park im Versailler Geschmack an und schuf nach und nach aus seiner Besitzung ein Tusculum, bei dessen Anlage ungeheure Summen, aber auch der geläutertste Geschmack und Kunstsinn als mitwirkende Kräfte thätig waren.

Die Lage Molsdorfs ist nicht romantisch, wohl aber lieblich zu nennen. Dicht vorüber, dem Norden zu, fließt die Gera zwischen niedrigen Hügelreihen, östlich von einer Anhöhe herab grüßt das Kirchlein des Dorfes, im Süden steigen in stiller Majestät die blauen Berge des Thüringerwaldes auf und mitten in diesem freundlichen Bild, eingebettet in das Grün des umfangreichen Parkes, liegt zwischen diesem und dem Gutshof das gräfliche Schloß. Es besteht aus einer oberen und unteren Etage, die Nordseite wird von zwei niedrigen Thürmen flankirt und die Hauptfront mit den horazischen Sprüchen: „Placida Quies, behagliche Ruhe", sowie „Fugaces labuntur anni, flüchtig enteilen die Jahre" und „Hora rapit diem, die Stunde raubt den Tag", blickt nach dem Park, dem Süden zu.

Von der inneren üppigen Einrichtung aus Gotters Zeiten

iſt nichts mehr übrig geblieben, und auch der Weinhahn, welcher ſich gegenüber dem Eingang befindet und einſtmals den Ankommenden einlud, ſich den Willkommenstrunk zu nehmen, thut ſeine Dienſte nicht mehr. Das Schloß enthält aber des Intereſſanten noch genug und zeugt in ſeiner großen Gemälde-, namentlich Porträtſammlung aus dem vorigen Jahrhundert, darunter die Bilder Friedrich Wilhelm I., der Herzogin Louiſe Dorothea, Maria Thereſia, der Eltern Gotters, der Adrienne Lecouvreur, Barbarini, Babet Cochois u. ſ. w. von dem Kunſtſinn, freilich, in manchem von der Intendanz wohlweislich der dunkelſten Ecke überwieſenen Gemälde, auch von dem wollüſtigen Geſchmacke des Schloßherrn. Südwärts des Schloſſes erſtreckt ſich der 38 Morgen große, in franzöſiſchem Geſchmack angelegte Park. Er bildet ein unregelmäßiges längliches Viereck und war ehemals, um der Geſelligkeit den heiterſten Spielraum zu gewähren, von regelmäßig angelegten Baumgängen durchſchnitten; der zwangloſe Wuchs der Hecken wurde in die Form grüner Wände eingezwängt, und die rechts vom Schloß ſich nach Süden erſtreckenden Anhöhen wurden (mehr nach italieniſcher Art) in Terraſſen, zu denen bequeme Steintreppen führten, angelegt. Rechts und links vom Schloß liefen zwei ſchnurgerade Alleen, welche den Park in ſeiner Länge durchſchnitten und an ebenſoviel ſchönen ſchmiedeeiſernen Einfahrtsthoren endigten. Dieſe, ſowie faſt alle anderen Wege waren, wie im franzöſiſchen Garten, der nun einmal ein Paradeſtück, ein Feſtſaal im Freien ſein ſollte, von geſchorenen Hecken eingefaßt, ihre Bäume zu allerhand Figuren zurechtgeſchnitten und oft laubenförmig über den Weg zuſammengezogen. Vor dem Schloß ſelbſt befand ſich eine mit Steinplatten ausgelegte Eſtrade, die im Sommer mit einem Zelte überdacht werden konnte und fortlaufend in der Richtung, welche die Achſe des Gebäudes zeigt, Arrangements, welche auch hier den Grundzug des franzöſiſchen Gartenſtiles, die

architektoniſche Gruppirung der einzelnen Theile des Schloß-gebäudes auf den Garten zu übertragen, hervortreten ließen.

Zu den Paradeſtücken, welche den Vorplatz am Schloß bildeten, gehörte zunächſt ein breiter Kiesplatz, auf welchem von Mitte Mai ab die reiche Orangerie des Grafen — 746 aus-ländiſche Gewächſe, darunter 168 größere Bäume in Kübeln — ihre Aufſtellung fand. Alsdann folgte ein nahezu kreisrundes Raſenparterre mit Prunkbeeten und ſüdlich davon, gewiſſer-maßen den Mittelpunkt des Gartens bildend, ein geräumiges Waſſerbecken, in welchem eine Statue des Herkules ſich erhob. Die Haut des nemeiſchen Löwen hing über ſeiner rechten Schulter, den Rücken hinab, die Keule hatte er zum zer-ſchmetternden Schlage erhoben, und zu ſeinen Füßen krümmte ſich die vielköpfige Hydra, aus deren einem Haupte ein ſtarker Waſſerſtrahl emporſtieg. Auch noch viele andere Statuen, faſt alle Götter des Olymps, waren im Garten vertheilt; rechts und links vom Raſenparterre z. B. ſtanden die oberſten Gott-heiten mit Ausnahme des häßlichen Vulkan; nächſt den Gott heiten ſah man die neun Muſen (die neunte, wahrſcheinlich durch einen Unfall zertrümmert, fehlte — Gotter ließ humo-riſtiſch einen Dudelſackpfeifer auf das Poſtament ſetzen), und wo nur irgend ein lauſchiges Plätzchen vorhanden war, welches eine Flora, eine Pomona, ein Autumnus u. ſ. w. auszufüllen im ſtande war, wurde es dementſprechend benutzt.

Zurückgehend auf das mit der Statue des Herkules ge-ſchmückte Baſſin ſehen wir auch hier wieder eine Eigenthümlich-keit des franzöſiſchen Gartens in die Erſcheinung treten. Zwar der Hauptſchmuck desſelben, der große Kanal, fehlte, dafür hatte aber der Künſtler vom betreffenden Baſſin aus, mitten zwiſchen den beiden Hauptalleen, eine dritte bis zum Südende des Parkes, zum ſogenannten Hirſchgraben, einer Waſſerfläche, welche ſich an der ſüdlichen Mauer entlang zog und ihren

Namen von einem ſteinernen Hirſch hatte, der auf einer Inſel lag, eingefügt. Zwiſchen den drei Alleen dehnten ſich Grasflächen aus, welche durch pyramidenförmige Taxusgruppen unterbrochen waren. In der ſüdlichen Mauer, der Mittelallee gegenüber, war ein Eiſengitter eingelaſſen — eine ſogenannte „Claire-voie“ — welche vom Schloß aus den Blick auf Arnſtadt gewährte und andererſeits von der Parkgrenze aus einen reizenden Durchblick durch die Mittelallee auf das Schloß eröffnete.

Weſtlich von der rechten Hauptallee trat der Hügelabhang in den Park hinein. Hier befanden ſich zunächſt neben dem Schloß die umfangreichen Gewächshäuſer, während weiterhin die jetzt bewaldete Höhe zu den damals ſo beliebten Waſſerkünſten benutzt wurde. Das Waſſer hierzu ſpendeten die Ichtershäuſer Teiche, nicht um direkt ſich in den Garten zu verzweigen, ſondern erſt ein Reſervoir zu füllen, welches oben auf der Höhe hart an einem neben der Mauer hinlaufenden Weg *ausgegraben* war. Erſt von hier aus ergoſſen ſich die Waſſer in einer Kaskade nach einem unten befindlichen kreisförmigen Teich. Ueber der Kaskade ſtand in einer Taxuslaube das Standbild Ernſt des Frommen, den Teich umgaben ſechs waſſerſpeiende Figuren, in der Mitte ſchoß ein Schwan aus ſeinem Schnabel einen Waſſerſtrahl hoch in die Luft. Auch ſonſt befanden ſich im Parke an verſchiedenen Stellen Nymphen und Flußgötter, aus deren Urnen und Muſchelhörnern ſich Waſſerſtrahlen ergoſſen. Zwiſchen der öſtlichen Allee links vom Schloß und der Umfaſſungsmauer waren weitere vier Teiche gelegen, in welchen Graf Gotter verſchiedene Arten Fiſche hielt. Durch den Park waren endlich, wie bereits bemerkt, Hunderte von Statuen und anderen Steinfiguren vertheilt; ſie leuchteten überall aus den Niſchen der Taxushecken hervor, und wer die letzten derſelben ſehen will, der werfe nur, wenn er Erfurt mit der Eiſen-

bahn berührt, im Vorbeifahren einen Blick hinauf nach der Gastwirthschaft am Steiger, dort stehen sie und zeugen von der Wahrheit der Worte: Sic transit gloria mundi.

In diesen also geschilderten Räumen, wo er sich von seiner Krankheit zu erholen gedachte, führte der genußsüchtige Gotter bald wieder ein ungebundenes, freudenreiches Leben. Je nach Art der Besucher hallten die Laubengänge wider, bald von dem hellen Lachen galanter Frauen, bald von dem Wortspiel geistvoller Kavaliere, bald von den Ausbrüchen derber Fröhlichkeit der Landbewohner, welche Gotter durch seine Trompeter herbeirufen ließ, damit sie ihn wie die Gesellschaft durch Laufen, Sackspringen und Stangenklettern erheiterten. Ein üppiges Fest jagte das andere, Besuch wechselte mit Besuch, und zu welcher Stunde auch der vorübereilende Gast an Molsdorfs Thor hielt, die rechts davon stehenden Worte: „Hospes hic bene manet“ ermuthigten ihn zum Eintreten. Manche Sage lebt deshalb auch fort, die jenen Tagen ihren Ursprung verdankt. Wie einst der kurfürstliche Koadjutor von Erfurt unangemeldet zum Besuch kam und der Küchenchef in große Verlegenheit gerieth, wie Gotter hierauf zu Letzterem gesagt hat: „Solange noch ein Kalb im Stalle ist, darf Ihnen nicht bange werden“, und dieser dem hohen Gast dann wirklich noch zwanzig verschiedene Gerichte vorzusetzen vermochte. Auch davon, wie er zu seinem jungen Pfarrsubstitut Wilhelm Stölzel stand und dessen Geradheit aufnahm, erzählt man sich noch manches. Derselbe hatte ihm z. B. einstmals ernsten Vorhalt darüber gemacht, daß er lange nicht das heilige Abendmahl genossen und durch diese Versäumniß seiner Gemeinde ein böses Beispiel gebe. Gotter, der sich das merkte, schickte nun mitten in einer stürmischen Nacht, als der junge Pfarrer schon im tiefen Schlafe lag, zu ihm und ließ ihn auffordern, sofort zu kommen, er bedürfe seiner Dienste. Anstatt aber des Genusses

theilhaftig zu werden, ſich an der Verlegenheit des Pfarrers zu weiden, empfing er deſſen derbe Antwort: Er (der Pfarrer) ſei ein zu junger Geiſtlicher und der Graf ein zu alter Sünder; Beide bedürften wohl erſt einer gewiſſen Vorbereitung; der Graf möge ſich alſo noch gedulden.

Gotter, dem dieſe Antwort außerordentlich gefiel, verhalf dem freimüthigen Manne zur Stelle eines Hofdiakonus in Gotha. Als er Stölzel dem Herzog empfahl, machte er nur den ſpaßhaften Vorbehalt: Derſelbe habe einen Fehler, den er nicht ablegen könne — er ſei ein Inländer. — Gotters Beziehungen zu dem gothaiſchen Hofe waren die beſten. Er wurde oft von Friedrich III. in Molsdorf beſucht, und an deſſen Gemahlin Sophie Dorothea hing er mit ebenſogroßer Verehrung, wie ſie, die ſittenſtrenge, tugendhafte Fürſtin, an ihm, der unter dem Namen Le tourbillon Mitglied des von ihr präſidirten luſtigen Eremitenordens war, Gefallen fand.

Einen ebenſo günſtigen Eindruck muß aber auch *Gotter* durch ſeine Liebenswürdigkeit und hohe ſtaatsmänniſche Beanlagung auf Friedrich II. von Preußen gemacht haben. Nach deſſen Thronbeſteigung wurde er ſofort wieder in den aktiven Dienſt als Oberhofmarſchall und Geheimer Staats- und Kriegsrath berufen, und ſpäter erhielt er außerdem noch die Stelle eines Generaldirektors der Opern. Obwohl es ihm, als er nach dem Tode Kaiſer Karls VI., welcher ihm fortdauernd ſeine Gunſt bewahrt und ihn zum Reichsgrafen ernannt hatte, nicht gelang, in Wien die von Preußen gemachten Forderungen an die Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen und den Ausbruch des Krieges zu verhindern, verlor er Friedrichs Zuneigung doch nicht, ſein Vertrauen begleitete ihn vielmehr auch ferner auf der Bahn ſeiner politiſchen Thätigkeit, und noch zehn Jahre vor ſeinem Tode, als er nach langer Ruhepauſe, die ihm Friedrich der Große wegen ein-

getretener Kränklichkeit bewilligt hatte, wieder in den Staatsdienst eintrat, erhob er ihn ſogar zur Würde eines Generalpoſtmeiſters.

Das überaus große Wohlwollen hinderte den König freilich nicht, auf anderer Seite den Wünſchen Gotters ablehnend zu begegnen. Als demſelben ein halberſtädtiſches, vakant gewordenes Kanonikat an der Liebfrauenkirche, über welches ihm ſchon Friedrich Wilhelm I. das Expektanzdekret hatte ausſtellen laſſen, mit einem bedeutenden Gehalt zufiel und er den König bat, ſich mit der von ihm bewilligten Penſion von 1000 Thalern zurückziehen zu dürfen, ſchrieb ihm derſelbe zwar verbindlich: „Ich beklage einen liebenswerthen Mann, deſſen Verluſt ein Bankerott für Berlin iſt, und verſichere Sie, daß, wenn man Jemand an Ihrer Stelle zum Teufel ſchicken könnte, ich ihm ein halbes Kommando opfern würde, um Ihre theure und große Seele aus ſeinen Händen zu retten", verſagte ihm dafür aber andererſeits die erbetene Erlaubniß mit dem Bemerken, daß er ſeine Gelder nur in Berlin zu verzehren habe, vor Jahresfriſt dürfe er überhaupt keinen Urlaub erbitten, ſonſt habe er von ihm nichts zu erwarten (sans quoi vous ne devez pas vous attendre à rien de moi).

War es nun dieſe Zwangslage, verbunden mit einer fortwährenden Geldnoth, die trotz außerordentlicher Einnahmen, trotzdem er zweimal das große Los gewonnen hatte, nicht zu bannen war und das Wort des großen Friedrich beſtätigte, daß er viel vermöchte, Gotter reich zu machen aber nicht im ſtande ſei, oder war es die Erkenntniß, ſeine Güter, welche er bereits mit ſchwerer Hypothek hatte belaſten müſſen, auf die Dauer nicht behaupten zu können, kurz, was er im ſtillen lange ſchon beſchloſſen hatte, führte er aus und verkaufte erſt ſein Gut Neudietendorf und dann — am 13. Juli 1748 — mit dem Rechtsvorbehalt, auch ferner unter gewiſſen Bedingungen

und Beſchränkungen Schloß, wie Garten von Molsdorf benutzen zu können, dieſe Beſitzung an den württembergiſchen Geheimrath und Erboberſtallmeiſter Heinrich Reinhold Freiherrn Röder von Schwende.

Die ſchönen Tage des reizenden Herrenſitzes waren vorüber, der Pilgerzug fröhlicher Gäſte, welcher ſich während derſelben ununterbrochen hierher gewendet hatte, verſchwunden und das heitere „Vive la Joie“ des Eremitenordens, welcher ſich oft in Molsdorf um ſeine Priorin, die feingebildete lebensfrohe Sophie Dorothea, verſammelte, verklungen. Immer kürzer wurden die Beſuche Gotters, immer ſeltener ſprangen ihm zur Freude die kunſtvollen Fontänen, endlich im Jahre 1757 ſchlug die Scheidestunde. Was er in derſelben empfunden, was ſein Gemüth an jenem nebelgrauen Morgen, als er durch den Waidgarten ſtill und unbemerkt von dannen ritt, bedrückt hat, Niemand weiß es. Nur eine Andeutung davon exiſtirt, das ſind ſeine, einem ſchmerzlichen Bekenntniß gleichenden Abſchiedsworte: *Molsdorf*, liebes Molsdorf, du haſt mir viel Geld gekoſtet!

Am 28. Mai 1762 in ſeinem ſiebzigſten Lebensjahre ſtarb Graf Guſtav Adolf Gotter, wie Dr. Aug. Beck treffend bemerkt: einer der ſchönſten, geiſtreichſten und galanteſten Männer des vorigen Jahrhunderts; ein Kind ſeiner frivolen Zeit, empfänglich für Freundſchaft und Liebe, aber auch ſchwelgend in allen ſinnlichen Genüſſen, ein gefeierter Glücksritter und liebenswürdiger Epikuräer.

III.

Das Syſtem der ſtrengen Regelmäßigkeit, welches der italieniſchen und franzöſiſchen Schule Geſetz war und ſich allen Schöpfungen derſelben, namentlich den unter der Herrſchaft des Barock- und Rokokoſtils ausgeführten Gärten, aufprägte, mußte ſeine Exiſtenzberechtigung verlieren, je größer die Kluft wurde, welche jene Epoche von der mit den Vorboten der franzöſiſchen

Revolution hereinbrechenden neuen Zeit trennte. Gegensätze, wie sie sich darstellen — einerseits in den Gewohnheiten und Moden des 16. und 17. Jahrhunderts, wo alles Steife und Gezierte vornehm genannt wurde, wo man das Groteske liebte und durch Hirtenspiele ein Hinneigen zur Natur anzudeuten versuchte, aber ein wirkliches Vertiefen in dieselbe nicht kannte und — andererseits in dem Drang nach größerer Freiheit, nach einer Neugestaltung der Verhältnisse und liebevollen Annäherung an die Natur, wie sie das scheidende 18. Jahrhundert brachte, konnten auf die Dauer nicht bestehen; sie mußten den Kampf der Meinungen heraufbeschwören und mit dem Siege der stärkeren endigen. — Auf dem sozialpolitischen Gebiete brachte die Revolution die Entscheidung, auf dem Gebiete der bildenden Kunst, also auch der Gartenkunst, die Wandlung des Geschmackes.

England vor allem war es, welches zuerst mit den alten Traditionen brach, welches den ersten Schritt that, sich der Beengung starrer Formen, wie sie überall in Hecken, Wänden, schnurgeraden Wegen und geformten Bäumen vorhanden waren, zu entziehen und die höchste Aufgabe bei der Anlage von Gärten darin zu erblicken, das Bild der Natur zu idealisiren und nicht zu entstellen. Den ersten Versuchen in dieser Beziehung war man schon seit geraumer Zeit nahe getreten, indem man die im französischen Garten vorhandenen Bosketts lichtete und sie durch Errichtung kleiner Bauwerke zu einem angenehmen Aufenthaltsorte machte, indem man dem Bedürfnisse, die scharfen Ecken der rechtwinkeligen Wege abzuschneiden, Rechnung trug und letzteren mehr eine gewundene Form gab, und endlich mit der Erweiterung von Fernsichten die Schöpfung von Ruhepunkten verband, von denen aus das Auge unbeschränkt über die innerhalb wie außerhalb des Parkes liegenden Landschaftsbilder schweifen konnte.

Das gerade in jener Zeit vorhandene Intereſſe an landſchaftlicher Schönheit, welches durch die Werke der Pouſſins, des Claude Lorrain und Ruysdale und nicht minder durch den Anblick der kunſtvollen Gobelintapeten, wie ſie die Schlöſſer der Fürſten und des Adels ſchmückten, auf das wärmſte angeregt wurde, wirkte in Verbindung mit den zündenden Worten damaliger Dichter und Philoſophen, durch die Schriften Lord Bacons von Verulam, durch Miltons „Verlorenes Paradies", in welchem er durch die Beſchreibung des Gartens Eden das Naturgefühl erweckte, und durch Rouſſeaus leidenſchaftliche Sprache des Herzens, welche die Rückkehr zur Natur predigte, äußerſt belebend auf die neue Idee. Dem erſten kräftigen Anſtoß zum Umſturz des Geſchmackes am Regelmäßigen folgten weitere ähnliche Verſuche durch die im Anfange des 18. Jahrhunderts lebenden Dichter Addiſon und Pope; namentlich durch Letzteren, welcher ſowohl durch Darlegung von Gründen gegen den alten Geſchmack, wie durch ſeine Aufforderung zum Studium der Natur kräftig für die Reform eintrat, und endlich gelang es Kent, dem talentvollen Maler, das, was die Worte ſeiner beiden Vorgänger als Ideal des geläutertſten Geſchmackes bezeichnet hatten, auf die reale Grundlage der Praxis zu ſtellen.

Den dilettantiſchen Verſuchen wurde ein Ende bereitet, der Garten, welcher ſein Daſein jetzt dem ausgereiften Verſtändniß für wirkliche Naturſchönheit dankte, zu einem Kunſtwerk erhoben und der Weg von der Manier zur Freiheit für immer eingeſchlagen. Verlockte derſelbe auch noch Manchen, der ihn begeiſtert betrat, zu bedenklicher Abſchweifung, z. B. den talentvollen Landſchaftsgärtner Brown, welcher begann, mit einer gewiſſen Kühnheit in großem Stile zu arbeiten, dabei aber in den Fehler verfiel, daß er bei ſeinen Anlagen die maleriſche Weiſe der Waldnatur unberückſichtigt ließ und jene Verbindungen,

welche die Beschattung und Beleuchtung schön und wirkungsvoll machen, nicht zu finden vermochte, so konnte das einmal gesteckte Ziel doch nicht mehr aus den Augen verloren werden. Sowohl Humphrey Repton, einer der talentvollsten Schüler Browns, wie vor allem der Königliche Baumeister William Chambers, welcher am klarsten die Irrwege der jungen Kunst erkannte und für ihre fernere Ausübung bestimmte Grundsätze schuf, namentlich die Eigenthümlichkeit der chinesischen Gärten, welche er kennen gelernt hatte, berücksichtigte, gestalteten ihre Schöpfungen immer wirkungsvoller. Sie kamen mit denselben der neuen Geschmacksrichtung so verständnißvoll entgegen, daß ihre Manier künftig nicht allein in England, sondern bald auch im übrigen Europa adoptirt wurde und bei der Neuanlage von Gärten durchweg zur Anwendung gelangte.

Die Grenze der Regelmäßigkeit auf dem Gebiete der Gartenkunst war auf diese Weise überschritten. Die großen Grundprinzipien Kents — Perspektive, Abwechselung von Licht und Schatten, Baumgruppen zur Unterbrechung großer Wiesenflächen, sowie sanft gewundene Bäche, welche sich durch die Landschaft schlängelten — hatten trotz der Verirrung Browns, welcher die Anlagen von neuem durch Mauern zu isoliren suchte, dauernde Geltung behalten, und das ideale Vorbild eines landschaftlichen Gartens mit den Grundzügen des Natürlichen und Künstlichen, aber auch all den geistvollen Details, wie sie die vorher genannten großen Männer hineingetragen hatten, war geschaffen. Sehen wir nun weiter, wie es die Mitlebenden in England sowohl, als auch im Ausland, namentlich in unserem Vaterlande, auffaßten und danach arbeiteten.

Ehe noch die englischen Gärten im neuen Stil fertig waren, als man noch in der Zeit der Versuche stand, ahmte man sie bereits überall nach. Die Sucht, sich das Fremde anzueignen und das Herkömmliche beiseite zu schieben, gewann ebenso

rasch die Oberhand, wie das seiner Zeit unter dem Regiment des französischen Stils geschehen war. Wie damals durch Le Nôtre das Imitationsfieber angefacht wurde, ergriff auch jetzt die Grundbesitzer das heftige Verlangen, ihren Garten so schnell wie möglich in eine englische Anlage umzuwandeln, und wie man zu jener Zeit Großes nach einem kleinen Maßstab auszuführen suchte und nur ein lächerliches Abbild der imposanten Originale zu stande brachte, so verfiel man auch jetzt in denselben Fehler.

Die Kunst, englische Gärten anzulegen, schien ja so leicht, daß sie jeder Dilettant, jeder Gutsbesitzer, der ein Stück Wald in der Nähe seines Schlosses hatte, glaubte ausüben zu können; was fragte man nach den idealen Grundsätzen der englischen Gartenarchitekten, die ja überhaupt nur unter den gegebenen Verhältnissen zur Anwendung gelangen konnten? Es genügte, daß man denselben einigermaßen gerecht wurde, daß man halbwegs einen Wechsel von Wald, Wiese und Wasser schaffte und die sich ergebenden Lücken dann mit allerhand lächerlichem Beiwerk ausfüllte. Neben dem Ausschmücken von Tempeln, Schirmen und Einsiedeleien waren Inschriften an Bäumen und auf Säulen unentbehrlich, eine Fülle von romantischen Ideen suchte man in Felsen, Grotten und Höhlen auszudrücken, und bis zu welcher Höhe sich die alberne Sucht verstieg, durch die Kunst kümmerlich zu erreichen, was die Natur versagt, beweisen zwei Satiren, von denen die eine:

„Andurch wird männiglich gebeten,
Den Berg allhier nicht breit zu treten,
Man lasse nirgends Hunde laufen,
Sie möchten sonst den See aussaufen" — —

die Spottgeburt künstlich aufgeworfener Berge und dürftiger Wasseranlagen geißelt; die andere aus dem Goetheschen Scherzspiel „Die geflickte Braut":

„So verſtecken wir zum Exempel
Einen Schweineſtall hinter einem Tempel,
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradewegs ein Pantheon,
Die Sache iſt, wenn ein Fremder d'rin ſpaziert,
Daß alles wohl ſich präſentirt,
Wenn's dem dann hyperboliſch dünkt,
Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus;
Freilich — der Herr vom Haus,
Weiß meiſtens, wo es ſtinkt" u. ſ. w.

die Scheingebäude von bemalten Brettern, welche maſſiv gebaute Häuſer, Tempel u. ſ. w. darſtellen ſollten, verſpottete.

Doch es wäre ungerecht, zu behaupten, daß ſich die Allgemeinheit dieſer Verirrung ſchuldig gemacht, daß ohne Ausnahme dieſe Parkmanie die Gebildeten jener Zeit ergriffen hätte. Es entſtanden damals neben pygmäenhaften Schöpfungen auch bedeutende Gärten, die Mehrzahl der älteren Parks in landſchaftlichem Stil ſtammt meiſtens aus den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts, und auch Deutſchland fand ſeinen Repton, welcher den Gartenkünſtlern die richtigen Wege zeigte und geſunde Regeln gab.

Chriſtian Cajus Laurenz Hirſchfeld, Profeſſor der Aeſthetik in Kiel, war es, welcher 1777 durch ſeine Schriften, darunter ſein Werk über die Theorie der Gartenkunſt, erfolgreich für den engliſchen Gartenſtil wirkte. Auf eigenen Füßen ſtehend, fand er nicht allein den richtigen Maßſtab für die Anlage eines landſchaftlichen Gartens unter kleinen Verhältniſſen, ſondern wußte auch unter theilweiſer Beibehaltung der regelmäßigen Form und Vermiſchung des alten mit dem neuen Stil Geſichtspunkte zu eröffnen, von denen aus fortan viele deutſche Gartenkünſtler eine ſegensreiche Thätigkeit entwickeln konnten. Hirſchfeld lebte und wirkte noch am Ende einer Zeit, wo der Schwärmerei für zarte Freundſchaft, der Freude an der Idylle und ſüßlichen Sentimentalität Thor und Thür

offen ſtanden, und ſeine Anſchauungen und Lehrſätze ſind deshalb nicht unberührt davon geblieben. Das ſchmälert aber ſein Verdienſt, das deutſche Volk in das Verſtändniß für die edle Geſtaltung des Landſchaftsgartens eingeführt und ihm dasſelbe bewahrt zu haben, nicht, und mit Ehrfurcht muß man ihn deshalb auch heute noch als Vorkämpfer der frei ſchaffenden Gartenkunſt in Deutſchland nennen. Ihm und ſeinen Anhängern iſt es zu verdanken, daß nicht alle Reſte der altfranzöſiſchen Gärten der neuen Mode gedankenlos geopfert worden ſind, an ſeine Wirkſamkeit reihen ſich die vortrefflichen Schöpfungen, welche der Gartenfreund in den Parkanlagen von Wörlitz, Kaſſel, Gotha und Weimar bewundert, und in keiner beſſeren Weiſe als in der, daß wir in die ſchattigen Hallen derſelben eintreten und uns in die Zeit ihrer Entſtehung verſetzen, vermögen wir die Wirkſamkeit jener Männer, ſowie die Wandlung des Geſchmackes und das Ringen aus den Feſſeln *veralteter* Formen nach der Höhe freier Anſchauung zu würdigen *und zu* begreifen. Die Kraft unſeres Gedächtniſſes wäre *dabei* ſtark genug, dir, geehrter Leſer, unſere Führung durch die anmuthigen Anlagen von Kaſſel-Wörlitz anzubieten und dich an alle die lauſchigen Plätze zu geleiten, welche dieſe Parks in unvergleichlicher Weiſe darbieten. Wir wollen es aber auf ſolche Probe nicht ankommen laſſen; du kennſt die Stätten vielleicht beſſer, als wir ſelbſt, und unſere Beſchreibung dürfte im Rückblick des dort Erſchauten nur als ſchwacher Abriß desſelben erſcheinen. Geſtatte uns deshalb lieber, daß wir dich an denſelben nach flüchtigem Aufenthalt vorüberführen und dafür an eine Stätte geleiten, die uns viel vertrauter iſt, der wir unſere theuerſten Jugenderinnerungen danken und welche heute, nach vierzig Jahren, ebenſo klar vor unſeren Augen ſteht, wie damals, als wir nach Kinderart bemüht waren, ihre topographiſchen Verhältniſſe gründlich zu ſtudiren. Wir meinen

den Park von Weimar, die Schöpfung Karl Auguſts und Goethes.

Sich von dem Südende der Stadt bis nach dem Dorfe Oberweimar erſtreckend und den Raum zwiſchen der Marienſtraße und dem unter dem Namen „Horn“ bekannten öſtlichen Höhenzug ausfüllend, bildet derſelbe eine Hoch- und eine Tiefebene. Zwei Partien, welche als Mittelachſe einen ziemlich ſteil nach der Ilm zu abfallenden Wald- und Felſenabhang pittoresken Charakters zeigen und ſchließlich in der Nähe des obengenannten Dorfes in einer großen Wieſe auslaufen.

Uns zunächſt der Tiefebene zuwendend, ſo ſei erwähnt, daß dieſelbe mit dem ſogenannten „Stern“ beginnt, einem lieblich-ſchattigen, wenn auch zuweilen etwas feuchten Ort, der ſeinen Namen davon hat, daß alle Wege daſelbſt ſich in Geſtalt eines Sternes konzentriren. Mit ſeinen zahlreich angepflanzten Ulmen, Eſchen, Cypreſſen und Tannen bildet er zweifellos den älteſten Theil des weimariſchen Parkes, ein Bild, das, abgeſehen von dem vorgeſchrittenen Baumwuchs, noch dasſelbe iſt, wie es Goethe geſchaffen hat, und fortlaufend Alle, welche im Gedenken der alten Zeit dieſen Ort betreten, an jene Edlen erinnert, die einſtmals, dem Geſetz des Schönen folgend, hier geſäet und gepflanzt haben.

Als Goethe mit ſeiner Parkſchöpfung begann, ſah es hier noch recht primitiv aus. In der Nähe des Rondells breiteten ſich vier Teiche aus, und zwiſchen dieſen und dem großen Wieſengrund, welcher ſich dicht an den Stern anſchließt, lag einſtmals der alte, häßliche Flößgraben, deſſen Spur man heute noch verfolgen kann. Beide wurden damals zugeſchüttet, der ebenfalls dort liegende Flößplatz aber zu vorerwähntem Wieſenplan umgeändert und dieſer mit Baumgruppen ſo beſetzt, daß er mit den jenſeits der Ilm ſich ausbreitenden Raſenflächen ein harmoniſches Ganze bildete.

Wir richten ſpäter, nachdem wir den oberen Theil des Parkes beſucht haben, unſere Schritte wieder hierher, um eine der weihevollſten Stätten des Parkes, den ſeitwärts liegenden Garten Goethes, zu beſuchen; vorläufig gehen wir aber weiter, überſchreiten die Ilm auf der dort liegenden Naturbrücke und ſteigen, vorübergehend an dem Ausgang einer düſteren Höhle, auf einer zwiſchen cyklopiſch übereinander gethürmten Felsblöcken befindlichen ſteilen Treppe aufwärts zum oberen Theil des Parkes, welcher dort in der Nähe der ruſſiſchen Kirche beginnt. Ehemals befand ſich hier, wo jetzt das Auge auf dem ſaftigen Grün ſanft abgeböſchter Raſenflächen ruht, ein öder Platz, auf welchem die Zimmerleute ihr Bauholz zulegten. Karl Auguſt machte einen Exerzierplatz aus ihm, und Goethe, welchem es unbehaglich ſein mochte, auf ſeinem Wege vom Garten im Stern nach der Wohnung der ihm befreundeten Hofdame Baronin von Stein dieſen ſtaubigen Platz überſchreiten zu müſſen, verleibte ihn ſeiner Parkſchöpfung mit ein.

Dicht neben dieſem Platze lag der „Welſche Garten", der älteſte Theil des weimariſchen Parkes, aus welchem derſelbe urſprünglich hervorgegangen iſt. Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts im franzöſiſchen Stil angelegt, reichte er vom Ende der Marienſtraße bis zur Ackerwand und bot dem Hof ſeit den Tagen Herzog Wilhelms IV., welcher dort, der Ausſicht halber, einen eigenthümlich mit gegängelten Linden bekleideten Hochbau, „die Schnecke" genannt, hatte aufrichten laſſen, reichliche Gelegenheit, ſeine Sommerbälle und Gartenfeſte abzuhalten. Auch den Bürgern war er geöffnet, und namentlich vom zweiten Pfingſtfeiertag bis zu Michaelis verſammelte ſich in ſeinen ſchnurgeraden Gängen und Alleen Sonntag nachmittags bis um 10 Uhr die feine Welt von Weimar, um ſich dort à la mode dem Genuß eines vergnüglichen Vauxhall hinzugeben. Klaſſiſche und profane Muſik ertönte, ein Cafetier, welcher

während des Sommers im nahegelegenen fürſtlichen Stallgebäude eine Wirthſchaft offen hielt, erquickte die Durſtigen, und politiſche Kannegießerei, wie der Austauſch kritiſcher Urtheile über den lieben Nächſten ſtillten das Bedürfniß nach gemüthlicher Ausſprache.

An dieſen Garten ſchloſſen ſich im Süden weitere Privatgärten und darüber hinaus war der Boden zum Theil mit Tabakpflanzungen bedeckt, zum Theil anderen Kulturen dienſtbar gemacht. Alle dieſe Pracht an Taxuswänden und ſchnurgeraden Wegen mußte aber natürlich der Parkidee, welche Goethe und Karl Auguſt mit Unterſtützung der beiden Hofgärtner Reichert und Sckell zu verwirklichen ſuchten, zum Opfer fallen. Goethe in ſeinem Streben, die Rouſſeauſche Sehnſucht nach der Natur in poetiſcher und künſtleriſcher Weiſe zu bethätigen, konnte dieſes Stückchen Unnatur in ſeiner Schöpfung nicht brauchen; es fiel alſo dem Schickſal anderer franzöſiſcher Gärten anheim und wurde ſamt den übrigen Grundſtücken mit zu der Anlage benutzt, welche nunmehr auch das linke Ilmufer bedeckte.

Wunderbar geſtaltete ſich unter den Händen dieſer berühmten Meiſter die liebliche Schöpfung. Durch Einfügung paſſender Staffagen — hier durch eine Ruine, dort durch einen mit Epheu bepflanzten gothiſchen Bau, weiter ſüdlich durch die antike Formenſchöne des römiſchen Hauſes — ſprach ſich ihr Kunſtſinn aus, und die weiſe Vertheilung der landſchaftlichen Szenen, der anmuthige Wechſel ſanft abgetönten Buſchwerkes mit dem tiefen Ernſt dunkler Koniferengruppen zeugte von ihrem Verſtändniß für wahre Naturſchönheit. — Wieland hat recht, wenn er dieſe köſtlichen Anlagen „Goethes Gedichte“ nennt, und ebenſo Frau von Wolzogen, wenn ſie ausſpricht, daß man dem Naturſinn des Genius, der ein ſo gefälliges Ganze in einer weder durch Mannigfaltigkeit der Formen, noch durch eine reiche Vegetation ausgezeichneten Gegend anzuordnen

verſtand, den größten Dank ſchuldig ſei. Das kleine Ilmthal, in welches wir bei dem römiſchen Haus wieder herunterſteigen, mit ſeinen gewundenen Gängen und anmuthigen Ruheplätzen, den Orten ſtiller Mittheilung zwiſchen Goethe und ſeinem fürſtlichen Jugendfreund, erweckt thatſächlich das überzeugende Bewußtſein, daß ein fühlendes Herz dieſe Anlagen geſchaffen habe.

Aber nicht bloß den Prinzipien des großen Gartenkünſtlers Kent, nach welchen, wie bereits vorher bemerkt, wirkungsvolle Perſpektive, Abwechſelung von Licht und Schatten, ſowie große Wieſenflächen mit Baumgruppen unerläßliche Schönheitsattribute eines Parkes ſind, ſuchte man bei Anlage des weimariſchen Geltung zu verſchaffen; auch das, was Chambers an den Gärten der Chineſen zu rühmen weiß und bei Anlage des engliſchen Parkes nachzuahmen empfiehlt: Ueberraſchungen durch wirkungsvollen Wechſel der Szenen, durch Stimmungspartien, wie Höhlen, Felſen, allegoriſche Bezeichnungen u. ſ. w., *fehlten* demſelben nicht. Goethe, der, wie wir früher ſchon erwähnten, ſeine Parkſtudien hauptſächlich in Wörlitz, wo er oft mit Karl Auguſt zum Beſuche war, gemacht und dort den Effekt kennen gelernt hatte, welchen ſolche Stimmungsbilder hervorzurufen geeignet ſind, mochte ſie nicht miſſen. Obgleich er gegen das Extrem ihrer Anwendung ſatiriſch vorging, wies er ihnen doch gern auf dem zwiſchen der Hoch- und Tiefebene des weimariſchen Parkes hinziehenden Abhang, welcher in einem ſeiner Theile den kurioſen Namen „Die kalte Küche“ führt, paſſende Plätze an, und heute noch, wenn wir an ihnen vorübergehen, hier an einer gähnenden Höhle, dort, wo uns von einer Steintafel die Goetheſchen Verſe begrüßen:

„Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im ſtillen begehrt!“

und weiter abwärts, wo ein mächtiger Felsblock mit der In-

ſchrift: „Francisco Dessaviae Principi“ als ſogenannter Point de vue aufgerichtet iſt, fühlen wir wie Goethe und Karl Auguſt nicht allein durch geiſtvolle Erfaſſung des Ganzen, ſondern auch durch die äſthetiſch rationelle Anordnung des Einzelnen, Großartiges als Landſchaftsgärtner geleiſtet haben.

Den Felſenabhang entlang und der Ilm ganz nahe, auf demſelben Wege, wo einſt Schiller ſein Ruheplätzchen aufſuchte und Wieland ſich der ungeſtörten Einſamkeit hinzugeben pflegte, wandeln wir jetzt weiter durch hohe Eſchengänge hinab nach dem Borkenhäuschen (Klauſe oder Einſiedelei), der Stelle, von welcher aus wir unſere Wanderung begonnen haben. Lautloſe Einſamkeit umgiebt uns hier, unter der Macht der Eindrücke ſinkt unſer Empfinden hinab zur Tiefe ſtiller Träumerei, und ſelbſt das ſchlichte runde weiße Denkmal, vor dem wir plötzlich ſtehen, vermag nicht ſtörend auf unſer Denken und Fühlen einzuwirken. Bei dem Bilde der Schlange, die ſich um dasſelbe windet, und den Worten „Genio hujus loci“, die es zieren, fühlen wir vielmehr, daß wir uns an einem Orte befinden, welcher durch theure Erinnerungen geheiligt iſt. Wir ſetzen unſeren Weg nicht eher fort, als bis wir vor dieſem ihr geweihten Altar eine kurze Zeit andächtig geweilt haben, und betreten erſt dann den lauſchigen Winkel, wo, an Felſen geſchmiegt, uns das mit Fichtenrinde bekleidete Häuschen grüßt — der Zeuge unvergeßlicher Stunden, welche jugendfroh ein großherziger Fürſt mit ſeinen Freunden hier verlebt hat, die Stätte, welche mit der eigentlichen Entſtehungsgeſchichte des weimariſchen Parkes am engſten verbunden iſt.

Hier war es, wo Goethe in der Nähe der kleinen Klauſe, welche er eigens zu dieſem Zwecke hatte bauen laſſen, im Sommer 1778 zur Feier des Geburtstages der Herzogin Louiſe jenes Feſt gab, welches er in ſeinen Werken beſchreibt, und in dem er den Hof mit einem von Seckendorf gedichteten

Dramolet begrüßte. An der Spitze einer Schar weißgekleideter Kamaldulenſer Mönche empfing er die Herzogin und führte ſie mit ihrem Gefolge in die enge Klauſe, um ſie dort auf irdenen Tellern mit Bierkaltſchale zu bewirthen; als ſich aber bei der dürftigen Mahlzeit der erlauchten Gäſte eine gewiſſe Befangenheit bemächtigte und die Frau Oberhofmeiſterin Gräfin Gianini die Naſe rümpfte, öffnete er plötzlich die hintere Thüre, lud ſeine Kloſtergäſte mit den Worten:

„Der Platz iſt erſehen,
Wenn's Ihnen gefällig iſt, wollen wir gehen"

ein, ihm zu folgen, und führte ſie auf den vor der Klauſe liegenden Platz, wo unter Bäumen eine fürſtlich ausgeſtattete Tafel ſtand und die Klänge einer unſichtbar aufgeſtellten Kapelle zum Genuß eines Gartenfeſtes, ſo reizvoll, wie es wohl noch ſelten hier gefeiert wurde, einluden.

Mit dieſem Louiſenfeſt begann die Epoche der Parkanlage, und wenn wir noch eines anderen früheren Vorganges *gedenken*, welcher ebenfalls als Motiv für dieſelbe aufgeführt wird, in Wirklichkeit aber nur die Schaffensfreudigkeit Goethes dämpfte und ihr für kurze Zeit eine ſchwärmeriſche Richtung gab, ſo geſchieht es hauptſächlich deshalb, um den Leſer einen Blick in die tiefe Gemüthswelt thun zu laſſen, aus welcher heraus damals der junge Goethe dichtete und geſtaltete. Am 17. Januar 1778 fand man nämlich in der Nähe des damaligen Floßwehres die Leiche eines Fräulein von Laßberg, die ſich aus Verzweiflung unerwiderter Liebe in der Ilm ertränkt hatte. Der Tod dieſes jungen Mädchens, welches „Werthers Leiden" bei ſich trug und deren Leiche man zunächſt in jenes Palais ſchaffte, welches Frau von Stein bewohnte, machte auf Goethe den tiefſten Eindruck. Nicht allein, daß er ſich in Troſtgründen erſchöpfte, mit denen er liebevoll die armen Eltern aufzurichten ſuchte, er ſelbſt opferte ſeinem Schmerz eine

Reihe Tage, die er gedankenvoll am Orte der That zubrachte, und gelangte endlich zu dem Entſchluß, der Frühentſchlafenen ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Sein Platz ſollte nicht dort ſein, wo die Aermſte den Tod gefunden hatte, weil man da weder hintreten und beten, noch lieben ſoll, aber dort, wo am linken Ufer der Ilm ſich düſtere Felſenmaſſen aufthürmen, von wo aus man die letzten Pfade der Unglücklichen und die Stätte ihres Todes überſehen konnte, war er eifrig bemüht, mit Hülfe des Hofgärtners den Felſen aushöhlen zu laſſen und einen ſeiner Abſicht dienenden Platz zu ſchaffen. Zur Ausführung kam der Gedanke freilich nicht, dafür wurde aber im Verlaufe desſelben bei Goethe die Idee lebendig, die Umgeſtaltung des Felſenufers weiter zu verfolgen. Es entſtanden auf dieſe Weiſe die Anlagen vom römiſchen Haus bis zur Einſiedelei, und von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet darf man wohl den Laßbergſchen Fall mit als treibendes Motiv zur Anlage des weimariſchen Parkes gelten laſſen.

Die Idee derſelben beſchäftigte Goethe im Laufe des ganzen Jahres 1778. „Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß. In meinem Thal wird es immer ſchöner", ſo ſchrieb er an Merk, und andrerſeits Wieland ebenfalls an dieſen: „Komm, wenn die Nachtigall ſingt, damit du Freude findeſt an den Poeſien, welche Goethe diesſeits und jenſeits der Ilm geſchaffen hat. Verwichenen Sonnabend," ſo fährt er fort, „waren wir bei Goethe, der die Herzogin eingeladen hatte, um ihr die neuen Anlagen zu zeigen. Wir ſpeiſten in einer kleinen, gar holden Einſiedelei, und eben gegedachten wir eines unbedeutenden Streites, den vor kurzem die Herzogin mit mir und Einſiedel über Rembrandt gehabt, da öffnete ſich die Thür, und ſiehe, durch geheime Anſtalt des Archimagus ſtellte ſich ein Anblick dar, der mehr einer realiſirten dichteriſchen Viſion, als einer Naturſzene ähnlich ſah:

das ganze Ufer der Ilm war im Rembrandtſchen Geſchmack beleuchtet — in einem wunderbaren Zaubergemiſch von Hell und Dunkel zeigte ſich uns die Landſchaft, und die Herzogin, wie wir Alle waren entzückt."

Auch Karl Auguſt in ſeiner Theilnahme an Goethes Wirken liebte dieſes Stückchen Erde von ganzem Herzen. Hier in der faſt dürftig ausgeſtatteten Einſiedelei hielt er ſich oft Tag und Nacht auf, und hierher mußten ſich auch ſeine vortragenden Räthe bemühen, um ihrem fürſtlichen Herrn zu referiren. Da ſaß er denn oft bis in die ſpäte Nacht und ſchrieb und träumte den ſchönen Traum der Jugend; ſo ganz allein, mitten in der treibenden Natur, fand er die rechten Worte und den rechten Weg zum frohen Bewußtſein ſeiner Menſchen- und Manneswürde. Es iſt Einem ja nicht größer zu Muth, ſchrieb er dort einmal an Knebel, als wenn man die Sonne ſieht untergehen und aufgehen, es kühl werden fühlt, und das alles für ſich, ſo wenig der Menſchen halber.

Freilich mochte es manchmal auch beſonders heiter-romantiſch in der Einſiedelei und ihrer Umgebung zugegangen ſein. Goethe, der Herzog und Webel liebten es, dort ihr Mittagsmahl einzunehmen, und wenn der Abend beſonders ſchön war, verbrachten ſie ihn — manchmal allein — zuweilen aber wohl auch, wie Wieland mit ſchelmiſchem Lächeln andeutet, in Geſellſchaft der einen oder anderen Göttin oder Halbgöttin. Der Dichter des „Oberon" erzählt uns das in ſeiner angenehmen Plauderweiſe und gedenkt dabei einer Begegnung mit dem Herzog, Goethe und der ſchönen Corona Schröter, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer Geſtalt und ihrem ſimplen und doch raffinirten inſidiöſen Anzug wie die Nymphe dieſer anmuthigen Felſengegend ausgeſehen habe.

Unmittelbar in der Nähe dieſer romantiſchen Klauſe, am Fuße des Horns und dicht am Stern, von dem aus wir unſere

Wanderung begonnen hatten, war es nun, wo Goethe zwei Jahre vorher, am 21. April 1776, zunächſt als Gaſt des Herzogs Karl Auguſt ſein ſtilles Heim gründete. Er hatte dieſen lieblichen Erdenwinkel, der ſo ganz abſeits von der Stadt lag, beim erſten Anblick lieb gewonnen. Seine geſchützte Lage und die Stille ſeiner Umgebung, in welcher nur ſelten der Schritt eines nach Oberweimar wandernden Fußgängers oder von Zeit zu Zeit die Glockenſchläge des weimariſchen Schloßthurmes widerhallten, gefielen ihm ſo ausnehmend, daß er das Verlangen, ihn zu beſitzen, nicht zu unterdrücken vermochte. Karl Auguſt hörte davon und that ſofort Schritte, Goethes Wunſch gerecht zu werden. Bertuch, ſein Privatſekretär und Vertrauter, war Beſitzer des Grundſtückes und — Bertuch, hieß es eines Tages: „Ich muß Deinen Garten haben.“ — „Aber Durchlaucht, wie ....“ „Kein Aber!“ unterbrach ihn der junge Fürſt, „ich kann Dir nicht helfen, Goethe will ihn haben, er kann ohne ihn nicht leben,“ und — Bertuch gehorchte. Er trat ihn gegen eine anſtändige Entſchädigung an ſeinen fürſtlichen Herrn ab, aus deſſen Händen ihn dann Goethe zum Geſchenk empfing.* Für die Einrichtung des Gartens, ſowie des kleinen Hauſes, welches unten ein Zimmer nebſt Flur und Küche und oben ebenfalls eine Wohnſtube mit zwei kleinen engen Seitenkabinetts enthielt, ſorgte Karl Auguſt, die Ausſtattung der Zimmer wurde dem Theatermeiſter Riedinq, welcher ſie nach „antiker Form“, wie er ſich in der Rechnung ausdrückte, fertigſtellte, übertragen, und am 21. April 1776, wie oben bemerkt, zog Goethe, glücklich, ein Stückchen Erde ſein eigen nennen zu können, als ſtiller, anſpruchsloſer Bewohner ein.

* Nach neueren Ermittelungen des großherzoglichen Archivdirektors Dr. Burkhardt ſoll Bertuch nicht der Beſitzer des Gartens, ſondern nur der Vermittler beim Ankauf desſelben geweſen ſein.

Hier verfloſſen ihm im innigen Verkehr mit der Natur, unter treueſter Pflege der Liebe und Freundſchaft, welche ihn mit theuren Menſchen verband, ſieben köſtliche Jahre, und von hier aus flogen die Boten ſeiner Liebe hinüber nach dem Palais, welches die ſeinem Herzen ſo theure Frau von Stein bewohnte. Die meiſten kleinen Gedichte, in denen er der Freude an ſeinem Garten Ausdruck giebt, hat er an dieſelbe gerichtet, und wie ihn die Liebe zu dieſer ſeltenen Frau erfüllte, ſo verlieh ſie auch ſeinem Stillleben eine köſtliche Weihe und beglückte ihn, wenn er hier dichtete, träumte und pflanzte.

Anſpruchslos und früh geübt in der Kunſt, ſich die Genußfähigkeit durch Einſchränkung ſeiner Bedürfniſſe zu erhalten, erwuchſen ihm in der Pflege ſeines Gartens die reinſten Freuden. Wie er noch als 82jähriger Greis Eckermann gegenüber bekannte, daß eine Umgebung von geſchmackvollen Möbeln ſein Denken aufhöbe und ihn in einen paſſiven Zuſtand verſetze, ſo ließ er ſich auch als junger Mann an dem Wenigen *genügen*, was ihm freundſchaftliche Fürſorge hier geboten. — *Hab'* ein kleines Gärtchen vor dem Thor an der Ilm, ſchöne Wieſen in einem Thal. Iſt ein altes Häuschen darin, das ich repariren laſſe. Alles blüht, alle Vögel ſingen. So ſchrieb er an Auguſte, die Schweſter der Grafen von Stollberg, und dann wieder in ſein Tagebuch: „Ich aß mit dem Herzog, nach 2 ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich ſo oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinſten Glückſeligkeiten verdanke. — Nun iſt wieder ein ſchöner Tag, 12 Uhr in meinem Garten, da laß ich mir von den Vögeln etwas vorſingen und zeichne Raſenbänke, die ich will anlegen laſſen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn möge anfangen zu tragen und zu leiden." — Auch von ſeinen kleinen Hausſorgen und wie er dieſelben zu überwinden bemüht geweſen iſt, berichten uns die Blätter ſeines

Tagebuches. „Süßer Morgen", hebt eines derſelben an. „Habe Arbeiter in meinem Garten und Maurer im Haus, welche bis zur Nacht gearbeitet haben. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin-Mutter und der Prinz da und waren guten lieben Humors. Als Alles weg war, habe ich dann ſo herumgehausvatert, habe ein Stück Braten gegeſſen und mit meinem Philipp von ſeiner und meiner Welt geſchwatzt. — Mit derſelben Geduld ertrug er auch die Unbilden, die mit dem Ausbau ſeines kleinen Häuschens verbunden waren. Unter Pochen und Klopfen dachte und dichtete er weiter, ohne Fenſter und Thüren ſchlief er, in den Mantel gehüllt, auf einem trockenen Flecken der Altane, und als ſein Tusculum fertig geworden, meldet er es glücklich der Frau von Stein, als habe ſich das größte Ereigniß ſeines Lebens vollzogen.

So lebte er weiter. Im Frühling dem Sommer entgegenarbeitend, und den treuſorgenden, an ſeiner Seite ſchaffenden Gärtner mit den Worten grüßend:

„Gott ſegne mir den Mann
In ſeinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lock'res Bett dem Samen zu bereiten."

Im Sommer die Pflichten eines wundermilden Wirthes erfüllend und dann wieder die feierlichen Stunden ſüßer Beſchaulichkeit als Dichter nützend. Hier verſammelte er oft die ihm Liebſten aus der weimariſchen Geſellſchaft, den drolligen Freiherrn von Seckendorf, den gutmüthigen, plauderhaften Wieland, Frau von Stein und die ſchöne Corona Schröter. Viele ſeiner Werke: Die erſten Bücher von Wilhelm Meiſter, die Briefe aus der Schweiz, der erſte Akt der Iphigenie, Auf Miedings Tod und das herrliche Gedicht „Ilmenau" entſtanden oben in der kleinen Eckſtube, und wie ſo ganz die Liebe zur Freundin ihn erfüllte und verklärend ſeine Einſamkeit erhellte, verrathen

uns heute noch in seinem Garten die in Felsen gegrabenen Worte:

Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten,
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein,
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen....

Fünfzig Jahre lang sah er so, was unter seinen Augen und von seinen Händen gepflanzt war, wachsen und gedeihen, hierher flüchtete er sich, wenn die Banden der Protokolle und Akten sein Gemüth bedrückten, und hier rief er, als das Alter die Stunden stiller Betrachtung brachte und seine Blicke rückwärts wandte, die fernen Gestalten zu sich, welche nach und nach seinen Augen entschwunden waren.

Fünfzig Jahre hatten auch sonst noch das Bild verändert, was er einst begeisterungsvoll längs der Ilmufer entfaltet hatte; die zarten Schößlinge, die er gepflanzt, waren seinen Händen entwachsen, und der freie Blick, den er früher von seinem Garten aus nach der Wohnung der geliebten Freundin oder nach der Einsiedelei seines Freundes und Gebieters genoß, war durch ihre Kronen versperrt. Auch die kleine Klause hatte ihre Pforten für immer geschlossen. Karl August ließ sich als Ersatz für dieselbe noch vor Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts an den oberen breiten Parkweg, halb auf den nach der Ilm zufallenden Bergabhang gestellt, eine freundliche Sommerwohnung bauen, und nach dieser, welche ihres Stiles halber „Das römische Haus" genannt wurde und Goethe zu den Versen Veranlassung gab:

„Römisch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der echte deutsche Sinn,
Ja der Weltsinn ist Gewinn"

mußten von nun an Diejenigen ihre Schritte lenken, welche Veranlassung hatten, an das seinem Volke zugewandte Herz des edlen Fürsten zu appelliren.

Hier war es denn auch, daß am 3. September 1825, am Tage des 50jährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts, eine große Menge Volks Aufstellung nahm, um den Augenblick zu erwarten, wo sie ihren geliebten Landesvater begrüßen konnte. Eine Kantate von Hummel leitete den festlichen Morgen ein, dann öffnete sich unter der Säulenhalle die breite Portalthüre, und ohne Unterschied empfing nun der leutselige Fürst alle Diejenigen, welche sich ihm glückwünschend nahten: den hohen Würdenträger, wie den schlichten Mann aus dem Volke und — Goethe, den geliebten Jugendfreund. Als der Großherzog ihn erblickte, faßte er seine beiden Hände und sprach mit gerührter Stimme: Bis zum letzten Hauch zusammen! Dann fügte er hinzu: Seien wir uns aber auch dankbar bewußt, daß uns heute erfüllt wird, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb':
Ermüde nicht,
Wenn dies noch blieb."

Das Doppelte und Dreifache gab mir, was ich gegeben, antwortete Goethe in tiefer Bewegung, und trat dann, vom Großherzog umarmt, in eine Fensternische, um mit demselben erinnerungsselig der schönen Tage ihrer Jugend zu gedenken.

Hier war es aber auch, wo drei Jahre später, begleitet von dem über die Gipfel der Parkbäume herüberklingenden Trauergeläute der Glocken Weimars, ein ernster Zug hielt. Man brachte die Leiche des auf einer Reise plötzlich verstorbenen Fürsten und setzte sie in den Räumen des römischen Hauses so lange bei, bis die ihrer Vollendung entgegengehende Fürstengruft, deren Bau inmitten des neuen Gottesackers Karl August vor seinem Tode noch angeordnet hatte, fertig war. Dort, mitten unter seinen Bürgern, fand er dann die letzte Ruhestätte

und dort, in derselben Gruft, ganz in seiner Nähe, an der Seite Schillers, ruht seit 1832 auch der geliebteste Freund seines Lebens — Wolfgang Goethe.

Wir wenden uns nun noch einmal der Lieblingsschöpfung derselben, dem Park von Weimar zu. Nach Karl Augusts Tod scheint derselbe längere Zeit die sorgsame Pflege, deren Walten sich bei solchen Anlagen darin zeigt, daß einer Entfesselung des Baumwuchses vorgebeugt wird und der feine Schwung seiner Fernsichten erhalten bleibt, entbehrt zu haben. In der Erkenntniß dieser eingetretenen Wandlung wurde deshalb der Rath des Fürsten Pückler-Muskau eingeholt und auf dessen Empfehlung der verdienstvolle Landschaftsgärtner Petzold berufen. Was Axt und Spaten — die Hauptwerkzeuge des Erhaltens und Fortschreitens eines Landschaftsgartens — versäumt hatten, wurde nun nachgeholt, durch verständige Ausholzung dem Park wieder Licht und Leben verliehen und, wie wir nach den Schriften Petzolds glauben annehmen zu dürfen, auch, dem Prinzip Pückler-Muskaus entsprechend, die Wirkung des Wassers durch passende Anpflanzungen am Ufer der Ilm gesteigert. — Seitdem, namentlich unter der Pflege des jetzt regierenden Großherzogs Karl Alexander, der, wie allen großen Traditionen Weimars, auch denjenigen, welche mit dem Park verbunden sind, ein Hüter und Bewahrer ist, hat derselbe sein ursprüngliches Bild nicht wieder verändert. Wie einst Goethe und Karl August, als sie die erste Skizze von demselben entwarfen, bei Anlage der stimmungsvollen Waldpartien, der düster umschatteten Felsenwege und der lieblichen Wiesengründe des Ilmthales, von der Absicht geleitet wurden, einen Naturaccord erklingen zu lassen, der gleich wirkungsvoll in der Seele der Bedrückten, wie im Herzen der Glücklichen widertönen solle, pflanzt sich auch heute noch, je nach der Stimmung des Besuchers und der Stätten, die er betritt, in seiner Brust der Eindruck fort, welchen die

liebliche Parkschöpfung auf ihn macht. Seinen schmerzlichen oder freudigen Empfindungen begegnend, beherrscht sie dieselben ganz, steigert sie aber nicht bis zur Ermüdung, sondern führt sie unter der Einwirkung harmonisch wechselnder Bilder in den Zustand tiefer Seelenruhe zurück. Und so verlassen auch wir den klassischen Hain, hoffend, daß seine Nymphen nicht ermüden werden, „Jeglichem zu geben, was er im stillen begehrt", daß noch lange die Wipfel seiner Eschen und Linden über Denen rauschen mögen, welche sich hierher wenden, um unter ihnen andachtsvoll im Gedenken einer großen Zeit zu wandeln, und daß niemals der Tag komme, wo, um mit Werther zu reden, ein Hund den ersten Schlag nach diesen Bäumen thut. — —

So haben wir die drei Hauptepochen, welche die Geschichte der bildenden Gartenkunst aufweist, in ihren bedeutendsten Schöpfungen vorgeführt und zugleich versucht, die Rückwirkung der Ideen, welche sie begleiteten, auf unser engeres Vaterland, in der Schilderung dreier uns zum Theil wohlbekannter Anlagen darzulegen. Wir haben die Wandlungen ins Auge gefaßt, welche die Gärten im italienischen Stil seit den Tagen der Renaissance bis zur Zeit ihrer Ausartung ins Barocke und Groteske, durchmachten und die Spuren ihrer Herrschaft verfolgt, welche uns aus den Prachtanlagen der Villa Aldobrandini in die stillen Laubengänge des Schloßgartens von Arnstadt führten. Wir sind ferner denselben Weg in Betrachtung der reformatorischen Thätigkeit eines Le Nôtre gegangen, indem wir im Hinblick auf Molsdorf bemüht waren, die Gegensätze zwischen den im großen französischen Stil angelegten Gärten und den pygmäenartigen Nachahmungen in Deutschland zu beleuchten, und haben endlich versucht, in der Beschreibung des weimarischen Parkes und seiner landschaftlichen Schönheiten die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß schließlich der Freiheit in der

bildenden Gartenkunſt der Sieg über das Syſtem ſtarrer Regelmäßigkeit zufallen mußte.

Bildete aber auch dieſe Aufgabe das Hauptziel unſerer Arbeit, ſo war der Verſuch, ſie zu löſen, wir geſtehen es offen, doch nicht die einzige Anregung, welche uns bei Beginn derſelben die Feder in die Hand drückte. Ein viel anmuthigerer Gedanke begeiſterte uns vielmehr zu derſelben, und das war der Wunſch, in den gegebenen Beiſpielen nachzuweiſen, daß der Garten, je nach der Stufe ſeiner künſtleriſchen Anlage, zwar beſtimmt iſt, unſer äſthetiſches Gefühl zu befriedigen, ſein höchſter Werth aber darin beſteht, daß er die liebliche Enge, den ſtillen Hafen bildet, in welchen wir uns jederzeit vor den Stürmen des Lebens flüchten können.

Ob der geehrte Leſer darin mit uns übereinſtimmt, vermögen wir nicht zu ſagen, wir hoffen aber, daß er zu dieſer Ueberzeugung gelangt iſt, wenn er im Laufe unſerer Schilderung geſehen hat, daß es immer und immer wieder der *Naturfriede* war, welcher, hier in dem kriegsgewohnten Fürſten, die Sehnſucht nach der Heimath wach erhielt, dort den überſättigten Epikuräer zur Weltflucht veranlaßte, und endlich unſeren Goethe, als er in der Ferne ſeines Gartens gedachte, zu den Worten begeiſterte:

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus.
Von Thür zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt.
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Schlußbemerkung.

Als grundlegendes Material zu vorstehender Arbeit sind zum Theil nachfolgende Werke von mir benutzt worden:

„Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt“ von H. Jäger.

„Weimars klassische Stätten“ von R. Springer.

Desgl. von J. Wahle.

„Fürst Hermann von Pückler-Muskau“ von E. Petzold.

„Weimar und Jena“ von A. Stahr.

„Kurtzgefaßte Memoire von Leben und Taten des Weyland Hochgeb. Graffen und Herrn H. Guntheri zugen. Bellicosi Grafen zu Schwarzburg“ von Imanuel Webern (1720).

„Graf Gustav Adolf von Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrich des Großen“ von Dr. A. Beck.

„Beiträge zur Geschichte des Gartenbaues in Thüringen, insbesondere in Schwarzburg“ von Th. Irmisch.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soeben ist erschienen:

Frankreich an der Zeitwende.

Von

* * *

Über 300 Seiten 8°. **4** Mark.

Soviel auch schon über das moderne Frankreich erschienen sein mag, keine Veröffentlichung enthält so überraschende, von den Meisten ungeahnte Thatsachen, wie das hier angezeigte Werk. Es sind »Enthüllungen«, nicht geschrieben, um Aufsehen zu erregen, sondern von dem in Frankreichs Verhältnisse auf das Genaueste eingeweihten Verfasser dem Leser dargeboten, damit dieser selbst sich die Schlüsse ziehen, die Katastrophe voraussehen möge, die aus den herrschenden Gegensätzen, den tiefgehenden Widersprüchen hervorgehen muss und hervorgehen wird.

Der Inhalt ist kurz folgender: Staatshaupt. — Französische Republik. — Ausdehnung Frankreichs. — Frankreich und das Ausland. — Code Napoléon — Bourgeoisie. — Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Blanquisten. — Wahlen, Wähler, Gewählte. — Orden und Ehrenzeichen. — Heer. — Fremdenlegion. — Späher und Verräther. — Steuerwesen. — Religiöse und andere Regungen. — Pariserthum. — Panama und anderes. — Russland und Frankreich. — Napoleon I. und Jeanne d'Arc. — Schluss. — Nachschrift.

DIE ANARCHISTEN.

Eine kriminalpsychologische und sociologische Studie

von

Cesare Lombroso.

Nach der 2. Auflage des Originals deutsch herausgegeben

von

Dr. Hans Kurella.

Mit einer Tafel und 5 Textabbildungen.

Preis geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 7.—.

Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst,

ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck

in Arnstadt.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1895

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 216.

Die sibyllinischen Bücher in Rom.

Von

Dr. Karl Schultetz,

Oberlehrer in Hamburg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der **Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg** ist erschienen:

Julklapp.

Leeder und Läuschen. Von **Carl Theodor Gaedertz.**

2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Mk. 3.—, fein gebunden Mk. 4.—.

Die „Kieler Abend-Zeitung" rezensirt: Der Verfasser nennt sein Buch „Julklapp!" das ist „eine Mittwintergabe, so Jemand mit viellautem Schall in die Thüre wirft, zween Mal in jedwedem Jahre, am Tage der Geburt unseres Herrn, ingleichen um die Mitte des Augustmondes, am Feste der Himmelfahrt Mariä" — Der Tag der Geburt unseres Herrn, das liebe Weihnachtsfest steht nahe bevor; — möchten denn recht Viele die Gaedertzsche Festgabe in die Thür werfen!

Ein Glück ist es, wenn ein echter Dichter auftritt und durch seine Leistungen beweist, daß die Originale noch nicht ausgestorben sind. Gaedertz ist ein solcher. Er schlägt in den Liedern tiefe und oft ergreifende Töne in formvollendeter Weise an. In den Läuschen begegnen wir einem geschickten humoristischen Erzählungstalent. Das Buch verdient unsere aufrichtige Empfehlung. (Die Gegenwart.)

„In Gaedertz ist ein neuer plattdeutscher Liedermacher aufgetaucht, der die Berücksichtigung des Publikums vollauf verdient. Dieser Poet besitzt etwas ganz Eigenthümliches, er ist zart, innig, wehmüthig und dann drollig und schalkhaft, und handhabt seine Mundart mit einer Eleganz und aristokratischen Feinheit, die in Verwunderung setzt." (Ueber Land und Meer.)

Diese „Leeder und Läuschen", zweite Auflage, habe ich mit Vergnügen durchgekostet. Welches Wohlgefallen ich an der ersten Ausgabe bereits hatte, ist Ihnen bekannt. Ich kann heute nur die Versicherung geben, daß das Neue im „Julklapp"! bei mir nicht geringeren Beifall gefunden als das Alte. Es sind viele echte deutsche Naturlaute und Herzensklänge darin. Das Ganze ist eine Geburt aus durchaus plattdeutschem Geiste heraus. Datt hebben Se good malt!

(Dr. Ernst Ziel, der langjährige Redakteur der Gartenlaube.)

Dree spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Piening.

Mit veele schoine Piller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

Die sibyllinischen Bücher in Rom.

Von

Dr. Karl Schultetz,
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wohl bei allen Völkern finden wir die Vorstellung, daß manche Menschen die Gabe besitzen, den Willen der Götter besser als andere zu erkennen und den Schleier aufzuheben, der die Zukunft verhüllt. Schon im homerischen Zeitalter ist der Seher allenthalben willkommen, auch wenn er nur die Kunst versteht, die von den Göttern gesendeten Zeichen oder fremde Orakel handwerksmäßig zu deuten; aber höhere Ehre erweist man den tiefsinnigen, leicht begeisterten Naturen, die aus unmittelbarer Eingebung eines Gottes reden. Diese Kraft verlieh Apollo manchen Männern der Vorzeit, wie Bakis und Musäos; ihre Verse wurden erst mündlich fortgepflanzt, aber schon im sechsten Jahrhundert aufgezeichnet und galten als kostbarer Besitz der Privatleute und des Staates. Mehr als die Männer gelten in der geschichtlichen Zeit die Frauen als die Träger der göttlichen Offenbarungen, und selbst beim delphischen Orakel saß eine Frau oder Jungfrau auf dem Dreifuße über dem Erdschlund und sprach die abgerissenen Worte aus, welche die Mitglieder des heiligen Rathes in gebundener oder ungebundener Form den Fragenden mitgaben. Unabhängig von den hochberühmten Orakelstätten, weissagten die sogenannten Sibyllen, deren Sprüche solchen Einfluß erhielten, daß seit dem zweiten Jahrhundert vor Christo selbst Juden und Christen unter ihrem Namen dichteten. Die größte Bedeutung aber gewannen sie dadurch, daß die nach ihnen genannten sibyllinischen Bücher

in Rom öffentliche Geltung erlangten und 900 Jahre behaupteten.

Das Wort Sibylle ist kein Eigenname, sondern der Beiname einer Prophetin, welcher später auf die ganze Gattung übertragen ist. Er soll phönikischen oder aramäischen Ursprungs sein und hat bei den Griechen und Römern Aufnahme gefunden, weil sie ihn aus ihren eignen Sprachen erklärten. Sie sehen darin die äolischen Worte Σιὸς βυλή = Διὸς oder θεοῦ βουλή, weil die Prophetin „Gottes Rathschluß" verkündigte. Andere erkennen in der ersten Silbe die Wurzel der Worte σοφός und sapiens; die Verkleinerungsform soll das Alter der Person bezeichnen, so daß die Sibylle „eine alte, weise Frau" wäre. Die Römer gebrauchen zuweilen die Form Sibulla, weil y ihrer Sprache fremd ist; in andere Sprachen ist der Name ohne Veränderung übergegangen.[1]

Die älteren griechischen Schriftsteller kennen nur eine Sibylle, von welcher der Philosoph Heraklit sagt, daß sie „mit rasendem Munde, ohne Reiz, Schmuck und Schminke rede." Sammlungen ihrer Orakel waren bereits während des peloponnesischen Krieges verbreitet, aber dem friedlichen attischen Spießbürger verhaßt, weil sie nichts als Krieg und Unglück weissagten. Da sie aus einzelnen Versen bestanden und der Staat keine Aufsicht über sie ausübte, waren sie willkürlichen Fälschungen mehr ausgesetzt, als jedes andere Schriftwerk. Aber zuweilen gingen ihre dunkel gehaltenen Sprüche in Erfüllung und verschafften ihnen auch unter den Gebildeten Glauben. So meint z. B. Plato, daß die Sibylle in göttlicher Begeisterung Vielen vieles vorausgesagt habe. Mit dem Ansehen, das solche Verse genossen, wuchs die Neigung zu anonymen Nachdichtungen, und alle Verfasser sibyllinischer Orakel würden zusammen ein ganzes Heer bilden, in dessen Reihen griechische Bettelpropheten und römische Senatoren,

Juden und Chriſten, Männer und Frauen, friedlich nebeneinanderſtänden. Früher hatte man alle derartigen Sprüche noch einer begeiſterten Frau zugeſchrieben, die als ein halbgöttliches Weſen Jahrhunderte gelebt hatte und auch nach ihrem Tode nicht aufhörte, zu weisſagen, ſondern als Geiſt, der Luft beigemiſcht, immer in Stimmen und Reden erſchien.[2] Mit der Zeit aber entſtanden Orakel ſo verſchiedenen Charakters, daß die Sammlungen in einzelnen Städten oder Ländern verſchiedenen Verfaſſerinnen zugeſchrieben wurden, und z. B. der Pontiker Heraklides drei, Varro zehn, die byzantiniſche Oſterchronik (vom Jahre 630) zwölf verſchiedene Sibyllen aufzählt, denen das deutſche Volksbuch die Königin Richaula von Saba als dreizehnte hinzugefügt hat.[3]

Doch von den zahlloſen ſtillen Mitarbeitern müſſen wir die unterſcheiden, welche ihre Kunſt zuerſt und mit beſonderem Erfolge, ſozuſagen berufsmäßig, ausgeübt und den Nachfolgern Wege und Ziele ihrer Thätigkeit gezeigt haben. Als ſolche aber werden in der Chronik des Euſebius zwei Frauen von der ioniſchen Weſtküſte Kleinaſiens genannt, deren Verſe im achten Jahrhundert bekannt wurden. „Die erythräiſche Sibylle wurde im Jahre 740 in Aegypten und die ſamiſche wurde im Jahre 708 bekannt.“[4] Erythrä, ſonſt eine unbedeutende Stadt, bezeichnete mit Stolz die Sibylle als ihre Bürgerin und begründete ihren Anſpruch mit einigen alten Verſen. Die Sibylle ſagt darin von ſich ſelbſt, ſie ſei die Tochter eines Sterblichen und einer Göttin, einer unſterblichen Nymphe und eines broteſſenden Vaters; ihre Mutter ſtamme aus dem Walde, die Stadt ihres Vaters ſei Erythrä. Eine Bronzemünze von Erythrä zeigt auf der Rückſeite „die Göttin Sibylla“; bekleidet mit einem Chiton, ſitzt ſie linkshin auf einem Felſen und hält in der rechten Hand etwas wie einen Lorbeerzweig. Eine Höhle im Berge Korykos

bezeichnete man als die Stätte, wo die Sibylle Herophile geboren sei, als Tochter der Waldnymphe Idäa und des einheimischen Hirten Theodoros. Vermuthlich wurden den Rathsuchenden aus einer vorhandenen Sammlung Orakel ertheilt und die etwa fehlenden unter dem Namen der Sibylle von Priestern oder Priesterinnen angefertigt. Eine solche scheint Athenais gewesen zu sein, die Alexander den Großen als Sohn des Zeus bezeichnete.[5]

Das Muster von Erythrä erweckte Nacheiferung, denn bei Gergis, Kolophon und Thyatira erhoben sich neue Weissagestätten, die sich auch nach einer Sibylle benannten, und die Gelehrten der Landschaft Troas waren dreist genug, die Heimath der ältesten Sibylle nach dem „rothen Marpessos am Fuße des Ida", in der Nähe von Gergis, zu verlegen. Das erreichten sie durch andere Deutung der oben erwähnten drei Verse und durch Anfügung eines vierten. Wie die Bewohner von Erythrä sich bemühten, den einzigen Ruhmestitel ihrer Stadt zu bewahren, zeigt eine Grotte, die man am Ostabhange des Burgberges von Erythrä im Juni 1891 ausgegraben hat. Einst befand sich in ihr ein Wasserbecken mit einer Skulptur, welche die Sibylle auf einem Felsen sitzend darstellte, und einem noch jetzt gut erhaltenen Epigramm von acht griechischen Distichen. Nach dem Brauch der alten Grabschriften spricht die Sibylle selbst: „Ich bin die Dienerin des Phöbus, die weissagende Sibylle, die erstgeborene Tochter einer Najade. Mein Vaterland ist kein anderes," so sagt sie im bewußten Gegensatz zu den Ansprüchen von Marpessos, „sondern allein Erythrä, und mein sterblicher Vater ist Theodoros. Meine Geburtsstätte ist Kissotas, und dort helfe ich durch meine Orakel den Menschen aus der Noth. Auf diesem Felsen sitzend, sang ich den Sterblichen die Prophezeiungen der später kommenden Leiden. Dreimal dreihundert Jahre lebte ich und reiste als keusche Jungfrau

durch die ganze Erde. Wieder sitze ich nun hier gern an diesem Felsen und labe mich an den lieblichen Quellen. Ich freue mich, daß nun die richtige Zeit gekommen ist, wo, wie ich einst verhieß, Erythrä wieder aufblüht, und nach dem Einzuge eines neuen Erythros Gesetz, Reichthum und Tugend wieder in meiner Vaterstadt herrscht." Die letzten Worte weisen darauf hin, daß, vermuthlich im zweiten Jahrhundert, die Grotte beim Besuche eines römischen Kaisers neu ausgeschmückt ist.[6] Hatte die Erythräerin 900 Jahre in verschiedenen Ländern gelebt, so konnte sie auch die Verfasserin der cumanischen und der römischen Orakel sein.

In demselben achten Jahrhundert vor Christo, in welchem wahrscheinlich die erythräische Orakelsammlung entstand, haben chalkidische Griechen die Stadt Cumä bei Neapel gegründet. Sie lag auf einem jähen Trachytfelsen, der sich damals noch fast unmittelbar aus dem Meere erhob; oben auf der Höhe stand der Tempel des Apollo, zu dem die Sibyllen in allen Sagen in den engsten Beziehungen stehen, und von ihm mochten die Höhlen ausgehen, welche den ganzen Burgberg durchziehen. In einer von diesen soll die cumanische Sibylle gewohnt haben. Schon im dritten Jahrhundert vor Christo besuchte hier wahrscheinlich der griechische Geschichtsschreiber Timäos „die schauerliche Wohnung der weissagenden Sibylle". Später schildert sie der Dichter Vergil, der im benachbarten Neapel wohnte, mit dichterischer Freiheit als eine gewaltige, in die Felswand gehauene Grotte, „zu der 100 Eingänge, 100 Thüren den Zutritt gewähren". Erst im vierten Jahrhundert nach Christo hat Apollinarios sie aus eigener Anschauung beschrieben als eine in den natürlichen Felsen gehauene Basilika mit einem Wasserbecken, in dem sich die Sibylle badete. Nach dem Bade — man beachte die Aehnlichkeit mit den Grotten bei Marpessos und Erythrä — sei sie in das Innere der Grotte gegangen

und habe von einem erhöhten Sitze aus das Orakel verkündigt. Die metrischen Mängel der Orakel erkläre man aus der Ungeschicklichkeit Derer, welche die schnell gesprochenen Worte in der Eile nicht richtig aufzeichneten. Was so die Fremdenführer im vierten Jahrhundert erzählten, bietet noch keine Gewähr dafür, daß im Burgfelsen von Cumä jemals ein selbständiges Orakel gewesen ist, in welchem eine Frau den Willen Apollos unter ähnlichen Formen verkündigte, wie die Pythia in Delphi. Schon der Umstand, daß man uns fünf verschiedene Namen überliefert, beweist das Fehlen einer geschichtlichen Nachricht, doch gab es zu Neros Zeit in Cumä außer anderen seltsamen Reliquien einen ehernen oder steinernen Krug, in dem sich die Ueberreste der Sibylle befinden sollten. Wenn die Kinder sie fragten: „Was willst du?“ so antwortete sie: „Ich will sterben.“ Sehr alt ist aber die Geschichte, daß die Cumaner ihr Orakel nur einem längeren Aufenthalte der Erythräerin verdankten. „Apollo liebte die Sibylle und versprach ihr die Erfüllung eines beliebigen Wunsches. Da ergriff sie eine Handvoll Sand und verlangte so viele Lebenstage, wie sie Körner halte, was ihr Apollo unter der Bedingung gewährte, daß sie Erythrä verlasse und ihre Heimath nie wiedersehe. Deshalb begab sie sich nach Cumä und war bereits 700 Jahre alt, als sie den Aeneas in die Unterwelt führte; aber noch hatte sie weitere 600 Jahre zu leben, und ihr Körper war doch schon so vom Alter verzehrt, daß Niemand sie mehr sehen konnte und sie nur noch als flüsternder Laut durch die Höhlen schwebte. Als jedoch die Bürger ihrer Heimath von diesem Schicksale hörten, sandten sie ihr einen Brief, mit der rothen Erde von Erythrä versiegelt, bei dessen Anblick sie sterben konnte, weil sie in dem Siegel die Erde ihrer Heimath wiedergesehen hatte.“ [7]

Diese Legende erkennt die Verwandtschaft der Samm-

lungen von Erythrä und Cumä an und soll zugleich erklären, wie ein und dieselbe Frau 700 Jahre, zur Zeit des Aeneas und des jüngeren Tarquinius, leben konnte. Wie die Orakel von Erythrä nach Cumä, von Cumä nach Rom gekommen sind, läßt sich geschichtlich nicht feststellen, doch haben die Ausgrabungen einen Beweis für den frühen Verkehr der Römer mit den kampanischen Griechenstädten gebracht. Wenn Rom von ihnen die Schriftzeichen und die Verehrung Apollos lernte, so kann auch eine Orakelsammlung von Cumä oder deren Abschrift gegen das Ende der Königszeit nach Rom gelangt sein. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung war sogar der letzte römische König, Tarquinius der Stolze, mit dem Tyrannen Aristodemos von Cumä befreundet und fand nach seiner Vertreibung bei ihm auch eine Zuflucht. Zu Tarquinius nun kam ein fremdes Weib und bot ihm neun Bücher mit Orakeln zum Kauf an; da aber Tarquinius den geforderten Preis nicht zahlen wollte, ging sie fort und verbrannte erst drei von ihnen, dann wieder drei und verlangte jedesmal für die noch übrigen den zuerst geforderten Preis. Als sie auch die letzten verbrennen wollte, wurde der König stutzig und kaufte die drei noch übrigen Bücher. Und nachdem die Frau das Geld erhalten hatte, rieth sie, die Bücher sorgfältig zu bewahren, und verschwand.[8] Während der ganzen Zeit der Republik haben sie im Jupiters-Tempel gelegen, sind mit ihm verbrannt und wiederhergestellt. Deshalb schrieb man die Erwerbung der Bücher billig dem Erbauer des Tempels zu, doch kann Niemand bestimmt sagen, wer sie nach Rom gebracht hat, ob sie erobert, gekauft oder geschenkt sind, ob eine Abschrift in Cumä zurückblieb, oder ob die römischen Bücher nur eine Abschrift cumanischer Originale waren. Der letzte Tarquinier wird als ein Feind des römischen Adels geschildert, durch dessen Anstrengungen er vertrieben sein soll, und Manche haben ihn

auch als Nachkommen eines Griechen bezeichnet. Zu diesem Bilde paßt es, daß er durch die Einführung griechischer Orakel den ersten Schritt zur Gleichstellung der Plebejer auf religiösem Gebiete that, denn die altrömischen Götter waren Götter des Adels, und an ihrer Verehrung hatte das andere Volk keinen Antheil. So soll die erste Sammlung der sibyllinischen Bücher gegen Ende des sechsten Jahrhunderts von Erythrä über Cumä nach Rom gekommen sein.

Die Aufsicht über sie vertraute der König zwei Männern an, die er zu strengem Amtsgeheimnisse verpflichtete, und als der eine von ihnen, M. Atilius, einem Sabiner für Geld das Abschreiben gestattete, ließ er ihn wie einen Vatermörder in eine Haut einnähen und ins Meer versenken. Zur Uebersetzung des griechischen Textes gab er ihnen zwei griechische Sklaven bei. Diese Einrichtung blieb in der Republik bestehen, und die „zwei Männer zur Besorgung der Opfer" bekleideten ihr Amt lebenslänglich, waren aber vom Kriegsdienste und anderen öffentlichen Aemtern frei. Wie ihr Name sagt, hatten sie nicht nur im Auftrage des Senates unter Hinzuziehung der beiden griechischen Dolmetscher die Bücher zu befragen und die Rathschläge mitzutheilen und in ihren Büchern aufzuzeichnen, sondern vor allem die auf den Rath der Bücher eingeführten Opfer „nach griechischem Brauche" darzubringen und zu überwachen. Bei dem steten Anwachsen dieser Pflichten genügten die Kräfte zweier Männer in ehrenamtlicher, lebenslänglicher Thätigkeit nicht mehr, weshalb im Jahre 367 ihre Zahl auf zehn vermehrt wurde, die zur Hälfte Plebejer waren. Den Vorsitz hatten zwei Direktoren (magistri), aber eine große Unabhängigkeit hatten die Decemvirn dadurch, daß nach dem Tode eines Mitgliedes die anderen selbst die Ergänzungswahl vornahmen. Nur im besonderen Auftrage des Senates aber stiegen sie, festlich geschmückt, zum Tempel hinauf,

ließen ſich auf den mit Lorbeer bekränzten Sitzen nieder und entrollten mit verhüllten Händen die heiligen Bücher. Auf den Antrag eines Mitgliedes faßte das Kollegium einen Beſchluß, den der Vorſitzende ſpäter im Senate vorlas. Aber über der ganzen Handlung lag ein tiefes Geheimniß, ſo daß man wohl wichtig thuende Leute mit Erklärern der Bücher verglich.[9]

Soweit das Volk überhaupt nachdachte, war es der Meinung, daß alle veröffentlichten Orakel den drei alten Büchern der cumaniſchen Sibylle angehörten, die ſeit der Königszeit in der ſteinernen Kiſte auf dem Kapitol gelegen hatten. Dieſe auch bei neueren Schriftſtellern vorkommende Anſicht hat Hermann Diels in den „Sibylliniſchen Blättern" mit Erfolg bekämpft und an zwei Beiſpielen nachgewieſen, wie dieſe „Pandorabüchſe des römiſchen Volkes" erſt allmählich gefüllt worden iſt.[10] Gegen das Ende des Jahres 213, drei Jahre nach der Schlacht bei Cannä, beunruhigten allerlei von Privatleuten verbreitete Orakel die Stadt, und das Volk wendete ſich fremden Gottesdienſten zu. Deshalb gab der Stadtprätor im Auftrage des Senats den Befehl, ihm alle ſchriftlich vorhandenen Orakel, Opferanweiſungen und Beſchwörungen einzuliefern. Unter dieſen erhielt er auch zwei angebliche Orakel von einem oder zwei älteren römiſchen Sehern, Namens Marcius. Da das eine von ihnen die vor drei Jahren erlittene Niederlage bei Cannä weisſagte, was nachträglich nicht ſchwer war, glaubte man auch dem zweiten, das die Veranſtaltung von Spielen zu Ehren Apollos anordnete. Zu größerer Sicherheit ließ der Senat erſt noch die ſibylliniſchen Bücher befragen, und als dieſe denſelben Beſcheid gaben, befolgte man ihren Rath. Wenn die Orakel auch auf Baumrinde geſchrieben waren, ſo iſt doch unſchwer zu ſehen, daß ſie erſt nach der Schlacht bei Cannä von einem Manne gedichtet ſind, der den Decemvirn nahe ſtand

oder zu ihnen gehörte.[11] Die alten Beſtandtheile der Sammlung waren oft gebraucht und machten keinen Eindruck mehr, und in der Noth des zweiten puniſchen Krieges waren auch neue Orakel nöthig. Als der erſte Verſuch mit lateiniſchen Verſen geglückt war, erſchienen zwei griechiſche Neudichtungen in den Jahren 207 und 200; von der erſten ſind uns noch 29 Verſe, von der zweiten 41 erhalten, weil ſie im Jahre 125 zum zweiten Male benutzt und bei dieſer Gelegenheit veröffentlicht oder durch eine Indiskretion in die Litteratur gekommen ſind. Denn in ſpäterer Zeit hat man zuweilen das Orakel ſelbſt bekannt gemacht, um größeren Eindruck zu erzielen. Der Nachweis ſolcher Neudichtungen in zwei oder drei Fällen läßt den Schluß zu, daß die Decemvirn auch ſonſt ähnlich gehandelt haben, um die Orakel auf der Höhe der Zeit zu erhalten.[12]

Wenn das Orakel vom Jahre 200 (in Vers 65) Baumblätter als ſeinen Schreibſtoff nennt, ſo eignet es ſich den Sprachgebrauch der älteren Orakel an, welche von den *Sibyllen* mit Zeichen und Worten auf Palmblätter geſchrieben ſein ſollten. Auch Vergil nimmt an, die Sibylle habe ihre Worte auf einzelne Blätter aufgezeichnet und in der Höhle liegen laſſen, wo der Wind ſie dann durcheinanderwirft. Deshalb war Niebuhr der Anſicht, die Verſe hätten auf kleinen Blättern geſtanden und dieſe ſeien dann von der römiſchen Kommiſſion nach beſtimmten Grundſätzen geordnet und in der von ihnen beliebten Reihenfolge erklärt worden. Aber die kleinen italieniſchen Palmblätter reichten nur für die älteſten, ganz kurzen Orakel aus; für Orakel von dreißig geordneten Verſen waren ſie ſchon ganz ungeeignet, und man würde eine Sammlung ſolcher Blätter auch nicht als Bücher, libri, bezeichnet haben. Sie müſſen alſo, wie es von den marcianiſchen Orakeln bezeugt iſt, auf Baſt, ſpäter vielleicht auch auf Papyrus geſtanden haben.[13]

Wahrſcheinlich ſind alle Sibyllen-Orakel im homeriſchen

Hexameter verfaßt, und die jüdiſche Sibylle iſt ſogar unverfroren genug, ſich als deſſen Erfinderin zu bezeichnen und vorauszuſagen, daß Homer ihr Metrum nachahmen und ſich Verſe von ihr aneignen werde. Uebrigens konnten die Verfaſſer von Orakeln es Niemandem recht machen, denn, waren dieſe poetiſch mangelhaft, ſo bezweifelte man deshalb ihren apolliniſchen Urſprung, während gute Verſe den Verdacht künſtlicher Berechnung erweckten. Die Gläubigen indeſſen entſchuldigen die Schwächen, weil die göttliche Offenbarung jede Künſtelei verſchmähe, oder weil die Prieſter und die Schreiber ungebildete Leute geweſen ſeien und die Sibylle nach dem Aufhören der Begeiſterung ſich ihrer früheren Verſe nicht mehr erinnert habe. In den beiden römiſchen Orakeln iſt die metriſche und die ſtiliſtiſche Unfertigkeit gleich groß und läßt den geborenen Römer deutlich erkennen.[14]

Das Finden einer vollendeteren Form war auch erſchwert bei den Orakeln, welche die Akroſtichis oder Paraſtichis zeigen, d. h. „die Einrichtung, daß die Anfangsbuchſtaben der Verſe nach einer beſtimmten Abſicht miteinander verbunden ſind“. Die Anwendung dieſes Kunſtgriffes, um die Einſchiebung oder Ausmerzung ganzer Verſe eines Orakels zu verhindern, galt nach dem Untergange der alten Sammlung als Kennzeichen der echten Sibyllen-Orakel. Sagt doch Cicero, dieſe Verſe zeugten nicht von prophetiſcher Begeiſterung; denn jedes Gedicht erfordere mehr Kunſt und Sorgfalt, als leidenſchaftliche Bewegung, beſonders aber ein nach akroſtichiſchen Grundſätzen angelegtes, wo durch Verbindung der Anfangsbuchſtaben aufeinanderfolgender Verſe ein beſtimmter Wortlaut entſtehe. Und in den Sibyllinen bildeten die Buchſtaben des erſten Verſes eines Spruches die Anfangsbuchſtaben der Verſe des ganzen Spruches, den ſie wie ein Saum einfaßten.[15] Dieſe wenig verſtandenen und früher oft anders

überſetzten Worte haben durch die beiden Orakel vom Jahre 207 und 200 ihre Erklärung gefunden, denn nach Ergänzung von acht ausgefallenen Verſen ergeben die Anfangsbuchſtaben der erſten 29 Verſe den Vers:

„Schickſal der Menſchen, die ſpäter, was Jedem beſtimmt iſt, erfahren,"

und dieſe Worte bilden den Anfang des in den uns erhaltenen Verſen fortgeſetzten Gedankens. Von dem zweiten Orakel ſind, wie der Inhalt zeigt, die erſten Verſe verloren, und hier ergeben die Anfangsbuchſtaben der Verſe 30—70 den Sinn:

„(. . . wer auf ſtolzem)
Roſſe ſich brüſtet, wird wieder in neues Unheil gerathen,
Aber" . . .

Diels ergänzt ſie im Sibyllentone zu drei griechiſchen Verſen, die er überſetzt: „Wie viele Leiden bringt das Schickſal! Wer, dem einen entronnen, auf ſtolzem Roſſe heimgekehrt iſt, wird wieder in neues Unglück gerathen. Aber auch *er kann* gerettet werden, wenn er mir folgt." Daß die Anfangsbuchſtaben weniger aufeinanderfolgender Verſe ein Wort bilden, kann Zufall ſein, und als ſolcher iſt die Akroſtichis λευκή im 24. Buche der Ilias zu erklären. In den Orakeln aber zeigt die Wahl der Anfangsbuchſtaben ſo deutlich Berechnung, daß man noch jetzt mit voller Sicherheit das Ausfallen von Verſen nachweiſen kann. Wer eine richtige Zeile entfernen oder eine falſche einſchieben wollte, ohne dieſen Kunſtgriff zu kennen, war ſchon durch eine oberflächliche Prüfung leicht zu überführen. Die handwerksmäßige Anwendung der Akroſtichis beeinträchtigt natürlich den poetiſchen Werth, wenn von einem ſolchen überhaupt zu reden iſt, denn ſie verleitet zu gezwungener Wortſtellung und zur Anwendung überflüſſiger Wörter. So iſt in unſeren Verſen das Jota fünfmal durch ἱστός (Webſtuhl) ausgedrückt, denn die Sibylle ſpricht mit Vorliebe von ihrem

Schaffen am Webſtuhle der Zeit, das Pi viermal durch das Füllwort προφρονέως (gern), die fünf vorkommenden Sigma durch das zwar zierende, aber höchſt überflüſſige Beiwort σεμνός (ehrwürdig.)

Wie weit Cicero und Dionyſius recht haben, wenn ſie die Akroſtichis als Kennzeichen der echten Sibyllen-Orakel bezeichnen, entzieht ſich der Prüfung, weil dies die beiden einzigen Orakel der erſten Sammlung ſind. Einen Reſt aus dieſer früheren Zeit bilden wahrſcheinlich die Verſe 25—30 im Säkular-Orakel der zweiten Sammlung, da ſie die Akroſtichis δαπεδο zeigen. Daß ſie ſonſt in der zweiten Sammlung als entbehrlich galt, zeigen die andern Verſe dieſes langen Gedichtes, und es mag auch bemerkt werden, daß Vergil und Tibull in den Sibyllen-Prophezeiungen, welche ſie dem Aeneas geben laſſen, die Verſe nicht nach dieſem Grundſatze aufreihen. Auch in den jüdiſchen und chriſtlichen Orakeln finden wir ſie nicht, abgeſehen von der Prophezeiung des jüngſten Gerichtes im achten Buche von Vers 217—250, deſſen Anfangsbuchſtaben vereinigt „Jeſus Chriſtus Gottes Sohn, Heiland, Kreuz" bedeuten. Den älteſten, nicht-römiſchen Sibyllen-Orakeln fehlte die Akroſtichis ſchon wegen ihrer Kürze. Sonſt iſt ſie oft angewendet, um den Namen des Verfaſſers zu bezeichnen, ſo wahrſcheinlich ſchon im fünften Jahrhundert in einer Sammlung von Sentenzen aus Epicharm, um das Jahr 190 bei einer kleinen aſtronomiſchen Schrift des Eudoxus und in der römiſchen Litteratur zuerſt von Ennius; auch auf manchen Grabſchriften zeigt die Akroſtichis den Namen des Verſtorbenen, und die Verfaſſer mehrerer chriſtlicher Hymnen ſind nur durch ſie bekannt. Mit mehreren Verſen, drei jambiſchen Trimetern, hat ſchon im vierten Jahrhundert Dionyſius von Heraklea ein längeres Gedicht umſäumt, um ſeinen Lehrer Heraklides zu täuſchen. Er ſpielte dieſem ein Gedicht „Parthenopäos" in die Hände, als deſſen Verfaſſer Sophokles genannt war, und

ſein Lehrer erkannte nach genauer Prüfung das Gedicht als ſophokleiſches an, bis der wahre Verfaſſer ihn auf die Anfangsbuchſtaben hinwies. Dieſe ergaben die Verſe:

„Ein alter Affe geht ſonſt nicht ins Netz hinein;
Geht er hinein, thut er's doch erſt nach langer Zeit.
Doch Heraklides —, der verſteht Geſchrieb'nes nicht.“ [16]

Ein ſolches Scherzgedicht iſt gewiß nicht das erſte ſeiner Art geweſen und wird in der Geheimlitteratur der Orphiker oder auch in größeren Orakeln ſeine Vorbilder haben. Wahrſcheinlich dürfte es alſo ſein, daß die älteren römiſchen Orakel meiſtens akroſtichiſch aufgereiht waren, während dies in der zweiten Sammlung nicht mehr für nöthig gehalten wurde.

Wenn die Römer auf den Beſitz ſolcher griechiſchen Orakel Werth legten und hochangeſehene Männer mit ihrer Aufſicht bemühten, ſo war wohl der Hauptgrund der, daß ſie von ihnen beſtimmten Beſcheid erhielten, während ihre eigenen Götter nur kurze Antworten mit Ja oder Nein ertheilten. Die größere Klarheit der griechiſchen Sprüche hat auch der gewürdigt, welcher mit kühner Etymologie den Namen Apollos erklären wollte, in dem er ihn von Aperta (Enthüller) ableitete. Und doch läßt ſich Klarheit den ſibylliniſchen Orakeln ebenſowenig nachrühmen, wie den delphiſchen; wenigſtens ſagt Cicero von einem Orakel aus dem Jahre 44, ſein Verfaſſer habe es durch ungenaue Angabe der Zeitumſtände und Perſonen erreicht, daß es auf alle Ereigniſſe paſſe. Die delphiſchen Orakel ſind meiſtens kurz, denn ein Orakelprieſter iſt wie der Arzt, der nach Unterſuchung des Leidenden ohne weitere Begründung ſeinen Rath ertheilt. Ein Orakelbuch, wie das römiſche, gleicht einem mediziniſchen Hausbuche, das erſt die Krankheitserſcheinungen beſchreibt und dann die Mittel zur Heilung angiebt, nach deren Gebrauch Beſſerung zu hoffen iſt. Aehnlich die bekannte Parodie eines Bakis-Orakels, in welchem Ariſto-

phanes den Sturz des paphlagonischen Gerbers Kleon verheißt. Da ist erstens die Noth, welche der „Lederadler" Kleon über das einfältige Volk bringt, geschildert mit den Worten:

„Doch wenn der schnabelgekrümmte, der lederne Aar, mit den Fängen
Also die Schlange ergreift, den einfaltspinsligen Blutschlund."

Zweitens folgt die tröstende Verheißung:

„Dann geht schmählich zu Grund Paphlagonen die Knoblauchsauce,
Aber dem Dickdarmhändler gewährt viel Ruhmes die Gottheit,"

doch die Rettung ist, drittens, abhängig von einer Bedingung:

„So er es daß nicht achtet, hinfort noch Wurst zu verkaufen." [17]

In unseren Sibyllensprüchen überwiegt die Bedingung oder der Rath, von dessen Befolgung die Wiederkehr der göttlichen Gnade abhängt, während der Anlaß zur Befragung und die Verheißung kürzer abgemacht sind. Das Volk sieht eine, nur durch übermenschliche Kraft erklärbare Prophezeiung schon in der Beschreibung seiner Noth, die der Verfasser des Orakels vor langer Zeit vorausgesagt hat; da sich aber der Mensch nur bei traurigen Anlässen an die Orakel wendet, mußten die Sibyllen ganz von selbst in den Ruf von Unglücksprophetinnen kommen, und in diesem Tone sind wesentlich die jüdischen und christlichen Nachahmungen geschrieben.

Man würde irren, wenn man annähme, daß ein gewöhnliches Unglück schon die Befragung veranlassen könnte; vielmehr hat man die Bücher in der Regel nur befragt, wenn schreckliche Wunderzeichen zur Anzeige gebracht wurden. Die amtliche und die volksthümliche Anschauung der Römer war die, daß die Götter ohne Zuthun der Menschen diesen durch schreckliche Wunderzeichen in den heiligen Bezirken, in den Tempeln und auf dem Gemeindelande ihren Zorn kund thun, und daß der Mensch dann noch der schlimmsten Strafe entgehen kann, wenn er rechtzeitig „Frieden mit den Göttern" macht. Es war in

Rom bekannt, daß ſolche Prodigien, die uns ſehr gleichgültig laſſen würden, in den Orakeln prophezeit waren, denn Tibull ſagt von den Sibyllen, welche die zweite römiſche Sammlung verfaßten (2, 5, 71 flg.):

„Sie verkündeten uns die Boten des Kriegs, die Kometen;
Regnen würden auch bald Stein' auf die Erde herab.
Und man hab' in der Luft der Tuba Getön und der Waffen
Raſſeln gehört und den Ruf fliehender Krieger im Hain."

Außerdem nennt er noch Sonnenfinſterniſſe, Schwitzen von Götterbildern und das Sprechen von Stieren als gewöhnliche Prophezeiungen. Dieſe Prodigien werden als ſichere Vorboten des göttlichen Strafgerichtes von den Zeugen in Rom angemeldet und bis zum Jahre 120 in die Jahrbücher eingetragen, mit beſonderer Genauigkeit erſt ſeit dem Unglücksjahre 249. Denn dieſes Jahr machte auf dem Gebiete des römiſchen Gottesdienſtes und Aberglaubens Epoche, weil man der Gottloſigkeit der beiden Konſuln die Schuld an dem Verluſte der beiden *Flotten* zuſchrieb. So ſind die Wunderzeichen in die *Geſchichtswerke* aufgenommen und beſonders von Livius genau mitgetheilt. „In ihm erwachten bei der Erzählung der alten Geſchichte die Anſchauungen der alten Zeit, und eine Art religiöſer Scheu veranlaßte ihn, das, was ſo verſtändige Männer für politiſch wichtig gehalten hatten, auch in ſein Geſchichtswerk aufzunehmen."[18]

Als Prodigien galten zunächſt merkwürdige Himmelserſcheinungen, zu denen auch Blitzſchlag und das Fallen von Meteorſteinen gehört, ungewöhnliche Bildungen bei Menſchen und Thieren, das Erſcheinen von einem Uhu, einem Bienenſchwarm oder andern Thieren in der Stadt, in Tempeln und belebten Gegenden. Einem Prodigium gleich geachtet wurden auffallend ſtarke Winter oder ſchwere Epidemien, von denen Rom beſonders im vierten Jahrhundert oft heimgeſucht wurde. Und ſchließlich wird in dem auf Seite 11 genannten Marcier-Orakel

die Kriegsnoth mit der Peſt auf eine Stufe geſtellt, wenn der Feind „wie ein Geſchwür“ weithin die Völker überzieht. So konnten ſchließlich auch innere Zwietracht und große Niederlagen als genügender Anlaß zur Befragung gelten. Uebrigens würde in ſchweren Zeiten der Senat nie um ein anderes Prodigium verlegen geweſen ſein, wie denn Livius über den Winter des Jahres 218/217, nach Hannibals Einmarſch in Oberitalien, ſagt: „Damals geſchahen viele Wunderzeichen, oder, wie es zu geſchehen pflegt, wenn die Menſchen einmal in religiöſer Erregung ſind, es kamen viele zur Meldung und wurden leicht geglaubt.“ In ruhigen Zeiten geht ein Jeder ſeinem Berufe nach und kümmert ſich wenig um derartige Zeichen, oder wenn ſie gemeldet werden, reichen die Vorſchriften der Eingeweideſchauer und Zeichendeuter zur Sühnung aus. Wenn aber ein ſchwerer Krieg den Beſtand des Staates oder eine Seuche das Leben des Einzelnen täglich und ſtündlich bedroht, dann faßt das Volk die alltäglichſten Dinge als „ſchreckliche Wunderzeichen“ auf und verlangt, daß „etwas“ geſchehe. Und dann würde der Senat die Verantwortung für alles noch kommende Unglück tragen, wenn er die Sache leicht nehmen wollte.[19]

Den höchſten Grad hat dieſe Erregung mehrmals im zweiten puniſchen Kriege erreicht, ſo daß ſelbſt der aufgeklärte Grieche Polybius davon Notiz nimmt. „Vor der Schlacht bei Cannä,“ ſo ſagt er, „gingen alle ihre Orakel von Mund zu Mund, von Zeichen und Wundern war jedes Heiligthum, jedes Haus voll, und deshalb hörte man in der ganzen Stadt nur von Gelübden und Opfern, Bußtagen und Gebeten. Denn in der Noth ſind die Römer ſehr darauf aus, Götter und Menſchen zu verſöhnen, und halten in derartigen Zeiten nichts für unziemlich und unedel, was zu dieſem Zwecke geſchieht.“ Um eines von vielen Beiſpielen vollſtändig zu geben, ſei hier an die Wunderzeichen erinnert, welche im

Frühling des Jahres 217 angemeldet wurden, als Hannibal von Oberitalien gegen Rom heranzog: In Sizilien leuchten mehreren Soldaten die Wurfspieße, in Sardinien einem Offizier der Stock, an vielen Stellen der Küste sieht man Feuer, zwei Schilde schwitzen Blut, einige Soldaten werden vom Blitz getroffen, die Sonne verfinstert sich, in Präneste regnet es Steine, in Arpi sieht man Schilde am Himmel und den Mond im Kampfe mit der Sonne, in Capena erscheinen am Tage zwei Monde, die Heilquellen von Cäre zeigen eine blutige Farbe, bei Antium fallen den Schnittern blutige Aehren in den Korb, in Falerii sieht man in einem Spalt des Himmelsgewölbes ein helles Licht, aus den Losen des dortigen Orakels fällt ganz von selbst eines heraus mit der Aufschrift „Mavors schüttelt seine Waffe," auf der appischen Straße schwitzt das Bild des Mars und die Wölfe, und in Capua sieht man den Himmel brennen und den Mond beim Platzregen niederfallen. Als kleinere Prodigien werden dann noch aufgezählt die Geburt von wolligen Ziegen, die Verwandlung eines Hahnes in eine Henne und einer Henne in einen Hahn.[20]

Es sind die albernsten Geschichten, und schrecklich ist bei diesen Wunderzeichen nur der Umstand, daß die Berichterstatter sie dafür hielten und der Konsul die Berichterstatter nicht einfach nach Hause jagen durfte. So aber — es war ja die Zeit, wo man seinen Kollegen Flaminius der Gottlosigkeit beschuldigte — führte er selbst die Zeugen in den Senat, und dieser ordnete zunächst einige Opfer und dann die Befragung der Bücher an. Drei Jahre später lesen wir, beim Jahre 214, wieder 17 Prodigien, z. B. daß in Sizilien ein Stier gesprochen und im Marrucinerlande ein Kind im Mutterleibe Jo triumphe geschrieen hatte. Als Neuheit erscheint der erste Fall von Hermaphroditismus, denn es wird berichtet, daß zu Spoleto sich eine Frau in einen Mann verwandelt habe. Aehnliches war bei Thieren

ſelten, bei Menſchen noch nie zur Meldung gekommen und wurde beim erſten Auftreten noch mit altbewährten Mitteln geſühnt. Daß ein Knabe in den erſten Jahren nach der Geburt für ein Mädchen angeſehen und als ſolches erzogen wurde, iſt öfters vorgekommen, aber nach dem viel beſprochenen Falle paßte man in Italien beſſer auf, und in dem beſonders prodigienſüchtigen Orte Sinueſſa entdeckte man einen Hermaphroditen nach fünf Jahren ſchon bei der Geburt und ſühnte es in Rom wieder mit den gewöhnlichen Mitteln. Da ereignete ſich im Jahre 207, in den bangen Tagen vor der Schlacht bei Sena, als die üblichen Prodigien vor dem Ausmarſch der römiſchen Heere ſchon geſühnt waren, etwas ganz Schreckliches, was dem Volke die eben gewonnene Faſſung wieder nahm. In Fruſino ward ein Kind geboren, ſo groß wie ein vierjähriges, aber merkwürdiger, als ſeine Größe, war auch hier, daß man, wie vor zwei Jahren in Sinueſſa, nicht unterſcheiden konnte, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. „Das erklärten die etruskiſchen Eingeweideſchauer für ein abſcheuliches und ſchreckliches Wunder und befahlen, es, ausgeſtoßen vom römiſchen Boden, fern von der Berührung mit der Erde, auf der hohen See zu verſenken. Lebend legten ſie es in einen Kaſten, ließen ihn aufs Meer fahren und ins Waſſer werfen.“

Auch von den 15 anderen Hermaphroditen, die bis zum Jahre 92 erwähnt werden, ſind nachweislich zwölf ins Meer verſenkt oder auf einer öden Inſel ausgeſetzt. Aber im Jahre 207 wurden auch die ſibylliniſchen Bücher befragt, und die Decemvirn waren jetzt der Höhe ihrer Aufgabe gewachſen. Die alte Sibylle hatte einen derartigen Fall nicht vorgeſehen, da aber die kleinen Mittel das erſte und zweite Mal nicht geholfen hatten und die Zeiten immer noch nicht beſſer wurden, ſetzte ſich ein Mitglied der Kommiſſion ſelbſt an ihren Webſtuhl und verfaßte das uns noch theilweiſe erhaltene Orakel.

Von den damals angeordneten Sühnungen erwähnt Livius (27, 37) nur die große Prozeſſion zu Ehren der „Königin Juno“ und ſkizzirt ſie mit wenigen, aber feſten Strichen. Voraus werden zwei weiße Kühe geführt und zwei Holzbilder der Göttin getragen; dann folgen 27 Jungfrauen in langen Gewändern und ſingen einen Hymnus auf die Göttin; hinter dieſen in vollem Ornat die Decemvirn, mit Lorbeerzweigen bekränzt. So bewegt ſich der Feſtzug vom Apollotempel nach dem Forum, wo die Jungfrauen zum Geſange tanzen, und von da zum Opfer nach dem Junotempel. Livius erwähnt nur dieſen fremdartigen Brauch, der in Vers 14—18 unſeres Orakels vorgeſchrieben iſt.[21]

Dieſes zeigt uns auch, daß die zur Befragung veranlaſſenden Prodigien im Eingange des Orakels mit ziemlicher Beſtimmtheit angegeben waren, und daß es von Rechts wegen nicht ganz dem Gutdünken der Decemvirn überlaſſen ſein ſollte, welches Orakel ſie bei den einzelnen Prodigien anwenden wollten. Die Anfangsverſe des Orakels von 207 lauten: „Das Geſchick der Sterblichen, die erſt ſpät erfahren, wohin zu gelangen einem Jeden beſchieden iſt, alle Wunder und alle Plagen des von Gott verhängten Schickſals wird mein Webſtuhl löſen, wenn du folgendes im Herzen erwägſt, auf ſeine Kraft vertrauend. Und ich ſage dir gewißlich, einſt wird ein Weib ein Mannweib gebären, welches alle Körpertheile eines Mannes hat, und alle, welche die unmündigen, zarten Mädchen haben. Ich will ſie dir nicht verhehlen, ſondern bereitwillig die Opfer für Demeter und die hehre Perſephone beſchreiben.“ Wie hier der Hermaphrodit genau geſchildert iſt, ſo war wohl in allen Orakeln das die Befragung veranlaſſende Wunderzeichen beſchrieben, doch war ſchon wegen der großen Zahl der gleichzeitig zu ſühnenden Prodigien meiſtens der Willkür der Decemvirn Thür und Thor geöffnet. Daß das

Erſcheinen dieſer Prodigien in den Orakeln vorausgeſagt war, iſt der erſte Grund, weshalb die Sibylle als Verkünderin der Zukunft gilt; freilich würde man mit demſelben Rechte in einem mediziniſchen Hausbuche oder im Strafgeſetzbuche die Vorausſagung aller Krankheiten und Verbrechen ſehen müſſen. Der zweite Grund iſt der, daß die Verfaſſer mit Vorliebe bereits geſchehene Dinge prophezeien, um durch deren notoriſche Richtigkeit einen Beweis ihrer Zuverläſſigkeit zu geben. Deshalb enthielt das Marcier-Orakel in ſeinem erſten Theile eine impertinent deutliche Vorausſagung der Schlacht bei Cannä, deshalb ſagt die Sibylle vom Jahre 200 kühn den Griechen die bereits 500 Jahre vorher erfolgte Gründung von Cumä voraus, deshalb endlich prophezeit der jüdiſche Sibylliſt die ganze Weltgeſchichte von der großen Fluth bis zum Jahre 124 vor Chriſto. Wer das Orakel für ein altes hielt, mußte auch dem Rath und der Verheißung aus ſo bewährtem Munde vertrauensvoll glauben. Wenn dieſe zweite Prophezeiung nur die Glaubwürdigkeit erhöhen ſoll, ſo hat ein drittes prophetiſches Element weſentlich praktiſche Bedeutung und iſt beſtimmt, die Abſichten des Verfaſſers erreichen zu helfen. Auch die älteſten Sibyllen-Orakel haben beſtimmte Ziele, aber dieſe ſind nur religiöſer Art. Sie wollen durch Propaganda für den Dienſt der griechiſchen Götter die Menſchen beſſer machen. Allerdings iſt nach unſerer Ueberlieferung ein Verſuch, die Orakel zu politiſchen Zwecken auszunutzen, ſchon im Jahre 461, vor dem Decemvirat, gemacht. Als aber um das Jahr 399 eine Peſt in Rom wüthet, mitten in der Zeit des zehnjährigen Krieges gegen Veji, hören wir wieder nur von religiöſen Vorſchriften des Orakels, denn die dringend gewünſchte Ausſchließung der Plebejer vom Militärtribunat ſetzte der Senat auch ohne das Orakel durch. Die meiſten Orakel, wie z. B. das der Marcier, ſtellen allgemein Glück in Ausſicht,

wenn ihre Rathſchläge beachtet werden. „Wenn ihr ſolches thut," ſo ſagt es, „ſo werdet ihr euch immer freuen, und eure Lage wird beſſer werden. Denn dieſer Gott wird eure Kriegsfeinde austilgen, die ungeſtört eure Aecker abweiden." Das falſche Orakel von 207 verweiſt auf die Hülfe der Griechen, das von 200 auf die eines Trojaners aus helleniſchem Lande, wodurch das gleich nachher abgeſchloſſene Bündniß mit Ilium empfohlen wurde, das dem Verfaſſer für den Krieg gegen Makedonien Nutzen zu verſprechen ſchien. Im Jahre 187 ſoll ein Orakel vor einem Zuge über den Taurus gewarnt haben, und kurz vor dem Ende der erſten Sammlung iſt ein Orakel im Jahre 87 für den Parteikampf benutzt, indem es die Ausweiſung von Cinna und ſechs Volkstribunen verlangte. Der Verdacht einer beabſichtigten Fälſchung iſt in jedem dieſer Fälle erhoben und ſchwerlich abzuweiſen, wobei es gleichgültig iſt, ob das vorgelegte Orakel ſelbſt gefälſcht oder ob die zu einem alten Orakel gegebene Erklärung tendenziös war.[22]

Derartige politiſche Wünſche liegen den Verfaſſern der älteren Orakel fern, denn ihr eigentlicher Zweck iſt der, durch Einführung neuer Gottesdienſte oder durch Darbringen von ſonſt ungewöhnlichen Opfern die Götter zu verſöhnen und die Menſchen zu tröſten und zu beſſern. Nun konnten aber in den alten, im ſechſten Jahrhundert aus Griechenland gekommenen Orakeln nur griechiſche Gottesdienſte empfohlen ſein, und deren Einführung iſt das Verdienſt der ſibylliniſchen Bücher. Eine Erwähnung römiſcher Kulte würde auf eine Neudichtung, Fälſchung oder gezwungene Erklärung eines Orakels hinweiſen. Alle von der Sibylle angeordneten Opfer und Feſte wurden von den Duumvirn oder Decemvirn ausgeführt oder beaufſichtigt, wodurch dieſen allmählich eine bedeutende Arbeitslaſt erwuchs. Und bei allen Opfern findet „griechiſcher Brauch" (ritus graecus) Anwendung, d. h. man opfert mit unverhülltem

Haupte und mit Lorbeerzweigen bekränzt, unter Anwendung der musischen Künste, der Dichtkunst, der Musik und des Tanzes. Nicht nur der Verfasser des Marcius-Orakels verlangt griechischen Brauch, auch der des Orakels von 207. Er empfiehlt, um zu diesem Beispiel zurückzukommen, zur Sühnung des Hermaphroditen verschiedenartige Opfer für Demeter, Persephone und die Königin Hera, hauptsächlich von den Frauen und Jungfrauen zu veranstalten, wahrscheinlich auch ein Opfer von dreimal neun Stieren für Zeus. Der Inhalt der Gebete, daß Persephone in der Stadt bleiben und die Gleichgültigkeit der Griechen aufhören möge, ist ausdrücklich vorgeschrieben. Den größten Eindruck von allem hier Vorgeschriebenen machte ein mit Reigentanz verbundener Gesang römischer Jungfrauen zu Ehren der Juno, wozu der Dichter Livius Andronikus den noch etwas ungefügen Text gedichtet hatte. Wie man es von einem Sibyllen-Orakel verlangt, ist der Wortlaut eigenthümlich dunkel gehalten, aber auch wieder geschäftsmäßig trocken, und da, wo es sich um eine Charakteristik des Jungfrauentanzes handelt, lüftet er die sonst so ernsthaft getragene Maske der alten Griechin und verlangt ausdrücklich „griechischen Brauch" (S. 22).[23]

Nichts zeigt die Einwirkung der Bücher auf den römischen Kultus deutlicher, als die auf ihren Rath eingeführte Götterbewirthung, das „Lectisternium". In der allerdings noch nicht genügend beglaubigten Geschichte von der Belagerung Vejis bis zum Beginne des zweiten Samniterkrieges wird sie fünfmal erwähnt, und in den drei Fällen, wo der Anlaß überhaupt bekannt ist, handelt es sich um eine Epidemie. Wenn ein aus Griechenland stammendes Orakel im Jahre 399 zum ersten Male die griechische Götterbewirthung in Rom einführte, so ist doch eine wesentliche Aenderung derselben bei dem Uebergang nach Italien erklärlich. Da die sibyllinischen Bücher nur in Zeiten besonderer Noth befragt wurden, und ihre An-

ordnungen den Frieden mit den erzürnten Göttern wiederherstellen sollten, war schon eine veränderte Auffassung bedingt. Jedes unter solchen Umständen dargebrachte Opfer sollte die Götter versöhnen; deshalb mußten die Menschen den Gott bewirthen, und nicht, wie in Griechenland, der Gott den Menschen. Dann sehen wir aus den uns bekannten Beispielen, daß die Vorschriften der Orakel sehr kurz sind und der Deutung und den Ausführungsbestimmungen einen weiten Spielraum lassen. Diese aber knüpften an das altrömische Speiseopfer an und machten auch ohne besondere Absicht den verlangten griechischen Kult dem bekannten römischen ähnlich.[24] Im vierten Jahrhundert handelt es sich um eine gemeinsame Bewirthung der sechs Götter Apollo, Diana, Latona, Herkules, Merkur und Neptun. Es sind griechische Gottheiten, aber die ersten fünf genossen nachweislich schon vor dem Jahre 399 Verehrung. Auf drei überaus prächtigen Polstern lagen die Bilder der Götter, wahrscheinlich bekleidete Puppen mit beweglichen Gliedern und Wachsmasken, und acht Tage lang setzte man ihnen auf Opfertischen Speisen vor. Gleichzeitig hielten die einzelnen Bürger auf dem Vorplatze ihres Hauses offene Tafel für Freunde und Feinde, Einheimische und Fremde; auch die Gefangenen befreite man an diesem Feste und wagte es aus religiöser Scheu nicht, ihnen die Fesseln wieder anzulegen. Während an der Verehrung der altrömischen Götter nur die Patrizier Antheil hatten, betheiligte sich bei diesen Festen unterschiedslos das ganze Volk. Sonst allerdings waren die gemeinsamen Mahlzeiten und Umzüge in der Stadt wohl das Verkehrteste, was man bei einer Pest anordnen konnte, sie wurden aber noch übertroffen dadurch, daß man nach der erfolglosen Anwendung der dritten Götterbewirthung im Jahre 364 Schauspieler aus Etrurien berief, um durch deren Vorführungen der Epidemie Einhalt zu gebieten.

Durch die thatsächlichen Mißerfolge ist es wohl zu erklären, daß die Lektisternien als Universalmittel gegen die Pest sich nicht behaupten konnten und bis zum zweiten punischen Kriege nicht mehr erwähnt werden; dann erscheinen sie zunächst wieder zu Ehren einzelner Gottheiten. Nach der schweren Niederlage am trasimenischen See galt es, den Zorn des beleidigten Kriegsgottes zu versöhnen, und man wählte dazu ein großes Lektisternium, in welchem ihm die Liebesgöttin beigesellt wurde. So hatte der Dichter der Odyssee die Liebe des Ares und der Aphrodite geschildert, so wünscht auch Lukrez, Venus möge schmeichelnd und kosend den Mars um Frieden für die Römer bitten. Bei der Feier im Jahre 217 wurden auf sechs Polstern die griechischen Götter paarweise bewirthet, nämlich Jupiter und Juno, Neptun und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulkan und Vesta, Merkur und Ceres. Aehnlichkeit mit dem Lektisternium hat die Ehrenmahlzeit für Jupiter, an der auf Staatskosten theilzunehmen ein Vorrecht der Senatoren war. Dabei lag das Bild des Jupiter auf einem Polster, während die beiden Göttinnen Juno und Minerva auf Sesseln saßen. Denn die alten Römer hatten bei Tische gesessen, und als später die Männer zu der Sitte des Liegens übergingen, behielten ehrbare Frauen die alte Gewohnheit des Sitzens bei. Ob und wann beim Lektisternium sich der Gebrauch in der Weise geändert hat, daß die Göttinnen saßen, läßt sich nicht sagen.[25] Durch die Theilnahme an dieser Feier erhielten die Plebejer Rechte, welche der alte Kultus ihnen nicht gewährte, und noch deutlicher erkennen wir diese Wirkung der Bücher aus dem Umstande, daß der älteste auf ihren Rath begründete Tempel (es ist der von sizilischen Künstlern ausgestattete Tempel der Ceres, des Liber und der Libera) nach der zweiten Auswanderung des Volkes das Schutzheiligthum der Plebejer wurde.[26]

Bei den älteren Götterbewirthungen ſpielt Apollo die erſte Rolle, denn ſeinen Namen leitete man echt römiſch von apellere ab und bezeichnete ihn damit als Vertreiber der Krankheiten. Ohne ihn läßt ſich eine Wirkſamkeit der Bücher überhaupt nicht denken, da die Sibyllen als ſeine Prieſterinnen gelten und die Verwalter der Bücher ſpäter zuweilen einfach ſeine Prieſter heißen. Vielleicht war ihm von jeher ein Hain geweiht, doch wird ihm der erſte Tempel bei Gelegenheit einer Peſt im Jahre 433 gelobt. Dieſer ſtand ſpäter im Mittelpunkte aller ſibylliniſchen Opfer, und auch die im Jahre 207 angeordnete Prozeſſion ging von ihm aus. Erſt als bei häufigem Gebrauche die Lektiſternien ſich als wirkungslos erwieſen hatten, riethen die Bücher, die heilige Schlange ſeines Sohnes Aesculapius nach Rom zu holen. Hier ließ ſie ſich auf der Tiberinſel nieder, deren Ufer zum Andenken daran einem Schiffe ähnlich gemacht wurden, und dort legten ſich die Leidenden zum Schlafe nieder, um die Mittel zu ihrer Heilung zu träumen. Im hannibaliſchen Kriege bezeichnet das marcianiſche Orakel wieder den Apollo als den Erretter von den Feinden, die wie eine „Eiterbeule am Leibe der Nation" ſich ausdehnten, und ihm zu Ehren feiert man ſeit dem Jahre 212 die apollinariſchen Spiele. Als das Volk bei ihnen den Vorführungen des alten Mimen Pomponius zuſah, kam die Nachricht, der Feind ſei vor den Stadtthoren. Alles eilt ihm entgegen, beſiegt mit Hülfe eines himmliſchen Pfeilregens die Punier, und zwar mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß der alte Mime gar nicht nöthig gehabt hatte, das Feſt zu unterbrechen. So war Apollo zum Helfer aus Kriegesnoth geworden, und ſeine Spiele werden ſpäter alljährlich gefeiert.[27]

In der Noth des zweiten puniſchen Krieges gehen die Rathſchläge der Orakel ſogar über den Kreis der griechiſchen Götter hinaus und verheißen die Befreiung Italiens von dem

fremdländiſchen Feinde, wenn die idäiſche Mutter nach Rom gebracht werde. Fünf angeſehene Senatoren begaben ſich deshalb erſt nach Delphi, und auf den Rath des dortigen Orakels zum König Attalos von Pergamum, mit deſſen Hülfe ſie den heiligen Meteorſtein der Kybele erhielten. Die angeſehenſten Frauen zogen ihm bis zum Hafen von Oſtia entgegen, aber das ſehnlichſt erwartete Schiff blieb im Schlamme des Hafens ſtecken und war durch keine Anſtrengung ans Ufer zu bringen. Unter den wartenden Frauen befand ſich die edle Claudia Quinta, die durch ihre Schönheit und ihr unbefangenes, keckes Weſen in übles Gerede gekommen war. Sie hatte davon gehört und betete laut zur Göttin, ſie möge zum Zeugniß ihrer Unſchuld ihr Kraft geben, das Schiff zu bewegen. Dann zog ſie mit leichter Mühe das Schiff am Seile zu ſich heran. So ward Claudia gerechtfertigt und die Göttin feierlich in die Stadt gebracht, wo ſie ihre Verehrer gleich im erſten Jahre durch eine überreichliche Ernte belohnte. Man baute ihr auch einen Tempel und feierte alljährlich ihr Feſt unter dem Namen der Megalenſien, bei welchem ein phrygiſcher Prieſter und eine Anzahl von verſchnittenen Galli in bunten Kleidern unter dem Klange der Pauken und Trompeten durch die Stadt zogen. Für ernſte Römer galt die Betheiligung daran noch als unpaſſend, und ſie veranſtalteten zu Ehren der Göttin zunächſt ſolidere, aber recht koſtſpielige Feſteſſen, bis dann auch in Bürgerkreiſen der von den Dichtern oft erwähnte zügelloſe Kultus mehr Freunde gewann.[28]

Nicht ſo fremdartig werden den Römern die Menſchenopfer erſchienen ſein, denn ſie ſtehen zu den alten nationalen Anſchauungen nicht im Widerſpruch. Schon der ſagenhafte Opfertod des M. Curtius, der ſich in den Erdſpalt auf dem römiſchen Forum ſtürzte, ſoll durch ein Orakel veranlaßt ſein. Andere Opfer, bei den terentiniſchen Spielen im Jahre 249,

galten den unterirdiſchen Göttern, und zur Verſöhnung ihres Zornes wurden im Jahre 225 zwei Gallier, im Jahre 216 ſogar zwei Gallier und zwei Griechen lebendig begraben. An ein ſo barbariſches Verfahren waren die Römer durch das Einmauern unkeuſcher Veſtalinnen gewöhnt, und in Jahren, wo Tauſende von Bürgern im Felde umkamen, ſchien das Opfer von vier Nichtrömern erlaubt, wenn man damit auf die Götter und die Menſchen Eindruck machte.[29]

Es ſind hier nur die wichtigſten Gottesdienſte erwähnt, welche durch die älteren ſibylliniſchen Orakel in Rom eingeführt wurden. Schon reichten die Kräfte von zehn Männern kaum mehr aus, um im Ehrenamte alle von den ſibylliniſchen Büchern angeordneten Opfer und Feſte zu leiten. Schon längſt waren durch die griechiſchen Dichter und Philoſophen und die Menge der aus der Fremde gekommenen Kulte die Anſichten über die Götter unbeſtimmter geworden, und es wäre an der Zeit geweſen, die Quellen zu verſtopfen, durch die der Wein der altrömiſchen Religion verwäſſert wurde. Ein Zufall ſchien Gelegenheit dazu zu bieten, als am 6. Juli 83 der kapitoliniſche Jupitertempel in Flammen aufging und die Orakel ſamt allen Nachdichtungen verbrannten. Den Plan zur Anlegung einer neuen Sammlung, denn die alte war unwiederbringlich dahin, wird Sulla nach ſeiner Rückkehr gefaßt oder wenigſtens unterſtützt haben, denn in der altrepublikaniſchen Verfaſſung wollte er auch dieſes Mittel zur Beherrſchung der Geiſter nicht entbehren. Von der Sibylle ſollte im Jahre 212 ſein Ahnherr den Namen Sulla angenommen haben, und, von dieſem perſönlichen Intereſſe abgeſehen, ſchienen ihre Bücher als Zubehör des neuerbauten Tempels unentbehrlich. Den von ihm eingeſetzten Oberprieſter Cotta ſchildert uns Cicero in dem Geſpräche über das Weſen der Götter, das er in die Zeit nach Sullas Tode verlegt. Cotta hat als Philoſoph ſelbſt die

Existenz der Götter in Frage gestellt, aber als Oberpriester hält er unbedingt an der von den Vorfahren ererbten Art der Gottesverehrung, d. h. an den alten Staatsopfern, der Vogelschau, den Anordnungen der sibyllinischen Bücher und der etruskischen Eingeweideschau fest. Sie muß getreu erhalten bleiben, um das Volk beim alten Glauben zu erhalten, wenn auch die Gebildeten als Inhaber der Priesterämter und Augurnstellen diesen nur politische Bedeutung beilegen.[30]

Sulla selbst hat den Plan nicht mehr fördern können, und erst zwei Jahre nach seinem Tode, im Jahre 76, beantragte der Konsul Curio, man solle Gesandte nach Erythrä senden, um sibyllinische Gedichte zu sammeln und nach Rom zu bringen.[31] Denn seit der römischen Königszeit hatte die Sibyllenweissagung nicht geruht; sie scheint in besonderen Heiligthümern fortbestanden zu haben, und aus vielen Einzelbeiträgen und größeren Werken war eine ganze Litteratur entstanden. Damals arbeitete Marcus Terentius Varro (116—28 vor Chr.) bereits an seinem grundlegenden Werke über römische Alterthümer, und Niemand wäre mehr geeignet gewesen, durch wissenschaftliche Forschungen der Kommission die Wege zu ebnen und festzustellen, welche von den vorhandenen Spruchsammlungen weissagender Frauen die Bezeichnung sibyllinisch verdienten. Seine im vierten Buche der gottesdienstlichen Alterthümer niedergelegten Ergebnisse hatten damals hervorragend praktische Bedeutung, doch hat er mehr gesammelt, als Kritik geübt, wenn er grundsätzlich zehn Sibyllen anerkannte. Uebrigens hat er sein Werk erst später abgeschlossen und deshalb den Ursprung der Sammlung aus bester Kenntniß erzählen können. Nach seiner Meinung heißen bei den Alten alle weissagenden Frauen Sibyllen, entweder durch Uebertragung des Eigennamens der delphischen, oder weil sie die Rathschlüsse der Götter kund thun (Seite 4). Italien selbst ist vertreten mit der kimmerischen, cumanischen und

tiburtiniſchen, doch kennt er die ſchon von Timäos berichtete Annahme, daß die cumaniſche der erythräiſchen gleich ſei und ſehr lange gelebt habe. Die erythräiſche ſoll die älteſte ſein und ſchon vor dem trojaniſchen Kriege den Griechen geweisſagt haben. Da Varro allen von den Schriftſtellern erwähnten weisſagenden Frauen der alten Zeit den Sibyllennamen zugeſteht und ſchon Varros Gewährsmänner die einzelnen Sammlungen beſtimmten Verfaſſerinnen mit mythiſchem Namen zuſchrieben, dürfen wir uns über die große Zahl ſeiner Sibyllen nicht wundern. Etwa gleichzeitig mit Varro lebte Alexandros von Milet (105—40), wegen ſeiner Vielwiſſerei Polyhiſtor genannt, der während Sullas Diktatur das römiſche Bürgerrecht erhielt. Seine Schrift über das delphiſche Orakel ſcheint Pauſanias benutzt zu haben, in deſſen Werk der Verſuch gemacht iſt, in die Fülle der Angaben nach feſter Methode Ordnung zu bringen. Er nennt als älteſte die libyſche, dann die trojaniſche, Herophile aus Marpeſſos, drittens die *cumaniſche* und als jüngſte die hebräiſche, welche Andere als *babyloniſche* oder ägyptiſche bezeichnen. Es iſt ſehr durchſichtig, daß er die vorhandenen Namen geographiſch nach den Gebieten Libyen, ägäiſches Meer, Italien und Orient geordnet hat. Die Hauptrolle ſpielt bei ihm die trojaniſche Sibylle, die ein ehrgeiziger Lokalgelehrter der Landſchaft Troas an die Stelle der erythräiſchen geſetzt hatte. Fälſchlich werde ſie eine Erythräerin genannt und durch ihren Aufenthalt in Samos, in Klaros bei Kolophon, Delos und Delphi habe ſie Veranlaſſung zur Annahme von anderen Sibyllen gegeben.[32]

Varro und Alexander Polyhiſtor lebten beide zu Rom in der Zeit, wo die neue Orakelſammlung entſtand, und ihre Worte, beſonders die bei Pauſanias erhaltenen, laſſen auf die Kenntniß von manchem ſchließen, was ſich im dritten Buche der jüdiſchen und chriſtlichen Sibyllenorakel findet. Die ganze

uns vorliegende Sammlung dieſer Oracula Sibyllina iſt zwiſchen dem zweiten Jahrhundert vor Chr. bis zum dritten Jahrhundert nach Chr. von Juden und Chriſten gedichtet und im ſechſten Jahrhundert zu einer Sammlung vereinigt. Von den viel behandelten Fragen nach ihrer Entſtehungszeit können wir hier abſehen, weil die älteſten Theile unbeſtritten im dritten Buche, Vers 97—807, und in dem erſten Fragmente vorliegen. Dieſe ſind ganz oder zum größten Theile unter der Regierung des mehrmals genannten ſiebenten Ptolemäers von einem Juden in Alexandria gedichtet oder überarbeitet, und wenn auch die uns bekannten Orakel den klaſſiſchen Schriftſtellern nicht bekannt geworden ſind, ſo haben doch Varro, Alexander Polyhiſtor und die römiſche Kommiſſion eine heidniſche Sammlung gekannt, welche der jüdiſche Verfaſſer benutzte.[33]

In den beiden letzten vorchriſtlichen Jahrhunderten haben mehrere Juden unter dem erdichteten Namen großer Männer der Vergangenheit geſchrieben, um die geſunkenen Hoffnungen ihres Volkes neu zu beleben und unter den Heiden Anhänger zu gewinnen. Solche Schriften ſind einem Henoch und Moſes, Hekatäus und Ariſteas zugeſchrieben; den meiſten Beifall aber ſcheint, wie aus der Menge der Nachahmungen zu ſchließen iſt, ein helleniſtiſcher Jude in Alexandria gefunden zu haben, als er die Maske der griechiſchen Sibylle wählte. Wie die erſte römiſche Sammlung in Rom Propaganda für griechiſche und vorderaſiatiſche Kulte machte, ſo die jüdiſche unter den Heiden für den einigen Gott. Dieſe Abſicht ſpricht der Verfaſſer im erſten Fragmente mit voller Beſtimmtheit aus, indem er den „ſterblichen, fleiſchlichen und nichtigen Menſchen, die ſich ſo bald überheben und nicht auf das Ende des Lebens ſehen", zuruft:

„Ein Gott iſt, der herrſchet allein, groß, mächtig und ewig,
Unſichtbar Allen gebeut er, doch ſelbſt erblicket er alles."

Der Verſuch, unter den gebildeten Griechen Anhänger für den Monotheismus zu gewinnen, war nicht ſo ausſichtslos, wie man auf den erſten Blick meinen könnte. Schon die Orphiker hatten ähnliche Gedanken, und unter den Hypotheſen „über das Weſen der Götter“, wie ſie uns durch Ciceros Schrift bekannt ſind, hatte die ſtoiſche Anſicht von dem einen unperſönlichen Gotte viele Anhänger gefunden. Auch der Verſuch, den Göttern des Volksglaubens wenigſtens in der Geſchichte eine Stelle zu laſſen, war von dem Stoiker Perſäus und von Euhemerus von Meſſana gemacht, nach deren Meinung ein Theil der Volksgötter aus vergötterten Menſchen beſtand, und für die ägyptiſche Geſchichte war er bereits durchgeführt, ſo daß z. B. Manetho den Göttern und Halbgöttern beſtimmte Regierungszeiten vor dem erſten menſchlichen Könige zugeſchrieben hatte. Dasſelbe thut der in Aegypten lebende jüdiſche Sibylliſt mit den griechiſchen Göttern, denn Uranos und Gaea, Kronos und Titan, Zeus, Poſeidon und Pluto ſind für ihn die Namen menſchlicher Herrſcher, nach deren Untergange die Aegypter und die anderen Dynaſtien bis zu den Römern folgen. Der Verfaſſer gebraucht das Versmaß und die Sprache der altgriechiſchen Orakel und beſonders des Homer, und Anklänge an die Ilias und die Odyſſee ſind ſehr zahlreich.[34]

Dieſes jüdiſche Orakel enthält die weſentlichen Beſtandtheile der römiſchen, nämlich erſtens eine deutliche Angabe der Zeit: dreimal iſt der ſiebente König Aegyptens genannt, wahrſcheinlich Ptolemäus Phyſkon, der von 145—116 allein regierte. Zweitens als religiöſe Forderung die Bekehrung vom Götzendienſte zum jüdiſchen Monotheismus, und drittens die troſtreiche Verheißung der Wiederkehr glücklicher Zeiten. Aber unverhältnißmäßig viel Raum nimmt die geſchichtliche Weisſagung ein, denn alles Unglück der Weltgeſchichte von der großen Fluth bis zum zweiten Jahrhundert iſt voraus-

gesagt, damit dessen Richtigkeit auch der Prophezeihung auf das noch nicht Geschehene Glauben verschaffe. Hierbei sind ältere Orakel benutzt, denn nur so läßt sich die Weissagung von dem Unglück einzelner Städte erklären, das nicht folgenschwer genug war, um noch im zweiten Jahrhundert einem Leser Interesse einzuflößen. Zweimal (Vers 295 und 489) hält die Sibylle erschöpft inne, aber „die Stimme des großen Gottes zwingt sie immer wieder, auf Erden zu weissagen". So sind in dem schlecht geordneten Orakel drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden.[35]

Auch in der ersten Gruppe, von Vers 97—294, hebt sie dreimal von neuem an und schildert erst die Herrschaft der griechischen Götterdynastie, nach deren Untergange die Weltreiche aufgezählt werden, dann die Blüthe des salomonischen Reiches, der eine neue zur Zeit des siebenten Ptolemäers folgen soll, endlich die Geschicke Israels bis auf die Rückkehr aus der Gefangenschaft. „Die frommen Männer, welche um den großen salomonischen Tempel wohnen, welche die Nachkommen gerechter Männer sind", verschmähen den Aberglauben und Trug der Heiden.

„Denn nichts lieben sie mehr als Recht und edele Tugend,
Auch die Geldgier kennen sie nicht, die den sterblichen Menschen
Tausend Uebel erzeuget, den Krieg und den endlosen Hunger.
Und sie messen mit richtigem Maß in Dörfern und Städten."
(Vers 234—237.)

Diesem Preise des Gottesvolkes steht schroff gegenüber ein Angriff auf das römische und läßt uns die tiefe Erbitterung erkennen, welche die Welt gegen „die weiße, vielköpfige Herrschaft" erfüllte. Viele Länder werde Rom beherrschen und viele erschüttern und allen Königen Furcht einflößen, viel Gold und Silber werde es aus vielen Städten erbeuten und alles mit Unheil erfüllen durch seine schändliche Habgier. (Vers 175—193.)

In Rom ſelbſt wohnten damals die Juden noch nicht in größerer Anzahl, aber über alle Länder des Orients waren ſie zerſtreut und hatten da von der Gewaltthätigkeit römiſcher Statthalter gewiß nicht wenig zu leiden. Nun war eine Verwirklichung der jüdiſchen Zukunftsträume allerdings nur möglich, wenn zuvor das römiſche Reich ſich auflöſte, aber trotzdem kann es begründetem Zweifel unterliegen, ob dieſer Tadel Roms aus einer Zeit ſtammen kann, wo der römiſche Senat ein Rundſchreiben an die Fürſten und Städte des Orients zu Gunſten der Juden erlaſſen hatte. Manches ſpricht dafür, daß er erſt in ſpäterer Zeit hier eingeſchoben iſt, als die Juden noch mehr Grund zum Haſſe gegen die Römer bekamen.[36]

Die zweite Gruppe, Vers 295—498, enthält Unglücksverheißungen aller Art, die ſich in ziemlich ungeordneter Reihenfolge auf alle möglichen Länder und Städte erſtrecken. Wieder wird Aegypten mit Unglück und Untergang bedroht unter der Herrſchaft des ſiebenten Ptolemäers, der viele von den Gelehrten der Stadt ermorden ließ, ſo daß damals auch der gelehrte Homerkritiker Ariſtarch auswanderte. Doch ſoll der König für die Homerkritik perſönlich Intereſſe gezeigt haben, und vielleicht will der Dichter ihn ärgern, wenn er noch außer dem Unglück Ilions auch das Auftreten des alten Mannes mit erlogener Heimath verheißt; das Licht werde in ſeinen Augen dunkeln, viel Verſtand und dichteriſche Begabung werde er haben, Worte und Verſe werde er von der Sibylle entlehnen und die Ereigniſſe falſch erzählen. Durch die verblüffende Dreiſtigkeit der Homerkritik hat dieſe Stelle Aufſehen gemacht, aber wahrſcheinlich iſt ſie nicht einmal von dem Alexandriner erfunden, ſondern aus einer heidniſchen Sammlung entlehnt, da Varro ſie als eine den Griechen gegebene Prophezeihung citirt.[37] In die Zeit vor den gracchiſchen Unruhen verſetzen uns die Verſe

464—469, wo dem Römerreiche der Untergang durch innere Zwietracht in Aussicht gestellt wird:

„Dir, Italien, wird kein Krieg von außen sich nahen,
Stammverwandtes Geblüt, furchtbar, nicht leicht zu bezwingen,
Sehr gefeiert, wird dich trotz deiner Frechheit vernichten."

Die dritte Gruppe, Vers 499—807, beginnt wieder mit Weherufen über die Heiden, ermahnt die Griechen zur Umkehr und schließt mit einer Verheißung des Messias, der aus Asien kommen und in der Zeit des siebenten Ptolemäers das ägyptische Reich zerstören wird. Dann werden Alle ihre Kniee vor dem unsterblichen Gott beugen, und eine Zeit des Segens wird für alle Völker kommen. In den Schlußversen 808—817 sagt die Sibylle, sie sei mit Noah in dem gezimmerten Hause über die Wasser dahingefahren, aber sie werde als Erythräerin gelten, und gesteht damit ein, daß sie eine unter dem Namen derselben gehende Sammlung in die ihrige aufgenommen hat.

Man wird nicht behaupten können, daß das Orakel schon um das Jahr 130 alle uns bekannten Verse unserer Ausgaben, auch die scharfen Angriffe auf das Römerreich, enthielt, aber es kann sich doch damals nur wenig von dem jetzigen unterschieden haben. Es sollte ein Trost für die in der Zerstreuung lebenden Juden sein, und „man konnte nicht leicht einen Ort in der Welt finden, wo sie zu Sullas Zeit nicht angesiedelt waren". Auf diese Weise hätten römische Gelehrte, wie Varro und Alexander Polyhistor, Kenntniß davon bekommen können, und manche Gedanken sind in ihm ausgesprochen, die für die zweite römische Sammlung passend wären; ich erinnere nur an die Bezugaufnahme auf Aegypten und die römischen Umsturzparteien, die Verheißung eines Alleinherrschers, dem die Könige der Perser (Parther) Tribut bringen werden, und einer Zeit des Glückes, unter der die Juden das messianische Reich, die

späteren Römer das goldene Zeitalter unter der friedlichen Herrschaft des Augustus verstanden.

Eine nahe Verwandtschaft seines Orakels mit einem, jedenfalls heidnischen, aus Erythrä, gesteht der jüdische Verfasser ausdrücklich zu, nach Erythrä aber begaben sich im Jahre 76 drei angesehene Römer, die dort etwa 1000 Verse abschrieben und mit nach Rom nahmen. Auch in Samos, Ilion, Afrika, Sizilien und einigen italienischen Städten sammelte man und brachte ein reiches Material zusammen, das der Kommission zur Prüfung übergeben wurde. Als Bestandtheile der zweiten Sammlung nennt Tibull die Verse der cumanischen Sibylle Amalthea, der trojanischen Herophile, die bei ihm der erythräischen gleich ist, der samischen Phyto und der tiburtinischen Albunea. Die Grotte der letztgenannten am Wasserfalle des Anio, über welchem jetzt ein korinthischer Rundbau und ein Hotel den Namen der Sibylle trägt, galt als ein altes Orakel, und im Flusse selbst sollten die nach Rom gebrachten Verse bei einer Statue der Nymphe unverletzt und trocken gefunden worden sein. Dazu kamen noch die marcianischen Orakel, von denen sich in den Geschichtswerken Abschriften fanden. Damals oder später hat man der sibyllinischen Sammlung auch „die Kunst der Blitzbeobachtung" hinzugefügt, die unter dem Namen der etruskischen Nymphe Begoe ging, denn die Blitze galten als bedeutsame Wunderzeichen und waren früher auch durch Befragung der sibyllinischen Bücher gesühnt worden, weshalb die Aufnahme eines Spezialwerkes darüber sich empfehlen mochte.[38]

Die verantwortliche Arbeit, alle Verse zu prüfen, scheint die Vermehrung der Kommission veranlaßt zu haben, denn seit dem Jahre 51 finden wir 15 Männer, Quindecimvirn, damit beschäftigt. Diesen Namen behielten sie auch bei, als Cäsar ihre Zahl auf 16 erhöhte. Die wichtigsten Geschäfte

beſorgte ein Vorſtand von 5 magistri, ſpäter der Kaiſer ſelbſt oder der von ihm beſtimmte Vertreter, und die Münzen mehrerer Kaiſer, z. B. Domitians, weiſen durch die apolliniſchen Abzeichen eines Dreifußes, Delphins und Raben auf dieſe Würde hin.[39]

Nach welchen Grundſätzen die Kommiſſion über die Aufnahme der in Vorſchlag gebrachten Orakel entſchieden hat, iſt unſicher, denn daß die Akroſtichis allein als Kennzeichen der Echtheit gegolten habe, iſt deshalb nicht anzunehmen, weil das nachgedichtete Säkular-Orakel aus Auguſtus' Zeit dieſelbe faſt ganz verſchmäht. So wurde die zweite Sammlung zunächſt wieder in dem neuerbauten Jupitertempel auf dem Kapitol untergebracht, und trotz allem Vorausgegangenen hielt ſich der Glaube, daß ſie von der alten Sibylle ſtammten. Manche Orakel gingen auch ohne amtliche Prüfung unter dem Namen der Sibylle um, und eines von dieſen war es wohl, welches drei Corneliern die Herrſchaft Roms verhieß und dem Prätor P. Cornelius Lentulus im Jahre 63 Hoffnung gab, daß er dnrch Unterſtützung Catilinas ſich in den Beſitz der Stadt ſetzen könne. Doch kann dies Orakel auch gut ſibylliniſch ſein, wenn es im allgemeinen von drei Männern geſprochen hat, da die Dreizahl bei allen viel vorkommt, und z. B. ein ſpäteres Orakel verheißt, daß in den letzten Zeiten drei Fürſten in Rom herrſchen werden.[40] Nicht immer brauchen wir eine einfache Fälſchung der Orakel anzunehmen, ſo z. B. wenn ſie im Jahre 57 vor einer gewaltſamen Zurückführung des ägyptiſchen Königs warnten oder vor Cäſars Ermordung im Jahre 44 erklärten, die Parther könnten nur durch einen König beſiegt werden. Beide Gedanken paſſen für eine kleinaſiatiſche Sammlung ſehr wohl und würden ſich ſogar aus den jüdiſchen Orakeln ohne viel Künſtelei herauserklären laſſen, ſo z. B. aus den Verſen:

„Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden.
Und die Könige alle der Perser werden ihm Beistand
Leisten mit Erz und Gold und wohlgeschmiedetem Eisen."[41]

Auch nach Cäsars Ermordung beschäftigte sich Rom mit einem sibyllinischen Orakel, das den Anbruch eines neuen Weltalters verhieß. In dem durch das Unglück im ersten punischen Kriege besonders denkwürdigen Jahre 249 waren die Römer durch viele Prodigien belehrt, daß die dem menschlichen Verstande verborgene Scheide zweier Weltalter (saecula) gekommen sei. Damals hatten sie auf sibyllinischen Rath die ersten Säkularspiele gefeiert und den unterirdischen Göttern Sühnopfer für das neu beginnende Geschlecht gebracht. Wenn von den bei Beginn dieses Weltalters geborenen Menschen der letzte gestorben ist, geht es zu Ende, und ein neues beginnt, dessen Anfang von den Göttern durch Zeichen angegeben wird. Nun waren die Spiele im Jahre 146 zum zweiten Male gefeiert, und der Zeitpunkt für eine Wiederholung war bald nach Cäsars Ermordung gekommen, weshalb Vergil im Jahre 40 in dem vierten Hirtengedichte ein neues Zeitalter verheißt mit den Worten:

„Bald wird erscheinen die letzte Zeit der Sibylle von Cumä,
Und von neuem beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf."

Daß nach Ablauf so vieler Weltalter eine Wiedererneuerung kommen und eine glückliche Zeit hereinbrechen werde, versprechen auch die Oracula Sibyllina an mehreren Stellen. Im zehnten Weltalter oder nach Ablauf desselben sollen wieder bessere Zustände kommen, die von Jesaias verkündete Zeit, „wo die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen". Die in der Zerstreuung lebenden Juden erwarten die Erfüllung der Verheißung durch das Messianische Reich, der Dichter Vergil setzt seine Hoffnung im Jahre 40 auf seinen Gönner, den Konsul Pollio, der den Streit zwischen den beiden Erben

des Cäsar auf die Dauer geschlichtet zu haben schien. Damit, glaubte er, sei nach den tollen Kriegen des letzten, in Eisen starrenden Weltalters eine friedliche Zeit verbürgt, deren Segen zu kosten der erwartete Sohn des Konsuls, als Erster des neuen Geschlechtes, berufen schien.[42]

Freilich hatte sich Vergil getäuscht, denn im Jahre 40 begann der Bürgerkrieg von neuem, und es dauerte noch zehn Jahre, ehe Augustus als unbestrittener Sieger aus ihm hervorging. Seit alter Zeit hatte seine Familie den Apollo besonders verehrt, und er selbst glaubte von seiner Geburt an unter seinem besonderen Schutze gestanden zu haben. Schon während der letzten Kampfesjahre hatte er mit dem Bau eines Tempels auf dem Palatin begonnen, der im Jahre 28 eingeweiht wurde; in diesem stand die herrliche Apollostatue des Skopas, während auf dem Giebelfelde der Wagen des Sonnengottes dargestellt war. Seiner Verehrung für Apollo gab der Kaiser auch dadurch Ausdruck, daß er den Vorsitz in der Verwaltung der Bücher übernahm und sie im Jahre 18 durch die Mitglieder der Kommission auf dauerhaften Stoff, nämlich Leinwand, schreiben ließ, während die weniger benutzten marcianischen Orakel noch auf Bast standen. Um den Einfluß der Orakel auf das Volk zu regeln, ließ er die Sammlung selbst einer Nachprüfung unterwerfen, auch alle anderen in Rom etwa verbreiteten Orakel einziehen und gegen 2000 Verse vernichten.[43] Damit hatten die Zeiten, wo die Orakel im Parteikampfe benutzt waren, ihr Ende erreicht, und zur Erhöhung ihrer äußeren Geltung werden sie im Jahre 12 unter der Apollostatue des Tempels in zwei vergoldeten Kapseln untergebracht. Denn dahin gehörten sie, weil die Sibyllen als Priesterinnen des Gottes galten und die Orakel seinen Dienst von jeher empfohlen hatten; die Quindecimvirn werden nun gewöhnlich als Apollopriester bezeichnet.

Schon das Bild auf dem Giebelfelde des Apollotempels weist darauf hin, daß die Vorstellungen von dem Gotte sich geändert hatten, und daß er durch die aus dem Orient gekommenen Orakel der zweiten Sammlung allmählich dem Sonnengotte gleichgesetzt war. Als dann im Jahre 17 die Säkularspiele endlich wieder zu stande kamen, ließ der Kaiser das Fest in der von ihm gewünschten Form durch ein Orakel sanktioniren. „Wenn ein Zeitraum von 110 Jahren vergangen ist, soll der Römer am Tiber bei Nacht den unsterblichen Göttern Opfer darbringen." Genannt sind im einzelnen die Moeren, die Eileithyien, Gaea, Zeus, Hera und „Apollo, der auch Helios heißt". Ein lateinisches Lied soll von Jünglingen und Jungfrauen gesungen werden; und dies ist das von Horaz verfaßte Säkulargedicht, in welchem der Dichter Diana als die Geburtsgöttin auffaßt, die als solche zur Erneuerung und Erhaltung des neuen Geschlechtes beiträgt, und Apollo als den hehren Sonnengott anredet. Der Verfasser des uns erhaltenen Säkularorakels hat die Künstelei der Akrostichie verschmäht, und nur an den Versen 25—30 lehren die Anfangsbuchstaben δαπεδο, daß sie aus einem älteren Orakel herübergenommen sind.[44]

So brachte Augustus mit der offiziellen Frömmigkeit auch die sibyllinischen Bücher wieder zu Ehren; durch weise Zügelung machte er den Aberglauben wieder zum Glauben, der für die Regierung nutzbar war. Solche Mittel liebte Tiberius nicht, und als der Senat im Jahre 15 wegen einer Tiber-Ueberschwemmung eine Befragung der Bücher verlangte, ordnete er statt dessen Vorarbeiten zu einer Regulirung des Flußbettes an. In den nächsten Jahren wuchert der Aberglaube, der beim Volke nie ausgerottet war, in den höchsten Kreisen wieder üppig empor; selbst der kaiserliche Prinz Germanicus hatte sich vom Orakel des clarischen Apollo die Weissagung seines frühen Todes geholt, und bei seinem Ende selbst spielten Zaubermittel

und Beſchwörungen eine große Rolle. Damals entſtanden im Orient immer neue Orakel über und gegen das römiſche Reich, Schriften von ſo feindſeligem Geiſte, daß das Leſen derſelben ſpäter bei Todesſtrafe verboten ward. Sie wurden durch die zahlreichen in Rom angeſiedelten Juden und Aegypter dort verbreitet, und das mag einer von den Gründen geweſen ſein, die im Jahre 19 den Rathgeber des Kaiſers zur Ausweiſung derſelben beſtimmten. Wenigſtens fand in demſelben Jahre eine gründliche Sichtung und Vernichtung der Schwindelorakel ſtatt. Nach dem Sturze Sejans dürfen die Juden wieder zurückkehren, und die Folge iſt ſchon im nächſten Jahre, 32 nach Chr., ein Antrag auf die Aufnahme eines neuen ſibylliniſchen Orakels. Tiberius verhehlte ſeine Unzufriedenheit über die Antragſteller nicht, aber er überwies das Buch der Kommiſſion zur Prüfung, doch iſt deren Ergebniß uns nicht bekannt geworden. Daß die Verbreitung fremder Orakel der Regierung nicht gleichgültig ſein konnte, zeigt z. B. der Fall, daß man nach dem Brande Roms in der Hauptſtadt einen Vers über Nero kolportirte, nach welchem „als letzter der Aeneaden ein Muttermörder herrſchen ſollte“.[45]

Nun beginnt im römiſchen Reiche die „orakelfrohe Zeit“, wo Apollos Ohren faſt taub wurden vom Geſchrei der Frager, wo neben den großen Tempeln auch Ehrenmänner aller Art ihr Brot fanden, von denen Lucians Lügenprophet Alexander noch nicht der ſchlimmſte war. In dieſer Zeit erkennt auch ein Tacitus an, daß manche von den Prodigien wirkliche Vorbedeutung haben, und, obwohl er als Quindecimvir die Art der Orakelbefragung kennen mußte, hat er doch für die verſtändige Zurückhaltung des Kaiſers Tiberius nur ein Wort des Tadels. Auch der Kaiſer Marcus Aurelius ſieht als ſtoiſcher Philoſoph in Träumen und Weisſagungen außerordentliche Offenbarungen der Gottheit. Der Kaiſer Claudius hielt ſchon im

Jahre 47 den Zeitpunkt für gekommen, die Säkularſpiele von neuem zu begehen, obwohl doch ſeit der Feier unter Auguſtus erſt 63 Jahre vergangen waren. Von anderen Grundſätzen ausgehend, als die Gelehrten des Auguſtus, glaubte er das Jahr 800 nach Gründung der Stadt damit feiern zu müſſen, und mit Berufung auf ihn haben die Spiele auch im Jahre 900 und 1001 der Stadt ſtattgefunden, d. h. 147 und 248 nach Chr. Da zogen nun im Jahre 47 die Boten des Claudius durch das Land und luden nach altem Brauche zum Feſte, „das Niemand geſehen hätte und niemand wieder ſehen würde", aber dieſes Mal waren ſeit dem vorigen Male erſt 63 Jahre verfloſſen, ſo daß Manche den Herold verlachten und ſelbſt einige Schauſpieler bei einer zweiten Feier mitwirkten. Die von der claudianiſchen verſchiedene Berechnungsweiſe des Auguſtus hat dann auch anderen Kaiſern das Anrecht auf eine Säkularfeier gegeben, und eine ſolche hat nach dieſer Methode, freilich auch nicht ganz regelmäßig, in den Jahren 88 und 204 ſtattgefunden und iſt im Jahre 304 wenigſtens vorbereitet. Außerdem hat noch Gallienus im Jahre 262 die Spiele nach eigener Berechnung gefeiert. Bei allen Feiern ſind die ſibylliniſchen Bücher gefragt, da die Verwalter derſelben unter dem Vorſitz des Kaiſers ſie zu leiten hatten.[46]

Nach dem Brande Roms hat Nero die Bücher aufſchlagen laſſen und auf ihren Rath allerlei Opfer, auch eine dem alten Lektiſternium ähnliche Feier angeordnet. Sonſt hören wir wenig davon, bis im dritten Jahrhundert die Angriffe von Norden und Oſten, vereint mit der Vielherrſchaft ſchnell wechſelnder Soldatenkaiſer das Reich erſchütterten. Da ſind ſie unter Gordianus III. (238—244) nach einem Erdbeben, unter Gallienus (253—268) bei einer Peſt befragt, und Claudius II. ſoll ſich auf ihren Rath ſelbſt für das Wohl des Reiches geopfert haben, um die von den Gothen drohende Gefahr ab-

zuwenden. Unter seinem Nachfolger wurde wieder ein Antrag auf Befragung der Bücher gestellt, weil die Germanen das Reich bedrohten, aber von den christlichen Elementen im Senat wurde er zunächst abgelehnt, bis Aurelian erzürnt den Antrag wiederholen ließ und dann feierliche Prozessionen und Opfer auf den Rath der Bücher abgehalten wurden. Nachher sind sie wieder geöffnet, als Maxentius im Jahre 312 Rom verließ, um beim Ponte Molle den Kampf gegen Konstantin aufzunehmen. Zweideutig soll der Bescheid gelautet haben, an diesem Tage werde der Feind Roms umkommen.[47] Es verstand sich von selbst, daß unter Constantin und seinen nächsten Nachfolgern die Befragung unterblieb. Vermuthlich ist der Kaiser bis zum Jahre 382 auch der Vorsteher des sibyllinischen Kollegiums geblieben, wie er noch immer der Oberpriester war, aber die Befragung der Orakel war schon von Konstantin verboten, und nach ihm untersagte im Jahre 357 ein strenger Erlaß alle Art heidnischer Hellseherei. Während jedoch kostbare Geräthe und Bilder aus den heidnischen Tempeln schon zahlreich in den Schmelzofen wanderten, waren die Orakel durch die Werthlosigkeit ihres Schreibstoffes wenigstens gegen die Habgier der Christen geschützt, und unter der heidnischen Regierung Julians tauchen sie deshalb noch einmal auf. Bei einem Brande des Tempels am 30. März 363 sind sie noch mit vieler Mühe gerettet, und sollen den Kaiser noch gewarnt haben, die Reichsgrenzen zu verlassen. Nachdem Julian im fernen Osten gefallen war, trat zunächst Religionsfreiheit ein, bei der die Priesterämter und Ceremonien fortbestanden. Dann verbot Theodosius jede Art des Götzendienstes bei schwerer Strafe, und als Stilicho im Jahre 405 in den Krieg gegen die germanischen Scharen unter Radagais auszog, verbrannte er die Bücher vor dem Ausmarsch. Es scheint, als wollte er damit die letzten Hoffnungen mancher Römer, durch fremde Hülfe das Heidenthum

wiederherzustellen, ausrotten, und wirklich verwünscht nach einigen Jahren der Heide Rutilius Namatianus diese unselige That, durch die er das Unterpfand für die Ewigkeit des Reiches vernichtet habe. Sie sei schlimmer als Neros Muttermord, denn dieser habe seine sterbliche Mutter, Stilicho in den sibyllinischen Büchern „die unsterbliche Mutter der Welt" getödtet.[48] Die später erwähnten Orakel sind die uns noch erhaltenen christlichen und bleiben hier unberücksichtigt.

Wenn die sibyllinischen Bücher von Anfang an die Einführung griechischer und später asiatischer Gottheiten anordneten, so kamen sie damit einem inneren Bedürfnisse entgegen, das die vom patrizischen Gottesdienste ausgeschlossenen Plebejer und die große Menge der Unterworfenen empfanden. Wohl konnten die Römer auf vielen anderen Wegen die griechische Gottesverehrung kennen lernen, durch den Handel mit den Griechen, die Einwanderung griechischer Bewohner und die Sklaven in ihren Häusern. Aber zur Geltung im Staate kam sie erst durch die sibyllinischen Bücher, deren Verwalter von Amts wegen für die fremden Kulte zu sorgen hatten, wie die Pontifices für die altrömischen. Der Konsul Tiberius Gracchus hat einmal einen Einspruch der Eingeweideschauer entrüstet als eine Einmischung von „Tuskern und Barbaren" zurückgewiesen. Mit diesem Einwande ließen sich sibyllinische Orakel nicht abfertigen, denn was in ihnen verordnet war, galt als Ausspruch einer griechischen Prophetin, für den doch die angesehensten Römer in jedem Falle mit verantwortlich waren. Ihrer politischen Klugheit war es überlassen, aus den Büchern das ihnen gut Scheinende auszuwählen, zu erklären und — durch Neudichtungen zu ergänzen. Rom mochte durch die Habgier seiner Großen die fremden Länder noch so sehr bedrücken; erträglich war seine Herrschaft, weil es die Religionen der Unterworfenen duldete und sich nicht in prinzipiellen Gegensatz zu ihnen stellte,

wie ſpäter zu den Juden und den Chriſten. In dieſer Beziehung hat die Verwaltung der Bücher den Staatsmännern und Feldherren zur Seite geſtanden und vorgearbeitet. Noch ehe das erſte römiſche Heer die Balkanhalbinſel betrat, hatten die Römer das griechiſche Zwölfgötterſyſtem neben dem ihrigen aufgenommen, und die beſiegten Griechen dienten keinem barbariſchen Volke, ſondern einem Volke mit griechiſcher Religion. Noch ehe die Römer an die Eroberung von Kleinaſien gingen, hatten ſie ſich zur Verehrung der phrygiſchen Göttermutter entſchloſſen, und das Orakel hatte ſie auf die Hülfe der Trojaner verwieſen. Und ehe Pompejus ſeinen Eroberungszug durch Aſien begann, hatte die Sammlung in Rom eine zeitgemäße Umwandlung erlebt, ſo daß ſie ſelbſt den monarchiſchen Abſichten Cäſars eine Stütze bieten konnte. Man kann nicht ſagen, daß der griechiſche Kultus den römiſchen verdrängt habe, denn noch immer behauptete Janus die erſte, Jupiter die höchſte Stelle unter den Göttern; aber wenn der alte Kato klagte, daß durch die griechiſchen Kunſtwerke die Achtung vor den altrömiſchen verloren gehe, ſo hätte er dasſelbe von den Göttern ſagen können. Die Vielheit der Götter erleichterte das Beherrſchen fremder Völker, doch ſanktionirte ſie auch bei den Gebildeten den Unglauben und verleitete das Volk zu einer weitgehenden Verflachung des religiöſen Gefühls und zum Aberglauben; damit war die Zerſetzung des Heidenthums und die Empfänglichkeit für das Chriſtenthum vorbereitet.[49]

Die grundſätzliche Feindſchaft der jüdiſchen und chriſtlichen Orakel gegen den römiſchen Staat hat dieſen gehindert, nach der Verbrennung der heidniſchen Sammlung jenen offizielle Geltung zu gewähren. Die erſten Chriſten dagegen haben dieſen letzten Sibyllen-Dichtungen großes Intereſſe entgegengetragen und aus den angeblich uralten Gedichten den oft wiederholten Beweis erbracht, daß die Sibyllen eine Ahnung

von „Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, dem gekreuzigten Heiland,“ hatten. Die vierte Ekloge Vergils that dann noch das Ihrige, um den unverdienten Ruhm der Sibyllen als vorchriſtlicher Prophetinnen zu erhöhen; deshalb hat auch die Oſterchronik ihre Zahl auf zwölf abgerundet, wie die der Propheten und Apoſtel, und an der Seite Vergils iſt auch die Sibylle zu Weihnachten in die chriſtlichen Kirchen eingezogen. Mit den verchriſtlichten Sibyllen hat ſich auch die Kunſt ſchon im Mittelalter viel beſchäftigt, und aus dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſtammen die Bilder an der Decke der ſixtiniſchen Kapelle und in der römiſchen Kirche S. Maria della Pace. Hier hat ſie Raffael als anmuthige Frauen dargeſtellt, die durch Engel die Offenbarung erhalten, dort Michelangelo, mit Büchern in den Händen, wie ſie, in ernſte Betrachtung verloren, durch ihre Erhabenheit Ehrfurcht gebieten.[50] Nicht ſo anziehend zeichnet uns der römiſche Dichter die Alte von Cumä, welche dem Aeneas Roms künftige Größe vorausgeſagt hat, die alle Leiden und Plagen des römiſchen Volks vorher wußte, aber auch die Mittel angab, ſie zu überſtehen. Sehen wir von den faſt mythiſchen Frauen ab, welche zuerſt Sibyllen hießen und den ſpäteren Orakelſammlungen den Namen geben, ſo hat bei der Entſtehung aller Orakel weniger göttliche Begeiſterung eine Rolle geſpielt, als kluge Berechnung, und ſelbſt ihre Prophezeiungen beſchränken ſich faſt ganz auf bereits Geſchehenes. Soll uns nun bei ihrer Beurtheilung allein der Gedanke leiten, daß ihre Verfaſſer unter fremder Maske durch Täuſchung des Volkes ihre Zwecke zu erreichen ſuchten? Schwerer, ſcheint mir, wiegt der bei Heiden, Juden und Chriſten unverkennbare Wunſch, in den Tagen der ſchwerſten Bedrängniß ihrem Volke Hoffnung, ſichere Ausſicht auf göttlichen Beiſtand zu geben. Das haben die Verfaſſer der römiſchen Bücher erreicht, und durch die rechtzeitige Verbreitung fremder Religionen und griechiſcher Bildung

haben ſie lange Zeit an der Begründung und Erhaltung des Weltreiches mit gewirkt. Daß dann bei der Menge der Götter die Ehrfurcht vor dieſen aus den Herzen verſchwand und das Volk ſich ſchließlich dem tollen Schwindel ägyptiſcher und ſyriſcher Kulte hingab, haben ſie nicht gewollt, aber doch mit verſchuldet, und ſo haben ſie durch ihr Thun den Verfall der römiſchen Staatsreligion vorbereitet und damit den Untergang des antiken Heidenthums gefördert, deſſen Fall auch ſie nicht überleben ſollten.[51]

Anmerkungen.

[1] In der Bibliotheca Graeca von Fabricius und Harles, I[4], 281—284, ſind viele Erklärungsverſuche zuſammengeſtellt, von denen die meiſten kaum ernſthaft zu nehmen ſind. Im Altlateiniſchen bei Naevius (116) iſt persibus = valde sciens. Im Griechiſchen hat der Name des verſchlagenen korinthiſchen Königs Siſyphos eine ähnliche Bedeutung. Vergl. Max Müller, Wiſſenſchaft der Sprache, Deutſch von Böttiger, 1863, 346, Anm. 24; Vaniček, Etymolog. Wörterbuch der Lat. Sprache, 1881, 297; Saalfeld, Tensaurus Italograecus, 1884; O. Gruppe, Die griechiſchen Kulte und Mythen, I, 1887, 675. Die Stellen für Sibulla und Sibullinus bei Georges, Lex. der Lat. Wortformen, 1889.

[2] Heraklit (535—475 v. Chr.) bei Plutarch, De Pythiae oraculis, 6. ed. Dübner I, 484, 29, bezieht ſich ſicher nicht auf die Pythia, ſondern auf die Sibylle. Euripides, Trag. Gr. fr., ed. Nauck, p. 573, nennt ſie in der Lamia (?) und läßt ſie aus Libyen ſtammen (wegen der Abſtammung von Libylla?). Ariſtophanes, Pax, 1095, 1116. Plato, Phaedrus, 244 B. Das Selbſtzeugniß der delphiſchen Sibylle bei Plutarch, De Pythiae oraculis, 9.

[3] E. Maaß, de Sibyllarum indicibus. Greifswald 1879. Auch an anderen Stellen viel benutzt.

[4] Euſebius, ed. Schoene II, 82, 84. Die Stelle verdient Beachtung, wenn ſie auf Apollodor und Eratoſthenes zurückgeht. Maaß, S. 59. Augustinus de civ. dei., 18, 24, meint dieſelbe Zeit, wenn er die erythräiſche als Zeitgenoſſin des Romulus, die ſamiſche als die des Numa und Manaſſe bezeichnet. Entſtanden ſein wird die Datirung dadurch, daß nach Eratoſthenes' Meinung ein auf Aegypten bezügliches Orakel um 740,

ein auf Samos bezügliches um 708 geschrieben sein mußte. Schiffbau der Samier um das Jahr 704. Thukydides 1, 13. Ueber die samische vergl. Klausen, Aeneas und die Penaten, I, 239; Susemihl, Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit, I, 1891, 424 n. 78b.

[5] Pausanias 10, 12, 3—7; Stoll bei Roscher, Lexikon der griech. u. röm. Mythologie, I, 2440; Klausen I, 232. B. Head, Historia numorum, 1887, 499. Auch Münzen von Gergis in der Troas zeigen die Sibylle, während sie sich auf denen von Samos nicht findet. Seite 472 und 517.

[6] Daß in Thyatira in der Zeit, wo die Offenbarung Johannis entstand, die hebräisch-chaldäische Sibylle Sambethe ein Heiligthum hatte, zeigt E. Schürer, Die Prophetin Isabel in Thyatira. Theolog. Abhandlungen, Carl von Weizsäcker gewidmet, 1892, S. 37. Die Inschrift veröffentlicht Buresch in der Wochenschrift für klass. Philologie, 1891, S. 1040. Eine Felsgrotte mit einem Quell auch im Sibyllengrabe in der Troas. Pausanias 10, 12, 6. Aehnlich im apollinischen Heiligthum von Klaros. Buresch, Klaros, 1889, 29.

[7] J. Geffcken, Timaios' Geographie des Westens. 1892, 145. Vergils Aeneis 6, 42. Apollinarios von Laodicea = Pseudo-Justini cohortatio ad gentiles, 37. Die Namen sind: bei Vergil Deiphobe, in den mirabiles auscultationes (Geffcken, S. 145) Melankraera, sonst Amalthea, Taraxandra. Der Name Herophile weist auf Gleichsetzung mit der Erythräerin hin. Anonymus bei Rzach, S. 4, Z. 37. Naevius nennt sie die cimmerische Sibylle. Ettig, Acheruntica, 1891, 355. Der eherne Krug bei Petronius 48, der steinerne bei Pausanias 10, 12, 8. Martianus Capella I, 7 erwähnt auch ihre von Moder und Motten zerstörten Priesterbinden. Die Geschichte von dem Briefe bei Servius ad Aen. 6, 321, vermuthlich nach Varro und weiter ausgeschmückt in Ovids Metamorphosen 14. 144. Der Frauenkopf auf Silbermünzen von Cumä stellt die Sibylle oder die Sirene Parthenope dar. Head, 36.

[8] Bruchstücke altkampanischer Vasen sind unter den ältesten Theilen der römischen Stadtmauern gefunden; vergl. Weise, im Rheinischen Museum, 38, 553. In dem wahrscheinlich aus Varro genommenen Bericht bei Dionysius Hal. 4, 62, ist eine beliebige alte Frau mit übermenschlichen Kräften gemeint. Ebenso bei Gellius 1, 19. Bei Lactantius, Instit. 1, 6, und dem Anonymus bei Rzach, Z. 43, ist es die cumanische Sibylle selbst, der geforderte Preis 300 Goldstücke.

[9] J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung, III, 1878, 364 ff.; Dionysius 4, 62. Die Duumvirn erwähnt zum Jahre 899 v. Chr. Livius 5, 13, 6, derselbe in Buch 42, 2, 6 zum Jahre 173 den schriftlichen Bescheid. Die Kooptation erwähnt Livius 40, 42, 13 zum Jahre 180.

Die feierliche Aufforderung zum Befragen der Bücher wird erst bei dem Jahre 271 n. Chr. erwähnt, ist aber jedenfalls älter. Flavii Vopisci vita Aureliani, 19. Tacitus, Annales 6, 12. Gellius 4, 1, 1.

[10] Hermann Diels, Sibyllinische Blätter. 1890, hat die Anregung zu dieser Arbeit gegeben und ist an vielen Stellen benutzt.

[11] Livius 25, 1, 12 und 25, 12. Macrobius 1, 17, 28 hat wesentlich den livianischen Bericht, spricht aber von zwei Rollen marcianischer Orakel, während bei Livius nur zwei Orakel bestimmt zu erkennen sind. Ob die Aufnahme in die sibyllinische Sammlung schon vor dem Brande erfolgte, ist aus Servius, ad Aen. VI, 72 nicht bestimmt zu erkennen. Wenn es nur die beiden bereits bekannten Orakel waren, hatten diese nach dem ersten Gebrauche nur Affektionswerth. Uebrigens müßte das Original, wenn es im Jahre 212 in die Sammlung kam, im Jahre 83 mit verbrannt sein.

[12] Die beiden Orakel sind um das Jahr 137 n. Chr. von Phlegon, einem Freigelassenen Hadrians, aufgezeichnet, in einer Heidelberger Handschrift überliefert, seit dem Jahre 1568 wiederholt gedruckt, aber erst von Diels dem Verständniß erschlossen und neu herausgegeben. Die Veröffentlichung eines Orakels im Jahre 57 bei Dio Cassius 39, 15. Die schriftliche Bekanntmachung des Rathes im Jahre 173 bei Livius 42, 2, 6.

[13] Diels, S. 56, 57 u. 115. Niebuhr, Römische Geschichte, I [3], 414. Klausen, I, 211 u. 335. Ueber die Größe der *πέταλα*: Mittheilung des Herrn Professor W. Wattenbach. Vergil, Aeneis III, 444. Servius, ad Aen. III, 444, VI, 74.

[14] Das Etymologicum Magnum, p. 147, 37, citirt den iambischen Sibyllenvers *Ἀρὴ τρίπυργος ἔσσετ' εὐδαίμων πόλις*. Die Stelle über Homer in den Oracula Sibyllina III, 419—425. Diels, S. 56 -76 über die metrische und sprachliche Form.

[15] Diels, S. 25—37, 111—115. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur, 1891, 336. Graf in Paulys Real-Encyklopädie, I, 1894, 1200. Dionysius Hal. 4, 62, 6. Cicero, de divinatione 2, 111 u. 112. Zeitbestimmung des Periegeten Dionysius, Christ, Gr. Lit. S. 573.

[16] E. Fehr, Studia in oracula Sibyllina, Upsalae 1893, 39. Aeneis 6, 83—97. Tibull 2, 5, 89—64. v. Wilamowitz-Moellendorff in der Ausgabe von Euripides' Herakles, I, 29. Krumbacher und Diels, a. a. O. Laertius Diogenes 5, 93. Susemihl, Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit, I, 72.

[17] Cicero, De divinatione 2, 110. Aristophanes' Ritter, übersetzt von Droysen, 197.

[18] Livius 22, 9: Pervicit ut, quod non ferme decernitur, nisi cum tetra prodigia nuntiata sunt, decemviri libros Sibyllinos adire juberentur. Th. Mommsen in der Vorrede zu Jahns Julius Obsequens. Luter-

bacher, Der Prodigienglaube und Prodigienstil der Römer, 1880, wo das ganze Material geordnet ist. Diels, S. 84. Cicero, De natura deorum 2, 7 und 2, 14, eine ziemlich vollständige Aufzählung der verschiedenen Arten. Livius 43, 13, 2. Vergl. die Einleitung zum Livius von Weißenborn, I⁷, 18.

[19] Luterbacher, S. 11 und 18. Livius 5, 14, 3: Hiemem prodigiis divinis similem; 10, 47, 6: Portento jam similis clades erat (bei der Pest im Jahre 293); 4, 25, 3. Obsequens 18. Livius 25, 12, 9: Vomica quae gentium venit longe. Dionysius Hal. 4, 62, 5. Livius 22, 62.

[20] Polybius 3, 112, 8. Livius 22, 1.

[21] Livius 24, 10; 27, 11; 27, 37: Daß die sibyllinischen Bücher befragt wurden, zeigt die Erwähnung der Decemviri. Ansprechend ist die Vermuthung von Diels, daß Fabius Pictor der Verfasser sei.

[22] Livius 3, 10, 7; 5, 14, 4; 25, 12, 10. Diels, S. 113 und 115. Haubold, De rebus Iliensium, 1888, 24 und 27. Livius 38, 45. Diels, S. 17, 1.

[23] Marquardt III, 180. Bei Diels, S. 55 und 90 ff., der Beweis, daß es sich hier um die von Livius 27, 37 erwähnten Opfer und Prozessionen handelt und daß das dort genannte Jungfrauenlied das in Vers 16 des Orakels vorgeschriebene ist.

[24] Wackermann, Ueber das Lektisternium, Programm von Hanau, 1888. Das erste Lektisternium 399 bei Livius 5, 13. Das zweite nicht erwähnt. Das dritte 364 bei Livius 7, 2, 2. Das vierte 348 bei Livius 7, 27, 1. Das fünfte 326 bei Livius 8, 25, 1. Vergl. Zöller in Müllers Jahresbericht, Bd. 73, S. 254. Die Beschreibung der Feier bei Livius 5, 13, 6—8. Die Ueberlieferung überhaupt, besonders aber die der Prodigien, ist vor dem Jahre 249 sehr unzuverlässig. Bernays, Abhandlungen, II, 307.

[25] Wackermann, S. 11 ff. Livius 21, 62, 8—9: eines in Cäre, ein anderes in Rom für Juventas. Livius 22, 1, 18 für Juno; 22, 1, 19 am Tempel des Saturn. Die Worte postremo Decembri jam mense sind verdorben und enthalten den Namen der decemviri. Klausen I, 282. Odyssee 8, 266 ff. Lukretius I, 31 ff. Die Beschreibung bei Livius 22, 10, 9. Es sind dieselben Götter, wie bei Ennius 45:

Juno Vesta Minerva Ceres Diana Venus Mars
Mercurius Jovis Neptunus Volcanus Apollo.

Nach dem Brande Roms erwähnt Tacitus, Annalen 15, 44, Sellisternien, die nur von Frauen begangen wurden.

[26] Dionysius Hal. 6, 17, 3. Tacitus, Annalen 2, 49, 1. Plinius 35, 45, 154. Detlefsen, De arte Romana antiquissima, 1867, S. 10. Diels, S. 81, 1. Livius 3, 55, 8.

[27] Prellers römische Mythologie, 3. Aufl., von H. Jordan, I, 303, II, 242. Marquardt III, 368, 5; 361, 7. Plutarch, Cato minor, 4. Hecker, De Apollinis apud Romanos cultu, 1879, 41 und 46. Livius 4, 25, 3; 10, 47, 7. Im Jahre 180 die drei Heilgötter Apollo, Aesculapius und Salus (Hygiea): Livius 40, 37, 1. Macrobius 1, 17, 25. Festus, p. 326. Die Spiele im Jahre 211 Livius 26, 23, im Jahre 209 Livius 27, 11, im Jahre 208 Livius 27, 23. Die Feier der Spiele seitdem am 13. Juli. Marquardt III, 370, 1. Vergl. Anm. 51.

[28] Livius 29, 10. Ovids Fasten 4, 259—264. Die Geschichte ist so oft erzählt und abgebildet, daß Claudia fast in den Ruf einer Heiligen gekommen ist. Preller-Jordan II, 58, 1; 60. Anders Hoffmann, S. 93.

[29] Preller-Jordan I, 118. Dio Cassius, ed. Dindorf, vol. I, p. 40. Orosius 4, 13. Plutarchs Marcellus 3. Livius 22, 57. Plinius 28, 12.

[30] Drumanns Römische Geschichte, II, S. 460, oder Fischers Zeittafeln, S. 185. Maaß, S. 32 u. 78. A. Goethe in der Ausgabe von Ciceros De natura deorum, S. 10 u. a. De natura deorum 1, 61 und 3, 5.

[31] Marquardt III, 339, 6. Lactantius 1, 6, 14. Das Jahr ist durch den Namen des Consuls Curio bestimmt.

[32] Lactantius, Inst. div. 1, 6. Maaß, S. 31 ff. Susemihl, II, 356, 360. Pausanias 10, 12. Der Name der libyschen ist ausgefallen, aber mit Sicherheit zu ergänzen. Maaß, S. 21 ff. und im Hermes 18, 332 ff.

[33] Von den Oracula Sibyllina sind Buch 1—8 von Sixtus Birken (Xystus Betulejus) 1545, Buch 11—14 von Angelo Mai (1817—1828) herausgegeben. Buch 9 und 10 fehlen. Die Ausgabe von Alexandre war mir nicht zugänglich. Benutzt ist der noch sehr verderbte Text und die Uebersetzung von J. H. Friedlieb, 1852, und der sehr lesbare, aber vielfach allzu sehr geglättete von A. Rzach, 1891. Vergl. Heinrich Ewald, Entstehung, Inhalt und Werth der sibyllinischen Bücher, Abhandlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 8. Bd., 1860. Historisch-philologische Klasse, S. 43. Emil Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, II, 1886. Fehr, vergl. Anm. 16. Gruppe, Die griechischen Kulte, I, 675—701.

[34] Cicero, De natura deorum, I, 38 und 119. Susemihl, I, 71. Wachsmuth, Einl. in d. Studium der alten Geschichte, 1895, 334. Rzach, S. 258—272, zählt zu den 710 Versen des ältesten Orakels 350 Parallelstellen aus Homer auf. Mögen auch manche etwas weit hergeholt sein, so ist doch die homerische Färbung damit zahlenmäßig festgestellt.

[35] Susemihl I, 9 und 452. Besonders die klare Inhaltsangabe bei Schürer, II, 794 ff.

[36] 1. Makkabäer 15, 16—24. Schürer, II, 495, setzt den Brief in die Zeit 139—138. Fehr, S. 93.

[37] Die Stellen sind bei Rzach zu III, 414 angeführt.

[38] Dionysius Hal. 4, 62, 6. Tacitus, Annalen 6, 12. Lactantius 1, 6. Tibull 2, 5, 65 ff. Vergils Aeneis 7, 82—106 läßt auch das Orakel der Albunea schon zu Aeneas' Zeit benutzt sein. Daß die Sprüche der Albunea und der Begoe vor dem Brande der Sammlung einverleibt sein sollen, ist bei Servius, ad Aen. 6, 72, nicht überliefert und höchst unwahrscheinlich, weil sie dann auch mit verbrannt wären. Die Sage bringt Albunea auch mit Augustus zusammen. Marquardt III, 340. Müller-Deecke, Etrusker II, 30 ff. Cuno, Vorgeschichte Roms, II, 1888, 132. Auch das interessante Bruchstück der Begoia (= Begoe), welches in den Schriften der römischen Feldmesser (von Blume und Rudorff, 1848, S. 350) steht, enthält das Gebot, die Grenzsteine nicht zu verrücken, in der Form eines Orakels. Uebersetzt bei Preller-Jordan 1, 256. Ueber den Blitz als Prodigium vergl. Luterbacher, S. 13.

[39] Cicero, Ep. ad fam. 8, 4, 1 vom 1. August 51. Cassius Dio 42, 51, 6. Tibull 2, 5 begrüßt den Messalinus als Quindecimvirn. Vielleicht stammen zwei von den drei bei Plinius 34, 5, 11 erwähnten Sibyllenstatuen von Messalinus' Vater Messala, denn im Jahre 172, vergl. Livius 42, 28, 13, ist die Dreizahl noch nicht gut zu erklären. Auch Tacitus, vergl. Annalen 11, 11, war Quindecimvir. Marquardt III, 369, 1.

[40] Drumann II, 531. Sallust, Cat. 47. Plutarch, Cicero 17. Florus 2, 128. Diels, S. 40. Fehr, S. 61. Oracula Sibyllina III, 52, V, 51, VIII, 65.

[41] Drumann II, 537. Klausen I, 281. Plutarch, Caesar 60. Sueton, Caesar 79. Cicero, De divin. 2, 110. Oracula Sibyllina VIII, 167—169; III, 286.

[42] Marquardt III, S. 370 ff. Gruppe, S. 687 ff. Fehr, S. 24. Oracula Sibyllina III, 619—623, 743—747, 787—795.

[43] Preller-Jordan I, 307. Hecker, S. 31. Propertius 3, 29, 11. Symmachus im Brief 4, 94 vom Jahre 395 (S. 110). Claudianus, De bello Pollentino, ed. Birt, p. 268. Sueton, Octavianus 31.

[44] Diels, S. 127. Marquardt III, 374. Der unbestimmt gehaltene Schluß, welcher von der Herrschaft der Römer über Latium spricht,

hat den Anlaß dazu gegeben, daß man den Bundesgenossenkrieg für die Entstehungszeit hielt. Wahrscheinlich ist es unter Augustus, im Jahre 23 oder 17, gedichtet.

[45] Tacitus, Ann. 1, 76; 2, 54. Justin, Apol. 1, 44, ed. Otto I, 106. Tacitus, Ann. 2, 85. Schürer II, 506. Cassius Dio 57, 18. Tacitus 6, 12. Cassius Dio 62, 18. Fehr, S. 54 ff. bespricht die auf den Antichrist Nero zu deutenden Stellen der christlichen Orakel.

[46] Karl Bureſch, Klaros, 1889, 39. Wetzstein, Die Wandlung der stoischen Lehre. Neustrelitz, 1894, 13. Tacitus, Ann. 12, 64; 11, 11; 1, 76. Die Stellen für die Feier der Säkularspiele nach Marquardt, III, 374.

[47] Tacitus, Ann. 15, 44. Peter, Scriptores hist. Augustae, II, 46; 78. Aurelius Victor, De viris illustribus 34, 3, widerspricht dem Bericht des Trebellius Pollio, c. 12, bei Peter II, 131. Nach Dahn, Deutsche Urgeschichte, II, 222, 1, ist der Opfertod des Claudius eine späte Sage. Vopiscus bei Peter II, 149. Voraussagung der Regierung des Probus II, 182. Lactantius, De mortibus persecutorum, 44. Seeck, Gesch. des Untergangs der antiken Welt, I, 1895, 126.

[48] Burckhardt, Konstantin d. Gr., 1880, S. 361. Bureſch, S. 44. Die letzten Erwähnungen der Bücher s. in Anm. 43. Rutilius Namatianus II, 51.

[49] Preller-Jordan an mehreren Stellen. Cicero, De natura deorum 2, 11 und 67. Augustinus, De civitate dei 7, 9.

[50] Oracula Sibyllina VIII, 217—250. Die Sibylle im Bamberger Dom, abgebildet bei Bode, Deutsche Plastik, Seite 66. J. Piper, Mythologie der christlichen Kunst, I, 1847, 472—507.

[51] Als die vorliegende Arbeit bereits gedruckt wurde, erschien Emanuel Hoffmann, die tarquinischen Sibyllen-Bücher, Rhein. Museum, 1895. S. 90—113. Verf. beschäftigt sich fast nur mit der ersten Sammlung und kommt zu wesentlich abweichenden Ergebnissen. Den Namen Sibylle erklärt er (aus σιός und dem Stamm von ἱλάσκομαι) = Gottsühnend, Herophile = Todtensühnerin. Er vermuthet in der Sammlung Aufzeichnungen über die nicht-patricischen Kulte, die mit den Tarquiniern nach Cumä und von dort in der ersten Zeit der Republik wieder nach Rom kamen. Dementsprechend sucht er zu zeigen, daß sich die Weisungen nur auf solche Gottheiten bezogen, die längst schon einem Bruchtheile des Volkes bekannt, aber von der Gesamtgemeinde noch nicht anerkannt waren. Für die Einführung der Magna Mater und des Aesculapius ist ihm Ovids Bericht maßgebend. Der Kult Apollos soll mit den Büchern nicht so

eng verbunden gewesen sein, wie man gewöhnlich annimmt, und selbst die Abfassung in griechischer Sprache wird bezweifelt oder doch nur aus dem Mangel einer geeigneten italischen Schriftsprache erklärt. Die Ergebnisse von Diels berücksichtigt er nicht. Nach S. 106, 1 ist bei mir nachzutragen die aus der Zeit des Claudius stammende Inschrift bei Mommsen, Corpus Inscr. Lat. X, 1, nr. 797.

Einladung zum Abonnement

auf die

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

In 29 Jahrgängen bereits 696 Hefte erschienen.

Neue Folge, X. Jahrgang. (Heft 217—240 umfassend.)

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennig.

In dem X. Jahrgang werden u. a., Abänderungen vorbehalten, erscheinen:

Guntram Schultheiß (München), Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs.
E. Roth (Halle), Ueber einige Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen übermäßige Verdunstung.
H. Gruber (Berlin), Theodor Körner in Wahrheit und Dichtung.
Ballhorn (Görlitz), Die Venus von Milo.
Th. Achelis (Bremen), Friedrich Nietzsche.
Henrick Goldschmid (Leipzig), Baronin von Marenholtz-Bülow.
Paul Richter (Coblenz), Kloster Laach.
W. Roesch (Heilbronn), Demosthenes.
C. Mutke (Breslau), Geschichte der Breslauer Messe.
Nover (Worms), Hans Sachs.
Kossmann (Berlin), Lord Nelson und Herzog Franz Caracciolo.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Von der Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" mit der **goldenen Medaille** ausgezeichnet.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach.**

**Die Serie, 24 Hefte umfassend, kostet 12 Mk.,
also jedes Heft nur 50 Pf.**

Die Serien I.—XX. (Jahrgang 1866 bis 1885, Heft 1—580) und N. F., Serie I.—IX. (Heft 1—216 umfassend) sind nach wie vor zum Subskriptionspreis, Serie I., à Mk. 13.50 geh., Mk. 15.50 gebunden in Halbfranzband, Serie II.—XX. und N. F. I.—IX. à Mk. 12.— geh., à Mk. 14.— in Halbfranzband gebunden, durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder die Verlagshandlung zu beziehen.

Die „Sammlung" bietet Jedem die Möglichkeit, sich über die **verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen**, und ist vorzüglich geeignet, den **Familien, Vereinen etc.** durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders **hervortretenden wissenschaftlichen Interessen** unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche**

Die
ſibylliniſchen Bücher in Rom.

Von

Dr. Karl Schultetz,
Oberlehrer in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

5187041
APR 2 '76 H

MAR 3 ..22.

APR 12 1945

~~DUE SEP 1 '50~~

~~JUL 21 '58 H~~